Illustrierte Geschichte Deutschlands

Ewiger Bund

https://www.ewigerbund.org

Vaterländischer Hilfsdienst

https://www.hilfsdienst.net/

Illustrirte Geschichte
Deutschlands

Ans Vaterland, ans teure schließ' Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft.

H. Tischler.

Illustrierte Geschichte Deutschlands

Von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart

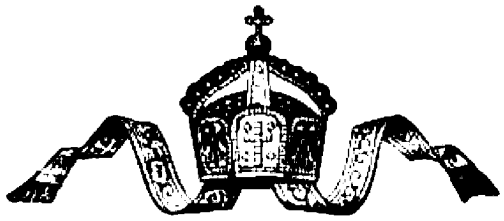
von

Theodor Ebner.

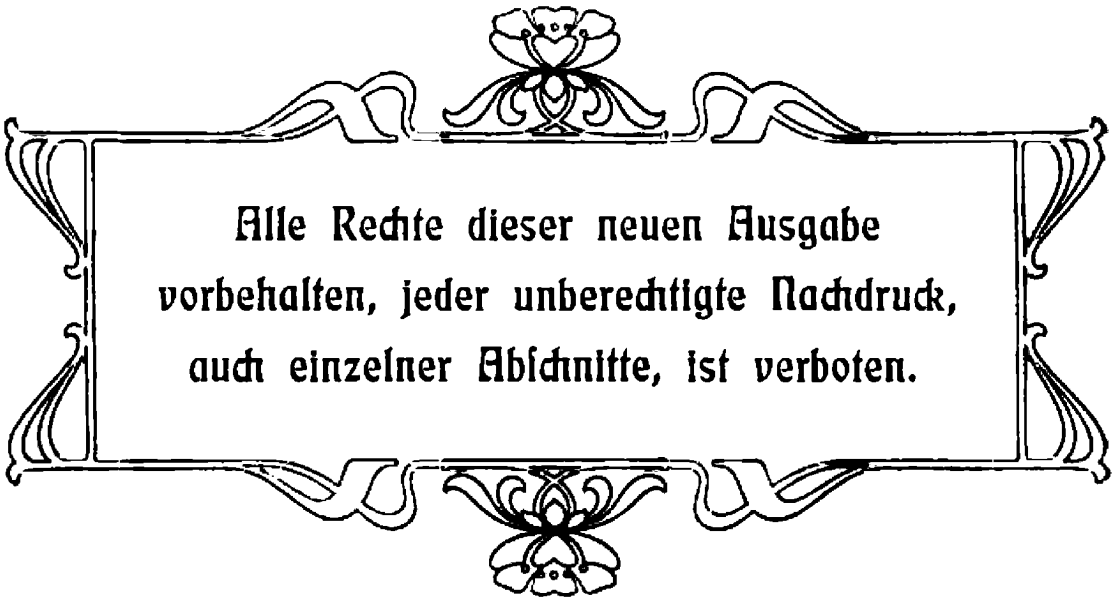
Mit 215 Illustrationen und 22 Kunstbeilagen
nach Originalen berühmtester Künstler

u. a.:

Franz Adam E. Becker G. Bleibtreu W. Camphausen
Chodowiecky F. Defregger Faber du Faur E. Häberlin
Emil Hünten W. v. Kaulbach A. Canghammer
F. von Lenbach A. von Menzel E. Meissonier E. Neuhaus
E. Richter Tizian H. Vernet A. von Werner



Verlagsdruckerei „Merkur", G. m. b. H., Berlin S. O. 16.
1905.



Alle Rechte dieser neuen Ausgabe
vorbehalten, jeder unberechtigte Nachdruck,
auch einzelner Abschnitte, ist verboten.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Einleitung IX

Urgeschichte der Deutschen bis zum Beginn der Völkerwanderung 1

Die ersten Kämpfe 1
Cäsar und die Germanen 4
Das römische Kaisertum und die Germanen. Die Schlacht im Teutoburger Wald . 5
Bis zur Völkerwanderung 16
Die Kultur der alten Germanen 18

Die Völkerwanderung 38

Die Hunnen und das Gotenreich 38
Attila 41
Das Ende des weströmischen Reichs 44
Theoderich der Große und seine Zeit 476—526 46
Das Ende des Vandalen- und Ostgotenreiches. Die Longobarden in Italien . . . 48

Die Franken und Karolinger 51

Die Gründung des Frankenreichs durch Chlodovech 481—511 51
Chlodovechs Nachkommen 54
Das Reich der Franken und seine Verfassung 57
Das Christentum in Deutschland 60
Karl der Große und seine Zeit 768—814 62
Ludwig der Fromme und die Teilung des Frankenreichs im Vertrag von Verdun 814—843 80
Deutschland unter den Karolingern 843—918 82
Die Kultur unter den Karolingern 85

Seite

Die sächsischen Kaiser 91

Heinrich I. Die Gründung des deutschen Reiches 919—936 91
Otto I. der Große 936—973 97
Otto II. 973—983 103
Otto III. 983—1002 105
Heinrich II. (der Heilige) 1002—1024 108
Die Kultur unter den sächsischen Kaisern 111

Die fränkischen oder salischen Kaiser 117

Konrad II. 1024—1039 117
Heinrich III. 1039—1056 121
Heinrich IV. 1056—1106 125
Heinrich IV. und Gregor VII. 130
Heinrich IV. und die letzte Zeit seiner Regierung 135
Heinrich V. 1106—1125 137
Lothar von Sachsen 1125—1137 140

Die Hohenstaufen in Deutschland 143

Konrad III. 1138—1152 143
Friedrich I. Barbarossa 1152—1190 145
Heinrich VI. 1190—1197 154
Philipp von Schwaben 1198—1208. Otto IV. 1198—1215 156
Friedrich II. 1215—1250 158
Konrad IV. und Konradin, das Ende der Hohenstaufen und das Interregnum 1250 bis 1269 161
Das Interregnum 1268—1273 162
Das geistige Leben unter den fränkischen und hohenstaufischen Kaisern 163

Deutschland nach dem Interregnum 171

Rudolf von Habsburg 1273—1291 171
Adolf von Nassau 1292—1298 177
Albrecht I. von Oesterreich 1298—1308 180
Heinrich VII. 1308—1313 183
Ludwig der Bayer 1313—1347 183
Karl IV. 1347—1378 186
Wenzel 1378—1400 und Ruprecht von der Pfalz 1400—1410 190
Siegmund 1410—1437 und die Hussiten 191
Albrecht II. 1438—1439 194
Friedrich III. 1439—1493 194
Maximilian I. 1493—1519 197
Das deutsche Kulturleben bis zum Ausgang des Mittelalters 205

Seite

Carl V. und die Reformation 221
Der Beginn einer neuen Zeit. Martin Luther 221
Der schmalkaldische Krieg und die Zeit bis zum Augsburger Religionsfrieden 1546—1555 230
Ferdinand I. 1558—1564 236
Maximilian II. 1564—1576 236
Rudolf II. 1576—1612 240
Matthias 1612—1619 242
Die Kultur im sechzehnten Jahrhundert 245

Der dreißigjährige Krieg 259
Der Krieg in Böhmen und Gustav Adolfs Auftreten 1618—1630 259
Gustav Adolf in Deutschland 267
Die Teilnahme Frankreichs am Krieg und dessen Ende 1633—1648 273
Der westfälische Friede 280
Die Folgen des dreißigjährigen Krieges 281
Die innere Verfassung Deutschlands und die Kulturzustände nach dem 30jährigen Krieg 282

Vom großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen 287
Das Emporkommen Preußens 287
Friedrich Wilhelm der große Kurfürst 1640—1688 288
Deutschland bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen 297

Friedrich der Große und seine Zeit 317
Die Jugend Friedrichs des Großen 317
Die Thronbesteigung Friedrichs des Großen 318
Karl VI. Der österreichische Erbfolgekrieg 319
Der erste schlesische Krieg 1740—1742 320
Der zweite schlesische Krieg 1744—1745. 322
Der siebenjährige Krieg 1756—1763 325
Maria Theresia 1740—1780 und Josef II. von Oesterreich 1730—1790 341
Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Krieg 343
Friedrich Wilhelm II., 1786—1797 346

Der Untergang des alten deutschen Reiches 350
Frankreich im Krieg gegen die erste Koalition bis zum Frieden von Campo Formio 350
Friedrich Wilhelm III. von Preußen in seinen Anfängen 354
Deutschland bis zum Frieden von Lüneville 1801 und Reichsdeputations-Hauptschluß 1803 356
Der dritte Koalitionskrieg 1805 363

Seite

Das Zeitalter der Befreiungskriege 370

Der Rheinbund. Preußen bis zum Frieden von Tilsit 370
Preußens Erhebung 380
Oesterreich und Napoleon 389
Preußen und Deutschland bis zum Beginn der Befreiungskriege. Der Feldzug gegen Rußland 393
Die Befreiungskriege 402
Deutschland bis zum Wiener Kongreß 423
Der Wiener Kongreß 429
Die Rückkehr Napoleons und der zweite Pariser Friede 434
Die heilige Allianz 442

Gärungen und Klärungen in Deutschland 445

Deutschland bis zum Jahre 1840 445
Preußen unter Friedrich Wilhelm III. und der Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms IV. 1815—1848 448
Die Revolutionsjahre 1848—1851 449
Die neue Aera in Deutschland. König Wilhelm I. von Preußen 454
Der schleswig-holsteinische Krieg 1864 456

Deutschland in den Jahren 1866—1870 460

Der Krieg von 1866 460
Die Zeit des norddeutschen Bundes 484

Deutschland in den Jahren 1870—1871 487

Der deutsch-französische Krieg 487

Das neue deutsche Reich 577

Kaiser Wilhelm I. 1871—1888 577
Kaiser Friedrich III., 9. März bis 15. Juni 1888 587
Kaiser Wilhelm II. seit 1888 589

Einleitung.

Es war das einmütige Bestreben der an der Herausgabe dieses Werkes Beteiligten, auf gesund nationaler Basis ein Werk zu schaffen, das in jedem deutschen Hause Aufnahme finden, das einem jeden Leser interessanten Stoff zum Nachdenken über die Geschichte unseres Volkes in Vergangenheit und Gegenwart bieten sollte. Das Werk dürfte denn auch beweisen, daß sie ihrer Aufgabe in vollstem Maße gerecht geworden sind. Beginnend mit der Urgeschichte unseres germanischen Volkes, jener Zeit, die im Halbdunkel der Sage uns Gestalten vor Augen führt, wie wir sie uns gewaltiger kaum denken können, schildert die „Illustrierte Geschichte Deutschlands" in prächtigen Bildern das allmähliche Eintreten unseres Volkes in die Geschichte. Wir sehen zum erstenmale Römer und Germanen einander gegenüberstehen, die gewaltige, ungebändigte Naturkraft ringt mit dem durch eine überfeine und verweichlichende Kultur entnervten Volke der Römer, Sieg und Niederlage schwanken von einer Seite auf die andere, aber endlich flutet germanische Kraft wie ein reißender Bergstrom über alle Lande; in der Völkerwanderung, jenem in der Geschichte unseres Volkes einzig dastehenden Ereignis, geht die ganze antike Welt unter, und jung, schön und kräftig erhebt sich der Deutsche über den Trümmern der alten Welt. Freilich ist auch seine Jugend keine friedliche, im Kampf und Streit stärkt er seine Kräfte, und dann erst, als die gewaltige Hand eines Karl des Großen das Zepter ergreift, und mit ihm die Leitung und Führung des deutschen Volkes, bildet er eine in sich abgeschlossene Macht, eine Macht, mit der die Völker ihrer Zeit zu rechnen hatten, wie nicht leicht mit einer andern. Wohl kamen dann auch andere Zeiten des

Zanks und des Haders, in unheilvollem Streit stehen sich Vater und Söhne, Bruder und Bruder gegenüber; ein Geschlecht löst das andere ab; immer aber wieder bricht sich deutsche Kraft und deutscher Mut Bahn durch alle Wirrnisse und Kämpfe. So ziehen an unserem Auge alle die Königsgeschlechter von Karl dem Großen an vorüber: die Franken und die Karolinger, die sächsischen und die salischen Kaiser, und endlich das glänzende Geschlecht der Hohenstaufen. Wir hören aus dem Morgenlande her den Ruf nach Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Heiden ertönen, wir sehen einen Zug um den andern auf der Kreuzesfahrt, und die gewaltigen Stromeswellen reißen einen unserer edelsten Kaiser hinab in den Tod, einen der Hohenstaufen, einen aus jenem glanzvoll unglückseligen Geschlecht, dessen letzter Sprosse durch welsche Tücke und Verrat im blühendsten Jugendalter sein Ende auf dem Schaffot finden sollte.

Noch einmal kommt in Rudolf von Habsburg ein mächtiger Herrscher auf den Thron, dem in rascher Reihenfolge Regenten aus verschiedenen Häusern folgen. Allmählich haben sich auch in der Kirche Wandlungen vollzogen, eine neue Religion findet viel Anhang, aber traurig sind die Folgen. Dreißig Jahre lang wird unser armes Vaterland von Soldaten aller Nationen verwüstet. Dörfer und Städte verschwinden vom Erdboden, Deutschlands Macht ist lahm gelegt. Doch abermals sollte es sich wieder aufrichten, in der Gestalt des großen Kurfürsten erstand ihm ein Retter. Und als dann Friedrich der Große in seinen Kriegen sein Feldherrntalent zeigte, als er sein Land bedeutend vergrößerte, da stand Preußen geachtet und gefürchtet vor allen Nationen da.

Doch wie bald sollte sich das ändern. In Napoleon I. trat nicht nur für Deutschland allein, sondern für ganz Europa ein Feind auf, der in raschem Siegeslauf alles eroberte, aber auch für ihn sollte es anders kommen. Auf den Schneefeldern Rußlands fand er Vergeltung für seine Freveltaten. Und als nun Preußen sich wie ein Mann erhob, als auch der Aermste nicht zurückstand und sein Scherflein mit beitrug, da brach sich deutsche Zähigkeit und deutscher Heldenmut aufs neue Bahn.

Friede trat an Stelle des grausamen Kampfes, langsam heilten die schweren Wunden, die dem Lande geschlagen wurden, langsam richtete sich Preußen wieder auf. Unterdessen war das deutsche Reich sanft und still entschlummert. Zu gemeinsamer Waffentat zogen 1864 Preußen und Oesterreicher aus, um den bedrängten Stammesbrüdern im Norden zu Hilfe zu eilen, zwei Jahre später fochten beide in bedauerlichem Bruderstreit gegen einander; Preußen ging siegreich daraus hervor und erregte dadurch den Neid des alten Erbfeindes Frankreich.

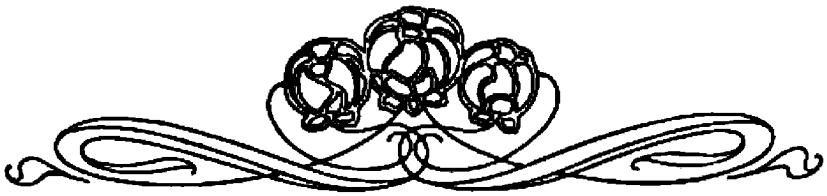
Wieder war es ein Napoleon, der in frevelhaftem Uebermute den Streit vom Zaune brach, aber er sollte sich geirrt haben. Wie ein Mann stand Nord- und

Süddeutschland auf, begeistert zogen die Heere über den Rhein und in rascher Folge wurde der Gegner aufs Haupt geschlagen. Und als dann bei Sedan Napoleon sich mitsamt seiner Armee gefangen gab, da war der Beweis gebracht, daß die Einigkeit im deutschen Volke durch Blut fest geschlossen war. In der alten französischen Krönungsstadt, in der so oft dunkle Pläne gegen Deutschland geschmiedet worden waren, wurde ein neues deutsches Reich errichtet, als dessen erster Kaiser Wilhelm I. proklamiert wurde.

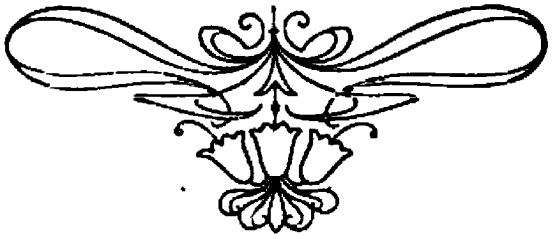
Noch eine Reihe von Jahren segensreicher Regierung waren ihm beschieden, sein Sohn folgte ihm totkrank auf den Thron, den nach nur kurzer Regierungszeit Kaiser Wilhelm II. bestieg.

Das sind die hauptsächlichsten Züge unserer Geschichte und es erübrigt nur noch dem Bearbeiter des Textes, kurz seine Prinzipien darzulegen. Den Begriff eines nationalen Werkes stets im Auge behaltend, glaubte er auch von selbständigen historischen Fassungen absehen zu müssen und dem Leser nur das bieten zu dürfen, was unsere anerkanntesten Historiker der Neuzeit: Dahn, Giesebrecht, Gregorovius, Schlosser, Weber u. a. m., festgestellt und ans Licht gehoben haben. Es war dem Autor auch darum zu tun, die trefflichen Charakteristiken eines Giesebrecht und Weber namentlich über einzelne Persönlichkeiten und Zeitabschnitte einem weiteren Leserkreise bekannt zu machen, da Erfahrung und Beobachtung lehren, daß unsere historischen Klassiker der Neuzeit eben auch nur in einem engeren Kreise von Fachgelehrten gelesen und gebührend gewürdigt werden. Im Rahmen einer populären Geschichtsbearbeitung auch sie dem ganzen deutschen Volke in ihrem Werte zu zeigen, das war eine Tendenz unserer „Illustrierten Geschichte Deutschlands". Daneben wird man vielfach, namentlich für die Urzeit und das beginnende Mittelalter, die Quellenwerke selbst zitiert finden; es geschah auch dies in der wohlerwogenen Absicht, dem Leser einen Einblick in die mittelalterliche Historiographie zu gewähren und damit zugleich in der Geschichte ein Stück Kulturgeschichte zu bieten. Es macht unser Buch nach alledem keineswegs den Anspruch auf eine ganz selbständige historische Arbeit schwerer Art, allein die Herausgeber, die auch hierin eines Gedankens waren, hoffen damit doch dem deutschen Volke ein Werk zu bieten, das eigenartig und trotzdem dazu angetan ist, sich Eingang in den weitesten Kreisen zu verschaffen.

Unserem geeinigten deutschen Vaterland zu Ruhm und Ehren, unserem Volke zur Unterhaltung und Belehrung, Alt und Jung zur Mahnung, Hüter zu sein unserer Vergangenheit und unserer Zukunft, soll dieses Buch geschrieben sein, damit sich auch hier das Wort unseres großen Dichters erfülle:



Ans Vaterland, ans teure, ſchließ' dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen,
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft.



Urgeschichte der Deutschen bis zum Beginn der Völkerwanderung.

1. Die ersten Kämpfe.

Es ist eines der gewaltigsten und ergreifendsten Schauspiele in der Geschichte, ein Beweis für die unerbittliche Logik derselben, jener Zeitpunkt, da Germanen zum ersten Male handelnd und ihre Existenzberechtigung als Volk fordernd, auftraten. Nicht in fabelhaften, halb mythischen, halb historischen Anfängen sich verlierend steht ihre Geschichte vor uns, tatkräftig, freilich auch sofort die Waffen in der Faust, treten sie auf und stellen sich furchtlos den Römern gegenüber, die mit ihrer Politik und kalten Klugheit meinten diesen Sturm aushalten, diesem Feind ruhig entgegentreten zu können.

Im Jahre 113 v. Chr. war es, als man der römischen Regierung die Kunde brachte von dem Volk, dessen Männer hünenhafte Gestalten, mit blonden Haaren, blauen Augen und von gewaltigem Wuchs waren. Auf Karren führten sie Weib und Kind samt den wenigen Habseligkeiten die sie hatten, mit sich, und erzählten, daß sie gewaltige Sturmfluten aus der Heimat vertrieben. Cimbern und Teutonen nannte man sie, und sie äußerten einem römischen Konsul gegenüber den Wunsch, einen Wohnsitz zu finden. Offen entschuldigten sie sich wegen des Einfalls in das norische Gebiet, da sie nichts von der Freundschaft der Noriker mit Rom gewußt hätten, und als sich der römische Konsul bereit erklärte, ihnen den Weg nach einer zur Ansiedelung passenden Gegend zu zeigen, folgten sie demselben. In den engen Bergschluchten bei Noreja jedoch überfiel der Römer die Ahnungslosen. Aber in dem wilden Kampfe unterlag er. Nur einem schrecklichen Gewitter verdankte er mit wenigen Soldaten seine Rettung.

Die Germanen freilich standen davon ab, den Sieg weiter auszunützen und den schmählichen Verrat nach Gebühr zu rächen. Mit den Ligurinern und Toygenern warfen sie sich nun in gewaltigen Scharen über den Rhein und Jura nach Gallien, das dadurch in große Bedrängnis kam. Infolge der Verwüstung aller Fluren und Felder durch die einbrechenden Germanen, entstand eine große Hungersnot, und die wenigen befestigten

Orte waren bald so überfüllt, daß Not und Hunger auch hier keine Schranken mehr kannten. Wollten sich die Germanen, wie es den Anschein hatte, hier dauernd niederlassen, so kamen Rom und das römische Reich in arge Gefahr.

Endlich kam es im Jahre 109 zwischen den Römern und Cimbern zu einem gewaltigen Zusammenstoß. Hatten die Cimbern an die Römer das Ansuchen gestellt, sich in Gallien niederlassen zu dürfen, und dafür den Römern als bewaffnete Bundesgenossen Dienste zu leisten, so hatten es die Römer abgewiesen und die Schlacht bei Marseille belehrte sie nun, um wie weit klüger sie daran getan hätten, das Anerbieten anzunehmen. Die Römer unter dem Konsul Marius erlitten eine vollständige Niederlage, und ganz Gallien war somit in den Händen der siegenden Germanen. Ein zweites römisches Heer unter dem Konsul Cassius Longinus wurde von den Ligurinern unter Anführung ihres jungen Helden Diviko beinahe vollständig aufgerieben, und den kleinen Rest den die Sieger übrig ließen, zwang man zu einer schmählichen Kapitulation; einem andern Heer unter Marcus Aemilius Scaurus erging es ebenso, und als der stolze Römer in Fesseln prahlte, daß die Germanen die Römer in Italien selbst niemals bezwingen werden, da wurde er von dem cimbrischen König Bojorix niedergestoßen.

Auch jetzt noch betrieb Rom seine Schutzmaßregeln gegen die Barbaren außerordentlich lässig. Als im Jahre 105 die beiden Feldherrn Konsul Cn. Manilius und der Prokonsul Q. Servilius Cnejus ein Heer gegen die Germanen führen sollten, war der Erfolg beinahe mit Sicherheit vorauszusagen. Die persönliche Feindschaft zwischen beiden war die Schuld an der furchtbaren Niederlage der Römer bei der Stadt Arausio am linken Ufer der Rhone, wo die Römer 80 000 Krieger und 40 000 Knechte verloren. Waffen und Wehrgehänge der Feinde wurden vernichtet, die Beutepferde in der Rhone ertränkt und mit Schrecken melden die Römer, daß von dem ganzen stattlichen Heere nur 10 Mann dem Blutbad entrannen. Freilich auch jetzt verfolgten die Germanen ihren Sieg nicht weiter. Sie zogen über die Pyrenäen nach Spanien und erst im Jahre 103 finden wir sie wieder. Jetzt vereinigten sich auch die Teutonen, die sich indessen nach dem nördlichen Gallien gewendet hatten, mit ihnen unter ihrem Herzog Teutobod und nun dünkten sie sich stark genug zum Zuge nach Italien. Nun endlich waren die Römer gezwungen, mit ihnen zu rechnen. An die Spitze des gegen sie zu entsendenden Heeres stellten sie den Feldherrn Marius, der sein Hauptaugenmerk darauf richtete, sein Heer zu stärken für den künftigen Kampf; die Germanen, die ihren Raub in einem befestigten Lager am Sambrefluß unter Obhut von 6000 Mann zurückgelassen, hatten sich südwärts gewendet, trennten sich aber bald. Die Cimbern und Tiguriner zogen über den Rhein, um von der östlichen Seite in Italien einzubrechen, während die Teutonen mit den Toygenern und Ambronen sich südwärts wandten. Als Marius von dem Herannahen der Feinde Kunde erhielt, führte er sein Heer in Eilmärschen über die Alpen und schlug an den Ufern der Rhone ein festes Lager auf. Ruhig blieb er in demselben; seine Soldaten mußten sich erst an den Anblick der Germanen gewöhnen, und diese entschlossen sich endlich zum Abzug. Nun erst brach auch Marius auf und folgte ihnen auf dem Fuße. Und als er so mit den Germanen bei Aquä Sextiä (Aix in der Provence) angekommen war, glaubte er einer Schlacht nicht mehr ausweichen zu sollen. Ungeheure Scharen der Germanen wurden in derselben niedergemetzelt, und als nun Marius auch den Cimbern, die indessen über den Brenner herabgestiegen waren, entgegentrat, gelang es ihm in der Schlacht von Vercellä im Jahre 101 v. Chr. auch diese völlig zu be-

Germaniſche Prieſterin. Nach dem Gemälde der Gräfin M. E. Pocci.

siegen. „Der größte und streitbarste Teil der Feinde", so lautet der römische Bericht, „wurde auf dem Schlachtfelde niedergehauen". Hatten sich doch die Vordermänner, damit ihre Reihen nicht gesprengt wurden, mit langen an ihren Gürteln befestigten Ketten einer an den andern gebunden. Als die Römer aber den Fliehenden bis an den Wall nachdrängten, stand ihnen ein hochtragischer Anblick bevor. Die Weiber in schwarzen Gewändern auf den Wagen stehend, töteten die Fliehenden, die ihren Mann, jene den Bruder, jene den Vater; ihre Kinder erwürgten sie mit der Hand und warfen sie unter die Räder der Wagen und Hufe der Tiere, dann ermordeten sie sich selbst. Eine, heißt es, hatte sich an die Spitze der Deichsel gehängt, und ihre Kinder mit Stricken an ihre Füße gebunden. Die Männer legten sich Taue um den Hals und banden sich, da es an Bäumen fehlte, an den Hörnern und Beinen der Tiere fest, stachelten sie dann, und starben, da die Tiere wild aufsprangen, geschleift und zerstampft.

So war Rom noch einmal gerettet, und man sah mit Stolz und Verachtung auf Germaniens blonde Söhne, die auf dem Markte als Sklaven zum Verkauf ausgeboten wurden. Sie, die sich keinem Menschen hatten beugen wollen, schleppten nun das Joch der Sklaverei, aber als in den Jahren 73—71 der Thracier Spartakus die Sklaven zur Freiheit rief, da waren es insbesondere die Germanen, die ihm zuströmten, und lieber einen ehrlichen Kampfestod sterben, als der Knechtschaft Joch noch länger ertragen wollten.

2. Cäsar und die Germanen.

Es hatte den Anschein als ob die Germanen seit der Schlacht bei Vercellä ganz von dem Schauplatz der Geschichte abgetreten wären. In Rom und Italien wütete der Bürgerkrieg, ein Römer war des andern Feind, wer sollte da an besiegte Völkerschaften denken. Erst zu einer Zeit, wo Cäsar schon auf dem Höhepunkt seiner Macht stand, vernehmen wir wieder Kunde von ihnen, die sich an den Namen des Arioviſt knüpft. Dieser, ein Fürst der Sueben, war mit 15 000 Mann über den Rhein gezogen, auf Wunsch und Bitte der Sequaner und Averner, die westlich von der Saon zwischen Jura und den Vogesen saßen, um diesen gegen die Häduer, die nördlich von der Saon bis zur Loire wohnten, Hilfe zu leisten. Aber nachdem Arioviſt diese besiegt, zeigte er durchaus keine Lust das Land wieder zu verlassen, und die Sequaner hatten es nur zu bald zu bereuen, daß sie sich an ihn um Hilfe gewandt hatten. Es kam zu offener Feindschaft und in der Schlacht bei Admagetobriga wurden sie aufs Haupt geschlagen. In dieser Not nun wandten sich die Germanen an Caesar, der eben erst die Helvetier besiegt hatte, und dieser ließ den Arioviſt zu einer Unterredung auffordern. Stolz verweigerte Arioviſt eine solche, und nun rückte Cäsar in Eilmärschen vor, besetzte Vesontio und nun, als sich die Gegner auf einundzwanzigtausend Schritt gegenüberstanden, erklärte sich Arioviſt zu einer Unterredung bereit. Cäsar nahm eine solche an, aber die Verhandlungen verliefen ohne Erfolg, und es mußten die Waffen entscheiden. Im Jahre 58 kam es zur Schlacht auf dem sogenannten Ochsenfeld, die mit einer Niederlage der Germanen endigte. Arioviſt verschwand gänzlich vom Schauplatz und Cäsar hatte erst

im Jahre 55 wieder Gelegenheit, den Germanen gegenüberzutreten. Anlaß hierzu boten die Usipeter und Tenkterer, ein germanischer Stamm unbekannter Abkunft, die mit den Sueben in Streit geraten waren, und nun wie einst die Cimbern und Teutonen als eine heimatlose Schar umherirrten. In der Nähe von Emmerich im Lande der Menagier lagerten sie, etwa 43 000 Köpfe stark, überfielen die Menagier, machten alles nieder und blieben für den Winter dort. Cäsar beschloß nun, da er ein Bündniß zwischen Germanen und Galliern befürchtete, ein rasches Vorgehen. Einen friedlichen Ausgleich, den die Germanen versuchten, wies er kurz ab, in einer schweren Schlacht wurden die Germanen besiegt, und nun im Verlauf der nächsten Jahre, wo es noch dann und wann zu Zusammenstößen kam, änderte sich doch allmählich die Stellung zwischen Germanen und Römern. Im römischen Heere sehen wir sogar germanische Hilfstruppen. Vierhundert germanische Reiter waren es gewesen, welche die Schlacht von Noviodunum zu Gunsten Cäsars entschieden. Die Hauptschlacht gegen Vercingetorix gewannen Germanen, und in den Kämpfen vor Alesia waren es wiederum sie, welche denselben zu siegreichem Ausgang verhalfen. Man weiß nicht, soll man den Grund für einen solchen Umschlag der Gesinnung in germanischer Schwäche oder römischer Staatskunst suchen. In jedem Falle war nun der Germane in ein neues Stadium seiner Entwicklung getreten, heraus aus seinem Vaterland, sich mit dem ersten Kulturvolk damaliger Zeit messend, ward auch er ein anderer, und wenn wir die Schilderung, die Cäsar von ihm und seinem Leben gibt, lesen, klingt sie im Vergleich schon mit der nächstfolgenden Zeit beinahe wie ein Märchen.

3. Das römische Kaisertum und die Germanen.

Die Schlacht im Teutoburger Wald.

Cäsars Tod bedeutet für die Geschichte des römischen Volkes einen entschiedenen Wendepunkt. Zu der Zeit aber, da Rom in mächtiger Gährung und in der Gewalt erbitterter feindlicher Parteien war, erfreute sich Germanien eines guten Friedens. Freilich anders waren Land und Volk geworden. Den rauhen Söhnen der Natur dünkte Glanz und Pracht eines so hoch entwickelten Kulturvolkes, wie des römischen, ein beneidenswerter Besitz; wie Kinder nach einem bunten Spielzeug greifen, so freuten auch sie sich daran, und opferten ihm zuliebe manche Sitte, und manche Lebensgewohnheit, den Stolz ihrer persönlichen Freiheit. So waren sie nicht allein politisch, sondern auch moralisch von den Römern abhängig und ihre Stellung zu der ewigen Stadt bildete nun einen Hauptpunkt in ihrem politischen und sozialen Leben. Allerdings war auch bald aus dem unwohnlichen, rauhen Germanien ein anderes Land geworden. An der Grenze, die römisches und germanisches Besitztum schied, waren allmählich aus den römischen Standlagern Städte entstanden; heute noch erinnern die Namen von einzelnen derselben, an ihre römische Abstammung. Friedlich verkehrten die einst so grimmigen Feinde mit einander; ein ganzes Netz von Straßen breiteten die Römer über ihr Land aus.

Cäsars Nachfolger, Octavianus Augustus, hatte nicht an eine Erweiterung des römischen Gebiets gedacht. Das gute Verhältnis zwischen ihm und den Germanen scheint allerdings nicht von langer Dauer gewesen zu sein, und sein Stiefsohn Drusus schien offenbar dem Beispiel Cäsars folgen zu wollen. Er schlug die Sigambrer und Bataver, rückte in die Lande der Usipeter ein, besiegte in einer Stromschlacht die Bructerer, und errichtete auf seinem Rückweg das Kastell Aliso, das er durch eine Heerstraße mit der Festung Vetera verband. Ebenso ließ er Mainz und die Höhen des Taunus befestigen, und nachdem er ebenso, wie sein Bruder Tiberius in Gallien, in Germanien die römische Macht befestigt und jede Regung eines Widerstandes unterdrückt hatte, kehrte er nach Rom zurück.

Nach dem Tode des Drusus, der den Ehrennamen Germanicus erhielt, wurde sein Bruder Tiberius Oberbefehlshaber in Germanien. Aus Furcht sandten nun die Germanen Gesandte, die friedliche Vorschläge machen sollten, allein da die Sigambrer sich ihnen nicht angeschlossen hatten, wurden dieselben auch nicht angenommen, und auch dann als sich diese Völkerschaft endlich zu Verhandlungen verstand, lehnten die Römer dieselben ab. Dann von Tiberius an Augustus gesandt, wurden sie von diesem festgehalten und in mehrere Städte verteilt.

Indessen hatte sich doch ein Bund gebildet, dessen Führer Marbod eine den Römern immerhin nicht gleichgiltige Person sein konnte. Marbod war in seiner Jugend selbst in Rom gewesen, und hatte sich dort, wie so mancher andere seiner Stammesbrüder, der Auszeichnung des römischen Kaisers zu erfreuen gehabt. Er hatte seine römischen Lehrjahre nicht ungenützt verstreichen lassen, und wenn auch seine Brust die Kette des römischen Ritters schmückte, hatte er doch sein Leben und seine Kraft dem Vaterland zur Verfügung gestellt, und was er tat, zeugte von Klugheit und Berechnung. Er hatte seine Markomannen aus ihrem durch die Römer bedrohten Besitz nach Böhmen geführt, den keltischen Stamm der Boier daraus vertrieben, und sich dort festgesetzt.

In Rom glaubte man indessen trotz aller Besorgnisse vorerst nicht direkt gegen Marbod vorgehen zu sollen. Der kaiserliche Legat L. Domitius Ahenobarbus schloß mit den Hermunduren ein Bündnis, er ging über die Elbe ohne Widerstand zu finden, schloß Freundschaftsverträge mit den dortigen Völkerschaften und legte von Vetera ab eine neue Heerstraße der Ems zu an, wobei mancherlei Brücken und Dämme errichtet werden mußten. Dagegen fand sein Versuch, von ihren eigenen Landsleuten vertriebene Cherusker wieder in die Heimat zurückzuführen, entschiedenen Widerstand und er sah sich bald gezwungen, umzukehren. Mehr Erfolg scheint der Statthalter Sentius Saturninus gehabt zu haben, der ein Mann von mannigfachen Tugenden, Strenge mit Milde zu vereinigen wußte. Bald darauf übernahm auch Tiberius, von seinem Stiefvater zurückgerufen, wieder den Oberbefehl in Germanien, die Canifaten, Attuarier, Bructerer wurden unterworfen, die Cherusker gewonnen. Die Winterquartiere bezog Tiberius in der Nähe von Aliso, im Quellgebiet der Lippe, und gewann im nächsten Frühjahr auch die Stämme der Chauken.

Nun erst konnte Tiberius auch daran denken, den immer stolzer auf seine Macht pochenden Marbod anzugreifen. Im Anfang des Jahres 6 n. Chr. sollte Sentius Saturninus mit sechs Legionen durch das Chattengebiet und den hercynischen Wald gegen das Böhmerland vordringen; von der Donau her, aus Carnuntum wo er überwintert hatte, führte indessen Tiberius das illyrische Heer in die Südspitze Böhmens und dann

wollten beide nach ihrer Vereinigung über das Markomannenreich herziehen. Der Plan gelang; schon waren beide Abteilungen einander und dem Feinde ziemlich nahe, als ein Ereignis dazwischen trat, das Marbod nur willkommen sein konnte. Ganz Pannonien, Dalmatien und ihre Nachbarländer erhoben sich zum Aufstand und Tiberius sah sich nun gezwungen, rasch mit dem Markomannenhäuptling Frieden zu schließen. Und Marbod war verblendet genug durch die höfliche Art, wie der Römer mit diesem Ansinnen an ihn herantrat, daß er die Gelegenheit zu einem gewaltigen Schlag unbenützt vorbeigehen ließ; zuletzt schmeichelte es ihm auch, von dem Römer ganz als seinesgleichen angesehen zu werden, und Tiberius ließ ihn gern in diesem Wahn. Ihn riefen ernstere Dinge von den Böhmen hinweg, und drei Jahre brauchte er, bis er endlich den drohenden Aufstand unterdrückt, und die rebellischen Völker wieder unterworfen hatte.

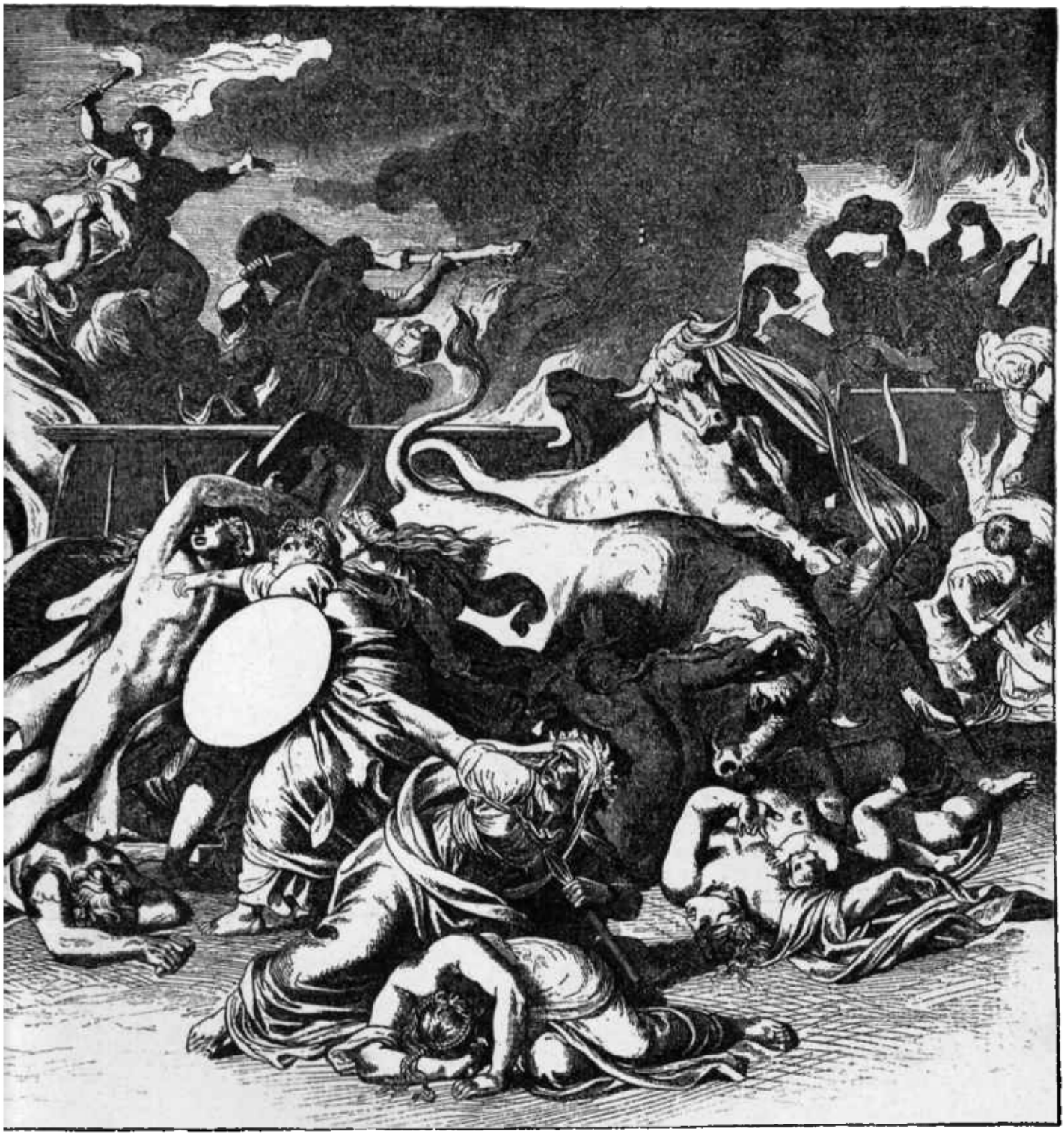
Aber das Glück, das ihn hier begleitete, hatte die Römer anderswo verlassen. Der schon öfters erwähnte Sentius Saturninus hatte es vermocht, daß bei den Cheruskern, die den Römern immer viel zu schaffen machten, mehr und mehr die römerfreundliche Gesinnung die Oberhand gewann. So schmeichelte man sich auch hier mit den besten Hoffnungen für die Zukunft, man fing an sich in dem Lande wohl zu fühlen, man traute auf den freundlichen Verkehr mit den Cheruskern, bei denen namentlich zwei der mächtigsten Familien, diejenigen des Segestes und Segimer, die friedlichsten Gesinnungen zur Schau trugen. Die Verblendung freilich, mit welcher die Römer ihr Verhältnis zu den Cheruskern ansahen, war eine verhängnisvolle. Daß es eine lange Zeit dauerte, bis der unter der Asche fortglimmende Funke als verzehrende Flamme emporschlug, das mußte den Germanen die Klugheit gebieten, während die Römer darin nur Verrat erblickten. Der Kontrast zwischen Sentius Saturninus und seinem Nachfolger Quintilius Varus in der Statthalterschaft war ein zu bedeutender. Mit dem Vorsatz, die Germanen durch das römische Recht bilden zu können, betrat er das Land, und ahnte nicht, welch schweren Mißgriff er damit beging. Die wilde Gährung in der sich das Land unter seiner Herrschaft befand, ahnte er nicht. Verborgen blieb ihm auch wie endlich, nachdem Volk und Führer der Cherusker lange in ohnmächtigem Grimm geknirscht, und sich nach einem Befreier gesehnt hatten, dieser sich fand. Das war ein Jüngling von edlem Geschlecht, tapferer Hand, schnellem Sinn, gewandt im Geiste, mehr als sonst Barbaren es sind, ein Jüngling, aus dessen Augen und Antlitz geistiges Feuer leuchtete; Armin der Sohn des Segimer. Zuerst nur wenigen seinen Plan anvertrauend, zog er immer mehr Stammgenossen in sein Geheimnis, und ihr furchtsames Bedenken vor der römischen Uebermacht hob er durch ausführliches Darlegen seines Planes. Nicht in offener Schlacht sollten die Römer vernichtet werden, in die dunklen Winkel des Landes gelockt sollten sie den Germanen zum Opfer fallen, und je dringender die Gefahr wurde, um so eifriger warb Armin. Nichts durfte Varus in seiner Sorglosigkeit stören, niemand sollte seine bisherigen Dienste aufgeben, damit keinerlei Verdacht erregt würde. Mit plumpen Schmeicheleien blendeten sie Varus und boten alles auf, ihn aus seinen festen Lagern und Kastellen hinweg in Sumpf- und Waldgegenden zu locken. Und der römische Feldherr ließ sich täuschen. Die Kunde von dem Aufstand einer im Innern wohnenden Völkerschaft kam, und sofort beschloß er aufzubrechen. Die Häuptlinge der mit ihm verbündeten germanischen Völkerschaften versprachen ihm bald zu folgen, und die Warnung Segests, der noch am letzten Abend vor dem Abzug verräterischer Weise dem Varus von dem Plane Armins berichtete, wurde verachtet. Sofort nach dem Abzug der Römer brachen die Germanen los. Nach-

dem ſie die Hilfsmacht, welche ſchon an einem beſtimmten Platze bereit ſtand, heran=gezogen, und die bei ihnen befindlichen Soldaten, welche ſie ſich in früherer Zeit erbaten, ge=

Die Cimbernſchlacht. Nach

tötet hatten, rückten ſie auf ihn an, als er ſchon mitten in dem Walde ſteckte, wo kaum ein Ausweg zu finden war. Mit einem Schlage zeigten ſie da, daß ſie Feinde ſein wollten,

nicht Untergebene, und vollbrachten viele furchtbare Taten. Denn die Berge waren ſchluchtenreich und zerklüftet, die Waldungen dicht und voll rieſiger Stämme, ſo daß die



dem Karton von Karl Rahl.

Römer, bevor noch die Feinde ſich auf ſie ſtürzten, Not genug hatten, ſie zu fällen, Wege zu bahnen, und wo es not tat, Brücken zu ſchlagen. Auch viele Wagen und Laſttiere führten

sie mit sich, es war ja Frieden; überdieß begleiteten sie nicht wenige Weiber und Kinder und ein zahlreicher Troß, so daß sie auch deshalb schon ohne Ordnung und zerstreut marschierten. Dazu kamen, um sie noch mehr aus einander zu bringen, Regen und starker Wind, der Boden selbst gestattete ihnen nur unsichern Tritt, indem man leicht über Wurzeln und Baumstümpfe fiel; auch die Aeste, welche abbrachen und herunterstürzten, brachten sie in Unordnung. Während die Römer sich so in hilfloser Lage befanden, umzingelten die Germanen sie plötzlich von allen Seiten immer durch das dichteste Gestrüpp kommend, da sie ja der Fußpfade kundig waren. Anfangs schleuderten sie von weitem Geschosse, darnach aber, als sich keiner wehrte, und viele verwundet wurden, rückten sie dicht an die Römer heran. Denn da diese nicht in geordnetem Zuge, sondern in buntem Gemisch zwischen Wagen und Unbewaffneten marschierten, konnten sie sich nicht recht auf einem Punkte sammeln, und waren im einzelnen immer schwächer an Zahl, als die angreifenden Barbaren, daher litten sie viel ohne es vergelten zu können.

So schlugen sie denn dort, da sie — so weit es in einem dichtbewaldeten Gebirge überhaupt möglich war, — einen passenden Platz gefunden hatten, ein Lager auf. Die Mehrzahl der Wagen, und was ihnen sonst nicht durchaus notwendig war, verbrannten sie oder ließen es im Stich, und zogen am andern Tag in besserer Ordnung weiter, so daß sie wirklich an eine lichtere Stelle gelangten, doch kamen sie nicht los, ohne Blut zu lassen. Als sie aber, von dort aufgebrochen, wiederum in die Waldungen gerieten, wehrten sie sich gegen die, welche auf sie eindrangen, gerieten aber auch gerade dadurch in nicht geringe Not. Denn indem sie sich auf einen engen Raum zusammendrängten, damit Fußvolk und Reiterei zugleich sich mit voller Macht auf den Feind stürzen könne, hatten sie unter sich, einer von dem andern und alle von den Bäumen viel zu leiden. Kaum hatten sie sich mit Tagesanbruch auf den Weg gemacht, als heftiger Regen und starker Wind hereinbrach, der ihnen weder vorzurücken, noch festen Fuß zu fassen gestattete, ja sogar den Gebrauch der Waffen benahm. Denn weder Bogen noch Pfeile, noch die Wurfspeere noch die Schilde, die ja vom Regen durchnäßt waren, konnten sie ordentlich gebrauchen. Die Feinde, die der Mehrzahl nach leicht bewaffnet waren, und ohne Bedenken angreifen oder zurückgehen konnten, wie sie wollten, wurden von dergleichen Unfällen natürlich weniger getroffen. Ueberdies waren sie weit stärker an Zahl, da auch von denen, welche anfangs noch unschlüssig waren, viele schon um der Beute willen zu ihnen stießen; deshalb konnten sie jene, deren Zahl bereits verringert war, — denn viele waren in den früheren Schlachten umgekommen, — um so leichter umzingeln und niederhauen. Darum vollbrachten Varus und die andern angesehensten Männer aus Furcht entweder gefangen zu werden, oder unter den Händen erbitterter Feinde zu sterben, eine furchtbare Tat: sie töteten sich selbst.

Als dies bekannt war, wehrte sich auch von den andern keiner mehr, wenn es ihn auch nicht an Kraft gefehlt hätte. Die einen folgten dem Beispiel ihres Anführers, die andern warfen die Waffen fort, und ließen sich von den ersten besten umbringen; fliehen konnte keiner, hätte er auch noch so gerne gewollt. So ward denn alles ohne Scheu niedergehauen, Männer und Rosse.

Die Tat war eine gewaltige und für die Römer niederschmetternde. Man war in Rom gerade mit der Feier des Sieges über die Illyrier und Pannonier beschäftigt, als die Nachricht von der Schlacht im Teutoburger Wald eintraf. Monate lang ließ sich der 72 jährige Kaiser Augustus zum Zeichen der Trauer Haupthaar und Bart wachsen.

Ganz Gallien und Germanien, so fürchtete er, werde sich nun erheben, und wies deswegen alle in Rom lebenden Germanen und Gallier aus Furcht, auch sie könnten sich erheben, aus der Stadt aus. Allein diese Besorgnis war eine unbegründete. Wenn es freilich nach Armins Sinn gegangen wäre, nicht, denn er hatte diesen ersten gewaltigen Schlag nur als den Anfang einer allgemeinen Erhebung angesehen und gehofft, nun mit einemmale der ganzen Römerherrschaft ein Ende machen zu können. Aber Marbod, den doch Armin so eines Sinnes mit sich geglaubt hatte, rührte sich nicht, und auch die andern mit den Römern verbündeten Völkerschaften, die Chauken, Friesen, Bataver schienen mit dem jungen Cheruskerfürsten nicht gemeinsame Sache machen zu wollen. Nicht einmal zu einem Zug an den Rhein vermochte Armin seine Völker zu bringen. Alliso, wohin sich nach der Schlacht alles geflüchtet hatte, wurde wohl angegriffen, allein der Lagerpräfekt Lucius Cädicius leitete die Verteidigung dieses Punktes mit so großer Umsicht, das alle Mühe der Germanen vergeblich war. Ein Teil von ihnen zog auf die Nachricht von dem Herannahen des Tiberius ab. Erst als den Belagerten jeglicher Proviant ausgegangen war, entschlossen sie sich zu einem Versuch, sich durch die Feinde zu schlagen, der dann auch gelang.

Auf die Nachricht von der Niederlage im Teutoburger Wald war Tiberius rasch aus Illyrien nach Rom geeilt und hatte von dort aus den Oberbefehl über die Truppen übernommen. Sobald als möglich brach er nach Germanien auf und fand auf seinem Zug kaum einen Widerstand. Selbst Armin fand es für klüger sich zurückzuhalten, und nachdem der römische Feldherr sich überall gezeigt hatte, und dadurch von neuem das Ansehen der römischen Waffen gesichert zu haben glaubte, kehrte er nach Rom zurück. Doch schon im nächsten Jahre 11 n. Chr. kam er wieder nach Germanien, diesmal in Begleitung von Germanicus, dem ältesten Sohne des Drusus, den er auf des Kaisers Geheiß adoptiert hatte. Aber auch jetzt fand er nirgends Gelegenheit zum Kampf, und nachdem er den jungen Germanicus in den Rheinlanden zurückgelassen, kehrte er selbst nach Rom zurück, wo er im Jahre 13 zum Mitregenten und im Jahre 14 nach dem Tode des Augustus zum Kaiser ernannt wurde.

Zugleich mit diesem Regierungswechsel in Rom war in Germanien und Gallien eine Soldatenmeuterei ausgebrochen, die ohne die Energie des Germanicus leicht hätte schlimme Folgen haben können. Aus ihr meinte er nun freilich auch entnehmen zu können, daß nunmehr die Zeit zu dem Rachezug gegen die Germanen gekommen sei. Er gab der Kampfeslust seiner Soldaten nach, schlug eine Brücke und ließ zwölftausend Mann aus den Legionen, sechsundzwanzig Kohorten Bundesgenossen, acht Schwadronen Reiter hinüberrücken. „In Freude und Lust," so berichtet der römische Geschichtsschreiber Tacitus, „und nicht weit entfernt lagerten die Germanen, während uns erst die Landestrauer über Augustus Verlust, darnach Zwietracht festhielt. Doch in schnellem Zug bricht der Römer durch den cäsischen Wald, und den von Tiberius begonnenen Damm; an dem Damme legt er ein Lager an, vorn und hinten durch einen Wall, an den Seiten durch Verhaue gesichert. Dunkle Waldungen durchzieht er sodann und ratschlagt, ob er von zwei Wegen den kurzen und üblichen einschlagen soll, oder den schwierigen und noch nicht versuchten, auf den deshalb der Feind auch keine Aufmerksamkeit verwendet habe. Der längere Weg wird ausgewählt und alles übrige nun doppelt beschleunigt, denn Kundschafter hatten gemeldet, diese Nacht sei ein Fest bei den Germanen und sie werde bei einem feierlich-frohen Mahle hingebracht. Günstig war die Nacht mit hellem Sternen-

glanze. Man gelangte zu den Weilern der Marser und umstellte sie mit Posten. Noch streckten sie sich auf ihren Lagern oder um die Tische, ohne Besorgnis, keine Wache war ausgestellt. So war alle Ordnung in Sorglosigkeit untergegangen, und nirgends Furcht vor dem Kriege; auch kein echter Friede, sondern der mattherzige, ordnungslose Friede des Betrunkenen. Der Cäsar verteilte die kampfeslustigen Legionen, damit die Verheerung desto mehr Ausdehnung hätte, in vier Züge; eine Strecke von fünfzig Meilen verwüstete er mit Feuer und Schwert. Kein Geschlecht und kein Alter fand Erbarmen, Häuser und Heiligtümer, auch der Tempel, der das höchste Ansehen bei jenen Stämmen hatte, — sie nannten ihn Tempel der Tanfana — alles wurde dem Boden gleich gemacht. Unverwundet waren die Soldaten, welche die Feinde halb im Schlaf, unbewaffnet oder einzeln umherirrend niedergehauen hatten." Eingeschüchtert freilich hatte die Germanen diese Bluttat nicht. Mit Mühe nur bewerkstelligte der römische Feldherr seinen Rückzug. Als aber Germanicus schon im folgenden Jahre wieder in Germanien erschien, rückte er gegen die Chatten vor, die sich nach vergeblichen Widerstandsversuchen in die Wälder zerstreuten. Germanicus steckte den Hauptort derselben, Mattium in Brand, und wandte sich dann wieder, nachdem er die ganze Gegend verwüstet hatte, dem Rheine zu, ohne irgendwie vom Feinde belästigt zu werden. Die Cherusker hatten wohl Lust gehabt, den Chatten zu helfen, allein Cäcina verstand es trefflich, sie hinzuhalten und besiegte die Marser, die sich um gleichen Zweckes willen mit ihm in einen Kampf eingelassen hatten. Auf dem Rückweg trafen Gesandte des Segest, dessen Tochter Thusnelda gegen den Willen des Vaters die Gattin Arminis geworden war, bei dem römischen Feldherrn ein, Hilfe für ihn erbittend gegen die Gewalt seines eigenen Volkes, von dem er bedrängt wurde, da bei ihnen Arminius mehr galt, weil er zum Krieg riet. Beigegeben hatte Segestes den Gesandten seinen Sohn namens Siegmund, doch der Jüngling war voll Bedenken, da sein Gewissen nicht rein war. In dem Jahre nämlich, in welchem Germanien abfiel, hatte er, zum Priester bei dem Altar der Ubier gewählt, seine Binde zerrissen und sich zu den Rebellen geflüchtet. Doch da man ihm Vertrauen einflößte auf die Gnade der Römer, überbrachte er die Aufträge seines Vaters; er ward wohlwollend aufgenommen, und unter Bedeckung an das gallische Ufer geschickt. Germanicus schien es der Mühe wert, das Heer deshalb umkehren zu lassen. Es kam zum Kampfe gegen die Bedränger, und Segestes ward befreit mit einer großen Anzahl von Verwandten und Mannen. Es waren dabei edle Frauen, unter ihnen Arminius Gattin, zugleich des Segestes Tochter, mehr dem Gatten, als dem Vater gleich gesinnt. Keine Träne entrang sich ihr, kein bittendes Wort; die Hände über der Brust gefaltet, schaute sie zu Boden.

In seinem Schmerze bot Armin alles auf, die Römer zu vernichten. Von Gau zu Gau eilte er, Hilfe gegen Segest und gegen den Cäsar verlangend. Aber so großen Erfolg er auch damit hatte, so dachte Germanicus doch nicht daran, sich einschüchtern zu lassen. Als er mit seinem 80 000 Mann starken Heere in die Nähe des Schlachtfeldes im Teutoburger Wald kam, beschloß er den dort Gefallenen eine Leichenfeier zu veranstalten, und rückte nach dieser dem Arminius in die Wälder nach. Scheinbar wich dieser zurück, plötzlich aber wandte er sich und rückte im Sturm gegen die Römer vor. Die Reiterei derselben geriet in Verwirrung, die nachgesandten Hilfskohorten wurden in die Flucht mit fortgerissen, in einen Sumpf gedrängt, wären sie verloren gewesen, wenn nicht Germanicus mit den Legionen vorgerückt wäre. Armin brach den Kampf ab, allein Germanicus wagte es nicht, weiter vorzurücken, er kehrte mit seinen Legionen zur Ems

zurück und ſandte einen Teil der Reiterei dem Rheine zu, während Cäcina den Befehl erhielt, wenn auch auf wohlbekanntem Weg marſchierend, ſo doch ſo raſch wie möglich die „langen Brücken“ zu überſchreiten. Ein ſchmaler Steg zwiſchen unabſehbaren Sümpfen bildete den Weg des Heeres in einem moraſtigen Lande, das voll zähen, dicken Schlammes und gefährlich wegen verſteckter Bäche, überall Unheil drohte. Und auf den waldbewachſenen Höhen ſtand Armin. In ſchnellem Marſche war er den Soldaten zuvorgekommen, und Cäcina, dem nun die ſchwere Aufgabe zugefallen war, die vor Alter eingeſunkenen Brücken wieder herzuſtellen, und zugleich die Angriffe des Feindes abzuwehren, beſchloß ein Lager aufzuſchlagen, und von hier aus die Arbeit und den Kampf zugleich zu beginnen.

Germane, römiſche Feldzeichen vernichtend.
Statue von Karl Schlüter.

Auf germaniſcher Seite hatte indeſſen, wie vorher und nachher ſo oft, Meinungsverſchiedenheit geherrſcht. Armin riet, die Römer auszuhungern und dann niederzumachen, allein ihm ſtellte Inguiomerus ſeinen den Germanen viel gelegeneren Plan gegenüber, in raſchem Angriff das römiſche Lager zu nehmen. Und dieſer Plan wurde unglücklicherweiſe angenommen. Sobald der Tag begann, füllten die Germanen den Graben aus, warfen Reiſig hinein, und arbeiteten ſich ſo zu dem Walle hinan, auf dem ſie nur einzelne Soldaten erblickten. Aber mit einem Male tönte hinter ihnen das Geſchrei der Feinde und das Schmettern ihrer Trompeten. Im Sturm warfen ſie ſich den Germanen in den Rücken und dieſe fielen, wie im Glück unerſättlich, ſo unvorſichtig im Unglück.

Germanicus, der indeſſen mit ſeinen Truppen auch allerlei Ungemach auszuſtehen gehabt hatte, fuhr durch den ſogenannten Druſuskanal in die offene Nordſee bis zur Ems. Am Weſerfluß ſtanden ſich dann Römer und Cherusker gegenüber und in der Ebene Idiſtaviſo im Jahre 15 n. Chr. begann der Kampf, deſſen Erfolg für die Römer ein großer und unblutiger Sieg war. Auf dem Schlachtfeld wurde von ihnen aus den von den Germanen erbeuteten Waffen eine Trophäe errichtet, die in ihrer Unterſchrift die Namen der beſiegten Stämme nannte.

Und nichts mochte den Germanen ein ſchmerzlicherer Anblick ſein, als eben gerade dieſe Siegeszeichen. Bei dieſem Denkmal ihrer Schmach flammte der Kampfesmut von Neuem hell in ihnen auf, und alle, Alt und Jung, Vornehm und Gering griffen zu

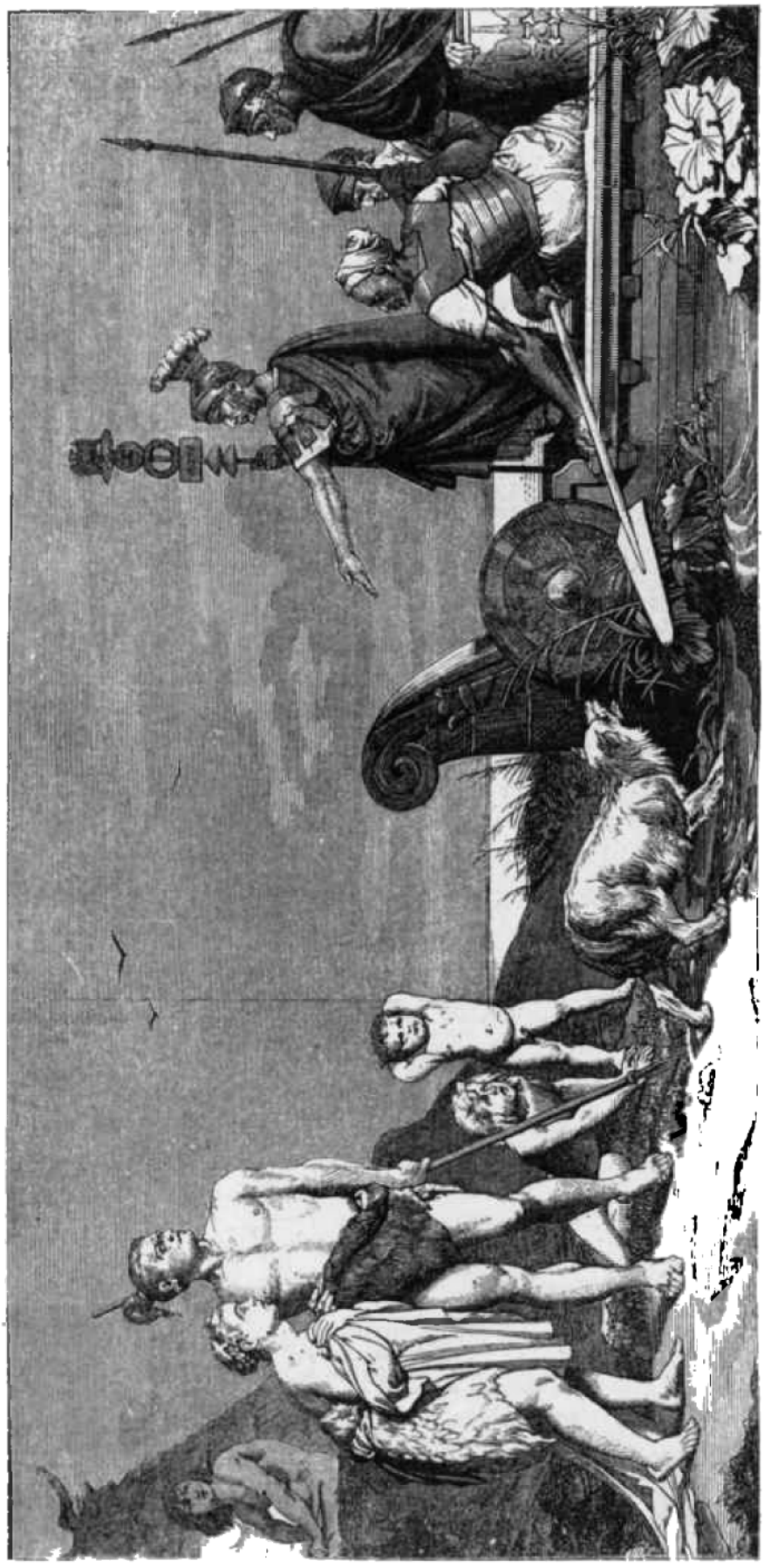
den Waffen. Plötzlich stürmen sie auf den Zug der Römer los, und es gelingt ihnen, denselben in Unordnung zu bringen. Die Germanen hatten den Vorteil, den Kampfplatz wählen zu können; in einer von Fluß und Wäldern eng umschlossene Ebene, in der Nähe von Minden, stellen sie das Fußvolk auf, und die Reiterei verbarg sich im Walde, um den Legionen, wenn sie in den Wald einrücken, im Rücken zu stehen.

Germanicus hatte den ganzen Plan der Feinde erfahren. Nachdem er die Reiterei hatte in der Ebene Stellung nehmen lassen, ließ er das Fußvolk teils in den Wald eindringen, teils auf einen in der Ebene errichteten Damm losstürmen. Schritt für Schritt erkämpften sich die Römer den Sieg. Die Germanen machten denselben freilich zu einem schweren, bis spät in die Nacht hinein wurde gekämpft, und die Reiterei konnte sich nur eines sehr zweifelhaften Erfolges erfreuen. Dennoch meldet die von Germanicus auf dem Schlachtfeld errichtete Trophäe, daß nach Besiegung der Völker zwischen Rhein und Elbe das Heer des Tiberius Cäsar dieses Denkmal dem Mars und Jupiter und Augustus geweiht. Trotz dieser stolzen Sprache sah sich indessen Germanicus nicht veranlaßt, weiter vorzudringen. Besetzt war Germanien, aber nicht unterworfen, dazu hätte ja nach Germanicus eigenen Worten der ganze Stamm vertilgt sein müssen; und wohl mochten die Germanen in dem Unglück, das nun den römischen Feldherrn auf dem Rückweg heimsuchte, eine Strafe der Götter suchen und finden. Diese Strafe war die beinahe völlige Vernichtung der römischen Flotte auf dem Heimweg, die natürlich den Germanen neue Siegeshoffnungen erweckte, so daß der Caesar gegen neue Erhebungen derselben seine Maßnahmen treffen mußte. Aber einem Ruf des Tiberius zur Rückkehr nach Rom mußte er Folge leisten. Im Jahre 17 n. Chr. hielt er als Triumphator über die Cherusker, Chatten, Angrivarier und was sonst für Stämme an der Elbe wohnten, seinen Einzug in Rom. Mit führte man die Beute, die Gefangenen, Abbildungen der Berge, der Flüsse und Schlachten, und von Strabo erfahren wir die Namen der gefangenen Germanen, die im Zuge vor den Römern vorbeigeführt wurden: „Siegmund, der Sohn des Segest, der Anführer der Cherusker, und dessen Gattin Ramis, die Tochter des Ukromirus, des Fürsten der Chatten, und der Sigambrer Deudorix, der Sohn des Bätorix, eines Bruders des Malo. Segestes aber, der Schwiegervater des Arminius, widersetzte sich gleich von Anfang an dessen Plänen, und ging, die günstige Gelegenheit wahrnehmend, zu den Römern über, war auch, in Ehren gehalten, bei der Schaufführung der ihm Theuersten als Zeuge zugegen. Auch Cibes, ein Priester der Chatten, wurde mit aufgeführt, sowie viele andere Personen aus den überwundenen Völkern."

Als im Jahre 16 n. Chr. Tiberius den jüngeren Drusus nach Illyricum sandte, hatte er als Vorwand die Sueben gebraucht, die bei den Römern gegen die Cherusker um Hilfe flehten. Denn als die Römer abgezogen, und sie nach außen frei waren von Furcht, hatten sie nach alter Stammessitte, und damals überdies im Streite, wessen der Ruhm sei, die Waffen gegen sich selbst gewandt. In Macht und Tüchtigkeit der Anführer blieben sich beide Völkerschaften gleich, aber Marbod war bei seinen Landsleuten wegen seines Königstitels verhaßt, und Armin, der Kämpfer für Freiheit, erfreute sich der allgemeinen Gunst.

So griff man von beiden Seiten kampfeslustig zu den Waffen. Armin sammelte um sich seine alten Streiter, und auch aus Marbods Königreich fielen ihm suebische Stämme, die Semnonen und Longobarden zu. So hätte er wohl die Uebermacht bekommen,

wenn nicht ſein Oheim, Inguiomerus, der es unter ſeiner Würde erachtete, ſeinem Neffen zu gehorchen, mit ſeiner Schar zu Marbod übergetreten wäre. Aber der Kampf war nun ein anderer als früher; die Germanen hatten von den Römern die Kunſt der Schlacht kennen gelernt, nicht planlos wie einſt, griffen ſie hie und da in vereinzelten Haufen an, ſie hatten ſich daran gewöhnt, den Feldzeichen zu folgen, und ſich durch Nachhut zu ſichern, und auf des Feldherrn Wort zu hören. Hoch zu Roß muſterte Armin ſeine Scharen; von der wiedererkämpften Freiheit ſprach er, von den niedergehauenen Legionen, er wies hin auf die Waffen und Geſchoſſe der Römer, die noch in vielen Händen waren. Einen Feigling hingegen nannte er Marbod, keine Schlacht habe er geſehen, des hercyniſchen Waldes Schlupfwinkel habe er ſeine Verteidiger ſein laſſen, und bald durch Geſchenke und Geſandte einen Vertrag erbettelt; ein Verräter des Vaterlandes, ein Trabant des Caeſar ſei er, und mit derſelben Erbitterung müßte er aus dem Lande gejagt werden, mit der ſie den Quintilius Varus getötet hätten. Auf der anderen Seite ließ es auch Marbod nicht an allerlei Schmähungen fehlen. Mit wilder Wucht ſtießen die beiden Heere



Erſte Landung der Römer in den Marſchen. Nach dem Gemälde von O. Knille.

aufeinander; auf beiden Seiten wurde der rechte Flügel geworfen, und Marbod zog sich in sein Lager auf einem Hügel zurück. Den Boten, die er, der Besiegte, nun an Tiberius sandte, gab der Cäsar zur Antwort, daß er keinerlei Recht auf römische Hilfe gegen die Cherusker habe; er habe die Römer, da sie gegen den Feind kämpften, auch in keiner Weise unterstützt. Drusus schürte mit fleißiger Hand Zwietracht zwischen den Germanen, zugleich mit der Absicht, Marbod ins Verderben zu stürzen. Dieser hatte sich indessen nach Böhmen zurückgezogen und nun sollte das Schicksal über ihn hereinbrechen. Ein vornehmer Jüngling, Kadwalda, vielleicht von gotischer Abstammung, der früher vor Marbod hatte fliehen müssen, glaubte jetzt dessen mißliche Lage für seine Rache ausnützen zu können. Mit einer tüchtigen Schaar rückte er in das Land der Markomannen ein, bestach die Edlen im Volke und drang in die Königsburg ein. Marbod mußte fliehen. Der Cäsar bot ihm einen Wohnsitz in Italien an; er siedelte nach Ravenna über und Tiberius benützte ihn als Schreckmittel gegen die Sueben, wenn diese übermütig werden wollten; seinen Ruhm überlebend, weil er zu sehr sein Leben liebte, lebte er dort noch achtzehn Jahre. Und bald nach ihm fiel auch Armin, Deutschlands Befreier, eine jener idealen Gestalten, die nationales Gefühl so gerne mit dem schönsten Glanze der Männlichkeit umgibt, durch Meuchelmord. Wer denselben veranlaßt, das entzieht sich der geschichtlichen Kunde. Mochte er einsehen, daß nur ein Zusammenfassen der rohen Kraft der Germanen in einem gewaltigen Volksbund mit einem Führer seinem Volke zum Heil sein könne, seine Landsleute erblickten auch hierin ein Streben nach dem ihnen verhaßten Königtum. Tacitus berichtet, man habe im Senat einen Brief des Chattenfürsten Adgansterius verlesen, worin er Arminius zu töten versprach, wenn man ihm zur Vollziehung des Mordes Gift schicke; geantwortet sei, nicht mit Betrug und Heimlichkeiten, sondern offen und mit den Waffen strafe das römische Volk seine Feinde. Arminius übrigens hatte, da er, nachdem die Römer abgezogen, und Marbod vertrieben war, nach der Königsherrschaft trachtete, den Freiheitssinn seines Volkes gegen sich. Während er, mit bewaffneter Hand angegriffen, mit wechselndem Glücke stritt, fiel er durch Hinterlist seiner Verwandten; er war unstreitig der Befreier Germaniens, der nicht die Anfänge des römischer Volkes, wie andere Könige und Feldherrn, sondern das Reich in voller Blüte bekämpft hatte, in den Schlachten des Erfolges nicht sicher, im Kriege unbesiegt. Auf siebenunddreißig Jahre brachte er sein Leben; zwölf Jahre behauptete er seine Macht, und noch wird von ihm gesungen bei den barbarischen Stämmen, von ihm, der unbekannt in den Jahrbüchern der Griechen, die nur Griechisches zu bewundern wissen, auch bei uns Römern nicht nach Gebühr gefeiert ist, die wir das Alte preisend, um Neues unbekümmert sind. Eine schöne Inschrift von einem Römer auf das Grab eines germanischen Helden.

4. Bis zur Völkerwanderung.

Lange scheint nach dem Tode des Arminius zwischen den Römern und Germanen Friede geherrscht zu haben. Man hatte auf beiden Seiten mit seinen eigenen inneren Angelegenheiten genug zu tun; wir sehen sogar germanische Soldaten im Dienst und Sold der Römer, und erst im Jahre 28 n. Chr. war es das Volk der Friesen, das einmal wieder gereizt bis zum äußersten, zu den Waffen griff. Von den Cheruskern ver-

Thusnelda im Triumphzuge des Germanicus

Nach einer Photographie aus dem V.

Nach dem Gemälde von Carl v. Piloty.

e von Franz Hanfstängl in München.

nahm man in Rom eigentlich erst im Jahre 47 n. Chr. wieder etwas, als diese sich dort einen König erbaten, da durch innere Kriege der ganze Adel aufgerieben, und nur einer aus dem königlichen Stamme übrig geblieben war, der sich in Rom aufhielt, namens Italicus, ein Sohn von Armins Bruder Flavus. So gehen die freundlichen und feindlichen Stimmungen zwischen Römern und Germanen lange Zeit hin und her; bis zu dem Jahre 180 n. Chr. hatte das römische Reich selbst eine Periode der Blüte und des Friedens, und das einzige Bemerkenswerte aus dieser Periode ist in Germanien die Anlegung und der allmählige Ausbau des auch heute noch unter dem Namen des „Römischen Grenzwalls" bekannten Dammes, der etwa von der Mündung der Lahn in den Rhein bis zur Mündung der Altmühl in die Donau reicht.

Ueber den Umwandlungsprozeß, den Germanien durch diesen Grenzwall erfuhr, spricht sich W. Arnold in seinem trefflichen Werke „Die Urzeit" folgendermaßen aus: Das südwestliche Deutschland, in das zu Cäsars Zeit bereits deutsche Stämme vorgedrungen waren, wurde den Germanen weggenommen, und erhielt römische Provinzverfassung. Es wurde vollständig romanisiert und zivilisiert, was die Römer mit gewohnter Meisterschaft durch Anlage von Festungswerken, Straßen, Kastellen und Städten in überaus kurzer Zeit fertig brachten. Das bestellbare Land wurde vermessen, und an Untertanen oder gallische Ansiedler gegen Zins ausgetan. Daher der Name Decumatenland, entweder von der Vermessung, oder nach der älteren Ansicht von dem Zehnten, der davon entrichtet werden mußte.

Sehr rasch blühte hier römisches Leben und römische Kultur, Sitte und Bildung auf. Es ist geradezu erstaunlich, welche Masse von römischen Denkmälern, Inschriften, Geräten, Werkzeugen, Münzen, Gräbern, Ziegelsteinen, Baureſten und sonstigen Altertümern, in diesem verhältnismäßig doch nur kurze Zeit römisch gebliebenen Teile von Deutschland bereits aufgefunden ist, und fortwährend noch zu Tage gefördert wird. In Vilbel bei Frankfurt hat man beim Bau der Eisenbahn den ganzen Fußboden eines Bades, eine wundervolle Mosaikarbeit, ausgegraben; im Bayrischen waren vor nicht langer Zeit die Münzfunde so zahlreich, daß die Bauern mit römischen Silbermünzen ihr Bier bezahlten.

Schon die Reste des Pfahlgrabens selbst geben uns einen Begriff von der Größe und Bedeutung der römischen Bauten. Aber auch im Innern des Landes wurden Straßen, Kastelle und Städte in Menge angelegt. Von den Straßen sind manche noch heute im Gebrauche, unter den größeren Ortschaften am Rhein, an der Donau und im Decumatenlande ist kaum die eine oder andere, die ihren Ursprung nicht auf ein römisches Kastell oder Standlager zurückführt. So Wesel, Köln, Andernach, Koblenz, Bingen, Mainz, Worms, Speyer, Altrig, Zabern in der Pfalz und im Elsaß, Selz, Straßburg, Breisach, Augsburg, Regensburg, Passau, Linz, Salzburg und viele andere. Manche davon waren schon alte Keltenstädte, und wurden von den Römern nur erweitert und kunstgemäß befestigt. Das waren zugleich die großen Garnisonsstädte, die als Stützpunkt für die Außenlinie des Pfahlgrabens dienten.

Hier wurden Tempel, Amphitheater, Bäder, Fabriken und Mühlen angelegt; Handel, Gewerbe, Kunst und Handwerk kamen empor, vor allem die Bauhandwerke, Waffenschmieden, Weberei, Gerberei und Töpferei; die hochentwickelte römische Landwirtschaft mit Obstzucht, Garten- und Weinbau, wurde eingeführt; der Geldverkehr trat an die

Stelle des Tauschhandels, Literatur und geschriebene Gesetze wurden bekannt, mit einem Wort, das Land wurde der gesamten römischen Bildung erschlossen.

Das friedliche Einvernehmen zwischen Römern und Germanen wurde erst unter Marc Aurel wieder gestört. Sein Krieg mit den Markomannen war bei seinem Tode im Jahre 180 n. Chr. noch nicht zu Ende, allein sein Nachfolger Commodus beschloß denselben durch einen schimpflichen Frieden mit den Germanen, die im langen Verkehr mit den Römern mancherlei gelernt hatten. Schon hören wir auch Namen, die an den Beginn deutscher Herrschaft erinnern: Der Kaiser Caracalla hatte im Jahre 213 mit den Alemannen zu kämpfen. Er besiegte sie am Main, aber ihre Kampflust war damit nicht vernichtet. Plündernd und verheerend drangen sie im Jahre 259 nach Italien vor, im Jahre 270 überschritten sie die Donau, durchstürmten Rhätien, überstiegen die Alpen und plünderten in Oberitalien. Neben ihnen zeigen sich schon im Jahr 240 die Franken, die im Jahre 264 durch Gallien drangen, die Pyrenäen überstiegen und nach Erstürmung von Tarraco nach Afrika übersetzten. Im Jahre 280 hatte sich plötzlich ein Haufe Franken, die vom Kaiser Probus in Thracien oder Kleinasien angesiedelt worden waren, erhoben, eine Anzahl Schiffe an der Küste des Schwarzen Meeres besetzt und mit ihnen das ganze Mittelmeer durchfahren. Nachdem sie Syrakus geplündert und von Karthago zurückgetrieben waren, fuhren sie durch die Meerenge von Gibraltar und den atlantischen Ozean in den Kanal.

Zu ihnen gesellten sich dann noch die Goten, die im Jahre 214 am Nordrand des Schwarzen Meeres zum ersten Male mit den Römern zusammenstießen. In der Schlacht von Naissus an der Moräna von dem Kaiser Claudius besiegt, kamen sie im Jahre 272 doch in den Besitz des linken Donauufers, gewöhnten sich freilich allmählich an den Umgang mit den Römern und machten diesen längere Zeit nichts mehr zu schaffen. Dagegen betrachteten die Franken und Alemannen die Einfälle in das römische Gebiet gewissermaßen als eine Notwendigkeit, und trotz aller Siege konnten die Römer doch nur vorübergehend ein Uebergewicht über sie erlangen. „Es ist ein ungeheures Volk", schreibt Ammianus von den Alemannen, „von seinem ersten Auftreten an ist es durch alle möglichen Niederlagen geschwächt; aber so rasend schnell wächst immer eine neue Jugend heran, daß man glauben möchte, sie seien seit Jahrhunderten von keinem Unfall berührt."

Und in die gewaltige Gährung hinein fiel nun ein Ereignis, das wie ein gewaltiger Sturmwind dahinfuhr, alles vernichtend und mit sich fortreißend, Völker aus ihrer Heimat vertreibend, Staaten vernichtend: die Völkerwanderung.

Die Kultur der alten Germanen.

Derselbe Römer, der von dem Helden Armin gesprochen, ist es auch, der uns eine Schilderung unseres Landes und unserer Vorfahren hinterließ. Die „Germania" des Tacitus ist freilich kein historisch-kritisches Werk; was wir bei Cäsars Berichten über Leben und Sitten unserer Ahnen schon hervorgehoben, das Märchenhafte, Abenteuerliche, in Mythologie und Religion Unsichere, das finden wir auch mannigfach bei Tacitus, aber trotzdem ist seine Schilderung von solch mächtigem Eindruck, es ist ein so eigenartig inter-

essantes Schauspiel, den in allen Genüssen des feinsten Kulturlebens aufgewachsenen Römer das Naturleben in den germanischen Wäldern schildern und bewundern zu sehen, daß man ihm gerne manche Schwäche und Unrichtigkeit verzeiht. Seinem in Wollust und Ueppigkeit versunkenen und entnervten Volke stellt er die Germanen vor Augen, und die ernste Tendenz die er mit dieser Darstellung verbindet, läßt ihn die Kontraste schärfer zeichnen, die Lichtseiten hervorheben, die Schattenseiten schonend übergehen. Deswegen folgen wir auch am sichersten seiner Führung; wo neuere Forschung seine Angaben berichtigt oder ergänzt, teilen wir deren Resultate mit.

Die Germanen, die Tacitus für Autochthonen hält, feiern in alten Liedern, bei ihnen die einzige Art von Denkschrift und Jahrbuch, den Tuisto, einen erdgeborenen Gott, und seinen Sohn Mannus, Ursprung und Ahnherrn des Volkes. Dem Mannus geben sie drei Söhne, nach deren Namen die zunächst dem Ozean wohnenden Ingvonen, die in der Mitte Herminonen, die übrigen Istävonen heißen sollten. Einige behaupten — eine Freiheit, wie sie das graue Altertum gibt — mehr Söhne des Gottes und mehr Stammnamen gebe es; Marser, Gambrivier, Sueben, Vandilier, und dies seien die echten und alten Namen. Uebrigens sei die Bezeichnung Germanien neu, und vor kurzem erst dem Lande beigelegt, weil die, welche zuerst den Rhein überschritten, und die Gallier zurückdrängten, jetzt Tungrer genannt, damals Germanen hießen. Was so eines Stammes, nicht des Volkes Name war, sei dadurch allmählich zu größerer Geltung gelangt, so daß alle zuerst nach dem Sieger, um sich furchtbar zu machen, bald auch untereinander den einmal vorgefundenen Namen Germanen brauchten.

Auch Herkules, erzählt man, sei bei ihnen gewesen und ihn besingen sie als den ersten aller tapferer Männer, wenn sie in die Schlacht ziehen wollen. Auch haben sie eine Art Lieder, durch deren Vortrag, von ihnen Barditus genannt, sie den Mut entflammen, während der Gesang selbst als Wahrzeichen für den Ausgang der bevorstehenden Schlacht gilt. Denn je nachdem er klang, drohen oder zittern ganze Heere, auch scheinen jene Lieder weniger in Worten, als in Ausbrüchen der Kampfwut zu bestehen. Erstrebt wird dabei vorzüglich Rauheit des Sanges und ein gebrochener dumpfer Ton, indem sie die Schilder an den Mund halten, damit um so voller und mächtiger die Stimme durch die Resonanz anschwelle.

Das Land bietet im einzelnen verschiedene Gestaltungen, aber der allgemeine Charakter ist schauriger Urwald und düsterer Moorgrund. Gegen Gallien hin ist das Klima mehr feucht, gegen Noricum und Pannonien vorherrschend windig. Der Boden ist ziemlich ergiebig. Obstbäume gedeihen nicht. Das Land ist reich an Vieh, dieses aber meist von kleinem Schlag. Selbst dem Hornvieh fehlt das gewohnte stattliche Wesen und der stolze Schmuck des Hauptes. Eine zahlreiche Herde ist die Freude des Germanen, das Vieh sein einziger Reichtum.

Ist es der Götter Huld oder Zorn, was ihm Gold und Silber verweigert hat? Und doch möchte ich nicht behaupten, daß Germanien nicht eine Ader Goldes oder Silbers berge; wer hat je darnach gesucht? Aus Besitz oder Gebrauch jener Metalle machen sie sich jedenfalls nicht viel. Man kann silberne Gefäße bei ihnen haben, Geschenke des Auslandes an ihre Gesandten und Fürsten, welche gerade so verwendet werden, wie gemeines Tongeschirr. Nur unsere nächsten Grenznachbarn wissen infolge des Handelsverkehrs Gold und Silber zu schätzen, kennen und bevorzugen auch diese oder jene unserer Münzsorten. Tiefer im Innern herrscht noch der einfache Tauschhandel,

von unserem Gelde sind nur alte längst bekannte Sorten beliebt. Silber nehmen sie lieber als Gold, nicht aus besonderer Liebhaberei, sondern weil für Leute, die alle möglichen unbedeutenden Dinge kaufen, der Verkehr in Silbermünzen bequemer ist.

Sogar an Eisen ist kein Ueberfluß, wie sich aus dem Material der Waffen ergibt. Nur wenige führen Schwerter oder größere Lanzen. Ein Speer, in germanischer Sprache eine Frame, ist die allgemeine Waffe; das Eisen, schmal und kurz, aber so scharf und das Ganze so handlich, daß es, je nach Bedürfnis, als Stoß- und Wurfwaffe dient. Der Reiter begnügt sich mit Schild und Frame, die Fußgänger führen noch andere Wurfgeschosse; und halbnackt wie sie sind, oder höchstens noch einen leichten Mantel um die Schultern, schleudern sie ihre Waffen auf gewaltige Entfernung. Von prunkendem Schmucke weiß man nichts, nur den Schild bemalen sie mit einer Auswahl der bekanntesten Farben. Einen Panzer tragen die wenigsten, kaum ein und der andere Helm oder Haube.

Die Pferde zeichnen sich weder durch Schönheit noch durch Schnelligkeit aus, sind aber auch nicht, wie die unsrigen, auf kunstvolle Wendungen dressiert; geradeaus geht es oder mit einer einzigen Schwenkung etwa nach rechts in so festgeschlossener Linie, daß keines hinter dem andern zurückbleibt. Im allgemeinen ist das Fußvolk die Hauptstärke und wird daher auch mitten im Reitergefecht verwendet. Zu einem solchen eignet sich ganz vortrefflich die Schnelligkeit dieser Fußgänger, eines erlesenen Kernes aus der gesamten Kriegsmannschaft, welche in die vorderste Linie gestellt werden. Auch die Zahl ist bestimmt, hundert aus jedem Gau. Einhundert nennen sie selbst diese Mannschaft, und was ursprünglich eine abstrakte Ziffer war, ist jetzt ein konkretes Wort und ein ehrenvoller Name.

Der germanischen Schlachtordnung liegt die Keilform zu Grunde. Zurückweichen, wenn man nur wieder vordringt, gilt eher als List, denn als Furcht. Die Gefallenen bringt man auch bei ungünstigem Kampf in Sicherheit. Die größte Schmach aber ist das Preisgeben des Schildes, wer es tut, ist ehrlos und aus der religiösen und politischen Gemeinschaft verbannt, und schon mancher, den die Schlacht verschonte, hat einem schmachvollen Dasein durch den Strick ein Ende gemacht.

Zum König adelt die Geburt, zum Heerführer die Tapferkeit. Aber die königliche Gewalt ist nicht ein schrankenloses Belieben und auch der Führer im Feld ist das nicht sowohl durch seine Stellung an sich, als durch sein Beispiel. Immer auf dem Platz, immer ein Vorbild, immer voran im Kampf, so gehorcht man ihm, weil man ihn achtet. Ueber Leben und Tod richten darf er nicht, auch keinen fesseln, ja nicht einmal schlagen lassen. Nur der Priester darf dies, und auch dieser vollzieht dann nicht eine Strafe oder einen Befehl des Führers, sondern das Gebot des Gottes, welcher über der Wahlstatt waltet. Denn das ist germanischer Glaube und darum nehmen sie auch gewisse Bilder und Feldzeichen aus ihren heiligen Hainen in die Schlacht mit.

Der wirksamste Sporn des Heldenmuts aber liegt darin, daß nicht aus Zufall, nicht aus einem beliebigen Zusammenwürfeln heraus die Keile, die Geschwader sich bilden, sondern aus den Familien und Sippschaften. Und diesen in nächster Nähe weilen ihre teuersten Häupter, der Kämpfer hört das Wehrufen seines Weibes, das Weinen seiner Kinder, ihre Zeugenschaft ist den Männern die heiligste, ihr Beifall der höchste; zur Mutter, zur Gattin schleppt der Mann seine Wunden, und jene zählen und untersuchen sie ihm ohne Zittern und bringen den Kämpfenden Nahrung und Zuspruch ins Gefecht.

Von mehr als einer Schlacht erzählt die Geschichte, wo die wankenden und weichenden Reihen von den Frauen zum Stehen gebracht wurden, durch ihr ausdauerndes Bitten und Flehen und indem sie mit entblößter Brust sich vor die Männer warfen und ihnen das Los eines gefangenen Weibes vor Augen stellten. Dieser Gedanke aber ist den Germanen weit unerträglicher, als die eigene Gefangenschaft; und dieses Gefühl ist so stark, daß man selbst ganze Stämme politisch fester verbindet, wenn man sie unter andern Geiseln einige Jungfrauen aus dem Adel stellen läßt. Ja, den Germanen sind die Frauen geradezu eine Art heiliger und prophetisch begabter Wesen; ihr Rat bleibt nicht unbeachtet, ihr Spruch wird nicht überhört. Wir selbst haben unter dem verewigten Vespasian jene Helleda gesehen, welche lange Zeit und weithin als ein göttliches Wesen gegolten hat. Auch früher schon standen eine Aurinia und andere Frauen in ähnlicher Verehrung. Aber kriechende Schmeichelei war es nicht, so wenig als Vergötterung.

Thor. (Nach Dahn, Walhall.) Zeichnung von Joh. Gehrts.

Die Nachrichten des Tacitus über die altgermanische Religion sind sehr dürftige. Er weiß davon zu berichten, daß an der Spitze der germanischen Götter Merkur stehe, daß sie einen Mars und einen Herkules haben, ja, daß ein Teil der Sueben auch der Isis opfere und erzählt, daß Wälder und Haine die Tempel der germanischen Gottheiten seien, daß sich in ihre Namen jene geheimnisvolle Macht hülle, welche einzig in der Andacht des frommen Gedankens sich offenbart, aber wir erhalten mit alledem keine, auch nur einigermaßen klare Anschauung von der germanischen Mythologie. Daß sie ein Naturdienst war, erfahren wir wohl hier, wie auch noch anderwärts von Tacitus, und unter den von ihm angeführten Gottheiten, Merkur, Herkules, Mars, haben wir wohl Wotan, Donar und Ziu zu verstehen.

Den Grundzug, den Lichtkult, Verehrung der wohltätigen, dem Menschen segensreichen Mächte des Lichts, wie sie am Himmel in der Sonne, den Gestirnen, dem Frühling oder Sommer gegenüber den schädlichen, umheimlichen Gestalten der Nacht, der Finsternis erscheinen, teilt die germanische Nation mit derjenigen des übrigen Volkes der arischen Rasse und wenn wir auch vor der Zeit, wo dieselbe der Forschung zugänglich geworden ist, mancherlei Veränderungen anzunehmen haben, so hat doch dieser Grundgedanke von Licht und Finsternis durch die ganze germanische Religion hindurch bestimmend gewirkt. Nicht ewig dachten sich die Germanen die Welt, auch nicht als von Götterhand geschaffen, nicht Sand, noch See, noch kühle Wogen, nicht Erde fand sich, noch Himmel oben, ein Schlund der Klüfte, aber Gras nirgends. Langsam bildete sich dann am Nordende dieses weiten leeren Raumes ein dunkles und kaltes Gebiet Niflheim (Nebelheim) und ihm gegenüber am Südende ein lichtes und helles Gebiet Muspelheim. Aus einem in Niflheim liegenden Brunnen ergießen sich zwölf Ströme, die den leeren Raum zwischen dem Reich des Lichts und der Finsternis füllen und im Norden zu Eis erstarrten. Aus den Dunsttropfen des Eises und der Glut aus Muspelheim entstand Ymir, ein Reifriese und ihm wuchsen im Schlafe unter dem Arme Sohn und Tochter hervor. Neben ihm sehen wir bald die drei Asen Odin, Wili und We, die Söhne des Riesen Boer und der Riesin Bestlar. Sie erschlugen Ymir und in den gewaltigen Blutströmen desselben ertranken alle Reifriesen bis auf ein Paar, das sich in einem Boote rettete und von dem dann das jüngere Geschlecht der Reifriesen abstammt. Aus dem Leichnam des Riesen bildeten nun die Götter die Welt, und wölbten aus seinem Schädel das Dach des Himmels, an dessen vier Enden sie die vier Winde Austri, Westri, Nordri, Südri setzten. Die Feuerfunken aus Muspelheim wurden die Gestirne, das Meer legten die Riesen um die Erde und schufen endlich aus Askо und Embla, Esche und Ulme, die Menschen. Erde und Himmel, Asgard, die Wohnung der Götter, verbindet die Weltesche Igdrasil, deren Wurzeln bis hinab ins Reich der Finsternis reichen. Wohl besprengen sie die Nornen täglich mit Wasser, aber trotzdem ist auch sie, wie alles Lebende dem Untergang verfallen. Allerhand feindliche Kräfte sind geschäftig sie zu unterwühlen und zu verderben. Hoch im Himmel, in Asgard wohnen die Götter, die Asen, zwölf an der Zahl. An ihrer Spitze steht Odin-Wotan, der Gott der Fürsten und Helden, der Gott des Sieges, aber auch der des Gedankens, der Schöpfer der Poesie und der Runen. Gewaltig thront er auf seinem Herrschersitz, zwei Raben, Hugin und Munin (Gedanke und Erinnerung), die er täglich nach Kundschaft aussendet, sitzen auf seinen Schultern und flüstern ihm ins Ohr. Zu seinen Füßen lagern die Wölfe, seine treuen Gefährten, denen er das für ihn bestimmte Fleisch der Eber reicht, da er selber keiner Kost bedarf. Prächtig und würdig hat ihn Felix Dahn, der Forscher und Dichter, dem wir auf diesem Gebiet am liebsten als Führer folgen, in seinem Gedichte „Odins Trost“ gezeichnet:

Aller Asen acht ich
Den edelsten Odin,
Weisheit sein Wort, Wunder sein Werk,
Wonnig sein Wesen.
Wann in weichem Weben
Frühe Frühlings-
Knospen er küßt,
Können die Kleinen die Kelche

Nicht mehr schlummernd verschließen,
Sie öffnen die Augen
Und hinweg küßt er kosend
Ihren ersten Atem.
Aber Odin auch
Stürzt im Sturm die Stämme
Uralter Eichen.
Sein Hauch hetzt die Helden
In tapfere Taten und tapferen Tod.
Jubelnd und jauchzend jagen sie jäh
In spitzige Speere, in geschwungene Schwerter,
Selig im Siege, getrost auch im Tode.
Denn sie wissen, es werden die weißen Walküren
Zu Walhalls Wonne tragen die Treuen
Die lachend erlegen, fechtend und fallend
Für die heilige Heimat und des Hauses Herd.
Auf Erden aber ehrt sie unendlich
Der Sänger Gesang, sie leben im Liede.
In den Hallen noch hört man Weisen von Helden,
Die hoch der Hügel hat überhöht.
Wer aber wies die Sänger zu singen,
Wer lehrte das Lied und die hallende Harfe?
Wer anders als abermals Odin der Edle.
Der Schlächter der Schlachten ist selber ihr Sänger,
Sangvater ist Siegvater,
Siegvater, Sangvater zugleich.
Und wer wies der Weisheit gewundene Wege
Dem begierigen Geist dem forschenden Frager
Nach Anfang und Ende des unendlichen Alles.
Was da gewonnen an Wissen und Wahrheit
Des mühseligen Menschen grübelnder Geist —:
Alles hat Odin uns offenbart.
Er hat das hohe, das heilige Geheimnis geritzter Runen
Seine Lieblinge lösen gelehrt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Retter und Rater
Der mühvollen Menschheit
Ist der Rabenumrauschte
Runenvater.
Alles ist Odin, was hoch und was herrlich,
Was wonnig und weise, was stolz und was stark.

Neben Odin-Wotan steht sein Sohn Thor-Donar, der Gott der Gewitter, aber auch des befruchtenden Regens, des Ackerbaus und der menschlichen Kultur überhaupt. Sein Steinhammer ist nicht allein die Kriegswaffe, er dient auch den Zwecken friedlicher Kultur und Donar ist niemand anders, als der germanische Bauer selbst, wie er leibt und lebt, wie er arbeitet und rastet, wie er zecht und schmaust, wie er einen guten derben Spaß gern mittut und gern verträgt, gutmütig im Gefühl der gewaltigen Kraft,

plump oft überliſtet, aber auch wenn gereizt, unbändig und ungeſtüm in alles zerſchmetterndem Jähzorn.

Odin. (Nach Dahn, Walhall). Zeichnung von Joh. Gehrts.

Tyr=Ziu, der Gott des Krieges, ſtellt nur eine einzelne Seite Odins dar. Freyr=Fro, ein Sonnengott und als ſolcher zugleich Gott der Fruchtbarkeit weiſt ſchon

hin auf den lichten Frühlingsgott, den Liebling der Götter und Menschen, Baldur. Er, den finstere Tücke zu Fall brachte, ist der beste und schönste von allen, der weiseste,

Frigga. (Nach Dahn, Walhall.) Zeichnung von Joh. Gehrts.

mildeste und beredteste, niemand kann sein Urteil schelten, und in seiner Heimstätte wird nichts Unreines geduldet. Ihm gegenüber steht Loki-Loge, der unzuverlässige, gefährliche

und treulose, der allen Göttern Verderben droht, und neben ihm steht die finstere Todes-Göttin Hel-Nerthus, die Riesin der grausigen Tiefe, aber auch die Beschützerin und Hegerin des in den Erdboden versenkten nährenden Keimes. Ihr begegnen wir wieder bei Tacitus als der allnährenden Mutter Erde, die sich eines besonderen geheimnisvollen Kultus erfreut.

Odins Gatten Freya-Frigg ist nicht allein die Göttin der Liebe, der Ehe, des heiligen Herdes, des ehelichen Hauses und der häuslichen Wirtschaft, die als Spinnerin noch heute im Glauben des Volkes fortlebt, sie ist auch unter dem Namen Gefion die Führerin der Walküren, der schlachtenkühnen Jungfrauen, welche die im Streite gefallenen Helden nach Walhalls Wonnen geleiten, wie die Nornen die Schicksale der Menschen spinnen.

Um diese Hauptgötter schart sich dann noch eine Anzahl männlicher und weiblicher Asen, die alle, einzelne Seiten im Naturleben verkörpernd, von minderer Bedeutung sind. Da sind Heimdal, der Wächter der Regenbogenbrücke, die nach Wallhall führt, Bragi, der Gott der Dichtkunst, mit seiner Gattin Idun, der Hüterin der Aepfel, welche die Götter gegen das Altwerden schützen, und neben ihr steht Ostara, die Frühlingsgöttin mit Siph, der Gemahlin des Thor, und die Ernte- und Sommergöttin.

Zwischen Göttern und Menschen stehen zahlreiche Mittelwesen, Elfen, Wassergeister und Hausgeister, Riesen, Steinriesen, Bergriesen, Waldriesen, Feuerriesen und Wasserriesen, namentlich jene gewaltige Midgardschlange, die sich rings um die Erde legt und am Ende Göttern und Menschen Verderben bringt. Denn wohl lebten die Götter anfangs schuldlos und heiter wie die Kinder in täglich sich erneuernder Freude, aber mehr und mehr befleckt sie Schuld und im Verkehr mit ihren Feinden, den Riesen, begehen sie manches Laster und manches Verbrechen. Wohl weiß Odin, daß einmal der Tag der Vergeltung kommen werde, aber wann er kommt, das bleibt auch ihm verborgen! — Ein Winter wird kommen, da stöbert Schnee von allen Seiten, da ist der Frost groß und sind die Winde scharf und die Sonne hat ihre Kraft verloren. Dieser Winter kommen drei nacheinander und kein Sommer dazwischen; zuvor aber kommen drei andere Jahre, da die Welt mit schweren Kriegen erfüllt sein wird. Da werden sich Brüder aus Habgier ums Leben bringen, und der Sohn des Vaters, der Vater des Sohnes nicht schonen. Da geschieht das, was als das Schrecklichste gelten wird, daß der Wolf die Sonne verschlingt, den Menschen zum großen Unheil. Der andere Wolf wird den Mond packen und so auch großen Schaden tun, und die Sterne werden vom Himmel fallen. Da wird sich auch ereignen daß die Erde bebt und alle Berge, daß die Bäume entwurzelt werden, die Berge zusammenstürzen und alle Ketten und Bande brechen und reißen. Da wird der Fenriswolf los und das Meer überflutet das Land, weil die Midgardschlange das Land sucht. Da wird auch Naglfar flott, das Schiff, das so heißt, und aus Nägeln der Toten gemacht ist, — Hryms heißt der Riese, der Naglfar steuert. Der Fenriswolf fährt mit klaffendem Rachen umher, daß sein Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde berührt, Feuer glüht ihm aus Auge und Nase. Die Midgardschlange speit Gift aus, daß Luft und Meer entzündet werden, entsetzlich ist ihr Anblick, indem sie dem Wolf zur Seite kämpft. Von diesem Lärmen birst der Himmel, da kommen Muspells Söhne herangeritten. Surtur fährt an ihrer Spitze, vor ihm und hinter ihm das glühende Feuer. Sein Schwert ist wunderscharf und glänzt heller als die Sonne. Da ziehen Muspells Söhne nach der Ebene, die

Migrid heißt, dahin kommt auch der Fenriswolf und die Midgardschlange, und auch Loki wird dort sein und Hryms und mit ihm alle Hrimthursen. Mit Loki ist Hels ganzes Gefolge, und Muspells Söhne haben ihre eigene glänzende Schlachtordnung.

Und wenn diese Dinge sich begeben, erhebt sich Heimdall und stößt aus aller Kraft ins Giallarhorn und weckt alle Götter, die dann Rat halten. Da reitet Odin zu Mimirs Brunnen und holt Rat von Mimir für sich und sein Gefolge. Die Esch Ygdrasil bebt und alles erschrickt im Himmel und auf Erden. Und dann eilen sie auf dem Kampfplatz, ihnen voran Odin im Goldhelm und glänzendem Harnisch. In wildem Kampf tötet einer den andern, und endlich schleudert Surtur Feuer über die Erde und verbrennt die ganze Welt.

Aber aus Schutt und Asche wird sich eine neue Welt heben, mit neuen Göttern und neuen Menschen. Wenn du aber noch weiter fragen willst," schließt die Edda ihre Kunde von der Götterdämmerung, „so weiß ich nicht, woher dir das kommt, denn nie hört ich jemanden mehr von dem Schicksal der Welt berichten. Nimm also hiermit fürlieb."

Lassen wir nun wieder Tacitus weiter berichten: Zeichendeutung und Los spielt auch bei den Germanen eine große Rolle. Das Verfahren beim Losen ist einfach. Man schneidet einen Zweig von einem Fruchtbaum in kleine Stücke, ritzt auf jedes gewisse Zeichen ein, und wirft sie aufs Geratewohl über ein weißes Tuch hin; ist es eine öffentliche Sache, so hebt der Priester, in Familienangelegenheiten der Familienvater unter Gebet und Aufblick zum Himmel drei Späne nacheinander auf, und gibt sodann aus den eingeschriebenen Zeichen seine Deutung. Sind sie verneinend, so erfolgt an dem betreffenden Tage keine weitere Beratung, wenn bejahend, so bedürfen sie immer noch der Bestätigung durch die Auspicien.

Von letzteren sind Flug und Stimme der Vögel auch den Germanen bekannt; eigentümlich aber ist ihnen die Beratung und Weissagung durch das Pferd. In den oben erwähnten Hainen und Gehölzen werden von Gemeindewegen Rosse gehalten, schneeweiß und nie durch einen irdischen Dienst entweiht. Diese werden an den heiligen Wagen geschirrt, und der Priester mit dem Könige oder dem sonstigen Staatsoberhaupt, geht nebenher und beobachtet das Wiehern und Schnauben der Tiere. Ein Vertrauen wie dieses genießt keine andere Art von Zeichen, und zwar nicht nur bei der Menge, sondern auch bei den Häuptlingen und Priestern; die beiden letzteren betrachten jene Tiere als Eingeweihte der Götter, sich selbst als Vermittler.

Noch besteht eine dritte Art der prophetischen Deutung, durch welche auch der Erfolg eines ernsten Krieges voraus geraten wird. Man sucht sich aus dem feindlichen Stamm auf irgend eine Weise einen Gefangenen zu verschaffen, und stellt ihn einem erlesenen Kämpen des eigenen Volkes gegenüber, jeden in seiner heimischen Rüstung. Der Sieg des einen oder des andern gilt als Vorbedeutung für den ganzen Krieg.

Ueber minder bedeutende Angelegenheiten beraten die Häuptlinge, über die wichtigeren die Gesamtheit. Indessen auch wo dem Volke die Entscheidung zusteht, wird die Sache von den Häuptlingen durchgesprochen. Für diese Beratungen haben sie, wenn kein unerwarteter Zufall dazwischen tritt, ihre festen Tage, und zwar gelten Neumond oder Vollmond als günstigste Zeit für die Staatsgeschäfte. Der Germane rechnet aber nicht wie wir nach Tagen, sondern nach Nächten; so wird beraumt, so wird berufen, Herrscherin ist die Nacht, in ihrem Gefolge der Tag.

Eine Schattenseite germanischer Freiheit ist es, daß die Versammlungen nicht gleichzeitig, nicht zur gebotenen Frist zusammentreten, und oft zwei und drei Tage mit Warten verloren gehen. Im Rate selbst setzt sich jeder nach Belieben, und zwar in Wehr und Waffen. Der Priester gebietet Schweigen, ihm steht hier auch das Recht der Ahndung zu. Sodann ergreift der König oder Häuptling das Wort, jeder überhaupt, welchen Alter, Geburt, Kriegsruhm, Beredsamkeit befähigen, und jeder mehr auf das Gewicht seiner Meinung, als auf die Gewalt seines Machtspruchs gestützt. Findet seine Ansicht keinen Beifall, so geht ein verneinendes Murren, gefällt sie, so tönt das Klirren der Speere durch die Versammlung. Waffenklang ist das ehrenvollste Zeichen des Beifalls.

Diese Versammlung sind auch offen für Klage und peinliches Gericht. Die Art der Strafe wird aus dem Wesen des Vergehens genommen. Verräter und Ueberläufer hängt man an einem Baum auf; Feigheit und Fahnenflucht werden geahndet, indem man den Schuldigen in Schlamm und Sumpf wirft und unter darüber geworfenem Flechtwerk erstickt. Dieser Anwendung zweier entgegengesetzter Todesarten liegt das Gefühl zu Grunde, daß ein Verbrechen gleichzeitig mit seiner Bestrafung an die Oeffentlichkeit gestellt, eine Schändlichkeit ihr entzogen werden muß.

Aber auch bei leichteren Vergehen findet Abstufung der Strafe statt. Letztere besteht in einer Buße an Pferden und Vieh, eine Hälfte derselben fällt dem König oder der Volksgemeinde zu, die andere dem Geschädigten oder seinen Angehörigen.

Endlich werden in jenen Versammlungen die Häuptlinge gewählt, welche in den einzelnen Gauen und Marken die Rechtspflege zu üben haben. Jedem Gewählten stehen hundert Männer aus dem Volke als Rat und zugleich als Behörde zur Seite.

Niemals aber, es sei in gemeinsamer oder eigener Sache, erscheint der Germane anders als in Wehr und Waffen. Diese jedoch darf keiner eher anlegen, als bis ihn die Gemeinde für wehrfähig erklärt hat. Dies geschieht, indem ein Häuptling oder der Vater oder ein Verwandter in öffentlicher Versammlung den Jüngling mit Schild und Frame bewehrt. Das ist ihre Toga, das ist der Jugend Ehrenschmuck; bis dahin war der Jüngling ein Glied der Familie, fortan gehört er dem Staate. Edles Blut jedoch oder hoher Verdienst des Vaters verleiht schon dem Unerwachsenen die adlige Würde; er darf sich den Stärkeren und längst Wehrhaften zugesellen, und braucht nicht zu erröten, wenn er im Gefolge eines andern erscheint.

Ihre Rangstufen hat ja die Gefolgschaft selbst, nämlich in dem Urteil dessen, um den sie sich schart. Und ein mächtiger Wetteifer herrscht daher unter Gefolgsleuten und Führern; bei jenen gilt es, wer seinem Häuptling am nächsten komme, bei diesen, wer das größte und tüchtigste Gefolge zähle. Das heißt Ehre, das heißt Stärke, stets von einer zahlreichen Schar auserlesener Kämpfer umringt zu sein, im Frieden des Häuptlings Stolz, im Krieg sein Schutz und sein Schirm. Und nicht nur im eigenen Volke gilt, auch in die Nachbarstaaten dringt Ruhm und Ehre des Mannes, der durch Zahl und Tüchtigkeit seines Gefolges hervorragt. Gesandtschaften suchen ihn auf, ehrende Geschenke werden ihm gebracht, und er allein schlägt oft einen ganzen Krieg durch den Klang seines Namens nieder.

Einmal aber im Gemenge der Schlacht, ist es eine Schmach für den Führer, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, eine Schmach dem Gefolge, hinter des Führers Tapferkeit zurückzubleiben; vollends aber fürs ganze Leben entehrende Schande, wenn einer, dem der Führer gefallen, lebend aus dem Kampfe weicht. Den Herrn zu schirmen

und zu wahren, ja die eigene Heldentat der Verherrlichung des Häuptlings zu opfern, das ist die erste heilige Kriegerpflicht; der Herr kämpft um den Sieg, die Mannen um ihren Herrn. Wenn das eigene Heimatland in gar zu langem Frieden brach und müßig liegt, so zieht gar oft die adelige Jugend hinaus nach einem fremden Lande, dessen Volk gerade Krieg führt. Ein ruhiges Leben behagt den Germanen nicht, der Ruhm gedeiht besser unter Kampf und Gefahr, und auch jene großen Gefolgschaften kann nur Gewalt und Krieg zusammenhalten. Die Freigebigkeit des Häuptlings ist es, welche jene germanischen Schlachtrosse, jene blutigen siegreiche Heere ins Feld treibt. Den Sold nämlich ersetzen diesen Gefolgschaften Schmausereien und reiche, wenn auch ungeschlachte Gelage, und zu solchem Aufwand muß Krieg und Raub die Mittel verschaffen. Seinen Boden zu pflügen, den Ertrag des Jahres abzuwarten, dazu mochte der Germane sich schwerer entschließen, als den Feind zu fordern und sich Wunden zu holen. Faulheit, ja Feigheit heißt es bei ihm, wer im Schweiße seines Angesichtes sich erwirbt, was er mit seinem Blute gewinnen kann.

Liegt er nicht zu Felde, so gehören seine Tage dem Weidwerk noch mehr aber dem geliebten Nichtstun, denn Schlafen, Essen und Trinken. In tatenloser Ruhe liegen diese tapferen und kriegerischen Leute, die Sorge für Haus und Herd und Feld ist den Weibern und Alten und jedem Schwächling in der Familie überlassen, die Männer sehen müßig zu. Wundersamer Widerspruch der Natur, welche in diesen Menschen den Widerwillen gegen die Untätigkeit mit der Leidenschaft des Nichtstuns vereinigt hat.

Nach Landessitte bringt jeder Bürger seinem Häuptling eine freiwillige Steuer in Vieh oder Frucht; was dieser als Ehrengabe entgegennimmt, dient zugleich als Bestreitung seines Aufwandes. Vor allem willkommen sind Geschenke benachbarter Staaten, wie solche nicht immer von einzelnen, sondern auch im Namen der Gesamtheit überreicht werden, edle Rosse, gewaltige Waffenstücke, Pferdegeschirr und Halsketten. Neuerdings haben sie auch gelernt, Gold anzunehmen. Daß die Völker germanischen Stammes keine Städte haben, ja überhaupt zusammenhängenden Wohnsitzen abhold sind, ist altbekannt. Jeder wohnt für sich und von den Nachbarn entfernt, wie gerade ein Quell, ein Feld, ein Gehölz zur Siedelung ladet. Der germanische Weiler bildet nicht die geschlossenen Häuserreihen des römischen Dorfes; jeder stellt sein Haus nach allen Seiten frei, vielleicht zum Schutz gegen Feuersgefahr, vielleicht weil man es überhaupt nicht besser versteht. Sogar Steinbau und Ziegeldach sind unbekannt; alles ist von Holz, plump und ohne Rücksicht auf Auge und Schönheit. Nur werden einige Teile des Baues mit einer feinen glänzenden Lehmart übertüncht und erinnern so einigermaßen an Malerei und Farbenornamentik.

Auch unterirdische Höhlen graben sie sich, belasten die Wölbung mit einer dicken Dungschichte und schaffen sich so eine Zuflucht für den Winter und einen Bergungsort für Lebensmittel. Ein solcher Bau macht die Strenge der Winterkälte erträglicher, fällt aber der Feind ins Land, so plündert er doch nur, was offen daliegt, jene in der Tiefe verborgenen Schätze kennt er entweder nicht, oder sie entgehen ihm, weil er sie vorher suchen müßte.

Allgemeine Volkstracht ist eine Art Mantel, den eine Spange, in deren Ermangelung ein Dorn zusammenhält. So liegen sie, ohne weitere Gewandung, tagelang am Herdfeuer; nur sehr Wohlhabende zeichnen sich durch eine eigentliche Kleidung aus, die aber nicht weitfaltig, sondern eng anliegend ist und jedes Glied hervortreten läßt.

Auch Tierfelle werden getragen, in der Nähe des Rheins ohne viel Umstände, weiter im Innern mit mehr Sorgfalt, weil kein Handelsverkehr sonstige Putzwaren dorthin führt. Der Binnenländer ist daher mit den verschiedenen Tierarten wählerisch und verbrämt deren Felle noch mit dem Buntwerk gewisser Tiere, das vom nordöstlichen Ozean und unbekannten Gestaden kommt.

Die weibliche Tracht unterscheidet sich von der männlichen nur insofern, als bei den Frauen leinene, durch Purpurrot gehobene Gewänder häufiger sind. Diese Kleider haben keine Aermel, Unter- und Oberarm sind bloß und auch ein Teil der Brust bleibt unbedeckt.

Aber die eheliche Sitte ist streng und sie bildet wohl die achtungswerteste Seite germanischer Zustände. Die Germanen sind fast das einzige Barbarenvolk, welches sich mit einem Weibe begnügt. Ausnahmen sind sehr selten und auch dann liegt nicht die Sinnlichkeit zu Grunde, sondern es ist die hohe Stellung eines Mannes, welche ihn zum Gegenstand mehrfacher Werbung macht.

Die Morgengabe bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe. Bei der Ueberreichung finden sich Eltern und Verwandte ein, und mustern die Geschenke. Geschenke — aber nicht weibliche Luxusdinge oder Schmucksachen für die Neuvermählten, sondern Rinder und ein gezäumtes Roß und ein Schild mit Schwert und Speer. Gegen diese Gaben wird die Frau dem Manne zu teil, dem sie selbst ihrerseits einige Waffen zubringt. Diese Dinge gelten als das festeste Band, als das heilige Geheimnis, als die Schirmgötter der Ehe. Das Weib soll nicht wähnen, daß sie außerhalb der männlichen Gedankenwelt, außerhalb der kriegerischen Ereignisse stehe. Drum wird sie schon auf der Schwelle des Ehestandes belehrt, daß sie eintritt als Genossin von Mühsal und Gefahr, im Frieden und im Krieg mit dem Mann zu dulden und zu wagen. Also verkünden ihr die gejochten Rinder, das gezäumte Roß, die dargebrachten Waffen; so muß sie leben, so muß sie sterben, was sie heut empfängt, das soll sie unentweiht und in Ehren dereinst ihren Söhnen übergeben, von diesen sollen es ihre Schwiegertöchter entgegennehmen, ihre Enkel es erben.

So lebt die Frau im Kreise keuscher Sitte dahin, nicht verderbt vom Sinnenreiz eines Theaters, vom Taumel der Gelage. Von den Heimlichkeiten eines brieflichen Verkehrs weiß weder Mann noch Weib. Ehebruch ist unter diesem doch so zahlreichen Volke ein äußerst seltener Fall und die Strafe, dem Manne überlassen, folgt dem Vergehen auf dem Fuße. Mit abgeschnittenen Haaren, kleiderlos, in Gegenwart der Verwandtschaft jagt der Gatte die Schuldige zum Hause hinaus und peitscht sie das ganze Dorf entlang. Für entweihte Keuschheit gibt es keine Gnade; nicht Schönheit, noch Jugend, noch Reichtum schafft ihr einen Gatten. Da freilich lacht man nicht über das Laster, und mit den Schlechten schlecht zu sein heißt man nicht den Geist der Zeit. Besser wenigstens steht es bis jetzt noch bei einem Lande, wo nur die Jungfrau sich vermählt, wo mit der Hoffnung und dem Gelübde der Gattin das Leben für immer abgeschlossen liegt. Einmal nur, gleich wie sie Leib und Leben nur einmal empfing, so hat sie den Gatten zu empfangen, auf daß über ihn hinaus fortan kein Gedanke gehe, kein Gelüste sich verirre, auf daß sie gleichsam in dem Gatten nicht den Gatten, sondern die Ehe liebe.

Der Kinderzahl eine willkürliche Schranke zu setzen oder ein nachgeborenes zu töten gilt als Verruchtheit und die gute Sitte wirkt dort mehr, als anderswo gute Gesetze. So wächst, Haus für Haus, nackt und dürftig die Jugend heran, zu jenem

Gliederbau, zu jenen Riesengestalten, an denen wir staunend hinaufschauen. Seiner eigenen Mutter Brust hat jeden ernährt, keiner Magd- und Ammenwirtschaft verfällt das Kind. Das edelgeborene sondert keine feinere Pflege vom unedlen, auf dem gleichen Boden kriegen beide, zwischen den Tieren des Hauses umher, bis das Alter den Freigeborenen scheidet, der männliche Wert ihn adelt. In ebenbürtiger Kraft finden sich Jüngling und Jungfrau und die Stärke der Eltern spiegelt sich in den Kindern.

Die Söhne der Schwester stehen dem Oheim so nahe wie ihrem eigenen Vater. Manche halten sogar dieses Band der Verwandtschaft für das heiligere und engere und nehmen daher lieber den Neffen zum Geisel; ein solcher, glauben sie, sei eine festere Bürgschaft für die Gewissen und eine umfassendere für den Kreis der betroffenen Familie Erben und Nachfolger bleiben jedoch die eigenen Kinder und eines Testaments bedarf es nicht. Sind keine Kinder da, so folgen als die nächsten im Besitzrecht die Brüder und die Oheime von väterlicher und mütterlicher Seite. Je größer die Verwandtschaft, je weiter der Kreis der Verschwägerung, desto freundlicher gestaltet sich das Alter; die Kinderlosigkeit hat ihren Lohn dahin.

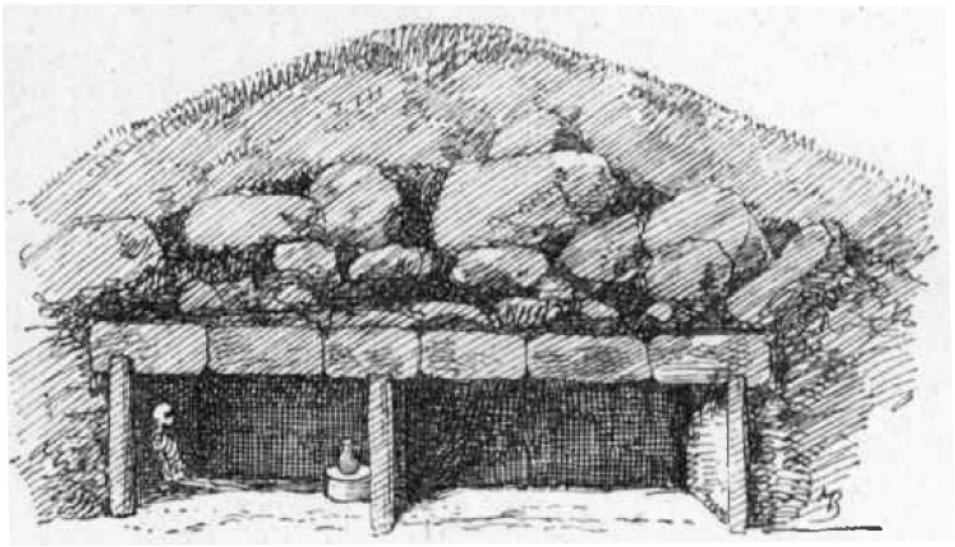
Auch in die Fehden seines Vaters oder eines Verwandten muß der Nachfolger als Erbe eintreten, so gut wie in die freundschaftlichen Verbindungen, doch brauchen die ersteren nicht unversöhnlich fortzuerben, selbst Totschlag kann durch eine bestimmte Anzahl großen und kleinen Viehes gesühnt werden und die Buße gilt für das ganze Haus des Geschädigten. Dem Gemeinwesen kommt diese Sitte zu gut, denn Privatfehden sind bei solcher Freiheit doppelt gefährlich.

Für gesellige Gelage und gastliches Leben hegt kein anderes Volk so große Leidenschaft. Einen Menschen, er sei wer er wolle, von seiner Schwelle zu weisen wäre Missetat. Je nach Vermögen tischt jeder dem Fremden sein Bestes auf. Ist der Vorrat zu Ende, so macht der Wirt den Wegweiser zu einer neuen Herberge. Er geht selbst mit, und ungeladen treten beide in das Nachbarhaus, unterschiedslos werden beide gleich freundlich begrüßt; ob bekannt oder unbekannt, darnach frägt in Sachen des Gastrechts kein Mensch. Beim Abschied gehört es sich, dem Gast zu bewilligen was er etwa sich ausbittet, und der Wirt macht seinerseits ebensowenig Umstände; solche Geschenke machen ihnen Vergnügen. Aber was einer gibt, das rechnet er nicht an, was er empfängt, das verpflichtet ihn nicht. Das ganze Verhältnis zwischen Wirt und Gast ist ein herzliches.

Vom Schlaf weg, der gewöhnlich tief in den Tag hinein dauert, wird gebadet, meist warm, wie natürlich in einem so vorherrschend winterlichen Klima. Auf das Bad folgt ein Imbiß, jeder hat seinen besonderen Sitz und seinen eigenen Tisch; sodann geht es an die Geschäfte oder auch ebenso häufig zum Gelage, stets mit Waffen. Tage und Nächte durchzechen hat durchaus nichts Anstößiges. Natürliche Folge solcher Trunksucht sind häufige Händel, und selten bleibt es bei den Worten, meist endet es mit Totschlag und Wunden. Aber auch Versöhnung von Feindschaften, Anknüpfung verwandtschaftlicher Bande, Wahl der Häuptlinge, sogar Krieg und Frieden, werden gewöhnlich beim Trunke beraten, als sei, möchte man meinen, nur zu solcher Stunde die Seele fähig, sich einem einfachen Gedanken zu erschließen, für einen großen sich zu erwärmen. Das ist noch ein Volk ohne Arglist und Verschlagenheit, das in ungezwungenem Scherze die Geheimnisse seiner Brust erschließt. So liegt denn eines jeden Meinung heute nackt und offen, morgen wird sie noch einmal durchgeprüft und beide das Gestern und das Heute

kommt zu seinem Recht. Sie beraten, wo sie nicht zu heucheln vermögen, sie beschließen, wo sie nicht irren können.

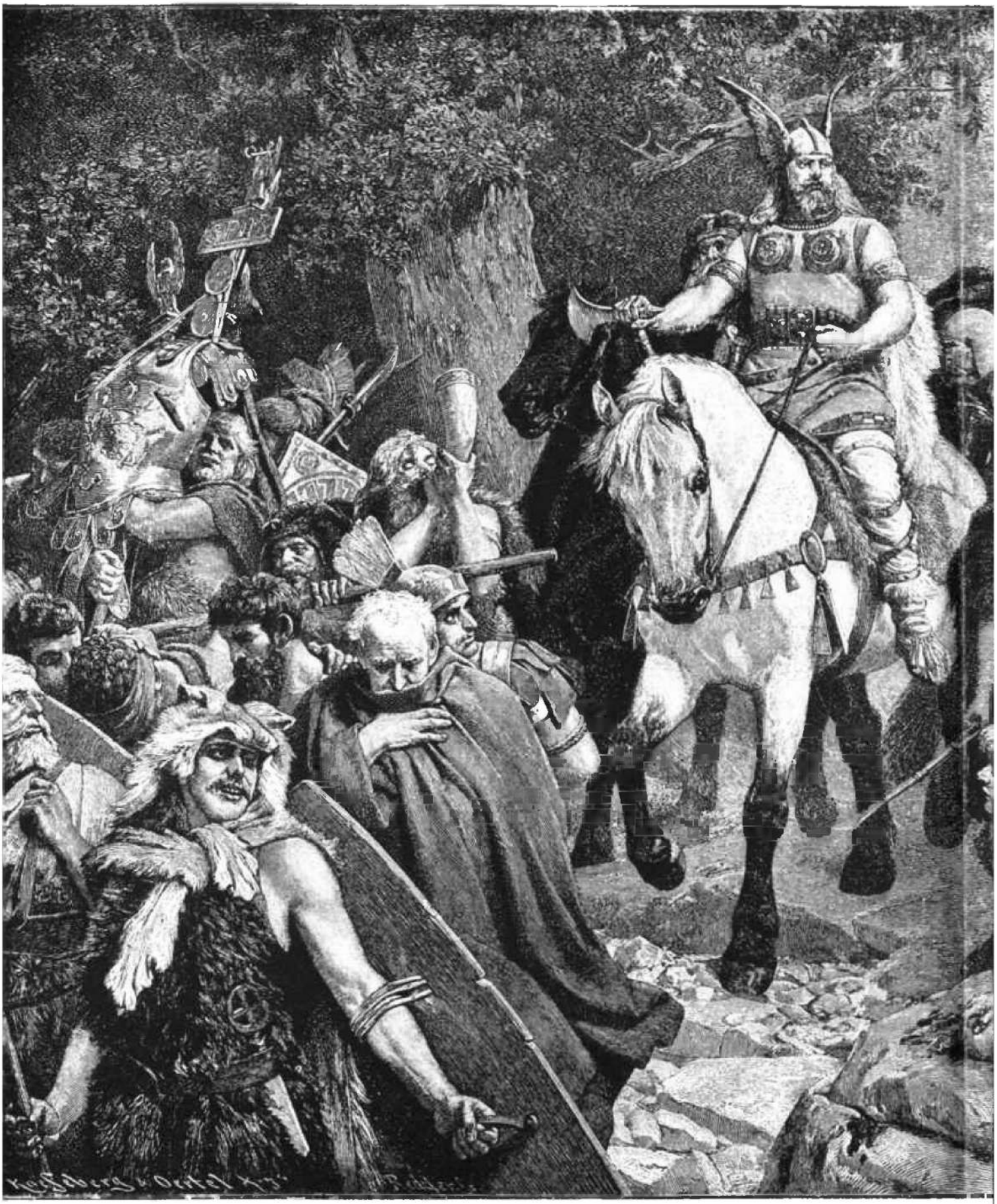
Ihre Getränke bereiten sie aus Gerste oder Weizen, ein Gebräu, das einigermaßen Aehnlichkeit mit geringem Weine hat. Die nächsten Anwohner des Rheines kaufen auch den Wein selbst. Die Speisen sind einfach; wildes Obst, frisches Wildpret oder saure Milch; ohne Aufwand, ohne Leckerbissen begnügen sie sich den Hunger zu stillen. Dem Durst gegenüber bleibt ihre Mäßigkeit nicht die gleiche;- wer hier den Germanen an seiner Schwäche faßt, ihm zu trinken schafft soviel sein Herz begehrt, der wird ihn künftig ebenso leicht durch seine eigenen Laster, als durch Waffengewalt überwinden. Von theatralischen Darstellungen ist nur eine einzige bekannt, die sich bei jeder geselligen Vereinigung gleich bleibt. Junge Leute, denen die Sache Freude macht, tummeln sich nackt zwischen Schwertern und Speeren umher. Uebung führt zur Gewandtheit, die Gewandtheit zur Anmut. Von Gewerbe oder Bezahlung ist keine Rede, es wäre denn das Vergnügen der Zuschauer, welches die verwegenen Springer lohnt.



Durchschnitt eines Grabhügels mit Grabkammer.

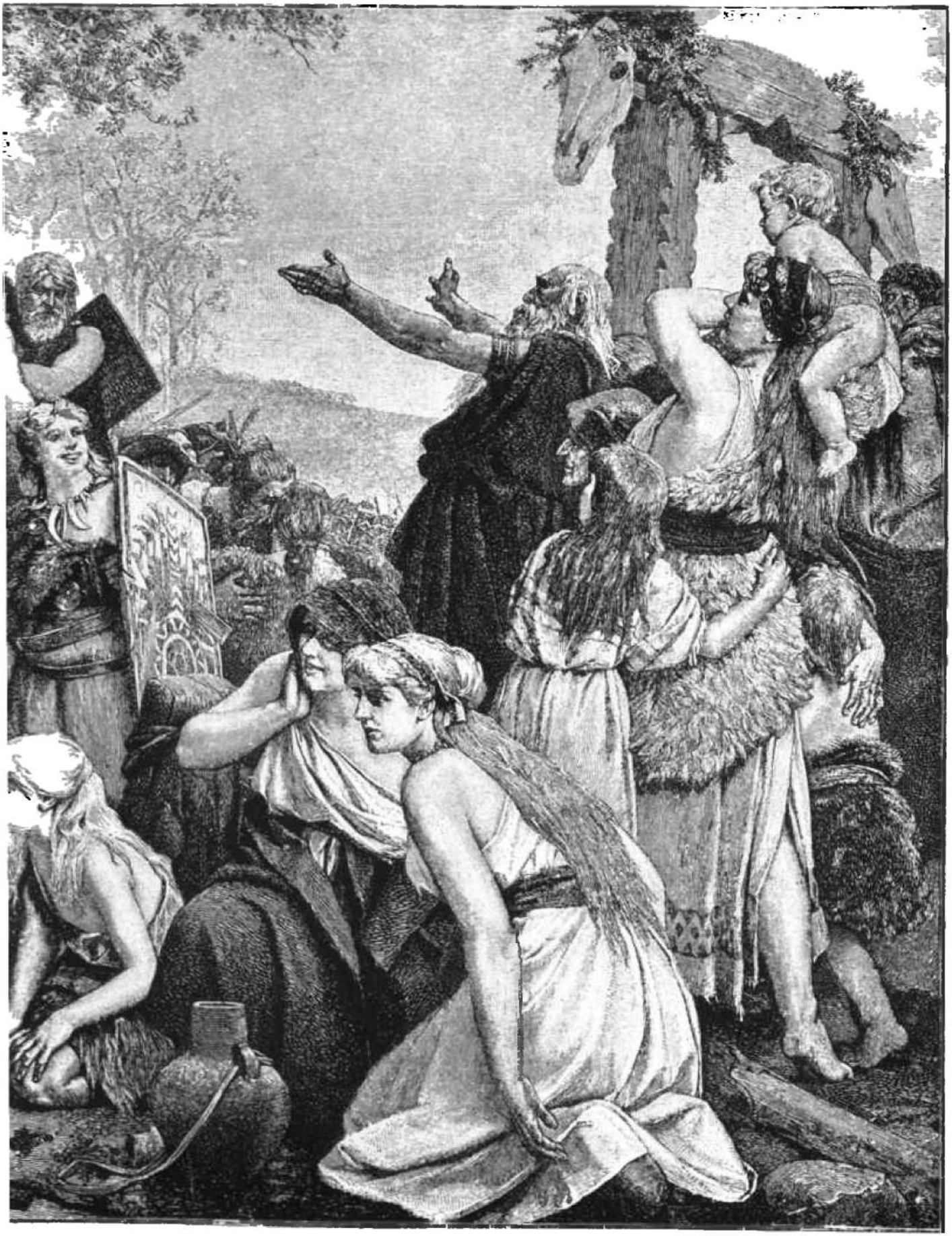
Wohl aber mag ihr Würfelspiel auffallen. Bei nüchternem Kopf, in geschäftsmäßigem Ernst treiben sie es mit solch toller Leidenschaft für Gewinn und Verlust, daß — wenn alles verloren ist, Freiheit und Person auf den letzten Wurf gesetzt wird. Der Verlierende fügt sich freiwillig der Knechtschaft; er selbst vielleicht der Längere, Stärkere, läßt sich geduldig binden und verkaufen. Das ist Charakterfestigkeit in verwerflicher Sache; sie selbst nennen es Ehre. Einen also gewonnenen Sklaven schafft übrigens sein Herr selbst auf dem Verkaufsweg weg, um der Beschämung über seinen Sieg ledig zu werden.

Im übrigen ist die Stellung der Sklaven eine andere, als bei den Römern, wo die einzelnen Geschäfte unter das Gesinde förmlich verteilt sind. Dort sitzt jeder auf seinem besonderen Heimwesen am eigenen Herd; der Herr legt ihm nur eine bestimmte Leistung an Getreide, Vieh oder Gewand auf, und darauf beschränkt sich die Pflicht des Hörigen. Die sonstigen Geschäfte des Herrenhauses besorgen Weib und Kinder. Daß der Sklave gepeitscht, in Fesseln gelegt, mit Zwangsarbeit bestraft wird, ist ein seltener Fall, häufiger ist Tötung durch den Herrn, nicht als Strafe oder Maßregel der Strenge, sondern als eine Tat der Leidenschaft, des Jähzorns, wie man etwa seinen Feind erschlägt, mit dem Unterschied, daß auf ersterem keine Strafe steht. Der Freigelassene steht nicht viel höher als der Sklave, selten übt er einigen Einfluß im Hause, niemals im öffentlichen Leben. Einzige Ausnahme bilden die monarchisch regierten Staaten, wo der Freigelassene über den Freigeborenen und sogar über den Adeligen sich erheben kann. Bei den andern Stämmen gibt die untergeordnete Stellung der Freigelassenen



Heimkehr der Deutschen aus der Schlacht im Teutoburger W

Nach einer Photographie aus dem Verlage

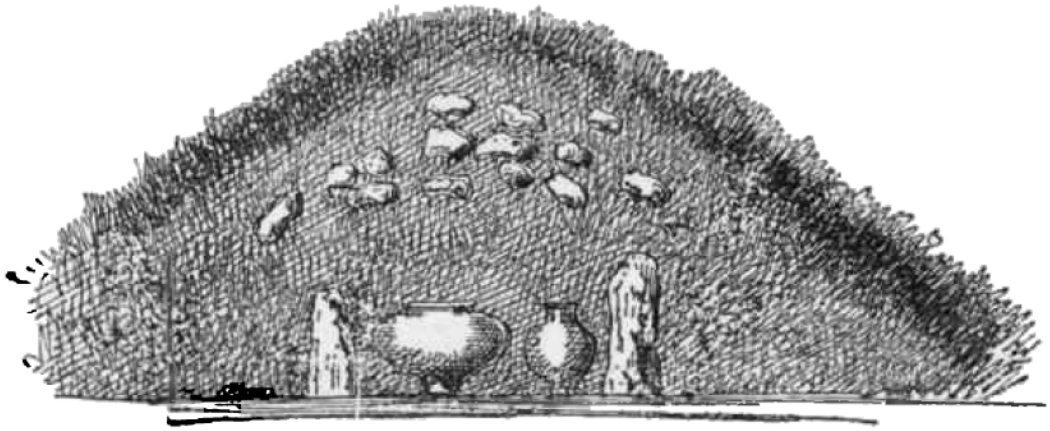


ıld. Nach dem Gemälde von Prof. Paul Thumann.
von Franz Hanfstängl in München.

Zeugnis von der freien Volksverfassung. Geldgeschäft und Wucherzins sind unbekannte Dinge, und darum gewissenhafter gemieden, als wenn sie gesetzlich verboten wären.

Die Feldmarkung je nach der Anzahl der Bebauer größer oder kleiner gehört der ganzen Gemeinde als Gesamtbesitz, und diese verteilt die Grundstücke unter ihre Mitglieder nach Maßgabe des Ranges. Die Möglichkeit dieses Verfahrens liegt in den großen Ausdehnungen der Markungen. In der Bebauung wechselt man alljährlich das Feld, wobei immer noch ein Teil desselben frei bleibt. In den Wettkampf mit der Ertragsfähigkeit und Ausdehnung des Bodens seine Arbeit einzusetzen, Obstpflanzungen anzulegen, Wiesland auszuscheiden, einen Garten zu bewässern, versteht der Germane nicht; nur seine Aussaat an Getreide soll ihm die Erde leisten. Daher teilt sich ihm das Jahr auch nicht in unsere vier Zeiten; von Winter, Frühling und Sommer hat er einen Begriff, und hat die Worte dafür; vom Herbst kennt er einen Namen so wenig, als seinen Segen.

Von dem eitlen Prunk der Leichenbegängnisse weiß man nichts; nur bei hervorragenden Männern verlangt die Sitte bestimmte Holzarten für die Verbrennung der Leichen. Teppiche und Rauchwerk werden nicht an den Holzstoß verschwendet; nur die Waffenrüstung, zuweilen auch das Streitroß, wird mitverbrannt. Ueber dem Grabe wölbt sich ein Rasenhügel, in dem kunst- und mühevollen Stolze der Monumente sieht der Germane nur eine Last für den Toten. Den Tränen und der Klage gönnt er kurze, dem Schmerz und der Wehmut eine lange Frist. Dem Weibe geziemt die Trauer, dem Manne die Erinnerung.

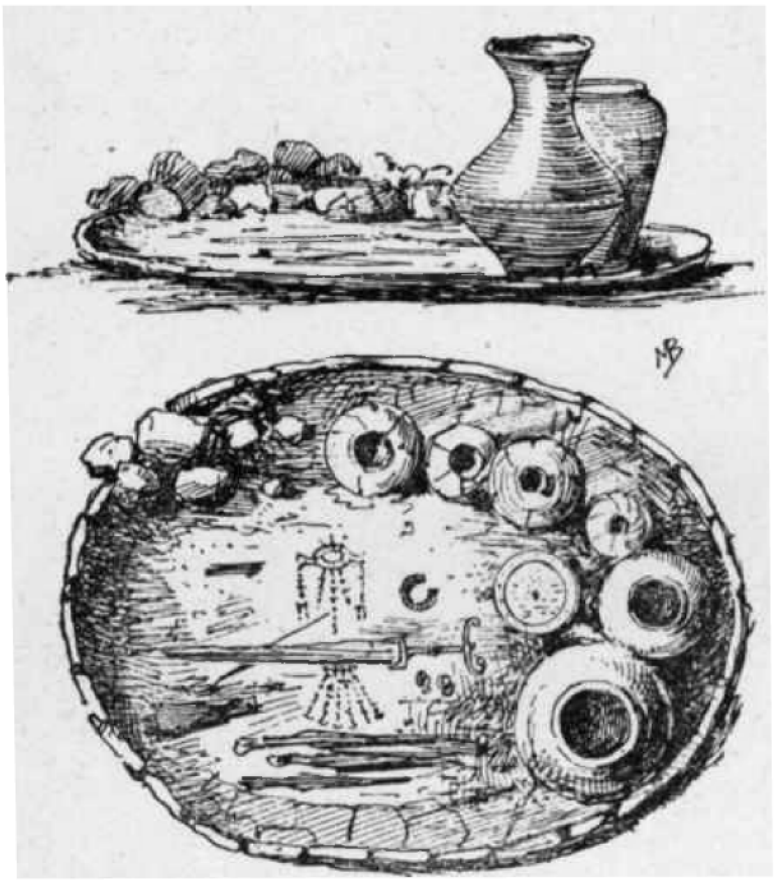


Durchschnitt eines Grabhügels.

Diesem damit abgeschlossenen allgemeinen Teile fügt dann Tacitus noch eine spezielle Beschreibung der einzelnen germanischen Volksstämme an. Nach den Völkern zweifelhaft germanischer Abstammung nennt er zuerst die Treverer und Nervier, die ihre Ansprüche auf die germanische Rasse sogar mit Eifersucht geltend machen, und führt dann eine Reihe von Stämmen an, denen wir im Verlauf unserer geschichtlichen Darstellung schon da und dort begegnet sind. „Dem eigentlichen Rheinufer entlang", berichtet er, „wohnen zweifellos germanische Völker: die Vangionen, Triboken und Nemeder. Selbst die Ubier, obwohl sie zur römischen Kolonie sich aufgeschwungen, scheuen sich nicht ihres Ursprungs als germanischer Stamm, der schon vor alters den Rhein überschritt und zum Lohn erprobter Treue unmittelbar am Strome sich ansiedeln durfte, als Grenzwächter, nicht als Bewachte. All diesen Stämmen an Tapferkeit voran, bewohnen die Bataver vom Rheinufer nur einen kleinen Strich, wohl aber das ganze rheinische Inselland. Vordem ein Glied des Chattenvolkes sind sie infolge innerer Zwistigkeiten in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert, um allda dem römischen Herrschaftsbann zu verfallen.

Eine geachtete Stellung und der Ehrenrang alter Bundesgenossen ist ihnen geblieben; nicht Zoll noch Zins entwürdigt, kein Steuerpächter ruiniert sie. Von Frohnen und Lasten frei, nur dem Dienste der Walstatt vorbehalten, stehen sie einem Arsenal von Wehr und Waffen gleich, im Hintergrund.

Aehnlich ist das Abhängigkeitsverhältnis des Mattiakenstammes. Die Herrschergröße des römischen Volkes hat die Ehrfurcht vor unserem Weltreich bis über den Rheinstrom und die alten Grenzen hinausgetragen, und so steht der Mattiake mit Heimat und Landmark auf seinem Ufer drüben, mit Hoffnung und Neigung bei uns, ganz wie der Bataver, nur daß jenem bis jetzt noch der Boden und der Himmel seiner ureigenen Heimat die Seele energischer spannt.



Grund- und Aufriß eines Hallstädter Grabes.

Weiter nördlich wohnen die Chatten, ihre Heimat zieht sich vom hercynischen Gebirge aus nicht so flach und sumpfig wie andere Länder der germanischen Ebene, die Höhen verlieren sich nur allmählich und das hercynische Gebirge gibt seinen Chatten das Geleite bis in die Niederung herab. Ein abgehärteter Menschenschlag, gedrungener Gliederbau, ein drohender Blick, energischer Mut und ein für germanisches Wesen nicht gewöhnlicher, klug berechnender Sinn. Der Chatte weiß die rechten Männer als Führer zu wählen und diesen Führern zu gehorchen. Er kennt Reihen und Glieder, versteht den Augenblick zu erspähen, mit einem Angriff zurückzuhalten, am Tage Disziplin zu beobachten, in der Nacht sich zu verschanzen; er kennt des Glückes Unbestand, den sicheren Wert der Tapferkeit und, das seltenste von allem, sonst nur als Vorrecht römischer Kriegskunst anerkannt, der Heerführer gilt ihm mehr als das Heer. Die ganze Stärke liegt im Fußvolk, und dieses trägt außer den Waffen auch Schanzzeug und Lebensmittel. Andere Stämme sieht man zur Schlacht ausziehen, die Chatten in den Krieg; bloßer Streifzug und planloses Gefecht ist seltene Ausnahme; eine Reitermacht freilich hat den Vorteil der raschen, siegenden Entscheidung oder des ebenso raschen Rückzugs. Schnelligkeit ist die Schwester der Furcht, langsames Handeln hängt zusammen mit ernster Besonnenheit.

Ein Brauch, welcher bei andern Völkern Germaniens nur als vereinzelter Ausdruck persönlichen Tatendrangs sich zeigt, ist bei den Chatten zur förmlichen Volkssitte geworden. Mit dem Eintritt in die Mannbarkeit läßt der Chatte Haupt- und Barthaar wachsen, und erst die Erlegung eines Feindes befreit sein Antlitz von diesem dem Dienste des Heldentums geweihten Symbol. Ueber Feindesblut und erbeuteten Waffen

enthüllt er die Stirn und jetzt erst glaubt er die Schuld des Daseins bezahlt und sich selbst des Vaterlands und der Eltern würdig. Dem Tatlosen, dem Unwürdigen bleibt sein struppiges Haar.

Auch einen eisernen Ring, sonst ein entehrendes Tragen, legt der chattische Kriegsheld an, gleichsam eine Fessel, aus welcher er sich durch Erlegung eines Feindes lösen muß. Gar mancher gefällt sich in solchem Aufzug und ist grau darin geworden, ein gefeierter Held auf welchen Freund und Feind mit Fingern weisen. Diese Männer sind es, welche jede Schlacht eröffnen, stets in den ersten Gliedern stehend, ein wundersames Schauspiel; denn auch der Friede sänftigt diese Gestalten nicht zu milderer Erscheinung. Keiner hat Haus und Hof, noch sonstigen Beruf; wo er eintritt, wird er bewirtet; ein Vergeuder von fremdem, ein Verächter von eigenem Gut, bis die Schwäche des Alters solch ehernes Heldentum zur Entsagung zwingt.

Den Chatten zunächst wohnen die Usipier und Tenkterer am Rheinstrom, welcher dort schon in bestimmtem Bette fließend, eine genügende natürliche Grenze bildet. Bei dem Tenkterer tritt zu der gewöhnlichen Kriegstüchtigkeit der Germanen eine hervorragende Reiterkunst und der Ruhm des chattischen Fußvolks steht nicht über den der tenkterischen Reiterei. So war es Brauch der Väter und die Enkel blieben ihm treu; die Reitkunst ist das Spiel des Kindes, der Ehrgeiz der Jünglinge und noch die Greise sitzen im Sattel. Neben Gesinde, Haus und Hof und was sonst dem Erbrecht verfällt, gehen die Rosse ihren besonderen Erbgang; denn sie erhält nicht wie das übrige Gut der älteste, sondern der kriegsmutigste und tüchtigste Sohn.

Zur Seite der Tenkterer hatten in früherer Zeit die Brukterer ihre Stelle; jetzt haben sich, wie berichtet wird, die Chamaver und Angrivarier dort niedergelassen. Die Brukterer wurden verdrängt und vollständig aufgerieben, infolge einer Verbindung der Nachbarstämme, sei es, daß die Erbitterung über bruktererschen Uebermut oder der Reiz der Beute diese zusammengeführt oder vielleicht ein uns freundlicher Wille der Götter.

Im Rücken der Angrivarier und Chamaver schließen sich die Dulgibiner und die Chasuaren an, sowie andere minder häufig genannte Völker. Vorn setzen die Friesen die Reihe fort, nach Maßgabe ihrer Macht als Groß- und Kleinfriesen unterschieden. Für beide Stämme bildet der Rheinlauf die Grenze bis zum Ozean, überdies umfaßt ihr Gebiet gewaltige Seen, die auch von römischen Flotten schon befahren worden sind.

Bis hierher kennen wir Germanien in westlicher Ausdehnung. In gewaltigem Bogen wölbt es sich nun nach Norden hinauf.

Gleich im Anfang erscheint hier das Volk der Chauken. Obgleich es an die Friesen sich anschließt, und noch einen Teil der Meeresküste inne hat, so zieht es doch den Grenzen aller bisher genannten Stämme sich entlang, um endlich sogar in das Gebiet der Chatten sich einzubuchten. Und diese ganze gewaltige Ländermasse nennt der Chauke nicht nur sein, sondern er füllt sie auch aus; ein Volk, das in hohem Ansehen unter den Germanen steht und es vorzieht, seine Macht auf Gerechtigkeit zu stützen. Frei von begehrlicher Leidenschaft, von vermessener Herrschgier, lebt es in stiller Abgeschlossenheit dahin, kein fremdes Volk zum Kriege reizend, keines mit Raub und Plünderung bedrängend. Und das eben ist das höchste Zeugnis für des Volkes Tüchtigkeit und Kraft, daß es seine überlegene Stellung nicht der Gewalttat verdankt. Aber rasch ist jedem die Waffe zur Hand und wenn die Stunde ruft, so steht das Heer bereit, Roß und Mann in gewaltiger Zahl und auch im Frieden lebt ihr großer Name fort."

Nach einer kurzen Schilderung der Cherusker, die man dereinst die braven und gerechten genannt, heute nur noch als Toren und Weichlinge kennt, der Fosen und Cimbern, kommt Tacitus zu den Sueven. „Ein Name, welcher nicht wie der der Chatten oder Teukterer, ein einheitliches Volk bezeichnet. Sie haben die größere Hälfte Germaniens inne und sondern sich in verschiedene selbständige und eigens benannte Stämme, obwohl der Gesamtname Sueven ist.

Eine Eigentümlichkeit dieser Völkergruppe ist das zurückgekämmte und in einem Knoten geschlungene Haar. Dies unterscheidet den Sueven von den andern Germanen, den suevischen Freien vom suevischen Knecht. Auch bei andern Völkerschaften, vielleicht auf Grund einer Stammesverwandtschaft, vielleicht, wie so oft, nur die nachahmende Mode, erscheint jener Brauch, jedoch nur selten und auf die Jugend beschränkt. Der Sueve zwängt noch als Graukopf das widerspenstige Haar zurück, und selbst auf kahlem Scheitel wird oft noch dieser Schopf gebunden. Noch sorgfältiger erscheint dieser Kopfputz bei fürstlichen Personen. Es ist Eitelkeit, aber eine unschuldige, denn nicht um Minnedienst und Minnesold handelt es sich hier, sondern riesengroß und furchtbar in die Schlacht zu schreiten, ein Modeschmuck ist es für das Auge des Todfeindes.

Suevenkopf.

Als den ältesten und vornehmsten Stamm der Sueven rühmen sich die Semnonen. Der Anspruch auf hohes Alter findet seine Stütze in einem religiösen Gebrauch. Zu bestimmter Zeit versammeln sich sämtliche stammverwandte Völker in der Person von Abgeordneten in einem, durch der Ahnen Weihe und die Schauer der Urzeit geheiligten Wald und feiern da mit der öffentlichen Opferung eines Menschen das grauenhafte Vorspiel eines barbarischen Festes. Noch ein anderes Zeichen der Ehrfurcht gilt in jenem heiligen Haine, niemand betritt ihn anders als gefesselt, eine Huldigung, welche ein untergeordnetes Wesen der Macht der Gottheit bringt. Fällt einer zu Boden, so darf er nicht aufstehen oder sich aufheben lassen, auf der Erde muß er sich hinauswälzen. Durch dieses ganze Treiben geht die Anschauung, daß hier die Wiege des Volkes, hier der allbeherrschende Gott, alles andere untergeordnet und abhängig sei. Bestärkt wird diese Vorstellung durch die äußeren Verhältnisse der Semnonen, in hundert Gaue teilt sich ihr Gebiet und im Bewußtsein dieses gewaltigen Ganzen betrachten sie sich als Haupt des suevischen Stammes.

Es folgen die Reudigner, Avionen, Angeln, Variner, Eudosen, Suardonen und Ninthonen, sie alle durch Wälder und Flüsse geschützt. Sonst bemerkenswertes findet sich bei diesen Stämmen nichts, als ihre gemeinschaftliche Verehrung der Göttin Nerthus, d. h. der Mutter Erde, welche persönlich hier unten erscheinen und von Volk zu Volk fahren soll. Auf einem Eiland des Ozeans ist ein heiliger Hain, und in ihm steht mit einem Tuche bedeckt ein geweihter Wagen. Nur der Priester darf ihn berühren, er auch erkennt, wann die Göttin in ihrem Heiligtum weilt, und geleitet andachtsvoll ihren von weiblichen Rindern gezogenen Wagen. Dann ist fröhliche Zeit und Festlichkeit allerwärts, wo die Göttin einzuziehen und zu verweilen geruht. Niemand zieht in den Krieg, niemand greift zum Schwert, alle Waffen sind geborgen, die einzige Zeit, wo man Frieden und Ruhe kennt, die einzige, wo man sie lieben lernt, bis die Göttin, des Verkehrs unter den

Sterblichen satt, von demselben Priester in ihr Heiligtum zurückgebracht wird. Dort werden Wagen und Gewand, und — wers glauben mag — die Göttin selbst in einem geheimen See gebadet. Die Gehilfen dabei sind Sklaven, welche alsbald jener See verschlingt. Darum schwebt geheimes Grauen und heiliges Dunkel um ein Wesen, das der Mensch nur schauen darf, um zu sterben."

An die den Römern befreundeten Hermunduren schließen sich dann die Naristen, die Markomanen und Quaden, und auf der Rückseite die Marsigner, Gotinen, Osen und Buren an diese an. Schmachvoll nennt es Tacitus, daß die Gotinen Bergbau auf Eisen betreiben. Mitten durch das Suevenland zieht ein Gebirgskamm, dessen nördlichen Teil noch eine ganze Reihe von Völkern bewohnt. Tacitus nennt von ihnen die Lygier, Harier, Helvekonen, Manimer, Elisier und Nahanarvaler. Die Harier sind doppelt furchtbar, weil zur natürlichen Wildheit noch raffinierte Kunst und Berechnung tritt. Die Schilde schwarz, die Körper bemalt, ersehen sie sich die dunkle Nacht zum Kampfe. Schon das Gespenstige und Schattenhafte dieser höllischen Heerschar wirft Entsetzen in den Feind und keiner vermag der überraschenden, wie aus der Unterwelt gestiegenen Erscheinung zu stehen. Ihnen schließen sich die Gothonen und dem Ozean zu die Rugier und Lemovier an. Dann kommen die Suionen, ein schifffahrendes Volk, und jenseits ihres Landes liegt nach Tacitus und der antiken Welt Anschauung starr und fast bewegungslos noch ein anderes Meer als Saum und äußerste Zone des Erdkreises, was man darum glauben darf, weil der letzte Glanz der sinkenden Sonne sich bis zu ihrem Wiederaufgang erhält, so hell, daß er die Sterne verdunkelt."

Noch erwähnt Tacitus die Sitonen, Peuciner, Veneter, Fennen, ein Volk von außerordentlicher Wildheit und wüster Dürftigkeit. Dann beginnt auch für ihn das Reich des Märchens.

Wir haben mit Wiedergabe von Tacitus Schilderung Germaniens in der Zeit wohl etwas vorgegriffen, ohne jedoch befürchten zu müssen, daß sich seine Schilderung nicht mehr mit den Zuständen decke, in denen wir am Schluß des letzten Kapitels die Germanen verlassen haben. In manchen Dingen stimmt er mit seinem Vorgänger Cäsar überein, manches Neue fügt er hinzu, manches andere kennt er nicht. Auch ohne den Gegensatz zu den Römern tritt uns in den alten Germanen ein eigenartiges Volk entgegen, in dessen politischer und sozialer Verfassung sich die Wahrung der persönlichen Freiheit mit all ihren Schatten- und Lichtseiten immer wieder bemerklich macht. Aber auch ein Volk mit tiefem Denken zeigt uns seine Mythologie. „Soweit ist kein anderes heidnisches Volk gekommen," sagt Arnold; „deutschem Tiefsinn war es vorbehalten, das Schicksal der Welt vorauszuahnen, wie es später in geläuterter, aber doch ähnlicher Weise das Christentum verkündet hat. Wohl ist es nicht die christliche Lehre, die sich hier ausspricht, sondern nur eine Analogie derselben. Aber diese ist so schlagend, das tiefste Geheimnis der letzten Dinge, der Untergang der Welt infolge des allgemeinen Verderbens, so klar und deutlich erkannt, daß man fast versucht sein möchte, christliche Einflüsse zur Entstehung dieses Mythus mitwirken zu lassen."

Die Völkerwanderung.

1. Die Hunnen und das Gotenreich.

Lang andauernde Völkerbewegungen im Innern Hochasiens waren es, die um das Jahr 375 n. Chr. die Hunnen nach Europa führten, wo sie Wohnsitze suchten. Erst trafen sie auf die Alanen, die sie in blutigem Kampfe besiegten. Fremd und schrecklich waren den Germanen, ebenso wie den Griechen und Römern Gestalt, Lebensart, Sitte dieses Volkes, das mehr auf Rossen und Wagen als auf der Erde lebte, furchtbar war im Angriff mit seinen schnellen Pferden, den knochengespitzten Pfeilen und den tückisch geworfenen Schlingen, furchtbar noch im Fliehen und unermüdlich in der Erneuerung des Kampfes. Die Goten glaubten, sie seien die Frucht einer unreinen Ehe zwischen gotischen verbannten Zauberweibern und den Dämonen der Nacht, so grauenvoll und häßlich war der erste Eindruck, den dieses Volk auf sie machte.

Mit ihrem Einbruch begann die große Völkerwanderung. Kaum hatten sie die Alanen besiegt, so griffen sie die Ostgoten unter dem hundertjährigen Ermanarich an, bedrohten nach Besiegung derselben die Westgoten, die sich unter zwei Fürsten, Athanarich, der noch Heide, und Fridigern, der Christ war, teilten. Jene fügten sich oder warfen sich in die Karpaten, diese baten um Aufnahme in das Römerreich, und Kaiser Valens gewährte sie, aber nur unter der Bedingung, daß sie die Waffen ablieferten und Ackerbau trieben. Im Frühling 376 kamen sie, 200 000 wehrhafte Männer mit Weib und Kind über die hochgeschwollene Donau. Aber Habsucht der römischen Beamten und Not zwang ihnen die Waffen in die Hand, Thracien wurde vernichtet, bis Thessalien und Mazedonien drangen die gotischen Scharen, denen die römischen Feldherren vergeblich entgegentraten; in der blutigen Schlacht bei Adrianopel am 9. August 378 besiegten sie den Kaiser Valens selbst, und erst Theodosius, dem letzten großen römischen Kaiser, gelang es, sie zu versöhnen und in Thracien anzusiedeln. Sein ältester Sohn Arcadius freilich, der nach seinem Tode den oströmischen Teil des Reiches erhielt, reizte die West-

goten von neuem, und diese erhoben nach ihrer Väter Sitte den schlauen und kühnen Alarich auf den Schild, der nun plündernd und verwüstend die ganze Balkanhalbinsel durchzog. Bis in den Peloponnes drang er, und erst dem Minister des Honorius, des Herrschers über den weströmischen Teil des Reiches, dem Germanen Stilicho gelang es, ihrer Herr zu werden. Mit Mühe nur rettete sich Alarich mit seinem Heere damals in seine Heimat. Er erhielt nun vom Ostreiche den oströmischen Teil der Provinz Illyrien und schon im Jahre 401 fiel er in Italien ein. Noch einmal schlug ihn Stilicho bei Pollentia am Tanaro, dann bei Verona zurück und rettete Rom und Italien vor ihm.

Inzwischen hatte nördlich der Donau die Bewegung der Völker fortgedauert. Alanen und Vandalen waren nach dem Tode des Ermanarich in das heutige Deutschland gezogen, wo die Slaven von Osten vordrängten, und die suebischen Völker aus ihren Sitzen östlich der Elbe warfen. Ein Heer von pannonischen Ostgoten brach in der Stärke von mehreren hunderttausend Mann, unter der Führung des Ratiger in Italien ein. Auch sie wurden von Stilicho im Jahre 405 bei Fäsulä unweit Florenz geschlagen, aber das römische Reich hatte damit auch seine letzten Kräfte aufgeboten. Vandalen und Alanen, bisher in Pannonien seßhaft, gemischt mit Sueben, Gepiden, Herulern, Alemannen, Burgundern überschritten im Winter 406 den Oberrhein, plünderten drei Jahre lang Gallien, zogen dann 409 nach Spanien und gründeten auf römischem Boden nun germanische Herrschaften.

Gegen den Germanen Stilicho hatte sich indessen die römische Partei am Hofe erhoben. Kaiser Honorius hatte sich dadurch, daß er den Feldherrn hinrichten ließ, seiner letzten Stütze beraubt. Sogleich, im Jahre 408, rückte Alarich in Italien ein, und marschierte gegen Rom vor, das seit Hannibal keinen Feind vor seinen Toren gesehen hatte. Eine furchtbare Hungersnot brach in der Stadt aus. Demütig mußten die stolzen Römer mit ihren Schätzen den Abzug des Gotenkönigs erkaufen. In Italien aber blieb Alarich und stand im Jahre 409 wieder vor Rom, setzte dort einen Kaiser ein, den er bald wieder fallen ließ, und nahm 410, als er zum drittenmal vor Rom erschien, die gewaltige Stadt. Kaiser Honorius hatte sich nach Ravenna gerettet. In den Süden Italiens führte dann Alarich seine Goten, aber auf diesem Zuge erlag er den Anstrengungen und dem Klima; bei Cosenza am Busento bestatteten die Goten ihren König.

An die Stelle Alarichs trat sein Schwager Athaulf, ein Mann, dem es ernstlich um ein friedliches Verhältnis zu dem Hofe in Ravenna zu tun war, sodaß man auch dort glaubte den Goten entgegenkommen zu müssen. Athaulf erhielt den Rang eines römischen Oberfeldherrn und zog als solcher nach dem südlichen Gallien um diese Provinz, die von fremden Kriegsscharen verheert und von ungetreuen Beamten ausgeplündert wurde, dem Reiche wiederzugewinnen. Als sich dann auch Placidia, die Tochter Theodosius d. Gr. entschloß dem Gotenfürsten die Hand zu reichen, glaubte man in diesem Bündnis eine vollkommene Gewähr für ein dauerndes Einvernehmen sehen zu können. Aber der Kaiser selbst hatte sich durch diesen Schritt nicht zur Versöhnlichkeit bestimmen lassen, und sein Feldherr Constantius, der sich mit der Hoffnung auf den Besitz der Placidia getragen hatte, tat alles, um die Entfremdung zwischen ihm und Athaulf nur noch größer zu machen. Bald brachen Streitigkeiten zwischen Römern und Goten aus. Athaulf sah sich genötigt Gallien zu verlassen, und ehe er sich in Spanien recht festsetzen konnte, fiel er durch Meuchelmord in Barcelona. Unter seinem Nachfolger Wallia besiegten die Westgoten die germanischen Völker, die sich in Spanien angesiedelt hatten, unterwarfen

noch einmal beinahe die ganze pyrenäiſche Halbinſel dem weſtrömiſchen Reich und erhielten zum Lohne dafür Sitze nördlich von den Pyrenäen zwiſchen Garonne und Loire

Begräbnis Alarichs im Strombett des Buſento. Mit Genehmigung der Gartenlaube.

und in den angrenzenden Landſtrichen. Sie bildeten ſo gleichſam ein Heer im römiſchen Dienſte, das aber ſtatt des Soldes mit Landbeſitz entſchädigt wurde. Die Vandalen

gingen unter ihrem König Geiserich aus Spanien nach Nordafrika, und eroberten sich diese Provinz, die herrlichste des weströmischen Reiches, die sie nun fürchterlich verwüsteten. Das alte Karthago wurde 439 der Sitz eines germanischen Königs. Die Herrschaft der Westgoten aber umfaßte bald alles Land von den Pyrenäen bis zur Loire und südlich der Pyrenäen griff sie immer weiter um sich.

So hatte der erste Vorstoß der Völkerwanderung dem weströmischen Reiche seine schönsten Provinzen gekostet: Afrika, Spanien, Südgallien, waren in der Hand gotischer oder doch germanischer Völker.

2. Attila.

Drohend hing über Rom eine neue Wolke. „Mehr als fünfzig Jahre waren seit dem ersten Einfall der Hunnen verstrichen. Von der Wolga zur Donau sich ausbreitend, hatten diese, deren nationale Macht durch die beständige Zwietracht ihrer Stammesfürsten bedeutend geschädigt wurde, nur kleinere Raubzüge unternommen, ja sich zuweilen fremden Herrschern zum Dienst angeboten. Rugilas erst, der Gastfreund des Aëtius war es, der den Hunnen wieder zu einheitlicher Macht verhalf. Von Pannonien aus suchte er zugleich mit Ravenna und Konstantinopel Verbindung und bald herrschte seine Macht im Osten, wie im Westen. Theodosius hatte sich und seinem Reiche Ruhe erkauft, indem er sich zu einem jährlichen Tribut von 350 Pfund Goldes verpflichtete, und den Hunnen zum römischen Feldherrn ernannte. Rugilas Neffen, Attila und Bleda indessen zwangen nach dem Tode ihres Oheims den Kaiser, ihnen das Doppelte zuzusagen, und nachdem Attila durch Meuchelmord seinen Bruder auf die Seite geschafft hatte, schuf er durch Vereinigung der skytischen und germanischen Völkerschaften von der Wolga bis zum Rhein ein Reich, dessen Glieder den Hunnenkönig als Oberherrn anerkannten, und ihm Steuer und Heerpflicht leisteten. Unter dem Banner des Mongolenfürsten stritten Ostgoten und Gepiden, Thuringer und Heruler, Turcelinger und Rugier, und die jenseits der Bulgaren seßhaften Akaziren.“

Und Attila selbst, der gewaltige König Etzel des Nibelungenliedes: die Gottesgeißel des Landes! Er ein Sohn Mundzuks von königlicher Abkunft war nach Gestalt und innerem Wesen der echte Sohn des mongolischen Hirtenvolkes. Er wird geschildert als ein Mann von kurzer gedrungener Gestalt, von breiten Schultern, auf denen ein großer Kopf von dunkler Gesichtsfarbe und flacher Nase und spärlichen Barthaaren ruhte, mit tiefliegenden kleinen Augen, deren stechende Blicke alle, die sich ihm nahten, mit Zittern und Zagen erfüllten. In dem stolzen Schritt und in den strengen Mienen sprach sich das Bewußtsein seiner Kraft und der geistigen Ueberlegenheit aus, und seine ganze Erscheinung prägte sich den Zeitgenossen mit solcher Schrecklichkeit ein, daß er als Geißel Gottes im Munde des Volkes der Nachwelt überliefert wurde. Aber so furchtbar sein Zorn war, und so erbarmungslos er seine Widersacher zermalmte, gegen Flehende und Demütige zeigte er Mitleid und Gnade, und sein gewaltiger Herrschergeist flößte Vertrauen ein, und fügte zu der Furcht noch die Macht einer imponierenden Persönlichkeit. Im Besitze des heiligen Schwertes des Kriegsgottes, das ein Hirte unter hohem Grabe entdeckt hatte, war er nach dem Glauben des Volkes zur Herrschaft berufen, und seine Entwürfe und

Handlungen gaben Zeugnis von den kühnen Plänen, die er in seiner Seele trug, und bei deren Ausführung er durch den Volksglauben an seine höhere Berufung und Unüberwindlichkeit wesentlich gefördert wurde."

Bald fand auch der Hunnenkönig Gelegenheit, gegen die Oströmer einen Schlag zu führen. Den Unterhandlungen zwischen Theodosius und Attila wußte der Vandalenkönig Geiserich bald einen so feindlichen Charakter zu geben, daß sich endlich Theodosius im Jahre 447 in drei Schlachten von den Hunnen besiegt, zu den schmählichsten Friedensbedingungen herbeilassen mußte. Nicht lange überlebte der Kaiser diese Schmach und seine Schwester Pulcheria, die nun Herrscherin des Morgenlandes wurde, wählte im Jahre 450 den Senator Marcianus, einen kriegstüchtigen und ehrlichen Mann, zum Gatten. Und Marcian führte eine kraftvollere Sprache als Theodosius. Für Freunde und Bundesgenossen habe er Geschenke, für Feinde Waffen und Truppen, ließ er dem Hunnenkönig sagen, als dessen Gesandte mit Ungestüm auf Entrichtung des Tributes drangen.

Wohl erwog Attila noch eine Zeitlang, ob er nicht abermals gegen das Morgenland sich wenden, oder die Provinzen des westlichen Reiches heimsuchen sollte. Aber insonderheit dem aufreizenden Benehmen des Vandalenkönigs Geiserich, der ein Bündnis des Westgotenkönigs Theodorich mit Rom und für sich Gefahr davon befürchtete, gelang es, den Hunnenkönig zum Zug nach den Ufern des Rheins zu bewegen. Mag auch die Erzählung von der Botschaft der kaiserlichen Schwester Honoria, die aus Zorn über ihre Gefangenschaft den Hunnenkönig durch die Aussicht ihrer Hand und der Mitgift des halben römischen Reiches hi:beigelockt haben soll, nur Sage sein, Attila säumte nun nicht mehr lange. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts brach er von Pannonien aus mit mehr als einer halben Million von Kriegern auf zum Zug gegen das weströmische Reich. Bei der Mündung des Neckars über den Rhein setzend, drang er gegen Gallien vor, das Burgunderreich und Worms fand, nachdem König Gundicar mit all den Seinigen durch die Hunnen gefallen war, seinen Untergang; ein Ende, welches der gewaltige Schluß von der Nibelungen Not im herrlichsten Liede verewigt hat. Schon war Orleans von den Hunnen bedroht, da rückte endlich Aëtius mit einem buntgemischten Heere und mit ihm der Westgotenkönig Theodorich zum Kampfe gegen Attila heran. Hatte dieser vorher versucht, Streit und Zwietracht zwischen den Römern und Goten zu stiften, so war es nun der Energie des Aëtius gelungen, diese Versuche nichtig zu machen, und den Gotenkönig zur Hülfe zu bewegen. Auf die Kunde von dem Herannahen der Römer zog sich Attila über die Seine und Marne zurück; die Römer, verstärkt durch die Burgunder, die Franken, die Lenger, Armoriker, Sachsen, Sarmaten und Ibrionen, folgten ihm und nun erwartete sie Attila in der katalaunischen Ebene zum Kampf. Bei Chalons an den Ufern der Marne trafen die gewaltigen Heere im Jahre 451 auf einander. Auf Attilas Seite standen vor allen Dingen seine Hunnen, und die Ostgoten unter drei Fürsten; daneben Thüringer, Burgunder, Franken, Gepiden, Rugier, Skiren, eine unzählbare Schar. Die gewaltige Schlacht, in der Germanen gegen Germanen standen, entschied sich gegen Attila. Mit seinem Leben hatte der König der Westgoten den Sieg bezahlt; auf dem Schlachtfeld noch hatten diese seinen Sohn Thorismund auf den Schild gehoben, und alsbald stürmte dieser zur Blutrache. Attila zog sich am Abend in seine Wagenburg zurück, der Hunnen Totenklage ertönte die ganze Nacht hindurch, die Sättel seiner Reiter hatte der König zu einem Scheiterhaufen auftürmen lassen, um sich mit seinen Getreuen zu

Kaiser Valens und Friedigern. Gemälde von O. Knille.

verbrennen, falls Aëtius am andern Morgen den Kampf erneuerte, aus dem er keinen Sieg mehr für sich erhoffen durfte. Aëtius aber ließ den Hunnenkönig ungehindert den Rückweg über den Rhein und nach Ungarn hin antreten. Im folgenden Jahre griff Attila mit seinen Hunnen Italien an, Aquileja wurde zerstört, von den Küsten flüchteten sich die Bewohner in die Lagunen, sengend und brennend durchzog Attila die Polandschaften, wehrlos lag die ganze Poebene vor dem Eroberer. Papst Leo I. war es endlich, der Attila zum Rückzug seines Heeres bewegte. Im Jahre 453 starb Attila und mit ihm zerfiel die Herrschaft der Hunnen. So ruhmvoll Attilas Leben war, erzählt Jordanius, so kläglich war sein Ende. Der König hatte zu den unzähligen Frauen, mit denen er nach dem Brauche seines Volkes vermählt war, noch eine andere genommen, Ildico hieß sie mit Namen, ein Mädchen von großer Schönheit. Heiter und ausgelassen war er bei der Hochzeit gewesen, dann war er zur Ruhe gegangen und, von Wein und Müdigkeit übermannt, auf dem Rücken liegend, eingeschlafen. Blut aber, wie es ihm oft aus der Nase floß, strömte, an dem gewöhnten Ausgang gehindert, ihm in die Luftröhre und erstickte ihn. So fand der König, welcher durch seine Kriege weltberühmt geworden ist, in der Trunkenheit ein jammervolles Ende. Mit seinem Tode hatte das Hunnenreich seinen inneren Halt verloren. Die Gepiden unter Ardarich und die Ostgoten unter der Anführung der drei tapferen Brüder Walamir, Theodemir Widemir, erhoben sich und am Fluß Netad in Pannonien erstritten sich dieselben gegen Ellak, Attilas tapferen Enkel, ihre Selbständigkeit wieder.

3. Das Ende des weströmischen Reichs.

Das weströmische Kaiserreich selbst dauerte nur noch wenige Jahrzehnte. Verleitet von feigen Ratgebern hatte Valentinian mit eigener Hand den Aëtius niedergestoßen. Er selbst fiel bald ebenfalls durch Mord. Nun drangen die Vandalen unter Geiserich aus Afrika über das Meer nach Rom. Wohl trat auch ihm Papst Leo entgegen, aber zur Umkehr wie einst Attila, konnte er ihn nicht bewegen. Versprach er auch Schonung der Kirche, der Wohngebäude und der wehrlosen Einwohner, so gestattete er doch den Soldaten eine vierzehntägige Plünderung und ihr fiel nun alles zum Opfer, was sich Rom seit 45 Jahren wieder neu emporblühend erworben hatte. Alles, was von alten Schätzen noch gerettet worden war, oder was die reichen Familien von ihren Landgütern oder fernen Besitzungen wieder eingeführt hatten, wurde nun die Beute der vandalischen und alanischen Raubscharen. Die Wut mit der die Barbaren die unschätzbaren Meisterwerke des Altertums raubten oder zerschlugen, hat sich dem Gedächtnis der Menschen so tief eingeprägt, daß der Ausdruck „Vandalismus" seitdem als Bezeichnung roher Verstümmelung von Erzeugnissen der Kunst und des Schönheitssinnes unter den Taten des Frevels sich erhalten hat. Und nicht zufrieden mit dem toten Raub, schleppte Geiserich auch viele Tausend edle Römer jeden Geschlechts und Alters, unter ihnen die Kaiserin Eudoxia, Valentinians Witwe und ihre beiden Töchter, die letzten Nachkommen des großen Theodosius, auf die Flotte, und kehrte bald schwer beladen mit Beute, Schätzen und Gefangenen nach Afrikas Küste in seine glanzvolle Hauptstadt zurück.

Das war im Jahre 455 gewesen, und mehr und mehr neigte sich Roms Weltherrschaft ihrem Ende zu. Ein Spielball in den Händen der Herrschgier und Habsucht, sah

es Kaiſer kommen und gehen in unheimlich raſchem Wechſel. Schattenbilder waren ſie in der Hand der deutſchen Söldnerführer. Denn des Kaiſers ganzes Heer beſtand nur noch aus Germanen, den Trümmern verſchiedener Völkerſchaften, die dort Sold geſucht hatten. Zuletzt forderten auch dieſe, wie ihre Stammgenoſſen in den Provinzen, Landbeſitz in Italien, und zwar den dritten Teil des Bodens. Als man ihnen dies verweigerte, machte der Feldherr Odoaker an der Spitze ſeiner Heruler, Skiren, Turcilinger und Rugier dem weſtrömiſchen Kaiſertum ein Ende. Den letzten Imperator Romulus

Der Hunnenkönig Attila wird am Morgen nach ſeiner Hochzeit im Blut erſtickt aufgefunden.
Aus Naues Bildercyklus „Die Völkerwanderung".

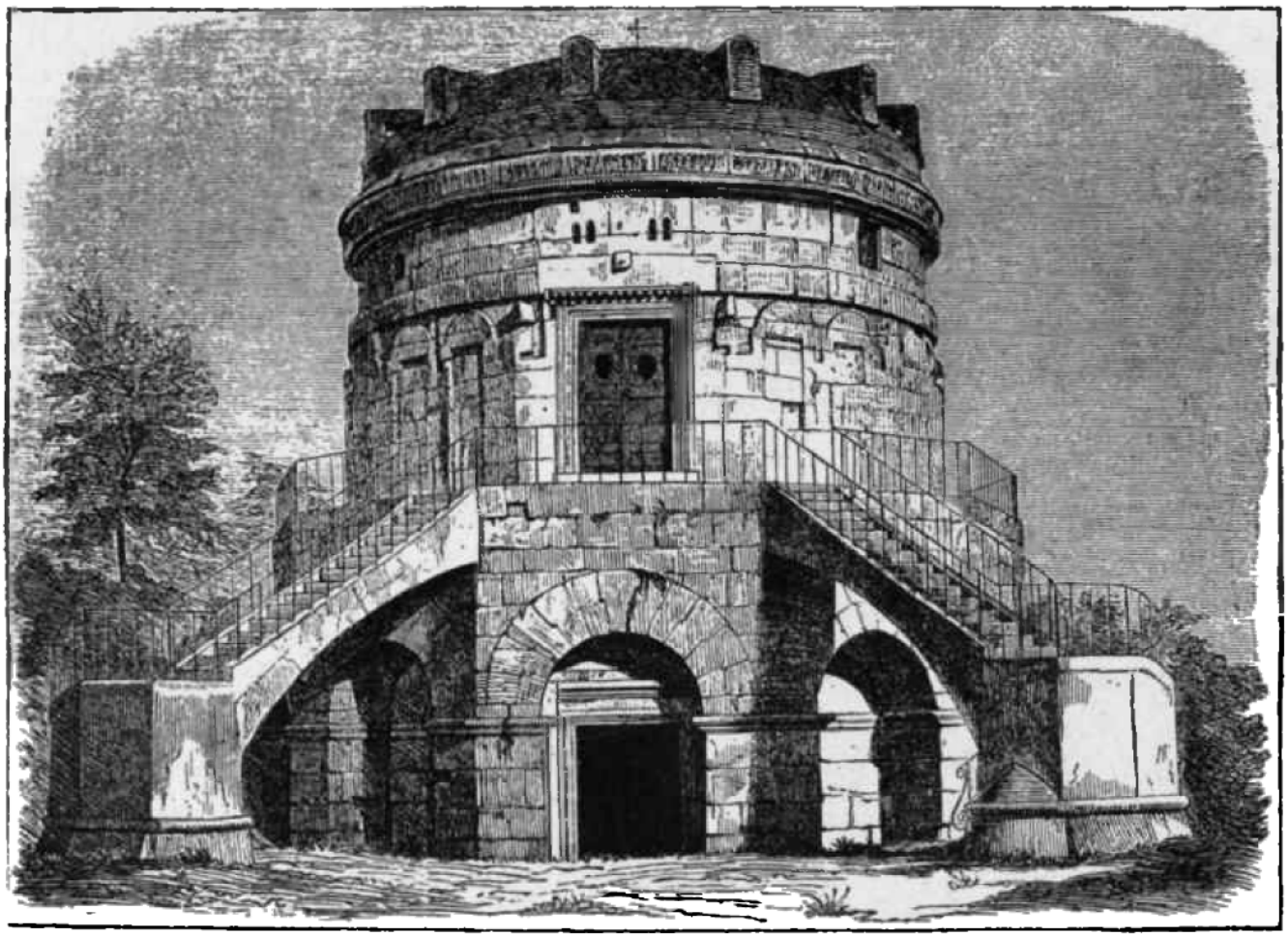
Auguſtulus beraubte er des Purpurs, und gebot fortan, dem Namen nach als Patricius des Kaiſers von Oſtrom, in der Tat aber als ſelbſtändiger deutſcher König in Italien. So fiel durch die Deutſchen das weſtrömiſche Kaiſerreich, nachdem es ſchon zuvor alle ſeine Provinzen an ſie verloren hatte. Dies geſchah im Jahre 476 und man betrachtet dies als den Schluß der alten Geſchichte. Nach der Auflöſung des Hunnenreichs war Odoaker einſt als gemeiner Kriegsmann mit ſtolzen Hoffnungen in der Bruſt nach Italien gezogen, und hatte dann durch ſeine Tapferkeit und ſeine kriegeriſchen Talente einen ehrenvollen Rang in der aus deutſchen Soldtruppen gebildeten Leibwache erhalten, bis ihn das Schickſal zum Vollſtrecker eines großartigen, lange vorbereiteten Weltereigniſſes be-

stimmte. Zehn Jahre später erlag auch der letzte unabhängige Statthalter Galliens Syagrius in Soissons dem Schwerte des Frankenkönigs Chlodwig, worauf in Europa ein neuer durch Christentum und Germanentum begründeter Zustand eintrat. So sank das römische Weltreich unter den Streichen germanischer Krieger. Alle Stämme haben bei der großen Tat der Zerstörung mitgewirkt, doch ohne Plan und Verabredung, gleichsam willenlos dem Schicksal dienend. Aber die Erinnerung an den großen gemeinsamen Wettkampf gestaltete sich zu reichen Sagenkreisen, aus denen die deutschen Sänger aller Stämme ihre Stoffe holten, wie einst die griechischen aus dem Trojanerkrieg. Die deutsche Heldensage, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwuchs, immer neue Lieder zeugend, hat ihre Wurzeln in dem großen Völkerkampfe in Rom. Wie wunderbar erscheint aber nun der Gang der Weltgeschichte. Die Auflösung des occidentalischen Reichs mußte ganz allmälig erfolgen, damit so viele Keime einer höheren Kultur gerettet wurden, als nötig waren, um zunächst die zerstreute germanische Völkerwelt selbst enger in sich zu verbinden, dann aber die Grundlage einer neuen nationalen Geistesentwicklung zu werden.

4. Theoderich der Große und seine Zeit 476–526.

Schwer zu leiden hatte das oströmische Reich nun unter Odoaker und seinen Ostgoten. Der Sohn eines ihrer Fürsten, aus dem Geschlechte der Amaler, Theoderich, selbst in Konstantinopel gebildet, und um die Zeit des Falles von Westrom zum König aller Ostgoten erwählt, wurde vom Kaiser zur Wiedereroberung Italiens aufgefordert, und im Jahre 488 zog er gegen Odoaker. Lange schwankte das Kriegsglück zwischen beiden hin und her, zuletzt aber schlug Theoderich den Odoaker an der Adda, und nahm nach dreijähriger Belagerung 492 Ravenna ein. Odoaker wurde bald darauf erschlagen. Nun nahm Theoderich den römischen Purpur an, und herrschte von Ravenna aus über Italien. Er wollte römische und gotische Reiche mit einander verschmelzen, um die verwüsteten Länder wieder emporzubringen. Nach außen waren Theoderichs hauptsächlichste Sorgen die Vandalen und Burgunder. Den Vandalenfürsten Gundamund brachte er zu einer Uebereinkunft, durch welche Sizilien dem Ostgotenreich zurückgegeben wurde, den Burgundenkönig Gundobald bewog er mit Hilfe des Bischofs von Pavia, die Gefangenen teils umsonst, teils gegen ein mäßiges Lösegeld zum Bebauen der verödeten Fluren herauszugeben. Die Alemannen, die sich nach der Schlacht bei Zülpich zu den Goten geflüchtet hatten, siedelte er in Rhätien an, und setzte alle seine Kraft an die Verwirklichung des Gedankens, die deutschen Fürsten durch Vertrag und Uebereinkunft zu einigen, und alle germanischen Stämme in einen großen Völker- und Friedensbund zu ziehen. Zu diesem Zwecke knüpfte er mit den meisten Königen Bande der Blutsverwandtschaft und er selbst führte die Schwester des mächtigen Frankenkönigs als Gemahlin heim. Dieser mächtige Frankenfürst, Chlodwig, freilich kannte für seine Machtgelüste keine Grenzen. Den Westgotenkönig Alarich überzog er mit Krieg, und nur dem tatkräftigen Eingreifen Theoderichs gelang es, dem Sohne des gefallenen Königs, Amalarich, einen Teil des väterlichen Erbes auf der Nordseite der Pyrenäen zu erhalten. Er selbst bemächtigte sich des südlichen Landes bis an die Rhone und fügte es dem Königreich Italien bei. In seinem eigenen Reich freilich suchte

er den Frieden zu wahren, und es gebührt ihm der Ruhm, daß er so oft unter den germanischen Völkern Kampf und Zwist auszubrechen drohte, stets versöhnend zwischen die Parteien trat, und nur gezwungen zum Schwerte griff, um sein schiedsrichterliches Vermittelungsamt desto nachdrücklicher verwalten zu können. Daneben ließ er seinem Lande eine treffliche Verwaltung zuteil werden; er vermochte aber freilich trotz all seiner Bemühungen den natürlichen Unterschied zwischen Germanen und Römern nicht zu beseitigen. Die übereilte Tat der Hinrichtung zweier seiner Senatoren, des Boëthius und Symachus, zog ihm den Haß der Römer zu, und er selbst empfand bald bittere Reue



Theodorichs Grabmal in Ravenna.

darüber. Am 26. August 526 starb er. Aber auch im Grabe hatte er keine Ruhe. Aus dem gewaltigen Denkmal, das er sich selbst hatte in Ravenna errichten lassen, wurde seine Asche herausgeworfen und in alle Winde zerstreut. Aber auch ohne diesen kolossalen Bau wäre sein Gedächtnis nicht verloschen. In jenem gewaltigen Dietrich von Bern, dessen Heldentaten zu besingen, die Dichter nicht müde wurden, dessen Gestalt sich scharf abhebt von dem Flammenlicht, in welchem die Nibelungen in den Tod sanken, erkennen wir ihn wieder.

Theoderich hatte seine beiden Enkel zu seinen Nachfolgern bestimmt. Amalarich erhielt das gallische Land jenseits der Rhone mit den westgotischen Besitzungen in Spanien, dem zehnjährigen Athalarich sollte unter Vormundschaft seiner Mutter Amalasuntha das großväterliche Erbe in Italien zur Herrschaft zufallen. Als dieser indessen schon im vier-

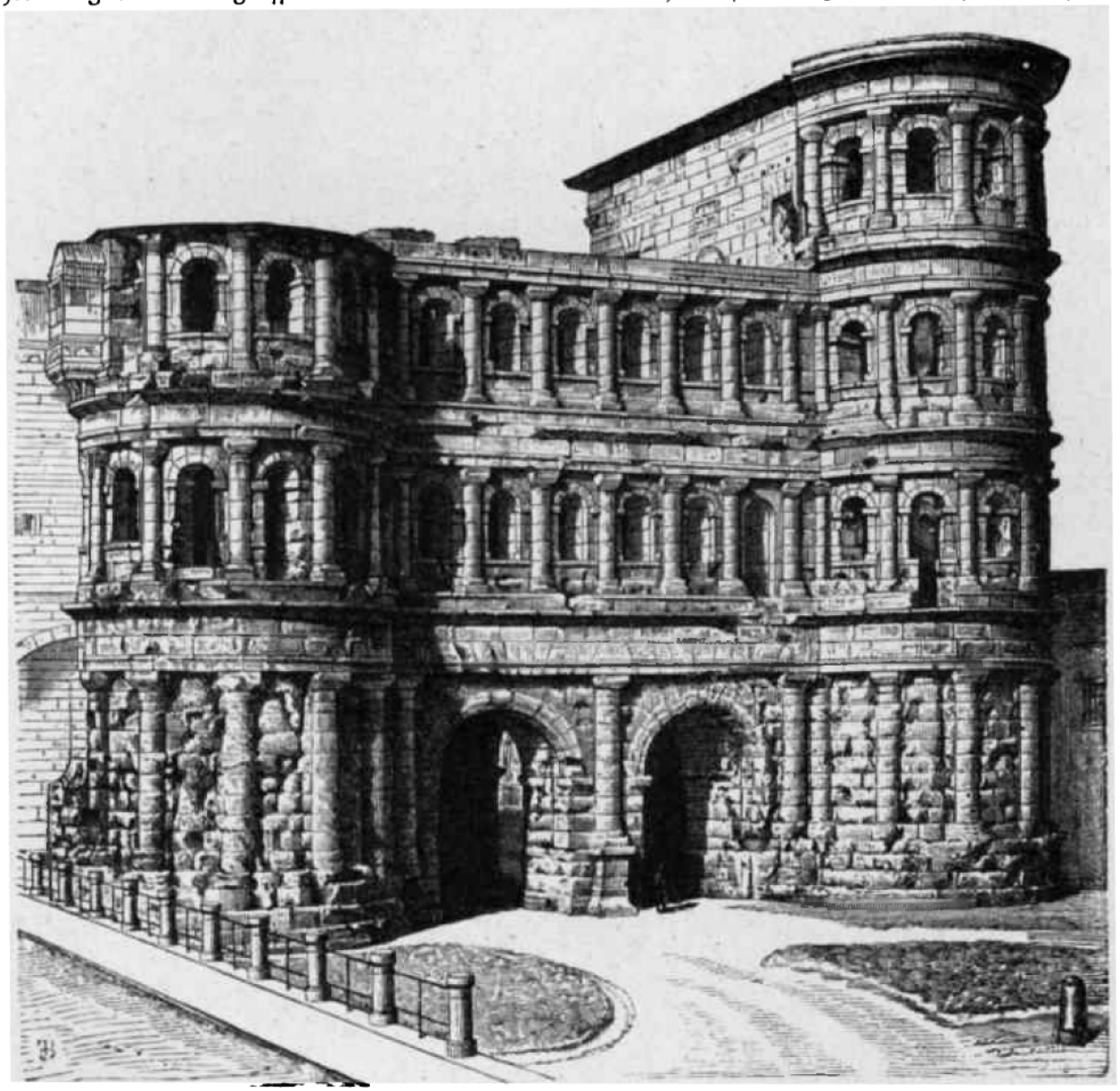
zehnten Jahr gestorben war, nahm Amalasuntha ihren Vetter Theodahat zum Mitregenten an. Dieser aber ließ bald darauf nicht allein alle Anhänger der Königin, sondern auch diese selbst töten, und gab dadurch dem Kaiser Justinian Veranlassung, den Vernichtungskrieg gegen die Ostgoten in Italien zu beginnen.

5. Das Ende des Vandalen- und Ostgotenreiches. Die Longobarden in Italien.

Uneins mit den unterworfenen Römern, wie sie waren, konnten die Germanenherrschaften dem ernsthaften Angriff einer geordneten Macht kaum wiederstehen. Kaiser Justinian (527—565) sandte 535 seinen Feldherrn Belisar nach Afrika, und dieser schlug den Vandalenkönig Gelimer, der sich nun in eine Felsenfestung Pappua flüchten mußte, wo ihn Belisar den Winter über durch seinen Unterfeldherrn Pharas belagern ließ. Die Not zwang ihn endlich zur Uebergabe, und Belisar hielt mit ihm seinen Triumphzug in Byzanz ab. In Galatien, wo ihm ansehnliche Güter zugewiesen wurden, endete der Vandalenkönig sein Leben und mit ihm verschwindet der Name und das Volk der Vandalen. Justinian aber, stolz und vertrauend auf seine Siege, glaubte nun auch dem Ostgotenreich in Italien seine Herrschaft zeigen zu müssen, und er fand einen Anlaß dazu in der schon erwähnten Ermordung der Königin Amalasuntha durch Theodahat. Sein Feldherr Mundus rückte in Italien ein, Sizilien wurde durch Belisar zur Unterwerfung gezwungen, und nun zeigte sich Theodahat sogar zur Unterwerfung bereit. Wohl hatten die Goten bald den Theodahat ermordet, aber an seiner Stelle den Witigis auf den Schild erhoben; nach langem Kampfe nahm Belisar Ravenna und führte den Witigis mit sich als Gefangenen nach Konstantinopel. Während er nun damit den Kampf für beendet hielt, hatten die Goten schon wieder nach seinem Abzug einen anderen König gewählt, den Totila, und nun kam beinahe ganz Italien wieder in die Gewalt der Goten. Belisar, von Konstantinopel aus nicht genügend unterstützt, konnte nichts ausrichten, und kaum war er abberufen, so fiel auch Rom wieder in die Gewalt Totilas. Da kam von Norden her der neue Feldherr des Kaisers, Narses, und an den Apenninenpässen nahe dem alten Sentinum kam es zur Schlacht, in welcher Narses siegte und Totila fiel. Elf Jahre lang hatte er über die Goten geherrscht, bis er ein solches Ende seines Lebens und seiner Regierung fand. Unwürdig war es seiner Taten, denn während in allen früheren Unternehmungen das Glück ihn begünstigt hatte, stand sein Tod in keinem Verhältnis zu seinem ruhmreichen Leben.

Noch aber waren die Goten nicht entmutigt. Der junge Teja wurde von ihnen zum König gewählt, und dieser zog nun zur letzten Verteidigung an den Golf von Neapel an den laktarischen Berg. Hier von Narses in die Enge getrieben und von jeder Zuflucht abgeschnitten, stellten sich die Goten zum Verzweiflungskampf. Ein ergreifendes Bild entwirft der Geschichtsschreiber Prokop von diesem und dem Heldentode Tejas. „Am Morgen begann die Schlacht. Allen sichtbar, den Schild vorhaltend, und die Lanze vorstreckend, stand Teja, Freund und Feind sichtbar, vor seinem Schlachthaufen. Wenig Waffengenossen waren ihm zur Seite. Als die Römer den König er-

blickten, meinten sie der Kampf werde sogleich ein Ende nehmen, wenn der Führer falle. Darum drangen die Mutigsten auf ihn ein in großer Menge. Lanzen wurden gegen ihn geschwungen und Wurfgeschosse geschleudert, aber standhaft hielt Teja mit dem deckenden Schilde alle Speere auf und stürzte dann wieder plötzlich hervor, eine Menge der Feinde erlegend. War der Schild voll von darin haftenden Speeren, so gab er ihn seinem Schildträger und ergriff einen andern. Aber endlich traf den Helden doch ein Speer in



Porta Nigra in Trier.

die Brust und tötete ihn sofort. Trotzdem dauerte die Schlacht noch bis zum übernächsten Tage und jetzt gewährte Narses dem letzten Reste eines vormals berühmten und großen Volkes freien Abzug. Gegen Norden zogen sie, überschritten ungehindert die Alpen, und haben sich dann unter den übrigen deutschen Stämmen verloren. Das Jahr 553 war es, in welchem auch das tapfere Volk der Ostgoten fiel.

In dem Heere des Narses waren am zahlreichsten wohl die Longobarden vertreten. Ein norddeutscher, den Sachsen verwandter Stamm, hatten sie zuletzt in Mähren gewohnt und waren auf ihrem Zug die Donau entlang erst mit den Herulern und dann

mit den Gepiden in Streit geraten. Narses, in Ungnade gefallen und seines Amtes entsetzt, rief sie nach Italien. Damals herrschte über sie Alboin, der den Gepidenkönig Kunimund mit eigener Hand erschlagen, und dessen Tochter Rosamunde zur Gattin genommen hatte. Im Jahre 568 zogen die Longobarden in Italien ein. Schnell unterwarfen sie sich Ober-Italien und allmählig die ganze Halbinsel. Die Römer verloren alle politischen Rechte, ihren Grundbesitz und zum Teil auch ihre Freiheit. Alboin nahm seinen Sitz in Pavia, fiel aber hier bald unter den Händen von Meuchelmördern, die seine Gemahlin Rosamunde gedungen hatte, weil er sie einst in der Trunkenheit gezwungen hatte aus dem zu einem Trinkbecher umgearbeiteten Schädel ihres Vaters ihm Bescheid zu tun. Auch sein Nachfolger Kleph wurde bald ermordet, und später dessen Sohn Authari zum König gewählt. Seine Gattin Theodolinde wurde nach seinem frühen Tod dem Lande eine weise Herrscherin, und wählte später den Agilulf zu ihrem Gatten. In all ihren Bestrebungen wurde sie vom Papste Gregor d. Gr. (590—604) unterstützt, und so wurden die Longobarden allmählig ein friedsames, Ackerbau treibendes Volk, bei dem später an Stelle der Könige die Herzöge traten. Auch die Lüste und Genüsse des südlichen Landes übten ihren Einfluß auf die Natursöhne Germaniens aus, und so trat unter den späteren Geschlechtern eine heilsame Annäherung ein; die Güter und Gaben beider Volksteile vermischten sich und aus ihrer Vereinigung erwuchs ein frisches und kräftiges Nationalganzes. Auch in den geistigen Gütern und Gaben trat ein Austausch ein; aber dabei waren die Germanen der verlierende Teil; die Sprache, Sitten und Volksdichtungen der Ahnen verschwanden, und dafür eigneten sich die Longobarden die Bildung und Wissenschaft der romanischen Bevölkerung an. Bis in das Jahr 774 bestand das Reich der Longobarden, bald Krieg führend und bald bekriegt, und in diesem Jahre erst machte ihm Karl der Große ein Ende.

Die Franken und Karolinger.

1. Die Gründung des Frankenreichs durch Chlodovech 481—511.

Dem Frankenstamme allein unter allen germanischen Stämmen war es vorbehalten, ein dauerndes Reich zu gründen. Man erzählt, sie seien aus Pannonien gekommen und hätten sich zuerst an den Ufern des Rheins niedergelassen. Darauf seien sie über den Strom gesetzt, hätten das Thüringerland durchzogen, und endlich hier nach Gauen und Gemeinden ihre Sitze genommen. Könige im Schmuck des wallenden Haupthaares hatten sie über sich gesetzt. So berichtet in mehr sagenhafter als historischer Ueberlieferung der fränkische Geschichtsschreiber Gregor von Tours von dem Entstehen des Frankenreichs. Von ihrem Stammland an den Mündungen des Rheins aus hatten sie sich nach und nach an der Maas und Sambre festgesetzt und ihre Besitzungen bis zur Saon ausgedehnt. Aus mehreren Stämmen waren allmählich zwei Hauptgruppen geworden. Diejenige der Salier, mit dem Hauptsitz Doornik im belgischen Gallien und östlich von ihnen in der Gegend von Köln und weiter südlich bis zur Eifel die Ripuarier. Die Namen der ersten fränkischen Könige sind mehr oder weniger mythisch und erst mit der Person des Königs Childerich betreten wir einigermaßen historischen Boden. Freilich zeigt auch seine Geschichte, namentlich die seiner zeitweiligen Verbannung und seiner Vermählung mit der thüringischen Königin Basina noch allerhand mythisch-romantische Elemente. Aber ein fester historischer Kern zeigt sich doch schon bei ihm und insonderheit sind es die Tatsachen seiner Verbindung mit den Römern und dann seine freundliche Stellung zum Christentum. Er erscheint mit seinen fränkischen Völkern stets im Dienste der Römer und steht ihnen gegen alle ihre Feinde treu zur Seite. So kämpft er bei Orleans gegen die Westgoten, besiegt die britischen und sächsischen Seeräuber und vertreibt die plündernden Alemannen. Ueberall war er bekannt und wohlgelitten, da er, wenn er auch ein Barbar war, doch stets als ein Freund und Retter in Not erschien.

Sein Sohn Chlodovech (Chlodwig) ist der Gründer des Frankenreichs geworden. Als Jüngling von 15 Jahren folgte er seinem Vater und führte seine salischen Franken zur Eroberung Galliens. Bei Soissons kam es 486 zwischen ihm und dem Gallier Syagrius zur entscheidenden Schlacht; Syagrius wurde geschlagen und entfloh zum Westgoten-

könig, der ihn freilich dann verräterischer Weise an Chlodovech auslieferte. Dieser ließ ihn töten und besetzte ganz Gallien mit seinen Franken. Er bewarb sich um des Burgunden hinterlassene Tochter Chrotechildis und hatte dadurch jedenfalls eine Veranlassung zum Krieg. Gundobad und Godegisil, die Brüder der Chrotechildis, wagten nicht ihn abzuweisen; diese aber, deren Vater von seinen Brüdern getötet worden war, befahl schon bei ihrer Brautfahrt zu Chlodovech, die Dörfer an der Grenze ihres Gaues anzuzünden und dankte Gott, daß sie diesen Rachetag erleben durfte. Lange lag sie ihrem Gemahl an, Christ zu werden, endlich im Alemannenkrieg entschied er sich dazu. Im Jahre 496 kam es zwischen beiden zur Schlacht, wohl nicht bei Zülpich, sondern unfern von Mainz. Da, als der Sieg noch unentschieden war, gelobte Chlodovech sich dem Gott der Christen, wenn dieser ihm zum Siege verhelfe. Mit 3000 seiner edelsten Franken ließ er sich dann im Dom zu Reims taufen, die Alemannen bis zum Rhein hin und über den Rhein bis zur Murg und bis zum Oosbach, den Neckar bis Lauffen, den Main und die Lahn hinauf wurden untertan, und verloren das Land, das fortan Franken genannt ward; das andere Land vom Neckar ab bis über die Donau und bis zu den Alpen hin behielt sein heimisches Recht und seine Volkstümlichkeit, geriet aber unter fränkische Herrschaft. Einzelne Scharen, die sich nicht fügen wollten, fanden Aufnahme im Ostgotenreiche und wurden wahrscheinlich in Rhätien angesiedelt.

Nun wendete sich Chlodovech auch gegen die Burgunder, schlug dieselben unter ihrem König Gundobad 500 bei Dijon, und zog dann zur Eroberung des westgotischen Teiles von Gallien, des Landes südlich von der Loire aus, wo der schwache Alarich II., Schwiegersohn des Theoderich d. Gr., herrschte. Im Jahre 507 kam es zur Schlacht am Clain bei Poitiers, Alarich II. fiel, und Chlodovech nahm alles Land bis zur Garonne und darüber hinaus in seinen Besitz. Durch Tücke und Mord beseitigte dann Chlodovech auch all' die kleinen Könige aus seiner Verwandtschaft. Um den Schein einer Oberhoheit zu retten, hatte ihn der oströmische Kaiser zum Consul gemacht, und stolz ritt Chlodovech in dem Purpurmantel, der ihm von Constantinopel her übersandt worden war, vor seinen Franken. Die Früchte seiner blutigen Errungenschaften lange zu genießen, war ihm freilich nicht vergönnt. Im Jahre 511 starb er im 45. Lebensjahre und hinterließ das Reich seinen vier Söhnen.

„Helden", sagt W. Arnold, „hat die Völkerwanderung in Menge hervorgebracht; einen zweiten Staatsmann wie Chlodwig (wie er heute genannt wird) nicht wieder. Nur der Vandalenkönig Geiserich, der Westgotenkönig Eurich, Gundobad von Burgund und Theoderich der Große könnten ihm an die Seite gestellt werden. Aber sie alle versuchten sich an der unlösbaren Aufgabe, mitten in den Provinzen des römischen Reiches germanische Reiche aufzurichten; sie hielten alle am Arianismus fest zu einer Zeit, wo die Kirche denselben schon überwunden hatte, sie alle haben darum im Grunde doch nur zerstört, nicht aufgebaut und wieder hergestellt. Wäre Theoderich ein Staatsmann gewesen, so wäre er nicht nach Italien gegangen, um hier im Dienste des oströmischen Kaisers zu regieren; er wäre in Pannonien geblieben, und hätte dort in Verbindung mit den benachbarten Stämmen ein großes germanisches Ostreich zu gründen gesucht. So sehr er an Vorzügen des Geistes und Gemütes, an Bildung, Hochherzigkeit und Großmut Chlodwig überragt, sein Reich in Italien blieb doch nur eine vorübergehende Erscheinung, ein ideales Gebilde, das mit ihm auftauchte und wieder verschwand. Die Sage ist gerechter gewesen. Sie hat das glänzende Bild Theoderichs festgehalten und verherrlicht, während sie sich von

Karl Martell in der Schlacht bei Tours. Von Alfred Rethel. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Chlodwig, dem sie keine edlen Züge abzugewinnen wußte, abwandte. Denn schlaue Politik und rohe Kraft sind für sich allein niemals poetisch. Der verklärende, man möchte fast sagen tragische Schauer, der über die Gestalt Theoderichs ausgegossen ist, geht Chlodwig vollständig ab. Er gehört der geschichtlichen Prosa an, dieser jedoch in unendlich höherem Maße als Theoderich."

2. Chlodovechs Nachkommen.

Unter seinen vier Söhnen, die alle des Vaters herrischen Sinn geerbt hatten, wurde nach Chlodovechs Tode das Frankenland geteilt. Theoderich, der älteste Sohn, erhielt freilich den Hauptanteil, das ganze östliche überwiegend deutsche Land, das später den Namen Austrasien führte, mit dem Sitze in Reims. Die drei jüngeren Brüder teilten das westliche Gebiet, das später Neustrien genannt wurde, so, daß Chlodomer von Orleans, Childebert von Paris und Chlotachar von Soissons das umliegende Land beherrschten. Trotz dieser Teilung freilich galt das ganze Reich als ein einheitliches, und gemeinsam führten auch die Brüder ihre Eroberungen aus. Ermanfried, ein Sohn des Bisino im Thüringerreich, hatte seine beiden Brüder verdrängt und erschlagen. Schon an diesen Vorgängen hatten Franken teilgenommen, jetzt klagten sie über Vertragbruch und alte ungerächte Grausamkeiten der Thüringer, die Greise mit ihren Wagenrädern zermalmt und Knaben an den Flechsen der Seite an Bäumen aufgehängt haben. So zog denn Theoderich aus zum Kampfe gegen Ermanfried, der wohl eine Niederlage erlitt, aber von den Franken erst dann weiter bekämpft wurde, als sich mit diesen die Sachsen verbunden hatten. Die letzte Feste des thüringischen Königreichs Burg Scheidungen wurde erobert, und Ermanfried von den Mauern von Zülpich in die Tiefe gestürzt. Nun teilten Sachsen und Franken das Land, die ersteren erhielten den Gau Nordthüringen, zwischen Ocker, Harz, Bode, Elbe und die Gegend südlich vom Harz an der Saale, Helme bis zur Unstrut. Das übrige Land wurde 531 den Franken untertan.

Burgund war frei bis 516, solange Gundobad lebte. Sein Sohn Sigmund, der das Kloster St. Moritz in Wallis gegründet hatte und von der Kirche als Heiliger verehrt wird, nahm nach dem Tode seiner ersten Gattin, einer Tochter Theoderichs d. Gr., eine von deren Dienerinnen zum Weib, wurde aber mit dieser und seinen Kindern von den Söhnen der Chlotechildis, Chlodomer, Childebert und Chlotachar ermordet; Chlodomer selbst aber fiel bald nachher im Kampfe gegen den Rest der Burgunder unter Godomar, Sigmunds Bruder. Nun teilten Childebert und Chlotachar sein Land, obgleich er unter dem Schutze der Chlotechildis zwei Söhne hinterlassen hatte, die bald darauf in dem Burghof von Paris niedergemacht wurden. Godomar fiel erst im Jahre 532, nun besetzten die Franken das Land, und Burgund ward dann neben Austrasien und Neustrien ein dritter Teil des Frankenreichs.

Rasch endete das Geschlecht der übrigen Söhne Chlodovechs. Chlotachar überlebte sie alle, und so kam 558 das große Frankenreich noch einmal unter einen Herrn. Nach seinem Tode 561 teilten seine Söhne von Neuem, und wieder gab es Bruderkrieg und Blutvergießen im Frankenlande. Zwei Königinnen waren es vor allen, die sich durch unersättliche Rachgier auszeichneten. Chlotachars beide Söhne, Chilperich und Sigbert,

hatten zwei Schwestern, westgotische Königstöchter, Galsuintha und Brunechildis, zu Weibern genommen, zuvor aber hatte Chilperich seine frühere Gemahlin Fredegunde verstoßen, und diese ermordete nun die Nebenbuhlerin. Dafür trat nun Brunechildis als Rächerin ihrer Schwester auf, reizte ihren Gemahl Siegbert zum Kampfe gegen den Bruder, — Mord folgte auf Mord, und erst als beinahe das ganze Geschlecht getötet und Brunechildis an dem Schweif eines wilden Pferdes zu Tode geschleift war, kam mit ihrem Besieger Chlotachar II., dem Sohne Chilperichs und der Fredegunde, Friede in das Frankenreich. Chlotachar II. herrschte von 613–622. Ihm folgten seine Söhne Dagobert und Cheribert. Letzterer, der bei der Teilung nur ein kleines Gebiet von der Garonne bis zur Charante als Königreich Aquitanien erhielt, unterwarf sich in siegreichen Kämpfen mit den Basken das Land zwischen der Garonne und den Pyrenäen. Nach seinem Tode wurde sein Besitz wieder mit dem Frankenreich vereint, allein die Verbindung lockerte sich schnell und schon im Anfang des 8. Jahrhunderts finden wir Aquitanien unter einheimischen Herzögen beinahe selbständig.

Ruhiger und weniger blutig verläuft von Dagobert an die Geschichte der Merovinger, aber die Kraft des Geschlechtes war gebrochen, und seine Könige sanken zu Schatten herab neben ihren großen Beamten. Die spätere Fabel erzählt von einem Traumgesicht, das schon die Mutter Chlodovechs, die zauberkundige Basina, habe ihren Gatten sehen lassen: zuerst war ihrem Bunde mit Childerich ein Löwe entsprossen (Chlodovech), dann reißende Bären und Wölfe (seine Söhne und Enkel) und zuletzt spielende Hündlein. Die Geschichte hat diesem Traumgesicht Bestätigung gegeben.

Für Dagoberts unmündige Söhne Siegbert und Chlodwig II. führte ein Sohn Pippins von Landen, Grimvald, die Regierung, wurde aber bei einem Versuche, nach dem Tode Siegberts seinen eigenen Sohn Childebert auf den Thron zu setzen, getötet. Aus den dadurch entstandenen Wirren riß das Land erst wieder **Pippin von Heristal**, der nach seinem Siege über den Majordomus Berchar bei Tertri als Herzog und Fürst der Franken über das ganze Reich herrschte, ein Mann von gewaltiger Energie und Fernsicht, der freilich auch klug genug war, dem schwachen König, den er in seine Gewalt gebracht, den Schein seines Rechtes zu wahren. Sein Tod indessen brachte wieder neue Verwirrung, bis endlich sein Sohn **Karl Martell** seit dem Jahre 720 als alleiniger Hausmeier und Fürst der Franken Beherrscher des fränkischen Reiches wurde. Durch die siegreichen Kämpfe gegen die Araber und durch Freigebigkeit gegen seine Getreuen befestigte Karl die Macht und das Ansehen seines Hauses so sehr, daß er selbst die letzten Jahre seines Lebens keinen merovingischen König neben sich hatte, und daß endlich elf Jahre nach der Beisetzung des großen Majordomus im Kloster St. Denis sein Sohn Pippin der Kleine dem Wirrwarr für immer ein Ende machte, und durch Beseitigung des letzten Königs aus dem faulen und verkommenen Geschlecht die Herrschaft der **Karolinger** begründete. Dem Könige war nichts gelassen worden, als daß er zufrieden mit dem bloßen Königsnamen, mit herabhängendem Haar und ungeschorenem Bart auf dem Throne saß und den äußeren Schein des Herrschers an sich hatte, die von allen Seiten herankommenden Gesandten anhörte, und ihnen bei ihrem Abgang die ihm eingegebenen oder anbefohlenen Antworten, wie aus eigener Machtvollkommenheit erteilte. Außer dem leeren Königsnamen und dem mäßigen Lebensunterhalt, den ihm der Hausmeier nach Gutdünken zumaß, besaß er nichts eigen, als ein Hofgut von geringem Umfang und Ertrag, ein Haus und eine wenig zahlreiche Dienerschaft für die notwendigsten Dienstleistungen. Ueberall, wohin

er sich zu begeben hatte, fuhr er auf einem Wagen, der von Rindern gezogen und von einem Rinderknecht in ländlicher Weise gelenkt wurde. So fuhr er nach dem Palaste, so nach der Volksversammlung, die jährlich für die Reichsgeschäfte gehalten wurde, so kehrte er wieder nach Hause zurück. Die ganze Staatsverwaltung aber, und alles was daheim und nach außen anzuordnen oder auszuführen war, besorgte der Majordomus. Noch aber mußte Pippin die geeignete Zeit zur Ausführung seiner Pläne abwarten. Erst mußten die Feinde im Innern und nach Außen besiegt werden, und dann erst ließ sich an die Verwirklichung dessen denken, was er jahrelang beabsichtigte. Sein nächstes großes Werk war seine Stellung unter den Schutz des Papstes und der Kirche. Der

Die Einführung des Christentums in der Seegegend (bei Konstanz)

Papst begrüßte dies, konnte ihm nun doch auch wirksamer Schutz gegen die Longobarden, gegen den Exarchen von Ravenna und gegen die Mohammedaner im Süden und die Franken geboten werden, und Pippin seinerseits war sich der Bedeutung seines Bündnisses auch nach der weltlichen Seite durchaus bewußt. Der erste Schritt wurde getan, als Pippin bei Papst Zacharias anfragen ließ, ob die Königswürde dem gebühre, der königliche Sorgen trägt und königliche Geschäfte mühevoll ausführt, oder einem andern, der fern von diesen Sorgen und Geschäften in völliger Muße dahinlebe. Die Antwort des Papstes lautete natürlich zu Gunsten Pippins, und dieser berief nun eine Reichsversammlung nach Soissons, wo ihn im Mai 752 weltliche und geistliche Große als König anerkannten und ihn mit seiner Gemahlin Bertrada salbten. Childerich III. wurde seines Thrones entsetzt und endigte sein Leben im Kloster Audomari. Mit seinem Sohne Theoderich, der gleichfalls im Kloster starb, endigte die Dynastie Chlodovechs.

3. Das Reich der Franken und seine Verfassung.

Wenn wir in dem raschen Gang der Geschichte, in der ein gewaltiges Ereignis das andere ablöst, Halt machen, und einen Ueberblick zu gewinnen suchen, über die nun herrschenden Zustände im Frankenreich, dem Erben alles dessen, was die Völkerwanderung gezeitigt hat, so haben wir uns vor allen Dingen die großartige Bedeutung desselben vor Augen zu stellen. Germanische Stämme hatten mitten unter der römisch-gallischen Bevölkerung sich in dauernden Wohnsitzen niedergelassen, im Süden die Westgoten, im Osten die Burgunder, und im Norden und Westen die Franken. Dem regen Wechsel-

ch schottische Mönche. Nach dem Gemälde von Fr. Schwörer.

verkehr zwischen den beiden verschiedenartigen Elementen gelang es im Laufe der Jahrhunderte, die Unterschiede auszugleichen und allmählig ein großes Ganzes, das freilich ein ganz neues Gepräge zeigte, zu bilden. Nicht als ob die Germanen so sehr die Barbaren gewesen wären, wie man sie von romanischer Seite hinzustellen liebte; wir besitzen freilich gerade aus diesen Jahrhunderten nur spärliche Ueberreste aus ihrem geistigen Leben, aber wir wissen von den Sängern und Dichtern, welche die Heldentaten der Ahnen verkündend die Lande durchzogen, und nicht wenig zur Verschmelzung der Volkselemente beitrugen; wir kennen das auch noch in seinen Trümmern gewaltige Heldenlied, das freilich mit den geschichtlichen Tatsachen manchmal willkürlich schaltend und waltend doch zeigt, wie auch dem Germanen die Heldengröße, die geistige wie die körperliche Kraft eine Begeisterung zu geben vermochte, die in mächtigen Tönen in der Poesie des Heldengesanges ausklingt. Etzel der Hunnenkönig und Dietrich von Bern,

Hildebrand der alte, und Siegfried der junge lebensfrohe Held, ja auch Hagen mit seiner Treue zu seinem Fürsten, sie alle zeigen uns ein Geschlecht, umwoben wohl von dem verklärenden Schein der Sage, und doch wiederum menschlich so faßbar, Gestalten einer Zeit, so gewaltig gährend in ihrer Tiefe, Männer, vor denen wir heute stehen, wie die Zwerge, weil uns eines fehlt, die Kraft der Leidenschaft in Haß und Liebe, die keine Schranken kennt als die des Todes.

Und da diese nun an dem Bau der alten Welt rüttelten, mit gewaltiger Faust, da krachte und wankte dieser in allen seinen Fugen, und stürzte am Ende zusammen, aber aus dem qualmenden Schutt und Staub hob sich langsam, aber immer festere, immer kräftigere Gestalt annehmend, ein neues Geschlecht und eine neue Zeit. Wohl flutete lange alles, wie das stürmische Meer, kein Staat und kein Volk fand einen sicheren Halt und einen festen Grund, aber allmählig legte sich der Sturm, und blutig zwar in seinen Anfängen, aber auch gewaltig durchbrechend durch alle Wirrnisse rang sich ein Reich empor, dessen Erbe die Gegenwart ist.

Die Verschmelzung der verschiedenen Stämme zu einem Nationalganzen, dem wir schon unter der Herrschaft der Merovinger begegnen, hatte ihren Grund teils in der Macht der romanischen Bildungs- und Lebensformen, teils in der hingebenden empfänglichen Natur der germanischen Einwanderer. Sie hatten jetzt nur Interesse für den Krieg, dem sie unter der Führung erblicher oder gewählter Heerfürsten das Besitzrecht des Landes verdankten, während die Pflege der Wissenschaft, der Verwaltung und Rechtspflege vorzugsweise in den Händen der Romanen blieb. Römische Sprache, römisches Recht, römisches Geld blieb bei den alten Bewohnern im Gebrauch, und wenn auch wie bei den Ostgoten in Italien, das alte Volksrecht und die überlieferten Gesetze der Westgoten, Burgunder und Franken schriftlich aufgezeichnet wurden, um bei streitigen Fällen unter den Germanen selbst, oder mit den Romanen als Norm und Richtung zu dienen, so zeugte doch Sprache und Abfassung von römischer Einwirkung, so waren die neuen Rechtsbücher, als „Gesetze der Barbaren" bezeichnet, doch nur ein dürftiger Notbehelf für die Unkunde des Eroberers, Auszüge aus dem lebendigen Volksrecht besonders über Bußen, für Verletzung des Eigentums und der Person, die besonders an solchen Orten in Anwendung kamen, wo die alte Bevölkerung in der Minderheit war. Im Süden und in allen größeren Städten blieb römisches Recht, wie römische Staats- und Gerichtsverfassung noch lange in voller Geltung. Doch war es nicht dieses Volksrecht allein, welches die Germanen mit in ihre neuen Wohnsitze brachten. Auch hier gab es Freie und Unfreie, erstere nur konnten Grundeigentum erwerben, auf dem sie unumschränkte Gebieter waren, durften am Gericht und an Volksversammlungen teilnehmen, waren zur Heeresfolge, aber außer einem freiwilligen jährlichen Geschenk an den König zu keinen Abgaben verpflichtet. In Gaue vereinigt, die ihren Namen nach einer im Mittelpunkt liegenden Stadt erhielten, und die wiederum in Hundertschaften, wie diese in Gemeinden zerfielen, rangen sich einige dieser Geschlechter unter den Freien allmählig zu einer etwas höheren Stellung empor, und bildeten so den Adel, der die unmittelbare Umgebung des Königs ausmachte.

Der Unfreie hatte weder Eigentum noch das Recht dem Gerichte oder den Volksversammlungen als Stimmberechtigter beizuwohnen. Diese Unfreiheit, kam sie nun von der Geburt, von Kriegsgefangenschaft oder von Strafen her, hatte zweierlei Abstufungen, die der Leibeigenschaft, ein Begriff, der sich mit dem der römischen Sklaverei deckte, und

Der heilige Bonifacius (Kirchenbau). Von Alfred Rethel. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

diejenige der Hörigkeit; die Hörigen bestellten entweder als unfreie Zinsbauern das fremde Feld gegen Abgaben und Dienste, und waren an die Höfe gebunden, oder besorgten die Geschäfte in Haus und Hof, geschützt durch ein Wehrgeld gegen den Mißbrauch der herrschaftlichen Gewalt.

An der Spitze des Reiches, dessen Verfassung zunächst auf der alten Volksverfassung, auf der Heereseinrichtung des Gefolges beruhte, stand der König mit seiner zwar erblichen Würde, aber doch gebunden an die Anerkennung des Volkes. Zur Zeit der Völkerwanderung nur ein Volkskönig, wurde er seit der Zeit der Seßhaftigkeit der Germanen mehr und mehr ein Landeskönig, für die römischen Untertanen ein „Augustus", für die Franken der Kriegsherr und für die Vasallen der Oberlehnsherr. „Der König", sagt Waitz, „ist das Haupt des Volkes, er entscheidet über Krieg und Frieden, er vertritt sein Volk nach außen, schließt für dasselbe Bündnisse und Verträge, schickt Gesandte und Unterhändler. Er ernennt die Beamten, geistliche wie weltliche, und hat die Macht, ihnen das Amt auch wieder zu nehmen; durch sie aber übt er seinen Willen in allen Teilen und in allen Verhältnissen des Reiches aus. Der König ordnet gerichtliche Versammlungen an und hält selbst Gericht, aber auch ohnedies verhängt er Strafen, verfügt er über Gut und Leben seines Volkes. Dem König gehört ein weiter Grundbesitz, der ihm bedeutende Einkünfte verschafft, von dem ein Teil aber an Getreue verliehen ist, die ihm dafür eng verbunden sind. Andere stehen in dem noch engeren Verhältnis des Gefolges. Sie leben an seinem Hofe, und jeder Dienst an demselben gewährt Auszeichnung und Ehre; hier ruht auch die Leitung der Regierung, der Hof ist der Mittelpunkt des Staates." In den Händen der Grafen lag die Verwaltung des Reiches, die nun statt wie einst vom Volke, vom König nach dessen Gutdünken gewählt wurden. Die Pflege des Rechts, der Schutz des Schwachen, die Erhebung und Ablieferung der königlichen Einkünfte, die Aushebung und Führung des Heerbanns, Einberufung von Versammlungen zum Zwecke des Rechtsspruches, waren ihres Amtes. Er wählte die Schöffen, die Recht sprachen, teilweise mit Zuziehung des Gottesurteils, durch Feuer, durch siedendes Wasser oder durch Zweikampf. Ueber eine, mehrere Gaugrafschaften umfassende Landschaft wurde ein Herzog gesetzt, dessen Amt natürlich militärischer Art war. Er war der höchste Anführer nach dem König.

4. Das Christentum in Deutschland.

Aus der Verwilderung, der die Germanen durch ihre Heerzüge, und die Bekanntschaft mit den Genüssen und Lastern des Südens anheimfielen, konnte sie nur eine höhere Macht retten, das Christentum. Freilich in das innere Deutschland drang dasselbe erst im 6. Jahrhundert von Irland her. Unter den von dort kommenden Missionaren war entschieden der eifrigste Kolumban, der zuerst im Königreich Burgund das Kloster Luxeuil gründete, und von dort aus die christliche Lehre und christliche Kultur verbreitete. Von der Königin Brunechildis vertrieben, begab er sich an den Bodensee, und wanderte dann über die Alpen, während einer seiner Schüler, Gallus, mitten in der Wildnis das Kloster St. Gallen gründete. Ueberall freilich ging die von den Missionaren gestreute Saat nicht auf, oder sie ging da und dort bald wieder unter, und wirklich bezwungen

wurde das Heidentum erst, als sich die Angelsachsen des Bekehrungswerkes annahmen. Papst Gregor d. Gr. hatte ihre Bekehrung betrieben, und bald ergriff sie ein Missionseifer, wie ihn noch kein anderes germanisches Volk vorher besessen hatte. Zunächst wandten sich ihre Missionare zu den Friesen, die an der Küste ihnen gegenüber wohnten, und in der Sprache ihnen so nahe standen, daß sie keines Dolmetschers zur Verständigung bedurften. Diesen freilich erschien die Annahme des Christentums gleichbedeutend mit Unterwerfung und Knechtschaft, und namentlich die Herzöge Ratbod und Poppo standen Pippin dem Kleinen und Karl Martell, die sich eifrig um die Bekehrung der Friesen annahmen, feindlich gegenüber. Willibrord hieß der bedeutendste Missionar unter den Friesen, und für ihn gründete Pippin und befestigte Karl Martell das Bistum Utrecht als Stützpunkt der sächsischen Mission.

Gleichzeitig mit Willibrord war auch ein Jüngling aus edlem Geschlecht, Winfrid, vom Papste Bonifacius genannt, als Missionar bei den Friesen tätig. Zu Kirton in Wessex 680 geboren, wählte er als seinen Lebensberuf die Mission. Den Winter 718 und 719 brachte er in Rom zu, und dort erteilte ihm Papst Gregor II. das Recht, den Heiden das Christentum zu predigen und zwar in Thüringen. Hier und nachher in Hessen entfaltete er eine außerordentlich fruchtbare Tätigkeit. Zum zweiten Male in Rom wurde er 722 zum Bischof geweiht, und wandte sich nun zunächst wieder nach Hessen. Bei Geismar unweit Fritzlar fällte er eine dem Wotan geweihte Eiche, und scharenweise ließ sich nun das Volk von ihm taufen. Seit 732 Erzbischof, gründete Bonifacius Bistümer als Mittelpunkte großer Sprengel, um welche sich bald eine Stadt bildete. Auch Klöster gründete Bonifacius, und man darf nur seine Lieblingsgründung Fulda nennen, um hier seine Tätigkeit zu kennzeichnen. Von hier verbreitete sich die Kultur des Bodens weit umher, sie waren die Stütze der Armut, die gastliche Herberge für Pilger und Wanderer, und vor allen Dingen die Pflegestätte jeder Bildung. Bonifacius war und blieb der gute Stern Deutschlands, älter als 70 Jahre, reiste er nochmals, um einen Teil der Friesen zu bekehren, den Rhein hinab; von Todesahnungen bedrückt, hatte er sein Erzbistum Mainz an seinen Schüler Lullus abgetreten, und sich selbst das Leichentuch bereitet, in das er einst gehüllt sein wollte. Mit gutem Erfolg predigte er den Friesen, aber als er einst mit seinen Getreuen zu Dokkum an der Bordaa weilte, wurde er mit seiner ganzen Gesellschaft von einer Schaar Heiden überfallen und niedergemacht (755). Sein Leichnam wurde von seinen Anhängern nach Utrecht und dann nach Fulda gebracht.

„Wie in der Tragödie der Held nur untergeht, um der Idee, für die er gelitten und gestritten hat, den Sieg zu erringen, so hat auch Bonifaz durch seinen Tod vollends das errungen, was er im Leben nicht hat erreichen können. Fortan war er kein Fremder mehr; über seinem Grabe reichten sich Staat und Kirche die Hand; wenige Jahrzehnte nach seinem Tode waren auch die Altsachsen bekehrt; für seine angelsächsischen Gehilfen war unmittelbar nach seinem Tode durch reiche Schenkungen gesorgt. Und es war ihm doch ein schöneres Los beschieden, als den Helden der Tragödie, welche im Kampf mit ihren eigenen Leidenschaften zu Grunde gehen; es war ihm vergönnt, was wenigen Glaubensboten im achten Jahrhundert beschieden war; die Reinheit und Lauterkeit seines Strebens durch den Blut- und Zeugentod zu besiegeln; er sollte gleich den Märtyrern der altchristlichen Kirche die Krone des Bekenners erringen. Das war das höchste und letzte Ziel, das ihm vorschwebte, ob es ihm beschieden sei, hing freilich nicht von seiner

gläubigen Sehnsucht allein ab. Bonifaz steht in der Mitte zwischen Chlodwig und Karl dem Großen, nicht sowohl der Zeit nach — denn Karl war schon zwölf Jahre alt, als Bonifacius sein Martyrium erlitt — sondern als notwendiges Bindeglied zwischen beiden. Denn das Reich Karls des Großen ruht auf ihm nicht minder als auf Chlodwig; dieser hat den staatlichen, Bonifaz den kirchlichen Grund dazu gelegt. Die ganze politische Arbeit Chlodwigs aber wäre vergeblich gewesen, wenn nicht ein größerer Staatsmann nach ihm gekommen wäre, der sein Reich mit sittlichem Inhalt und Leben erfüllte. Und daß Karl der Große das vermochte, das verdankte er unserem Apostel."

5. Karl der Große und seine Zeit 768–814.

Nach dem Tode Pippins 768 folgten in dem neuen Königtum seine beiden Söhne Karl und Karlmann, unter welche der Vater das Reich geteilt hatte. Karl herrschte über die nördliche Hälfte, Karlmann über die südliche. Zu dieser Zeit standen nur noch Aquitanien, die Bretagne und Bayern unter ihren Volksherzögen, alle übrigen Teile wurden durch Grafen verwaltet. In Aquitanien ward nun Hunald der letzte Herzog 769 von Karl gefangen, die Herzogsgewalt beseitigt, und die Verwaltung des Landes ebenfalls Grafen übertragen. An diesem Kampfe nahm Karlmann keinen Teil, mehr ein Gegner als ein Gehilfe seines großen Bruders starb er schon 771 und damit beginnt die Alleinherrschaft Karls des Großen. „Es war die höchste Gunst des Schicksals, daß ein Mann von solchen Herrschergaben, von so strebsamem Geiste, so klarer und fester Willenskraft, solcher Energie im Schaffen und Handeln, solcher Umsicht und Ruhmbegierde, an die Spitze eines Landes- und Völkerkomplexes trat, dessen lose Elemente zu einem staatlichen und nationalen Ganzen verbunden werden mußten, daß er zu einer Zeit an das Ruder gelangte, da es galt die rohen Kräfte durch die Macht der Bildung, der Religion, des Rechtes zu bändigen, da aus dem niedergeworfenen Königreich noch Kulturreste vorhanden waren, die sorgfältig gesammelt und gepflegt, die verschiedenen Völkerstämme und Nationalitäten zu einigen, und höheren Lebenszielen entgegenzuführen vermochten; da die übersprudelnde Jugendkraft der germanischen Völker der Zucht und Veredlung und die entartete Welt der Romanen einer belebenden und stärkenden Stütze bedurfte. Wie ein Stern in dunkler Nacht leuchtet die hohe Gestalt Karls des Großen aus dem stürmischen Wirrsal dieser Uebergangszeit hervor, und die Geschichte hat mit Recht an seinen Namen vorzugsweise die Bezeichnung des „Großen" geknüpft. Eine geniale Herrschernatur, hat der Frankenkönig den fruchtbaren und empfänglichen Boden, auf den ihn das Geschick zum Segen der abendländischen Menschheit gestellt, mit unsterblichen Taten und schöpferischen Einrichtungen bepflanzt. Er war der Moses des Mittelalters, berufen, die Menschheit durch die Wüste der Barbarei glücklich hindurchzuführen und ihr einen neuen Boden von politischen, bürgerlichen und kirchlichen Konstitutionen zu geben. Aber bei aller Größe hafteten seiner Natur noch die Spuren altgermanischer Barbarei an, und wie sehr man seinen Herrschergeist, seine Willenskraft, und seine hohe Begabung als Heerführer und Staatsordner, als Leiter der Kreise, als Förderer der

Sturz der Irmensäule. Von Alfred Rethel. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Bildung, als Spender des Rechts im großen Ganzen bewundern muß, in einzelnen Handlungen begegnet man einem harten und strengen Gemüt."

Man nennt als Geburtstag Karls des Großen den 2. April 742. Als er zur Alleinherrschaft gelangte, ließ er die mündigen Söhne seines Bruders von der Nachfolge ausschließen. Ihre Mutter Gerberga floh mit ihnen zu ihrem Vater, dem Longobardenkönig Desiderius, der auch der Schwiegervater Karls des Großen war. In demselben Jahre verstieß er unter nichtigem Vorwand seine Gemahlin, die Longobardin Desiderata, und vermählte sich mit Hildegard der Schwäbin, einer Tochter des edlen Gottfried aus dem Hause der Welfen.

Damit war der Grund gelegt zu dem ersten Krieg, den Karl der Große führte. Da Desiderius von dem Papste Hadrian II. verlangte hatte, daß er die Söhne Karlmanns als Frankenkönige taufen solle, dieser aber sich dessen weigerte, bedrängte ihn Desiderius so, daß Hadrian nun Karl um Hilfe bat. Er stieg mit einem Heer über den Montcenis, und den Sanct Bernhard, Desiderius pochte auf seine Streitmacht und auf seine starken Städte. Aber als die Longobarden sich von allen Seiten angegriffen sahen, vergaßen sie ihre alte Tapferkeit, gaben diese Alpenpässe frei und flohen in das feste Pavia. Nach sechs Monaten, unter dem Druck von Hunger und Seuchen ergaben sie sich an Karl, der den Longobardenkönig mit seiner Gemahlin Ansa und ihren Kindern nach dem Kloster Corvey bringen ließ, wo sie bis zu ihrem Tode blieben. Nach dem Sturze des alten Königshauses nannte sich Karl nun selbst König der Longobarden.

Glaubenseifrig wie Karl war, und glühend nach Ruhm und Taten, ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, sich auch den Kranz des Glaubenshelden um die Schläfe zu winden, und darin seinem Großvater, dem gefeierten Karl Martell es gleichzutun. Von zwei Seiten her bedrohten Feinde die Entwicklung des Christentums, von den Pyrenäen her das Volk und der Glaube Mohammeds, welche in Spanien die Herrschaft hatten, von Nordosten Europas her das altsächsische Heidentum. Im Frühjahr 778 zog Karl mit einem großen Heer über die Pyrenäen, das in zwei Haufen auf zwei verschiedenen Punkten die Grenze überschritt. Alles Land zwischen den Bergen und dem Ebro fiel ihm zu, die Araber huldigten ihm und erhielten es von ihm zu Lehen. Siegreich kehrte Karl zurück. Schon hatte das Heer die gefährlichen Gebirgspässe größtenteils hinter sich, als die Hinterhut plötzlich überfallen wurde im Talgrund von Ronceval. In heißem Kampfe fand hier mancher deutsche Held seinen Tod, und in den Liedern und Sagen des deutschen Volkes unsterbliches Leben. Trotzdem aber blieb Karl im Besitz der gewonnenen spanischen Mark bis zum Ebro.

Nicht so leicht war ihm sein Kampf gegen das über den Rhein vordringende Heidentum der Sachsen, die mit Begeisterung und Festigkeit auch jetzt noch zu ihrer Freiheit und zu den alten Göttern hielten.

Es war keine eigentliche Vielgötterei, diese Religion der Sachsen. Unter uralten Eichen, in düsteren Hainen, an sprudelnden Quellen verehrten sie Allvater, den unsichtbaren Gott. Später freilich artete dieser Gottesdienst aus, und machte zu seinem Mittelpunkt die Irminsäule, einen himmelhohen uralten Baumstamm, unter freiem Himmel.

Kaum hatte Karl die Alleinherrschaft angetreten, so hatte er es auch ausgesprochen, die Sachsen mit Waffengewalt christlich und fränkisch zu machen. Die Sachsen streiften

selbst herüber in das fränkische Gebiet. Rasch kam Karl mit einem großen Heere über sie, durchzog das Land der Westfalen mit Feuer und Schwert, gewann mit List die Veste Eresburg am rechten Ufer der Diemel im Paderbornschen und zerstörte das altsächsische Nationalheiligtum, die Irminsäule. An der Weser ward ein Vergleich geschlossen. Die Sachsen gaben zwölf Geiseln, und Karl führte sein Heer zurück.

Karls des Großen Einzug in Pavia. Von Alfred Rethel.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

In der Sachsen Freiheit und Glauben hatte Karl mit starker Hand gegriffen. Nun war es kein gewöhnlicher Kampf und Streit mehr; es mußte ein Nationalkrieg, ein heiliger Krieg werden. Trieb die Franken und ihren König Glaubenseifer und Herrsch- und Ruhmsucht und die Begier nach Beute, so begeisterte die Sachsen der Gedanke an die alte Freiheit und der Väter alten Glauben. Ihre Religion, ihre Heiligtümer waren mit dem Charakter, mit der ganzen Art und Verfassung dieses kriegerischen Volkes verwachsen. Sie kannten bisher in ihren Gauen keinen Priester und keinen bevorrechteten Adel, keine erbliche Fürstenwürde, keine Zehnten und keine Steuern. Alles das wollten

ihnen die Franken aufdrängen, und mit ihrem Glauben ihnen ihre Freiheit rauben. Daher ihr Entschluß zum Kampf auf Leben und Tod. Ihr Land, von Flüssen und Morästen und undurchdringlichen Wäldern durchschnitten, da und dort durch sehr hohe Burgen geschützt, und durch große Erinnerungen alter Freiheitskämpfe, wie der Varusschlacht im Teutoburger Wald, geweiht, unterstützte sie trefflich im Kampfe mit äußeren

Karl der Große empfängt die päpstlichen Gesandten beim Bau des Aacheuer Doms.
Von Alfred Rethel. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Feinden. Unter den Führern, welche sie sich wählten, glänzen namentlich drei, Alboin, Bruno und Widukind. Letzterer war die Seele des Sachsenbundes und des heiligen Krieges.

Als Vergeltung für die Zerstörung der Irminsäule griffen die Sachsen zunächst die Kirche zu Fritzlar an, die der heilige Bonifaz erbaut hatte, zerstörten diese und die von den Franken zur Peterskirche umgebaute Eresburg und verwüsteten das schon christlich und fränkisch gewordene Hessenland. Karl, eben aus Italien siegreich zurückgekehrt, ließ sie durch einen Heerhaufen zurücktreiben, und im Frühjahr 775 zog er selbst mit noch

stärkerer Macht gegen sie, eroberte ihre Hauptveste, die hohe Siegburg, am Zusammenfluß der Lenne und der Ruhr, eilte nach der Eresburg, weihte und befestigte sie aufs neue und wandte sich dann ohne Verzug nach der Weser. Seine Schnelligkeit, und seine Uebermacht an Streitkräften erwarben ihm Sieg auf Sieg über die noch nicht vereinigten, sondern auf drei Seiten sich erst sammelnden Sachsen. Nach zwei Feldzügen schien Karl am Ziele. Auf sächsischem Boden zu Paderborn hielt er im Jahre 777 das Maifeld. Der Anblick der Frankenmacht bewog auch hier wieder eine große Anzahl sächsischer Edlen und Freien zur Unterwerfung und zur Taufe. Nur Widukind der Sachsenherzog gab sein Volk und seinen Glauben noch nicht verloren; er zog es vor, das Land zu verlassen und bessere Zeiten abzuwarten. Kaum war Karl nach Spanien gegen die Araber abgezogen, so stand Widukind, der indessen zu den stammverwandten noch heidnischen Dänen geflohen war, wieder auf vaterländischem Boden. Aber wieder wurde der tapfere Sachsenherzog in die Fremde getrieben und die Sachsen zur Unterwerfung gezwungen. Ein Maifeld, das Karl 782 an den Ufern der Lippe hielt, ließ ihn hoffen, daß der Kampf nun beendet sei. Aber bald standen die Sachsen wieder unter den Waffen, und nun griff Karl, um sie zu schrecken, zu einem grausamen Mittel. Zu Verden an der Aller ließ er 4500 sächsische Edle enthaupten. Von Gau zu Gau eilte Widukind und rief zu den Waffen. Mit neuer Wut entbrannte der Kampf. In drei großen Schlachten stießen Franken und Sachsen zusammen, bis zum Jahre 785 dauerte der Kampf, und da erst verzweifelte Widukind auf dem seitherigen Wege zu seinem Ziele zu kommen. Zu Attigny erschien er am Hofe Karls des Großen, der ihn mit großen Ehren empfing. Widukind huldigte ihm und ließ sich taufen, und ihm folgten viele seiner Edlen. Ganz war freilich der Sachsen Widerstand auch jetzt nicht gebrochen. Als bei Gelegenheit des Avaren-Kriegs wegen der drückenden Heeresfolge und des an die Kirche zu entrichtenden Zehnten nochmals eine Erhebung folgte, ließ Karl viele Sachsen als Geiseln nach fränkischen Landen abführen. Schon im Jahre 782 war ein Kapitulare erlassen worden, durch das bei den Sachsen der Heerbann eingeführt und das ganze Gebiet unter fränkische Verfassungsreform gestellt wurde. Im Jahre 804 wurden dann zum letztenmale eine große Anzahl von Sachsen in fränkische Lande verpflanzt, während in ihren Sitzen diesseits der Elbe Frankenkolonien angelegt, das überelbische Gebiet aber den Abotriten überlassen wurde. Auch die Dänen verstanden sich endlich zum Frieden mit den Franken, und seit 810 war die Eider die Nordgrenze des Frankenreichs.

Noch unterwarf sich nach dem Fall der Sachsen Karl der Große auch die Friesen, die freilich ihre Rechte behielten und zu keiner Heeresfolge aufgeboten werden durften. In Bayern gebot Thassilo als Herzog, doch nicht selbstherrlich, sondern als Lehnsherr der fränkischen Krone. Er war ein Neffe von Pippin, dem Vater Karls des Großen, und hatte die Schwester der verstoßenen Gemahlin Karls, Luitberga, die Tochter des Longobardenkönigs Desiderius zur Frau. Thassilo arbeitete seit seines Schwiegervaters Sturz unablässig an seiner Unabhängigkeit. Er war zu stolz, um ein abhängiger Diener und Werkzeug Karls zu sein, und hatte die Zeiten der Selbstherrlichkeit noch nicht vergessen. Auch bat ihn seine Gemahlin täglich dringend, ihren durch Karl vom Throne gestürzten Vater und ihre Familie zu rächen. Schon früher hatte er Schritte getan, welche andeuteten, daß er nicht willens sei, seine Abhängigkeit vom Frankenreiche anzuerkennen; er hatte seinen Sohn Theodo zum Mitregenten in Bayern erklärt, und Veränderungen in der Verfassung seines Volkes vorgenommen, beides eigenmächtig, ohne Anfrage bei

dem Oberlehnsherrn. Von Karl nach Worms geladen, mußte er den Huldigungseid erneuern und zwölf Geiseln stellen. Bald darauf aber trat Thassilo in Verbindung mit den Avaren, und als Karl aufs neue eine Bürgschaft forderte, gab er eine stolze und ausweichende Antwort. Rasch aber überfiel ihn Karl, und nun unterwarf sich Thassilo von neuem der königlichen Gnade, huldigte 788 zum dritten mal und gab seinen Sohn in des Königs Hand als Geisel.

Karl der Große empfängt die Gesandten Harun al Raschids. Von Alfred Rethel. Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Bald aber, von seiner Gattin Luitberga gereizt, empörte sich der Bayernherzog von neuem gegen Karl, und dieser ließ ihn auf der Reichsversammlung zu Ingelheim festnehmen. Das gegen ihn ausgesprochene Todesurteil verwandelte er in Verbannung nach dem Kloster Fulda, wohin ihn seine Gemahlin und seine Kinder begleiteten. Dann wurde das Herzogtum Bayern für aufgelöst erklärt, als Provinz zum Sachsenreich gezogen, und fränkische Kronbeamte wurden zu Verwaltern dareingesetzt. Als Oberbefehlshaber über ganz Bayern aber ließ Karl seinen Schwager Gerold zurück.

Einige Jahre darauf zog Karl gegen die finnisch-türkischen Avaren ins Feld, die als Nachkommen der Hunnen von Ungarn aus Deutschland und Italien verwüsteten. Bis tief in ihr Land trieb er sie zurück, und als er selbst gegen die Sachsen vorrücken mußte,

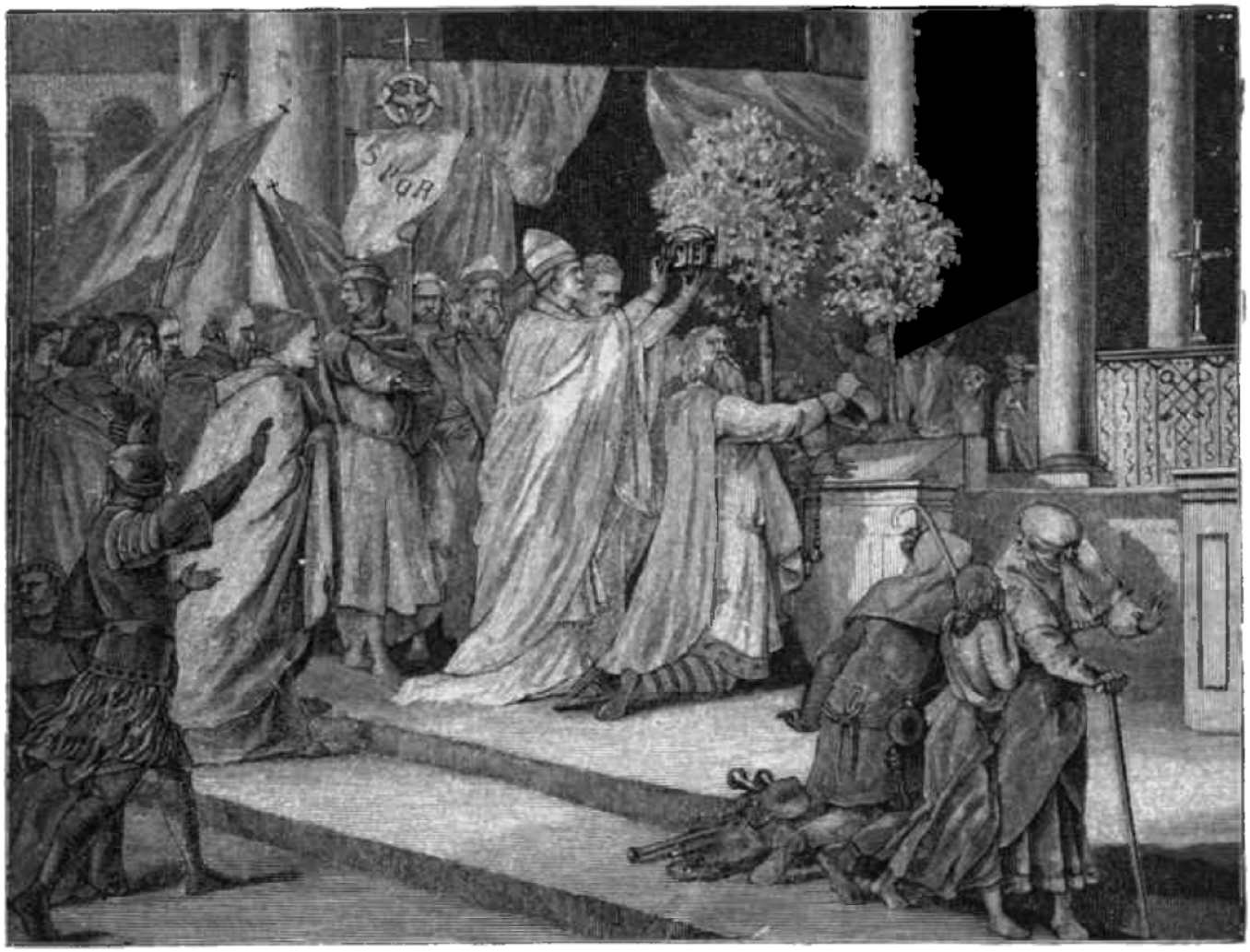
kämpften 795 und 796 frühere Feinde und Karls Sohn Pippin siegreich weiter gegen sie. Sogar ihr „Königsring“, Erdumwallungen, hinter denen sie ihre Beute zu bergen pflegten, wurde erobert, und bald war es nicht nur mit der Macht, sondern auch mit der Existenz dieses Volkes zu Ende.

Die Taufe Widukinds. Von Alfred Rethel.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Bis ins Jahr 803 arbeitete Karl daran, den großen Sieg zu benutzen. Was von Avaren nicht aufgerieben ward, hatte sich hinter die Theiß zurückgezogen. Karl besetzte nun das eroberte Land größtenteils mit Bayern, zum Teil auch mit Wenden, die gleichfalls rühmlich mitgefochten. In Preßburg errichtete er ein Bistum, bald ließen sich ganze Horden Avaren taufen, die von ihm in Kärnten angesiedelt wurden. Das ganze so nun gewonnene Land bildete fortan einen starken deutsch-christlichen Schirm nach Osten

und lief als Teil des großen Frankenreichs unter dem Namen avarische Mark oder Markgrafschaft Osterland (später Oesterreich).

Vom adriatischen Meer durch Mähren und Böhmen bis zur Ostsee saßen in einem großen Halbkreis slavische Stämme. Auch diese ganz zu unterwerfen überzog Karl 806 die Böhmen mit Krieg, die sich aber tapfer wehrten. Nach zwei Feldzügen ließ sie Karl unbehelligt. Dagegen mußten sich die Sorben, die sich mit den Böhmen verbunden hatten, unterwerfen und auf ihren Grenzen die Festungen Halle und Magdeburg bauen lassen.



Karl der Große wird in St. Peter gekrönt. Von Alfred Rethel.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Wechselvoller aber war Karls Kampf mit den Normannen im Norden, die nun jetzt in Dänemark saßen. Nach siebenjährigen Fehden und großen Verwüstungen derselben auf fränkischem Ufergebiete rüstete Karl eine große Kriegsmacht gegen sie. Ihr König Gottfried war mit 200 Schiffen und einem bedeutenden Kriegsheer an der friesischen Küste gelandet. Ehe Karl mit ihm zusammentraf, kam die Kunde von dem Tode Gottfrieds und ein Friedensanerbieten seines Nachfolgers, mit dem sich Karl dahin verglich, daß die Eider als nördliche Grenze seines Reiches gelten solle.

So herrschte Karl von Aachen, seiner Geburts- und Hauptstadt, über ein unermeßliches Reich. Seine Gebote wirkten im Westen bis an den Ebro, im Osten bis an die

Theiß, im Norden bis zur Eider, im Süden bis zur sizilischen Meerenge. Karls Persönlichkeit, die den immer glücklichen Völkerbesieger und Ländereroberer, den glorreichen Glaubenshelden und weisen Herrscher in sich vereinigte, welchem der alten Cäsaren hätte sie nachgestanden? Und im Jahre 800 wurde mit dem Königreich Ostfranken die Kaiserwürde erblich verbunden.

Der Papst war es gewesen, welcher den Vater Karls als den der Krone Würdigsten erklärt, und diese ihm zugesprochen hatte. Und Pippin und Karl hatten dem Stuhl zu Rom das weltliche Fürstentum zugesprochen und erhalten, von dem die Päpste behaupteten, daß es Konstantin d. G. ihrer Kirche geschenkt habe. Karl hatte, so lange er auf dem Throne saß, stets treue und tätige Freundschaft mit dem Papst gehalten. Im Jahre 795 kam Leo III. auf den römischen Stuhl, er sandte an Karl als den Beschützer Roms die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus und die Fahne der ewigen Stadt. Karl aber erneuerte mit ihm den Bund des „Glaubens und der Liebe" und erkannte sich verpflichtet „zur Verteidigung der Kirche Christi gegen außen und zur Wahrung des katholischen Glaubens gegen innen". Es war damit dem König vollkommen Ernst; die Religion ging mit seiner Politik Hand in Hand; zog er zu Felde, so führte er Reliquien und Missionare mit sich; siegte er, so hatte der Sieg im Lande der Ungläubigen die Taufe der Besiegten, die Gründung von Kirchen und Bistümern zur Folge. Unmittelbar nach dem Kriegs- und Siegeslärm erscholl, wie es von ihm heißt, „die Trommete des göttlichen Wortes". Abfall vom neuen Glauben bestrafte er wie ein Majestätsverbrechen mit dem Tode, und er war im eigentlichen Sinne das, wofür ihn einst eine Synode erklärte, der Regent der wahren Religion. Freilich benutzte er auch vielfach für seine Regentenpläne und Unternehmungen die Mitwirkung der geistlichen Gewalt. Als der Haß des Volkes und der römischen Großen im Jahre 799 den Papst überfiel und mißhandelte, und dieser schon gefangen, nur mit Mühe entfloh und zu Karl um Hülfe sandte, benutzte dieser die Gelegenheit, einen lange gehegten Gedanken auszuführen. Er fühlte sich längst als Cäsar und wollte das, was er sich fühlte, nun auch dem Namen nach werden. Er lud den Papst zu einer persönlichen Besprechung ein, und dieser besuchte auch ohne Säumen den König in seinem Lager bei Paderborn. Beide verständigten sich aufs freundlichste. Nach wenigen Tagen kehrte der Papst zurück, von fränkischen Waffen geleitet und auf seinem Stuhl geschützt, und Karl folgte ihm schon im August 800 mit einem ansehnlichen Heere über die Alpen. Am 24. Dezember hielt er seinen Einzug in Rom, um, wie es hieß, als Schirmherr der ewigen Stadt zwischen Papst und Volk zu vermitteln. Schon zu Anfang der zweiten Woche nach seiner Ankunft sammelten sich angeblich zu diesem Zwecke alle geistlichen und weltlichen Großen der Römer und Franken in der Peterskirche; die Beschuldigungen gegen den Papst verstummten vor dieser Versammlung, welche erklärte, daß der Inhaber des apostolischen Stuhls über jedes menschliche Gericht erhaben sei, und Leo stand gerechtfertigt da. Am darauffolgenden Christfeste ging Karl wieder zur Kirche und setzte sich im Ornat des Schirmherrn von Rom dem Hauptaltar gegenüber. Die Messe war zu Ende. Karl kniete im Gebet versunken, da plötzlich trat der Papst vor und setzte dem Betenden eine bereit gehaltene goldene Krone auf. Die in die Sache eingeweihten Bischöfe und Priester und ein Teil des Volkes brachen auf dieses Zeichen in den Jubelruf aus, „dem Augustus Karl, dem von Gott gekrönten, frommen, großen, Friede bringenden Kaiser der Römer Leben und Sieg". Dreimal wiederholte sich dieser Ruf und alles Volk stimmte ein. Leo salbte

dann Karl zum Kaiser. Dieser verbannte alle Feinde Leos aus Rom und bereicherte die Peterskirche mit Gold und Edelgestein. Von da an erhielt seine Stellung eine höhere Weihe in den Augen der Zeitgenossen und in seinen eigenen. Mit der Kaiserkrone vom Papst gekrönt, erschien er an der Stelle der alten Cäsaren, und die wichtigsten neuen Rechte wuchsen ihm als dem Schirmherrn der Kirche in Rom und Italien zu. Selbst in Deutschland mehrte sich dadurch seine Machtvollkommenheit. Das Kaisertum hatte eine geheimnisvolle Würde für die Gemüter, und es forderte nicht, wie bisher das Königtum,

Karl der Große auf dem Concil zu Frankfurt a. M. Von A. Rethel.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

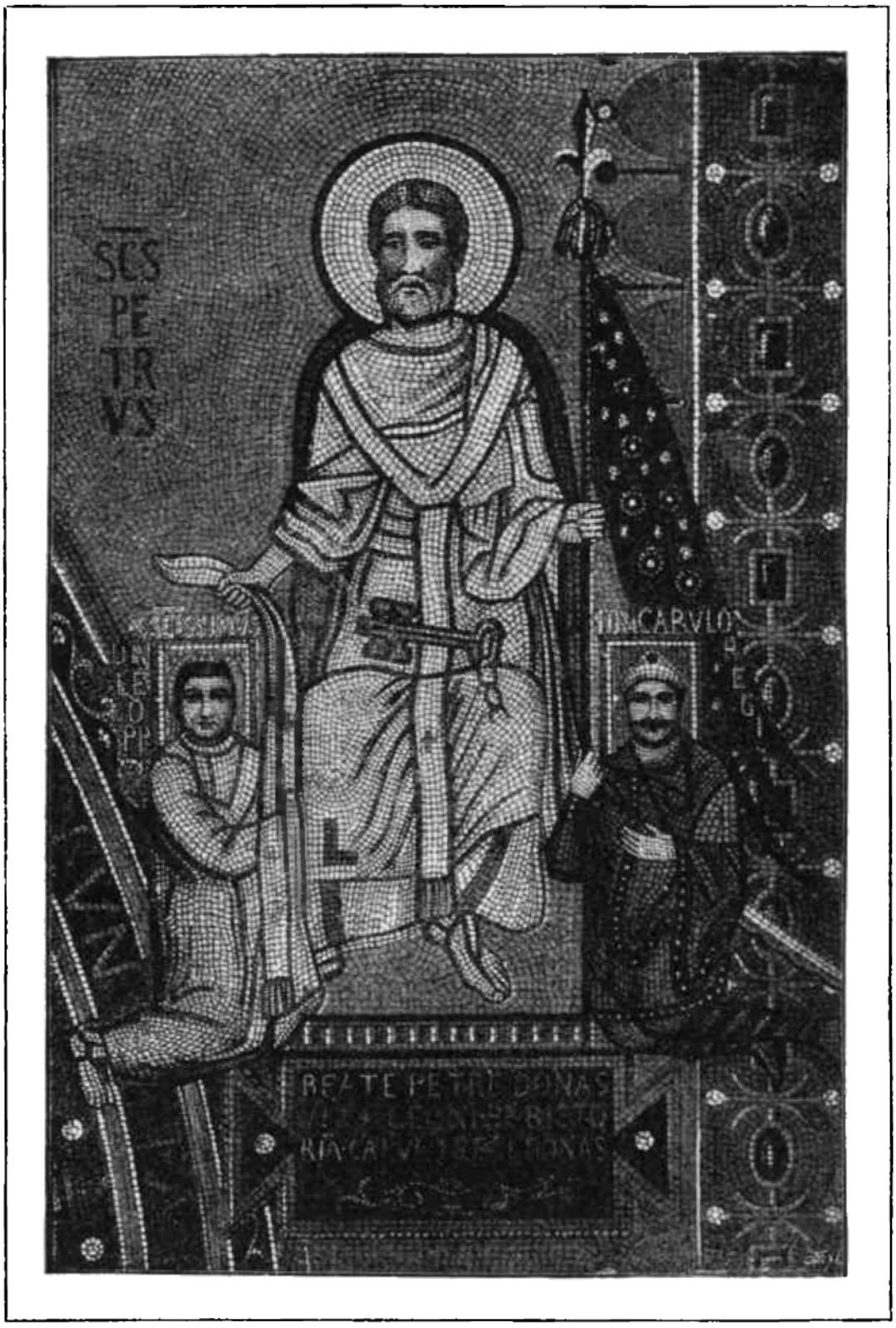
bloß Treue, sondern Gehorsam. Karl ließ auch jetzt alle Männer ohne Unterschied in seinem ganzen Reiche sich als Kaiser huldigen und Gehorsam geloben.

So sehen wir Karl als Kriegsfürsten und Eroberer, dessen Siege im Kaisertum ihre Vollendung, im eigentlichsten Sinne ihre Krone fanden. Ist er groß und furchtbar auf dem Schlachtfeld, so erscheint er in der Gesetzgebung und Verwaltung seines Reiches ehrwürdig und bewundernswert. Wie die vielen Völker seines Reichs einen Glauben und einen weltlichen Herrn hatten, so wollte er sie auch unter ein Gesetz und unter eine Verwaltung bringen, um so die auseinander gefallenen germanischen Stämme zu einer Nation zu vereinigen. Das aber tat er mit möglichster Schonung der Sitten und Gesetze des Einzelnen. Er ließ bei allen Stämmen, die noch keine geschriebenen Gesetze hatten,

und denen bei ihrer Vereinigung mit dem Frankenreich ihre alten Gesetze geblieben waren, diese aufzeichnen und mit Zustimmung der Beteiligten so verbessern, daß die Grundzüge seiner allgemeinen Gesetzgebung darein kamen, und das Volkslied der Friesen, deren alte Gesetze er wesentlich änderte, sang von ihm: „Pippins Sohn Karl war der beliebteste und beste, er stiftete und steuerte Treue und Wahrheit, er setzte alle Volkskuren und Landrechte und setzte jedem Lande sein Recht.“ So wußte Karl zu schonen, wo er neu schuf. Es waren Umwandlungen, welche von Zusätzen ausgingen, und allmählich das Ganze durchdrangen. Sie waren durchgreifend und erstreckten sich über das allgemeine Reichsrecht, Reichsverwaltung, Kriegswesen, Polizei, Sitten, Handel und Gewerbe, Kirchen- und Schulordnung. Sie waren streng, der Zeit gemäß. Die Gesetze aber wurden zuerst mit den geistlichen und weltlichen Reichsständen beraten, dann vor das Volk zur Zustimmung und zum Beschlusse gebracht, zuletzt vom Kaiser bestätigt. Die Mitwirkung der Stände des Volkes bei der Gesetzgebung schien ihm unumgänglich. Die Versammlung fand bald unter freiem Himmel bald in der königlichen Pfalz statt. Die Geistlichkeit war, wie der höhere Adel, durch die höheren Mitglieder aus ihrer Mitte, das gemeinsame Volk durch Schöffen vertreten. Durch außerordentliche Kommissarien ließ er überall seine Beamten bewachen, welche die Klagen des Volks hören und an ihn berichten mußten. Alljährlich durchreisten dieselben ihren Bezirk, ein Geistlicher und ein Weltlicher, und versammelten je nach den Monaten die Landesgemeinden, wo alles untersucht wurde, geistliche und weltliche Verwaltung und Rechtspflege. Dieser Staatsorganismus kostete zwar viel, aber doch wurde noch ohne allgemeine Umlagen regiert, weil im Kriege jeder Werbungspflichtige sich selbst verköstigen mußte, die Beamten in ihren Lehen ihren Gehalt hatten, und die kaiserliche Verwaltung vom Krongut bestritten wurde. Die Kron- oder Kammergüter dienten zugleich durch ihren vorzüglichen Anbau und die Benutzung aller Vorteile als Musterwirtschaften, und trotz der fast ununterbrochenen Kriege hob sich, von ihm gefördert, der Landbau überall. Ebenso kräftig unterstützte er Handel und Gewerbe, baute dafür Brücken, errichtete Warenniederlagen, legte Jahrmärkte an, verbesserte die Straßen, und schaffte unbillige Zölle ab. Viel trug dazu auch bei, daß er mit Nachdruck die Ruhe im Innern handhabte, und die unzähligen Raufereien dadurch niederdrückte, daß er jedem verbot, zur Friedenszeit bewaffnet umherzugehen.

In feuriger Liebe zur Wissenschaft, in heiligem Eifer für das Reich des Geistes, für das Schöne und Wahre, bekundete Karl, daß ein hoher Genius in ihm war. Schon sein Vater hatte griechische und römische Gelehrte an seinen Hof kommen lassen; doch war Karl selbst in seiner Jugend in wissenschaftlichen Kenntnissen sehr zurückgeblieben. Was aber der Jüngling im Lärm der Waffen versäumt hatte, das holte der Mann wieder nach. Jetzt saß er und lernte als Schüler die griechische und lateinische Sprache; die mathematischen Wissenschaften, die Rhetorik, die Geschichte der Menschheit. Mit gleicher Liebe warf er sich auf die deutsche Muttersprache. Von ihm und unter ihm erhielt sie manche Bereicherung und festere Ausprägung in Form und Bau. In diesem sprachlichen, wie im poetisch-historischen und patriotischen Sinne ließ er auch die zerstreuten Volksgesänge der Deutschen sammeln, die Lieder von den Kriegen der alten Könige der Franken, Burgunder und Goten. In diesem Sinne versammelte er auch die berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller der Christenheit an seinem Hofe, und war ihnen nicht König, sondern Freund. Und um ihn her reihten sich der edle und fromme Alkuin, ein Angelsachse von reicher Gelehrsamkeit; Eginhard, von niederen Eltern im

Odenwald geboren und mit Karls Söhnen auferzogen, Tonkünſtler und Baumeiſter, ausgezeichnet in der Kenntnis der römiſchen Literatur und ein Geſchichtsſchreiber voll



Petrus überreicht Karl die Fahne von Rom und dem Papſte die Stola.
Moſaikbild im Lateran.

Seele und Wahrhaftigkeit; Engelbert der Dichter, Raban der nachmalige Erzbiſchof von Mainz, der gelehrteſte ſeiner Zeitgenoſſen, Peter von Piſa, Sprachkenner und

Astronom, Abälard von Corvey, ein Kenner der Kirchengeschichte, Paul Warenfried der Longobarde, der treffliche Geschichtsschreiber seines Volkes, und andere in der Wissenschaft ausgezeichnete Männer.

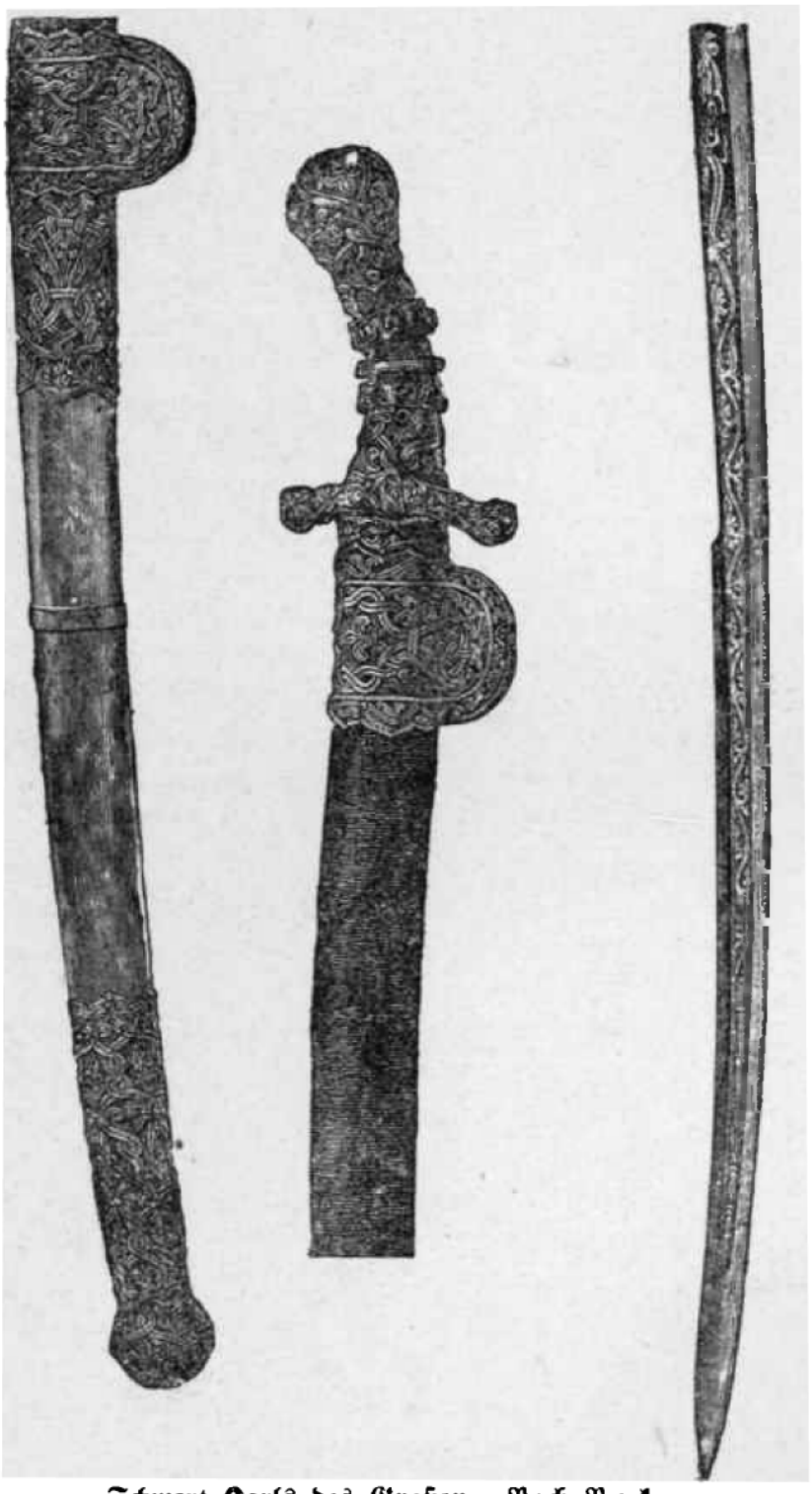
Die ganze Nation geistig zu heben, oder wenigstens die Bildung künftiger Geschlechter vorzubereiten, legte er, soweit es sich in seinem Reiche tun ließ, Schulen an, sowohl Pflanzschulen künftiger Volkslehrer, als Volksschulen. Diese Schulen stattete er reichlich aus, oder verband sie mit bereits reich ausgestatteten Klöstern. Denn die Klöster, sagte er, sollen nicht nur zu einem frommen und beschaulichen Leben dienen, sondern auch zur Uebung in den Wissenschaften. Gut handeln ist freilich besser als Wissen, aber je reicher der Mensch an Wissen ist, desto geschickter ist er, gut zu handeln. Als solche Klosterschulen zeichneten sich bald St. Gallen, Reichenau, Hirsau im südlichen, Fulda, Corvey, Trier, Paderborn und Osnabrück im nördlichen Deutschland, Tours, Lyon und Orleans im welschen Teile des Frankenreichs aus.

Karl hatte solche Liebe für seine Schulen, daß er sie sehr häufig selbst besuchte, examinierte, Lob und Tadel spendete, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt; denn Kinder von allerlei Eltern, reiche und arme, adelige und unadelige, freie und unfreie wurden miteinander unterrichtet. Trotz auf bloße Geburt mißfiel Karl höchlich. „König des Himmels" rief er einst, als er die Söhne einiger seiner großen Vasallen bei der Prüfung als die Schlechtesten erkannte; „ich frage wenig nach Eurer Herkunft, bessert Ihr nicht alsbald durch Fleiß Eure Trägheit, so werdet Ihr nie bei Karl etwas erlangen."

Auch den religiösen Glauben suchte er zu beleben und zu reinigen, Innerliches, Geistiges in die äußeren Formen einzuführen. In diesem Sinne ließ er Stellen aus den heiligen Schriften und aus den Predigten der Kirchenväter ins Deutsche übertragen, bessere Kirchenlieder und Melodien dazu machen, und deutsche Predigten an das Volk halten. Sein religiöser Eifer führte ihn freilich auch manchmal zu Gewalttaten und so mild er von Natur war, so hart konnte er werden, wenn sein Glaubenseifer Trotz oder Undank gegen das zu erkennen meinte, was er als die höchste Wohltat anbot, den christlichen Glauben.

Das Ungeheure und Vielartige, was Karl vollbrachte, findet zum Teil in seiner Lebensweise die Erklärung seiner Möglichkeit. Er schlief nur wenige Stunden, und hörte selbst während des Ankleidens Vorträge seiner Räte über Reichsgeschäfte oder Vorlesungen seiner Gelehrten. Merkwürdig ist es, daß dieser, Sprachen und Wissenschaften und alles andere so leicht fassende Geist trotz aller Mühe es nie zum ordentlichen Schreiben brachte. Heitere oder lehrreiche Gespräche würzten seine Tafel, die einfach war, wie sein ganzes Hauswesen. Als Liebhaber der Jagd liebte er besonders Wildpret, das am Spieß gebraten und an dem Spieß von den Jägern ins Tafelzimmer hineingetragen wurde. Die Tafel galt ihm nicht als Privilegium zum Schwelgen, sondern als Mittelpunkt familiärer und geistiger Unterhaltung. Da saß er, der König der Franken, der Kaiser Roms, der von Weltteilen bewunderte Eroberer, welchem Fürsten des fernsten Morgenlandes durch glänzende Gesandtschaften und Geschenke ihre Ehrfurcht bezeugten, da saß er im Kreise seiner Familie und seiner Gelehrten zu Tische, im einfachen Kleide. Nur einen äußeren Schmuck trug er an sich, den Schmuck und Gefährten des Krieges, ein Schwert, dessen Handgriff und Wehrgehenk von Silber und Gold und reich verziert war, und das er stets an der Seite hatte. Nur bei festlicher Gelegenheit zeigte er sich in glänzender Kleidung, mit Gold und edlen Steinen. Er liebte es nur solche Kleider zu

tragen, welche seine Gemahlin und seine Töchter gesponnen hatten. Die Garderobe wie die ganze Hauswirtschaft besorgte und überwachte die Kaiserin, einfach in Sitte und äußerer Erscheinung wie er; als Vergnügungen liebte Karl Reiten und Fechten, gefahrvolle Jagden, besonders in den Vogesen und Ardennen, und gemeinsames Schwimmen, meist in den Bädern von Aachen. Bis in die letzten vier Jahre erfreute er sich einer kräftigen Gesundheit, ernsthaft war er niemals krank.



Schwert Karls des Großen. Nach Bock.

Von einem seiner Freunde, dem Franken Angilbert, besitzen wir das Fragment einer Dichtung, behandelnd eine Jagd in der Nähe von Aachen. Frisch und lebendig ist die Schilderung Karls und seiner Umgebung: „Nahe der Stadt liegt, umschattet von dem breitästigen, grünen Wald, eine üppige Wiese, welche ein Bach durchrieselt. Hier im schattigen Hain und auf der grünenden Aue pflegte Karl der Vater und ehrwürdige Held, am frohen Waidwerk sich zu ergötzen, mit den Hunden das Wild zu erjagen, und mit dem schwirrenden Pfeil den Hirsch zu erlegen.

Wenn glänzenden Strahles die Sonne sich erhebt, und das Licht der Morgenröte mit feurigem Schein über die Berge eilt, und die steilen Felsschroffen und Berghäupter verklärt, dann versammelt sich die jagdfrohe Jugend vor des Königs Palast, und wartet an der untersten Schwelle der Schar der Edlen. Lärm ertönt und lauter Ruf erschallt durch die Stadt, und hallt wider von Haus und Halle. Roß wiehert gegen Roß, und mit hellem Rufe tummelt sich die Menge der Knechte. Hier harrt auch Karls Roß seines Gebieters. Geziert mit Gold und glänzendem Schmuck, schüttelt es in froher Erwartung, den König zu tragen, die Mähne, und freut sich der Fahrt ins Waldgebirge.

Endlich tritt Karl heraus, alles überragend. Herrlich glänzt sein Antlitz, leuchtend überschaut sein Blick die versammelte Menge. Ein goldener Reif schmückt ihm das edle

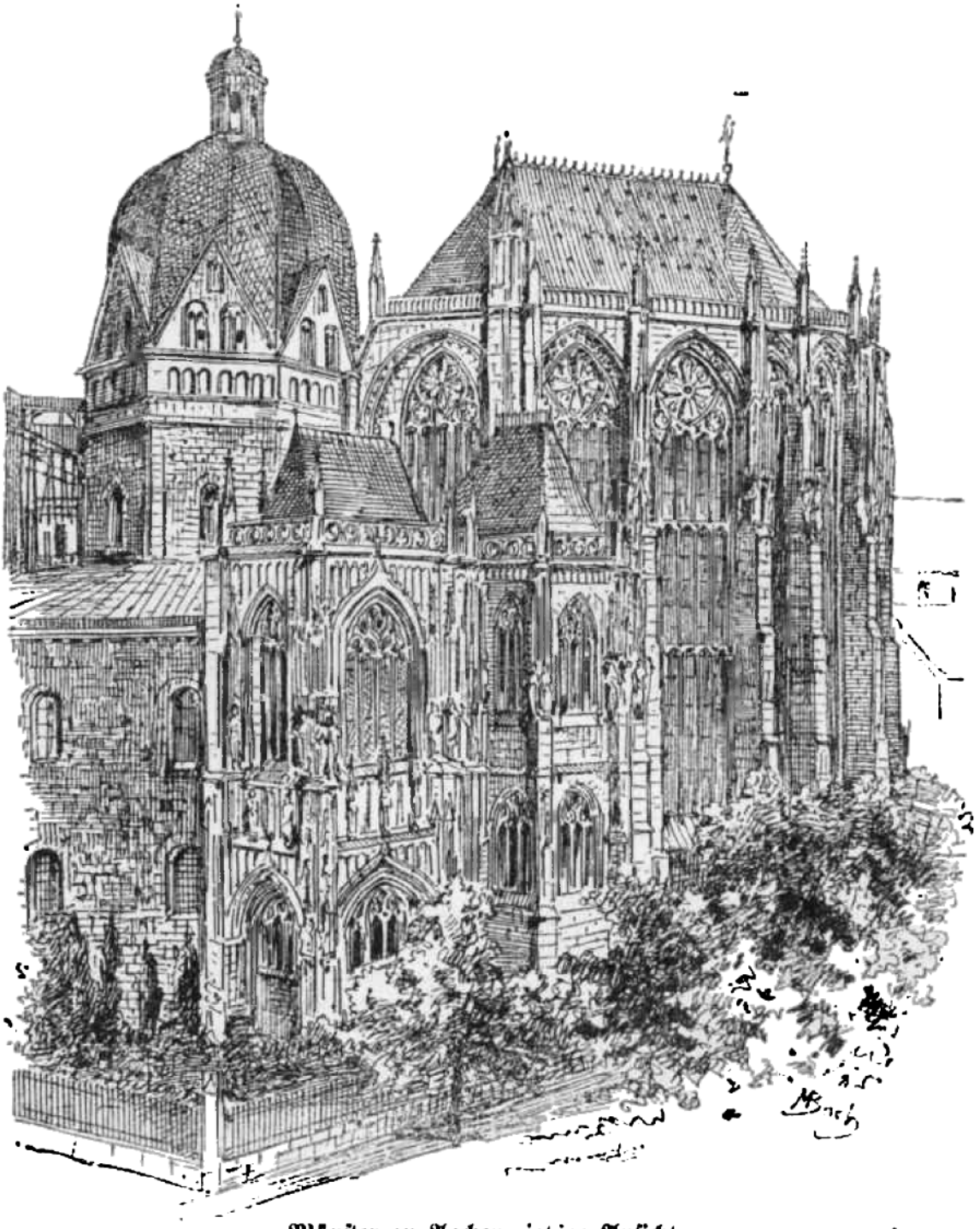
Haupt. Jetzt eilen die Knaben herbei. Jagdspieße tragen sie, mächtige, versehen mit eiserner Spitze, und das leinene Jagdnetz. Und sie führen die halsgefesselten Hunde, die schnelle Bracke und die gewaltige Hatzrüde mit sich. Karl besteigt sein Roß und es folgen ihm seine Begleiter. Hell erklingt die Drommete, das Tor öffnet sich, und unter frohem Hörnerschall stürmt behenden Laufes die Jugend hinaus nach dem morgenfrischen Wald.

Etwas später verläßt die Königin ihr Gemach, Liutgard, Karls Gemahlin, begleitet von einer großen Schar. Rosig schimmert ihr glänzender Hals unter dem Scheine des herrlichen Purpurs, der ihre Locken durchwindet und von ihren weißen Schläfen herabfällt. Goldene Fransen umsäumen das Purpurgewand. Ein Beryll strahlt an ihrem Haupte. Ein goldenes Diadem schmückt sie, und den Hals ziert eine Kette edler Steine. Umgeben von einer Schar edler Jungfrauen, schließt sie sich dem Zuge an, und sprengt einher auf stolzem Rosse unter den mutigen Helden des Reichs. Die übrige Jugend erwartet an der Tür des Königs Kinder. Endlich naht sich, umringt von stattlichem Gefolge, Karl, der des Vaters Namen trägt und ihm ähnlich ist an Gestalt und Antlitz. Er besteigt sein Roß. Ihm folgt Pippin, ein beherzter Held von erprobter Tapferkeit. Strahlenden Antlitzes, das Haupt geschmückt mit goldenem Reife, sprengt er mit seinem Gefolge zum Tor hinaus, in fröhlichem Wettlauf und lautem Getöse. Hell ertönen die Jagdhörner und laut erschallt der Hunde Gebell durch die Morgenluft.

Nun folgt die leuchtende Schar der Töchter Karls. Allen voraus erglänzt Rodtrud auf schnellem Roß, das sie als die erste zu gemächlichem Schritte bändigen muß. Ihr blondes Gelock ist durchflochten von ametystfarbenem Band, und hell leuchtet sie im Gefunkel edler Steine, denn ihr Haupt ziert eine goldene, perlengeschmückte Krone, und eine Spange hält ihr herrliches Gewand zusammen. Als die nächste folgt Bertha im Kreise der Jungfrauen, an Stimme und männlichem Sinn, an Haltung und Antlitz dem Vater ähnlich. Ihr hohes Haupt trägt ein goldenes Diadem, und goldene Fäden durchziehen ihr helles Haar. Ihre Schultern umhüllt ein Hermelinpelz, und ihr Gewand glänzt von edlem Gestein und von Perlen. Gisela schließt sich an, strahlend von Schönheit, in prächtigem, von Purpurfäden durchwobenem Gewand. Im Kreise edler Jungfrauen tritt sie aus der Pfalz. Rodhaid folgt, geschmückt mit Perlen und Edelsteinen. Von ihren Schultern flutet das seidene Gewand hinab, und ihr schönes Haupt ziert die perlengeschmückte Krone. Nach ihr besteigt Theoderada, hell leuchtenden Angesichts, den Hals geschmückt mit Smaragden, und mit herrlichem Gewand umkleidet, das schneeweiße Roß. Den Reigen schließt Hiltrud. Inmitten des Zuges reitet die Jungfrau, den mutigen Zelter zügelnd.

Am Waldsaum ist das Jagdgefolge des Königs angelangt. Bald werden die Hunde freigelassen, und im Nu jagen sie, nach Wild spürend, in das Dickicht. Zerstreut irren sie durch den dunklen Bergwald, begierig nach Beute. Die Reiter aber umgeben den Hag, dem flüchtigen Wild sich entgegenzuwerfen. Endlich ist ein rotbrauner Eber im Tale aufgefunden worden. Sogleich dringen die Reiter, dem Gebelle folgend, in das Dickicht ein. Hurtig suchen die Rüden den Flüchtling zu erreichen. Da erhebt sich gewaltiger Lärm und erfüllt mit lautem Schalle den Forst. Das Jagdhorn treibt die Rüden zur Hatz und in rasender Eile flieht der wilde Eber über unwegsames Land den Höhen des Gebirges zu. Aber seine Kräfte erlahmen. Er macht Halt und schöpft Atem und rüstet sich zur Abwehr. Hierin und dorthin wirft er die verfolgende Meute, und fällt sie mit furchtbarem Zahn. Da sprengt Karl, schneller als sein Gefolge herzu, und stößt dem

Eber das Eisen in die Brust. Die Söhne des Königs schauen von den Höhen zu! Darauf befiehlt Karl, eine andere Beute aufzujagen und ruft den Genossen zu: „Das Glück ist heute mit uns, wohlauf Gesellen zum fröhlichen Waidwerk!“ Kaum hat der Held also gesprochen, da braust plötzlich der Jagdzug vom hohen Berg herab. Hierin und dorthin



Münster zu Aachen, jetzige Ansicht.

eilen die Großen des Reichs durch den Wald, das schnellfüßige Wild zu erreichen. Karl jagt allen voraus. In der Hand schwingt er den eisenbeschlagenen Spieß, mit dem er unzählige Wildschweine erlegt. Darauf verteilt Karl die Beute unter die Großen, und belädt mit dem erbeuteten Wild die Diener. Dann geht es zurück nach der Wiese, von

wo aus man die Jagd begonnen hatte, nach dem kühlen Quell und dem schattigen Hain, der mit weitragenden Aesten gegen die Strahlen der Sonne schützt. Hier erheben sich golddurchwirkte Zelte und die prächtigen Lagerstätten der Herzöge. Fröhlich ruft Karl die Gefährten zum fröhlichen Mahle, und jedem weist er seinen Platz, wen das Alter gebeugt, wer in der Blüte der Jahre steht, und der Jugend, und auch die lieblichen Jungfrauen nehmen ihren Platz ein. Dann befiehlt Karl, auf den Tisch funkelnden Wein zu spenden.

Die Sonne ist zur Rüste gegangen. Langsam zieht das Dunkel der Nacht herauf und verdrängt des Tages Helle. Nach der Ruhe des Schlummers sehnen sich die ermüdeten Waidgesellen."

Karl war durch und durch ganz deutsch; nichts Fränkisch-Gallisches war an ihm. Die Hausgüter seiner Familie lagen in rein deutschem Gebiet, in den Niederlanden, seine Geburtsstadt war Aachen; das Zentrum, von welchem aus er sein unermeßliches Gebiet regierte, war dasselbe deutsche Aachen. Als das uralte Worms, der sagen- und liederverherrlichte Sitz der alten burgundischen Könige und Königinnen, von den Flammen verzehrt ward, schmückte Karl vorzüglich Ingelheim zum Königssitze aus, auf dem linken Rheinufer, unterhalb des alten Mainz, da wo die Natur in Höhen und Tal und Fluß mit ihrer reizenden Schönheit ihm entgegenlachte. Aus den Sitzen und Schatzkammern altherrlicher Kunst, aus Rom und Ravenna, ließ er das Material zum Bau des neuen Palastes kommen, die hundert Marmor- und Granitsäulen, auf denen das Dach sich erhob.

Als Karl sah, daß seine Locken silberweiß waren, gedachte er, wie es mit seinem Reiche werden solle, wenn er nicht mehr wäre. Im Jahre 806 entwarf er mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen einen Teilungsplan, wonach nach seinem Tode das Reich unter seine drei Söhne verteilt werden sollte. Aber die beiden ältesten Söhne starben vor dem Vater. Es war ein harter Schlag, der fast gleichzeitige Tod seiner beiden Heldensöhne; aber es brach den durch Jahre, Arbeiten und Geschicke geübten felsigen Karl nicht. Sechs Jahre später teilte er sein Reich aufs Neue. Seinem Enkel Bernhard, dem Sohne Pippins, wies er Italien und den Königsnamen, seinem jüngsten noch einzigen Sohne Ludwig das Kaisertum und die Alleinherrschaft in allen andern Landen des großen Frankenreichs zu. Das geschah auf dem Reichstag zu Aachen im Jahre 813 und war die letzte öffentliche Handlung Karls d. G. Sechs Monate darauf am 21. Januar 814 befiel ihn ein hitziges Fieber, welchem er nach acht Tagen erlag. Laut klagte alles Volk zu Aachen um seinen Tod und geleitete den einbalsamierten Leichnam nach der Liebfrauenkirche, wo er noch am gleichen Tage in der Gruft beigesetzt wurde. Sie bekleideten ihn mit dem Kaisermantel und den anderen Zeichen der Herrschaft und setzten ihn auf einen vergoldeten Marmorthron, legten ihm ein goldenes Evangelienbuch aufs Knie, hefteten ihm auf das Haupt ein Stück des heiligen Kreuzes, und hängten ihm an die Seite eine Pilgertasche. Dann mauerten sie die Gruft zu und schrieben über den Eingang: „Hier ruht die Leiche Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, welcher das Reich der Franken durch herrliche Taten gemehrt, und 47 Jahre glücklich regiert hat." Er aber lebte fort durch die Jahrhunderte, in der Liebe, in den Sagen und Liedern der Völker, die von ihm, von seinen und seiner Helden Taten und Abenteuern von Mund zu Munde sich fortpflanzen.

6. Ludwig der Fromme und die Teilung des Frankenreiches im Vertrag von Verdun 814–843.

Karls Nachfolger, sein einziger Sohn Ludwig, dem die Geschichte den Beinamen des „Frommen" gegeben hat, war in der Tat auch ein mehr religiöser als politischer Charakter und zeigte in der Leitung des Reiches bald mancherlei Schwächen, so daß sich der Verband desselben rasch lockerte. Seine Auflösung in der Zukunft war eine sichere, wenn man das Herkommen der Reichsteilung beibehielt. So entschloß sich schon 817 der Kaiser dazu, von seinen drei Söhnen den ältesten, Lothar, schon jetzt zum Mitkaiser und zum dereinstigen Miterben des gesamten Reiches zu ernennen. Nur als Unterkönige sollten Lothars Brüder Teile des Reiches erhalten, und zwar Pippin Aquitanien, d. h. den Südwesten Galliens, Ludwig Bayern und Böhmen. Allein gegen diese Ordnung erhob sich Bernhard, ein Sohn von Ludwigs älterem Bruder Pippin, der Italien beherrschte, und mit seinem Oheim in steter Spannung lebte. Er mußte sich demselben aber bald unterwerfen, wurde geblendet, und starb an den Folgen dieser Marter. Bald freilich, namentlich auch nach dem Tode seiner Genossen quälten den Kaiser arge Gewissensbisse ob dieser Tat. Er vermählte sich mit Judith aus dem mächtigen schwäbischen, auch in Bayern begüterten Hause der Welfen und als diese ihm einen Sohn Karl, nachmals Karl der Kahle, gebar, wollte der Vater auch für diesen sorgen, und bestimmte ihm 829 Alemannien und einen Teil von Burgund. Dadurch wurden natürlich die älteren Söhne erbittert, und als die Mißstimmung der Großen gegen Judith und den kaiserlichen Günstling, den Grafen Bernhard von der Mark, in offene Empörung überging, gelang es ihnen leicht, auch die Söhne des Kaisers für sich zu gewinnen. Nun wollte freilich Lothar die Früchte der Empörung allein genießen, da aber verbanden sich seine Brüder mit dem Vater gegen ihn, und besiegten Lothar. Allein schon im Jahre 833 traten alle drei Brüder wieder gegen den Vater unter die Waffen; bei Kolmar im Elsaß standen sich Vater und Söhne gegenüber, die Vermittelungsversuche des Papstes, der selbst dorthin kam, waren vergeblich, und auf dem öden Felde, das fortan das „Lügenfeld" geheißen ward, stand nun der alte Vater allein. Er ergab sich den Söhnen. Bald aber standen Ludwig und Pippin, die sich Lothar nicht unterwerfen wollten, wider gegen diesen auf und Ludwig der Fromme war wieder in seinen Rechten. Der Friede schien nun einzukehren, als aber der alte Kaiser im Jahre 838 wiederum zu Gunsten seines Sohnes Karl auf Kosten seines Sohnes Ludwig dessen Macht zu mehren, und nach dem Tode Pippins auch dessen Anteil seinem Liebling zuzuwenden suchte, griff Ludwig aufs neue zu den Waffen; auf einem Zuge gegen ihn aber verschied der alte Kaiser auf einer Rheininsel bei Ingelheim im Jahre 840, unter Tränen und Leid, doch mit versöhnendem Sinn gegen die aufrührerischen Söhne.

Lothar nahm nun als Kaiser die Oberhoheit über das ganze Frankenreich in Anspruch. Ludwig der Deutsche aber und Karl der Kahle wollten nach alter Weise eine Teilung, und infolgedessen kam es aufs neue zum Bruderkrieg, in welchem sich Lothar mit den nachgelassenen Söhnen seines Bruders Pippin verband, die man ganz von der Erbschaft hatte ausschließen wollen. Bei Fontanet kam es im Jahre 841 zu einer großen Schlacht zwischen beiden Parteien, Lothar wurde besiegt, aber auch die Brüder

erlitten schwere Verluste. Aber auch jetzt noch nicht wollte Lothar nachgeben; er rief gegen seine Brüder erst die räuberischen Normannen ins Land, und wiegelte gegen den Adel die sächsischen Bauern in einer Verschwörung dazu auf, von Ludwig abzufallen, und zum Heidentum und zur alten Freiheit zurückzukehren. Allein dem festen Bündnis Karls und Ludwigs gegenüber sah er sich endlich doch zur Nachgiebigkeit gezwungen. Im

Die Krönung Ludwigs des Frommen. Von Alfred Rethel.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Vertrag zu Verdun 843 kam eine Versöhnung zu Stande und man teilte sich in das Frankenreich. Lothar behielt die Kaiserwürde, Italien und das Land vom Mittelmeer an längs der Rhone bis zum Einfluß der Saon, auch das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde bis zur Nordsee; Karl der Kahle, alles was vom Reiche Lothars westlich lag, Westfranken oder ausschließlich Frankreich; Ludwig der Deutsche

erhielt alle Lande diesseits des Rheins, soweit sie zur großen Frankenmonarchie gehörten, dazu auf der linken Rheinseite die Gebiete von Speyer, Worms und Mainz unter dem Namen Ostfranken oder Deutschland.

7. Deutschland unter den Karolingern 843—918.

Sein unrühmliches Leben beschloß Kaiser Lothar freiwillig im Kloster, nachdem er zuvor sein Reich unter seine drei Söhne verteilt, und dem ältesten, Ludwig II. die Kaiserwürde hinterlassen hatte. Auch dieser starb wie seine Brüder nach wenigen Jahren erb- und ruhmlos, und nun teilten sich Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche in die erledigten Lande. Wie im Hause seines Vaters, so gab es auch im Hause Ludwig des Deutschen (843—876) Streit seiner Söhne unter sich und mit dem Vater. Erst als es galt, das Erbe ihres Vaters gegen die Eingriffe ihres Oheims Karls des Kahlen zu verteidigen, hielten sie brüderlich zusammen, und wie die Völker grenzten, teilten sie das väterliche Reich. Alemannien und ein Teil des oberen Lothringen fiel dem jüngsten Bruder, Karl dem Dicken zu, der zweite Bruder Ludwig, erhielt Thüringen, Sachsen, Friesland und das übrige Lothringen; Bayern, Kärnten, die östliche Mark, Mähren und Böhmen waren das Erbteil des ältesten, Karlmanns.

So war ein Drittteil des Weltreichs Karl des Großen abermals in drei Teile zersplittert, und Karlmann teilte seinen Teil sogleich wieder mit seinem natürlichen Sohne Arnulf, dem er Kärnten abtrat. Aber schon im Jahre 882 waren Karlmann und sein Bruder Ludwig gestorben, und Karl der Dicke (876—887), der indessen auch Kaiser geworden war, vereinigte die zersplitterten Teile wieder unter seiner Herrschaft. Aber den Wirren, die nun allenthalben entstanden, war er in keiner Weise gewachsen. Im Osten gewann eine slavische Herrschaft, die die Herzöge Rastislaw und namentlich Swatopluk in Mähren errichtet hatten, rasch eine immer weitere Ausdehnung, und bedrohte die östlichen Marken des Frankenreichs. Im Süden kamen über das Meer von Nordafrika die Sarazenen und bemächtigten sich Siziliens und Unteritaliens, wetteifernd mit den Oströmern oder Griechen, die ihren Anspruch auf Italien noch immer nicht aufgaben, und damals gerade Apulien an sich rissen. Die sämtlichen Nordküsten des Frankenreichs von der Elbe an, ja auch die Westküsten bis zur Garonne hin wurden von den Normannen heimgesucht, furchtbaren Seeräubern, die Norwegen und Dänemark bewohnten. Dazu herrschte völlige Ratlosigkeit im Innern, keine Gesetze und keine Zucht galten mehr, der Adel drückte die gemeinfreien Leute, und diese wieder schlossen sich zu wilden Räuberbanden zusammen.

Die Hoffnung auf Hilfe von Karl war eine vergebliche. Um schweren Tribut hatte er zweimal von den Normannen den Frieden erkauft, endlich ermüdete die Geduld der deutschen Großen, und im Jahre 887 huldigten sie dem natürlichen Sohne Karlmanns, Arnulf von Kärnten (887—899) der sich gegen den Oheim empört hatte, als ihrem König. Karl der Dicke starb 888 auf den ihm angewiesenen Besitzungen in Schwaben, in Frankreich wurde der Sohn eines aus Deutschland gekommenen Kriegsmannes Ruotbert, Graf Odo von Paris auf den Thron erhoben, in der heutigen West-Schweiz aber und

den daran stoßenden Gebieten Frankreichs gründete in demselben Jahre der Graf Rudolf aus dem Hause der Welfen, ein Brudersonkel der zweiten Gemahlin Ludwigs des Frommen, ein besonderes Reich, Hochburgund. Schon der Vater Rudolfs, Konrad, hatte in diesen Gegenden geboten, jetzt ward der Sohn zum König gekrönt, und auch von Arnulf in dieser Stellung anerkannt, nachdem er gelobt hatte, sich ihm unterzuordnen. So waren zwei karolingische Nebenreiche, Hoch- und Niederburgund entstanden, die aber später 933 von Rudolf I. Sohn, Rudolf II. zu einem Königreich Burgund vereinigt wurden.

In Frankreich gelangte Ludwig II. des Stammvaters Sohn, **Karl der Einfältige**, zunächst als Gegenkönig gegen Odo, doch noch zur Herrschaft. Aber sowohl er, wie seine Nachfolger hatten keine Macht, und mit einem fünften Ludwig, den man gewöhnlich den Faulen zu nennen pflegt, erlosch im Jahre 987 das Geschlecht der Karolinger auf Frankreichs Thron. Noch rascher freilich endigte es in Deutschland. Alle diese Umwälzungen, die über das ehemalige Reich Karls des Großen kamen, waren von unendlichen Leiden für seine Bewohner begleitet. Aber in dieser Gährung schieden und gestalteten sich diese drei großen Nationalitäten, Deutschland, Frankreich und Italien.

Ludwig das Kind.
Nach dem Gemälde von Ph. Veit im Römer zu Frankfurt a. M.

König Arnulfs erster Zug galt den Normannen. Im Jahre 890 sandte er ein Heer gegen sie, das freilich aufgerieben wurde. Nun eilte der König selbst herbei, und traf sie an der Dyle bei Löwen am 26. Juni 891. Mit eigener Hand ergriff der König die Fahne und stürmte gegen die feindlichen Verschanzungen; vollständig besiegt wurden die Normannen, und nun warf sich Arnulf auf den Osten. Kaum aber war er hier auf dem Schauplatz seiner früheren Heldentaten angelangt, als die Normannen in neuen Streifzügen die Rheinlande heimsuchten. Er mußte ihnen ihre Beute lassen, die Niederwerfung eines größeren Feindes hielt ihn im Osten fest.

Dieser Feind waren die Mähren, die unter Swatopluk bereits Böhmen von Deutschland losgerissen hatten, und damals gerade durch **Methodius** zum Christentum bekehrt wurden. Große Erfolge errang Arnulf hier zwar nicht, aber was ihm nicht gelang, das gelang den Magyaren, die von Osten her das Mährenreich anfielen. Nach Swatopluks Tode zerfiel das Mährenreich. Arnulf, einem Rufe des Papstes folgend, zog nach Italien, und nahe daran schien er das alte Karolingerreich wieder herzustellen. Aber auch er wurde bald von mannigfachem Unglück heimgesucht, und von Leiden und Krankheit gebrochen starb er im Jahre 899. Auf seinen siebenjährigen Sohn **Ludwig das Kind** (900—911) ging nun die Herrschaft über, die an seiner Stelle Bischof **Hatto von Mainz**

führte. Wenig freilich kümmerten sich die fehdelustigen Fürsten um die in den Händen eines Kindes liegende Königsgewalt, und so wurde Deutschland bald wieder der Schauplatz innerer Kämpfe, welche von den raubsüchtigen Ungarn zu verheerenden Einfällen in die benachbarten deutschen Gaue benutzt wurden. Vorbeiziehend an den wenigen deutschen Städten verwüsteten die wilden Scharen das offene Land, ließen Dörfer und Klöster in Flammen aufgehen, und schleppten Männer, Weiber und Kinder in die Gefangenschaft und mitten in solchem Jammer starb, im siebzehnten Lebensjahr, Ludwig das Kind, mit welchem der Stamm der Karolinger erlosch.

Aufs neue drohte nun dem Reiche die Zersplitterung, da die Häupter der fünf großen Stämme, unter welche es geteilt war, die Herzöge von Franken, Sachsen, Schwaben, Bayern und Lothringen ihre Würde fast erblich und unabhängig gemacht hatten. Allein es gelang dem mutigen Zusammengehen der Franken und Sachsen doch, die Ernennung eines neuen Königs durchzusetzen, und dadurch des Reiches Einheit zu retten. Die Wahl fiel auf den mütterlicherseits mit den Karolingern verwandten Herzog Konrad von Franken, dem die Länder am Main und Mittelrhein gehörten. Konrad I (911—918) hatte freilich trotz allen guten Wollens wenig Glück in seinen Unternehmungen. Lothringen konnte er nicht wiedererobern, nur das Elsaß behauptete er. Als der Sachsenherzog Otto, dem er seine Erhebung mit verdankte, starb, verfeindete er sich mit dessen Sohne und dem Sachsenstamme, und auch mit dem Herzog Arnulf von Bayern, und mit den beiden mächtigen Grafen in Schwaben, Berthold und Erchanger geriet er in Kampf. Und während desselben durchzogen die Ungarn wiederum das Land. Endlich siegte er über die Bayern und Schwaben, ließ Berthold und Erchanger hinrichten, wurde aber im Jahre 918 von einer tötlichen Krankheit befallen und nun berief er seinen Bruder Eberhard an sein Totenbett, und beauftragte ihn, seinem Gegner Herzog Heinrich von Sachsen die Krone zu überbringen. Am 23. Dezember 918 starb er und wurde zu Fulda begraben.

Es war ein schweres trauriges Leben gewesen, sagt Giesebrecht, das er sieben Jahre lang unter der Last der Krone geführt hatte, denn was kann es Traurigeres geben, als wenn ein tüchtiger Mann, ein hohes Ziel mit Anspannung aller seiner Kräfte verfolgt und doch unterliegt, weil er nach dem Unmöglichen strebt. Konrad wollte das fränkische Königtum in alter Weise, in der Macht Karls d. Gr. herstellen, aber die Zeit war eine andere geworden; neue Kräfte waren aufgetaucht von unbesiegbarer Gewalt. Oft genug glaubte Konrad den Feind überwunden zu haben und oft genug gewann er den Sieg, wo er selbst auf dem Kampfplatz erschien. Aber sobald er den Rücken wandte, erhoben sich die feindlichen Mächte immer aufs Neue. Im ewigen Ringen mit den widerstrebenden Gewalten der Zeit wurde seine edle tüchtige Natur herabgedrückt, und grausam und heimtückisch selbst zeigte sich der auf dem Thron, der vordem frei und seiner Kraft bewußt in den Stürmen des Lebens dagestanden hatte. Das geschah, weil er das Leben der Völker meistern und regeln sollte, in gefahrvollen Zerwürfnissen, ohne jenen Adlerblick zu besitzen, der ungetrübt und ungeblendet durch die verwirrten und verwirrenden Erscheinungen des Augenblicks deutlich die Geschicke der Zukunft erkennt; jenen Adlerblick, ohne den ein Fürst in Zeiten, wo neue Kräfte abgestorbene Formen zu durchbrechen und zu überwältigen suchen, immer verloren ist. Konrad irrte, von der Macht geblendet, aber sein Irrtum ist verzeihlich, denn er stand nach seiner Ueberzeugung auf dem Grunde des Rechts und verfolgte eine Idee, an die er alles

Glück seines Volkes knüpfte. Manche haben geirrt wie er, aber wenige haben eine Todesstunde gehabt, wie die seine, wo der Schleier sich plötzlich hebt, die lange Täuschung schwindet und der entwölkte Blick prophetisch in die Zukunft dringt.

Die Kultur unter den Karolingern.

Was Karl d. G. nicht allein für die äußere politische Festigung und Machtentfaltung seines Reiches, sondern auch für die geistige Ausbildung seiner Franken getan, das haben wir früher schon berichtet. Wenn wir nun am Schluß eines Zeitraums, wo sein Reich und seine gewaltige Schöpfung auf einem Wendepunkt angekommen war, einen Blick auf die geistige Bildung in diesem Zeitraum werfen, so sehen wir hier vor allem das, was der große Karl begonnen sich weiter entfalten und als die Träger der ganzen Kultur damaliger Zeit die Klöster und die Geistlichkeit, wie natürlich nicht anders zu erwarten stand. Denn in dem gewaltigen Drängen und Gähren dieser Geschichtsperiode, wo die Wogen politischer Erregung so hoch gingen, mußte ein jeder, der nicht dem geistlichen Stande angehörte, darauf angewiesen sein, teilzunehmen an dem Streite und nur die Wohnstätten des Gottesfriedens waren es, in denen auch nicht politische Dinge Beachtung und Pflege fanden. So konnten auch die Fürsten damaliger Zeit, neben dem kriegerischen, ihren einzigen Ruhm noch darin suchen, daß sie diesen Pflegestätten der Wissenschaften den ausgedehntesten Schutz angedeihen ließen. So erwies es sich, daß das Christentum, das auch jetzt noch nicht überall festen Fuß gefaßt hatte, es allein war, welches eine geistige Kultur zeitigen konnte, und die Missionare, die auch jetzt noch viel Arbeit vorfanden, waren es, die zugleich mit der Botschaft von Christo in die heidnischen Lande die ersten Keime einer geistigen Kultur brachten. Die Gründung von Klöstern war auch jetzt das beliebteste und jedenfalls wirkungsvollste Mittel zu diesem Zweck. Namen wie Sankt Gallen, Reichenau, Fulda behalten in der Kulturgeschichte unseres Volkes immer einen Wert. Dazu kam Corvey, eine Stiftung Ludwigs des Frommen, kam Gandersheim, berühmt hauptsächlich durch die Nonne Roswitha, eine ludolfingische Familienstiftung, und endlich die Klöster Chiemsee, Tegernsee, Benediktbeuren, Wessobrunn, Schöpfungen der bayrischen Agilolfinger.

„Nicht nur Religion und Kirchentum," sagt Weber, „sondern das gesamte geistige Leben, wie es sich in Wissenschaft, Literatur und Kunst manifestierte, war der Hut und Pflege des Klerus anheimgegeben. Nur Geistliche und Mönche bewahrten noch in den traurigen Tagen der Verödung und der Verwilderung einige Kenntnis der menschlichen und göttlichen Dinge; sie retteten die unter Karl dem Großen gegründeten Schulanstalten vor gänzlichem Verfall; sie widmeten ihre Kräfte und Muße der Jugendbildung in den Klosterschulen; sie lernten aus den Werken der lateinischen Kirchenväter und der klassischen Schriftsteller des römischen Altertums die Sprache und die Regeln der Schriftverfassung. Sie reihten in ihren Annalen und Chroniken die Begebenheiten des Tages an die Geschichte ihrer Klöster und kirchlichen Institute, und wiederholten die Taten und Ereignisse der Vergangenheit. Sie schmückten den öden Boden der Wirklichkeit mit einigen Blumen und Blüten aus dem reichen Garten der Poesie, sie nährten mit sorg-

licher Hand die dürftigen Flämmchen des heiligen Feuers in den Herzen der Menschen, damit nicht aller Sinn für das Höhere, für die geistigen und ewigen Güter unter den Sorgen und Anliegen des Tages, unter den Leiden des Krieges, unter dem Drucke der Knechtschaft dahin schwinde und ersterbe. Sind es auch nur dürftige Gaben, womit die wackeren Mönche von St. Gallen und Reichenau, von Fulda, Hirsau und Corvey, von St. Amand und Vaast, von Ferrières, Tours und anderen Orten die Felder der Wissenschaft, der Dichtkunst, der Geschichtsschreibung bereicherten, -sie sind dennoch für Mit- und Nachwelt von unschätzbarem Wert, sie bilden die notwendigen Mittelglieder und Verbindungswege zu den geistigen Schätzen des Altertums."

Die ersten Nachfolger Karls des Großen wandelten noch ganz in den Fußstapfen ihres Vorgängers. Sie trugen Sorge, daß die von ihm gegründeten Bildungsanstalten und namentlich die Hochschule nicht in Verfall gerieten, sie pflegten einen eifrigen Verkehr mit den bedeutendsten Gelehrten ihrer Zeit, Karl der Kahle namentlich und sein Bruder Ludwig waren es, die sich als Schützer von Kunst und Wissenschaft gefielen. Allein nach ihren Tode „teilte auch die Wissenschaft und Literatur, überhaupt nur eine künstliche Pflanze ohne Wurzeln im Volksleben, und nur auf die Geistlichkeit und wenige Vornehme beschränkt, das Schicksal des Verfalls und der Zerrüttung, die alle Verhältnisse und Institute des Staats, der Kirche, der Gesellschaft erfaßten und in ihren Lebenskeimen knickten. Mochten auch noch einige Klöster und Schulen ein kümmerliches Dasein führen und das geistige Leben vor gänzlicher Grabesnacht bewahren, mochten auch noch einzelne Geistliche, wie Ratherius, Chronisten wie Flodoard u. A., Dichter wie Hucbald rühmlich gegen die Verwilderung ankämpfen, die Raubzüge der Barbaren, die Besitznahme vieler Abteien und Kirchengüter durch weltliche Große, die sittliche und geistige Entartung eines großen Teiles des Klerus und der allgemeine Druck der Zeit versetzten der Wissenschaft und Literatur, der Sprachkunde und dem Studium im allgemeinen einen Stoß, von dem sie sich nur sehr langsam unter günstigeren Verhältnissen und besserer Pflege wieder erholten."

Wenn in diesem Zeitalter die lateinische Sprache nicht mehr die gleiche sorgfältige Behandlung erfuhr, wie zuvor, so widmete man dafür der romanischen Sprache, die nun mehr und mehr als Schriftsprache in Gebrauch kam, um so mehr Aufmerksamkeit. Den Uebergang zeigt schon ein Gedicht Angilberts über die Trauernacht bei Fontenaille, und namentlich auch in Predigten, Gebeten und einigen liturgischen Formeln und Gesängen, sowie in der Volkspoesie finden wir nun die romanische Sprache.

Was wir von lateinischer Literatur und Poesie, Theologie und Philosophie aus der karolingischen Periode besitzen, das hält sich streng an die älteren Vorbilder, ohne freilich deren Leichtigkeit und Gewandtheit zu erreichen. Der Inhalt der poetischen Literatur aus dieser Zeit ist natürlich ein vorzugsweise religiöser, sowohl lyrischer als epischer Natur. Die „Lebensgeschichte des heiligen Amandus" von Milo, dem Erzieher zweier Söhne Karls des Kahlen, sowie so manche andere, sich entweder an den jeweiligen Schutzpatron des Klosters, oder irgend einen Heiligen anknüpfende Gedichte, die Psalmen und Hymnen eines Florus von Lyon, und eines Notker des Stammlers, sowie die verschiedenartigsten Gelegenheitsgedichte und poetischen Sendschreiben, wie das des Bischof Salomo von Konstanz über das Reich unter Ludwig d. K. gehören hierher, ebenso wie die Schilderung der Belagerung von Paris durch die Normannen von Abbo von St. Germain. Eine Biographie Karls d. Gr. „Annalen des sächsischen Poeten über die Taten Karls

Der Evangeliſt Markus aus dem Codex Aureus zu Paris.

d. Gr." ist eine poetische Bearbeitung von Einhards Werk, während das „Lobgedicht auf Kaiser Berengar" von unbekanntem Verfasser sich nach Inhalt und Form weit über dieses, wie über andere gleichzeitige Produkte erhebt. Gleiches ist von dem Verfasser des „Waltharius", wahrscheinlich der Mönch Ekkehard von St. Gallen, zu sagen, und wenn wir nun freilich hierbei bemerken, daß die deutsche Sprache nur notdürftig Berücksichtigung und Pflege fand, daß Ulfilas einsam dasteht als der gewaltige Zeuge der Macht auch der deutschen Sprache, so dürfen wir doch einiger poetischer Erzeugnisse aus diesem Zeitraum in deutscher Sprache nicht vergessen. Der „Heliand" und Otfrieds „Evangeliumharmonie", das „Wessobrunner Gebet", das noch stark mit heidnisch-mythologischen Anschauungen durchsetzte Gedicht vom Weltbrand „Muspilli" sind Beweise dafür, daß das Volksbewußtsein auch in der deutschen Sprache sich nicht ersticken ließ, daß die dichterische Begeisterung auch jetzt einen Ausweg suchte und fand.

Eine ganz besonders sorgfältige Pflege fand in den Klöstern die Geschichtsschreibung, von der wir im Verlauf unserer Erzählung schon da und dort Proben erhalten haben. Was vor Karl d. Gr. auf diesem Gebiet geleistet wurde, die Fortsetzung von Fredegars Chronik, schildernd den Anfang der Merovinger und die ersten Zeiten der Karolinger, die Annalen von St. Amand, das fand nun seine Fortsetzung in den Reichsannalen, die namentlich von Karl dem Gr. begünstigt wurden. Einhard hatte die schon des öfteren erwähnte Biographie Karls d. Gr. geschrieben, die durch den Mönch von St. Gallen im Auftrag Karls des Dicken eine Fortsetzung fand, indem er den reichen Schatz von Erzählungen und Sagen aufzeichnete, welche sich im Munde des Volkes an Karl, seinen Sohn und den Enkel, Ludwig den Deutschen, knüpften. Daneben stehen die „Annalen des Klosters Lorsch", deren Ursprung aus dem Kloster Lorsch, wie teilweise Bearbeitung durch Einhard in neuerer Zeit freilich bestritten wird. Ihre Fortsetzung fanden die Reichsannalen zuletzt unter Ludwig d. F. durch Hincmar von Reims.

Unter Ludwig dem Deutschen und seinen Söhnen war es das Kloster Fulda, in welchem die Reichsannalen ihre Fortsetzung fanden. „Wenn auch die Annalen von Fulda", sagt Metlenbach, „aus einem Kloster hervorgegangen sind, und diesen lokalen Ursprung nicht verleugnen, so umfaßt doch auch ihr Gesichtskreis das ganze Reich, und die Klostergeschichte erscheint ganz als Nebensache. Die Verfasser müssen in naher Verbindung mit dem Hofe gestanden und unter dem Einfluß desselben geschrieben haben, wenn sich auch kein Zeugnis dafür beibringen läßt; sie zeigen sich außerordentlich gut unterrichtet, und beobachten auch als offizielle Reichshistoriographen dieselben Rücksichten, welche schon in den Fortsetzungen des Fredegar und in den Lorscher Annalen wahrzunehmen sind. Uebrigens haben sie vortrefflich geschrieben, in jener schon an Karls d. Gr. Hofe festgestellten Weise; dieselbe in ruhiger Würde völlig objektiv gehaltene Darstellung, von Jahr zu Jahr fortschreitend, mit der deutlichen Absicht, der Nachwelt Kunde von den Ereignissen zu hinterlassen, und zugleich ihr Urteil zu bestimmen." Der Mönch Einhard war der erste der die Aufgabe übernahm, die Fortsetzung lieferte Rudolf, der Beichtvater König Ludwigs und ein ungenannter Schreiber führte das Werk in der ältesten Handschrift bis 882 fort. „Es fand zwar noch Fortsetzer, allein dem Zustand des Reiches entsprechend, teilten sie sich jetzt in verschiedene Richtungen. Den Fuldischen Mönchen stand Karl fern, sie verloren das Amt der offiziellen Annalistik, und ihre weitere Fortsetzung bis zum Jahr 887 kündigt durch rücksichtslosen Tadel des Königs und seiner Räte sogleich ihre veränderte Natur an; man setzte zwar die gewohnte Tätigkeit fort, aber nur

aus eigenem Antrieb, und der hielt nicht lange vor. Nach der Vertreibung Liutwards (des Kanzlers Karls des Dicken) scheint man in Fulda auf bessere Zeiten gehofft zu haben, als aber statt dessen die Entthronung Karls durch Arnulf erfolgte, sah man neuen Zerrüttungen entgegen und legte die Feder nieder." Neben diesen Reichsannalen liefen eine Reihe Klosterannalen aus Quedlinburg, Corvey, Hersfeld, Hildesheim, Weißenburg, Sankt Gallen, die alle eine reiche Fundgrube für den Historiker sind, ebenso wie die aus dieser Zeit stammenden Biographien von weltlichen und geistlichen Fürsten.

In der Kunst waren es natürlich auch wiederum Klöster und Geistliche, die wir als deren Hauptvertreter finden. Hier ist es namentlich ein Gebiet, das von ihnen mit großer Sorgfalt gepflegt, auch die schönsten Früchte zeitigte, nämlich dasjenige der Buchmalerei. Es muß an dieser Stelle mit Bedauern darauf hingewiesen werden, daß wir außer den in den kunstgeschichtlichen Handbüchern diesen Stoff behandelnden Kapiteln, noch keine Monographie über diesen hochinteressanten Gegenstand besitzen. Bucher in seiner Geschichte der technischen Künste und nach ihm Janitschek behandeln dieses Kapitel aus der Kunstgeschichte am ausführlichsten.

Karl der Große hatte in dem durch Leo den Isaurier hervorgerufenen Bilderstreit entschieden Stellung genommen. Er hatte in einem wahrscheinlich von Alkuin verfaßten Werk sich entschieden gegen die Verehrung der Bilder ausgesprochen, dieselben dagegen als künstlerischen Schmuck von Wänden und Handschriften gelten lassen, allein erst unter Ludwig dem Frommen kam die Wandmalerei mehr in Gebrauch. Der Umschwung, den Karl in der Buchmalerei herbeigeführt, vollzog sich nur langsam und erst die Buchmalerei unter seinen Nachfolgern „zeigt das Reifen jener Saat, die der große Kaiser, der wie wenige Sterbliche die idealen Forderungen des Geistes mit den praktischen Interessen zu verketten verstand, ausgestreut hatte. Als unter Ludwig dem Frommen die Zurückhaltung gegen eine im Sinn der Lehre bilderfreundlicher Kirchenväter geregelte Bilderverehrung zu verschwinden begann, hatte die künstlerische Erziehung bereits solche Fortschritte gemacht, daß man auch in der Buchmalerei, wo ausschließlich einheimische Kräfte tätig waren, mit kühner Hand daran ging, nicht bloß in der Darstellung der wichtigsten Hergänge des Alten und Neuen Testamentes mit den altchristlichen Bildercyklen zu wetteifern, sondern auch die Heiligenlegende, und sogar liturgische Handlungen in den Bereich der Gestaltung zu ziehen. Und wie man so mutig das historische Stoffgebiet erweiterte, und damit die Grundlagen der religiösen Historienmalerei des Mittelalters legte, für die nur die nationale Formensprache zu finden war, so hat man auch jetzt in umfassender Weise das Gebiet der Dekoration erweitert, und in der künstlerischen Ausstattung der Handschriften eine Pracht entfaltet, welche selbst die von den Kirchenvätern getadelte Üppigkeit der künstlerischen Ausstattung der römischen altchristlichen Handschriften weit übertraf. Tatsächlich war auch die Anregung zu solcher Prachtentfaltung aus dem Orient gekommen. Am augenfälligsten läßt sich dieser Einfluß, der nun als ein neues Element in die Entwickelung der abendländischen Buchmalerei tritt, in der Verzierung der sogenannten Kanonestafeln in den Evangeliarien und Bibeln nachweisen."

Es sind namentlich die Schulen von Metz, Tours und Rheims, die hier in Betracht kommen. In Rheims tritt der angelsächsisch irische Einfluß, in Tours und Metz der antike in den Vordergrund.

An der Spitze der Handschriften aus der Schule von Metz steht das von Ludwig dem Frommen der Abtei Saint Medard von Soissons geschenkte Evangeliar, ihm schließt sich ein solches in der Stadtbibliothek von Abeville, und eines im British Museum an, und einzig in seiner Art steht aus der gleichen Zeit das Sakramentarium des Drogo da.

Aus der Schule von Rheims ist das Evangeliar der Bibliothek zu Epernay, das Loisel-Evangeliar, das Evangeliar von Blois, und das Colbert-Evangeliar zu nennen.

Aus Tours führen wir in erster Linie die Bibel Karls des Kahlen, dann das Sakramentarium von Autun, sowie einen im Auftrag Karls des Kahlen geschriebenen Psalter und ein Evangeliar an.

Neben diesen drei Schulen steht die Schreibstube des Klosters Sankt Gallen, deren Aufschwung an den Namen des Abtes Grimoald geknüpft ist. Der Folchard-Psalter, der goldene Psalter u. a. stammen aus diesem Kloster, neben dem dann namentlich noch das Kloster Fulda zu nennen ist.

So schufen die Mönche in weltflüchtiger Einsamkeit Werke, an denen wir heute noch mit Staunen hinaufsehen. An den Klostermauern prallte weltlicher Streit und Hader ab, und hinter ihnen barg sich Kunst und Wissenschaft zu stillem Weiterblühen. Jahrhunderte hindurch häuften sich so kostbare Schätze in den Büchereien der Klöster an, und niemand war es, der von ihnen der Welt verkündigt hätte. Und heute finden wir diese Zeugen menschlichen Fleißes in allen Bibliotheken. Sie reden eine deutliche Sprache zu uns, sie künden uns von vergangenen Zeiten und ihrem Tun und Treiben, und wir lernen aus ihnen verstehen, daß auch hier künstlerischer Drang und künstlerische Befriedigung wohnten.

Die sächsischen Kaiser
919—1024.

Heinrich I. Die Gründung des deutschen Reiches 919—936.

Es war, sagt Giesebrecht, ein wichtiger folgenreicher Schritt, daß durch Heinrichs Wahl die Herrschaft von den Franken auf die Sachsen überging; auf den deutschen Stamm, der sich dem Blute, der Sitte, der Sprache nach am reinsten erhalten hatte; daß jene kriegsberühmten, weltbeherrschenden fränkischen Ritter, deren Vorfahren die Sachsen unterworfen hatten, sich nun selbst einem Sachsen beugten, und die jahrhundertelang behauptete Herrschaft dem so lange befeindeten Stamme einräumten. Wenn nun fortan auch Heinrich sich König der Franken nannte, und sein Reich als das fränkische nach dem Herkommen bezeichnete, so war doch offenbar jede unmittelbare Verbindung desselben mit der fränkischen Monarchie der Karolinger gelöst; nicht aus einem Erbrecht oder einem Vorrecht des bisher herrschenden Stammes ließ sich Heinrichs Gewalt herleiten, sondern er war einzig und allein ein Wahlkönig, den sich ohne Ansehen des Stammes die Sachsen und Franken gesetzt hatten, und dem sich später auch die andern deutschen Völkerschaften anschlossen. In diesem Sinne muß man Heinrichs Wahl als den Anfang eines neuen, des deutschen Reiches ansehen, wie es schon im Mittelalter geschah.

In Fritzlar war Heinrich von den Franken und Sachsen zum König gewählt worden. Gleich auf die Botschaft vom Tode König Konrads kam freilich Herzog Arnulf mit seiner Gemahlin und seinen Kindern aus dem Gebirge zurück nach Bayern. Auf die Aufforderung des Königs, den Huldigungseid zu leisten, gab er eine abweisende Antwort. Als sich aber der König vor Regensburg lagerte, sah er das Nutzlose seines Widerstandes ein, und unterwarf sich Heinrich, der ihn in seinem Herzogtum bestätigte, ihm eine gewisse persönliche Unabhängigkeit in der Verwaltung Bayerns, und wenn auch nicht den königlichen Titel, doch gewisse Befugnisse, die sonst nur Rechte der Könige waren, zugestand.

Um mit den Mächtigen des Reiches in Freundschaft zu stehen, und die Ruhe und Sicherheit nach innen und außen zu wahren, opferte Heinrich nicht unbedeutende Teile

der königlichen Macht. Dadurch wurden die Herzöge, die ihm ohnedies an äußerer Macht ziemlich gleichkamen, mehr seine Freunde und Verbündete, als Vasallen der Krone, und zogen auch als ziemlich unbeschränkte Herren in ihrem Lande, den Adel desselben leicht in ein Verhältnis, in welchem sie eher Lehensträger der Herzöge, als unmittelbare Vasallen des Reiches wurden. Und doch war nach der Lage der Dinge Heinrichs Politik

Heinrich der Vogeler. Von Alfred Rethel.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

diejenige, welche nicht nur am schnellsten, sondern auch allein zum Ziele zu führen schien, und es gelang ihm so, nicht nur das Reich und sein Ansehen nach außen zu sichern, sondern dasselbe auch zu erweitern.

Indessen hatten die Streifzüge der Magyaren nicht aufgehört, aber treu dem Freundschaftsbund, den sie mit Herzog Arnulf während seiner Verbannung geschlossen hatten, verschonten sie die bayerische Grenze. Sobald sie indessen hörten, daß er sich

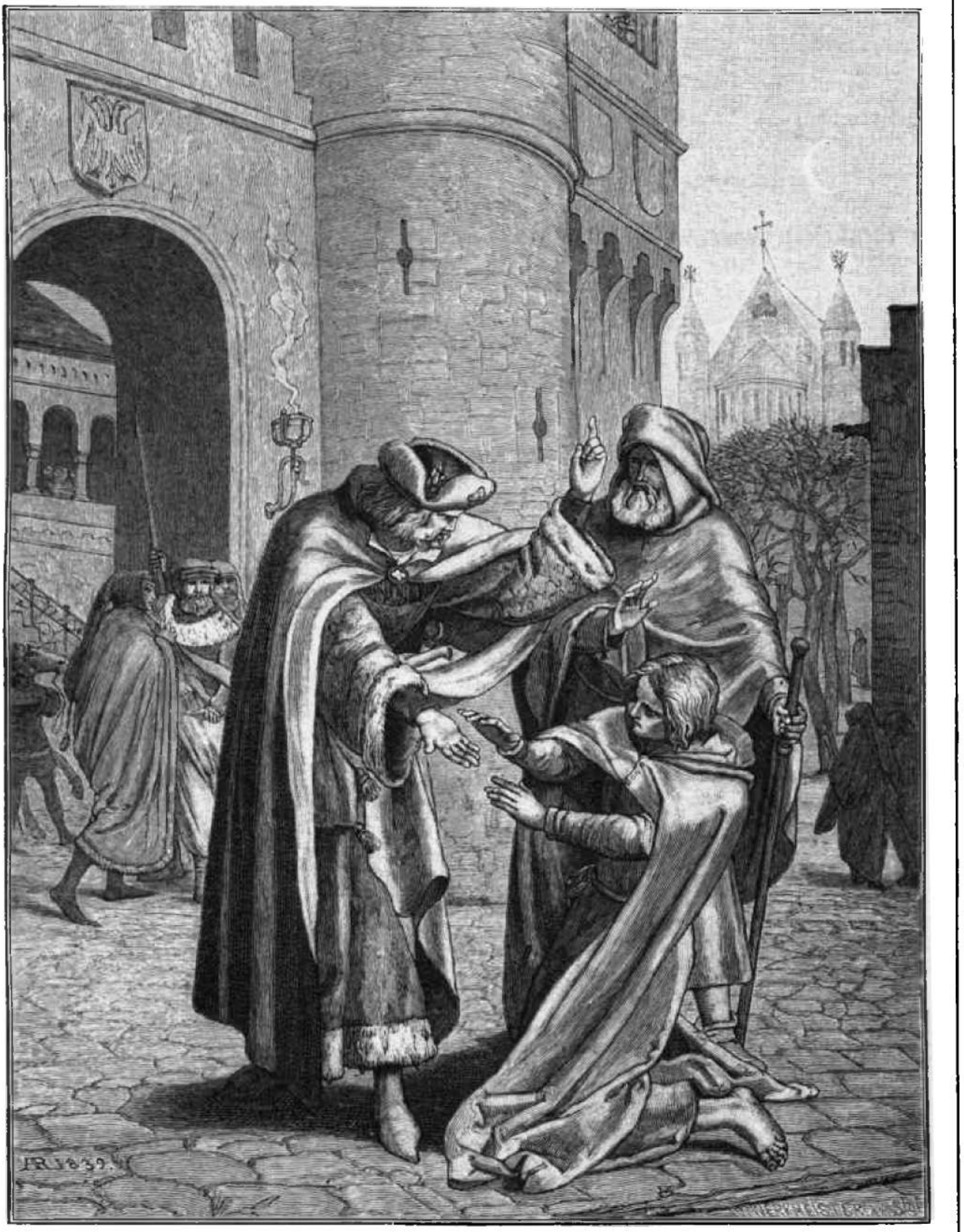
ihrem Feinde dem deutschen König unterworfen hatte, betrachteten sie dies als Freundschaftsbruch ihnen gegenüber, und in den Jahren 923 bis 925 hatte Bayern schwer unter ihren Raubzügen zu leiden. Nun stellte sich ihnen König Heinrich mit seinem Heere entgegen, nachdem er zuvor schon die Forderungen eines ihrer Fürsten, der ihn an den lange rückständigen Tribut mahnte, gehörig zurückgewiesen hatte. Das Kriegsglück war freilich Heinrich nicht hold, er mußte in seiner Pfalz Werla hinter den Sümpfen der Ocker Sicherheit suchen. Aber als es ihm bald gelang, einen der feindlichen Fürsten gefangen zu nehmen, kam ein Ausgleich zustande. Mit Gold und Silber wollten die Ungarn ihren Fürsten auslösen, aber König Heinrich forderte nur einen neunjährigen Waffenstillstand, der freilich nur für Sachsen galt, und während dessen er den Ungarn sogar Tribut zahlte.

Aber diese neun Jahre mußten dem König dazu dienen, seine Völker für den Sieg zu üben, und auf deutschem Boden eine Reihe von Schutzmauern aufzuführen, hinter denen der Landmann sich und seine Habe bergen konnte, und die dem Kriegsmann als Bollwerke dienten. So arbeitete er eifrigst daran, alle feste Plätze zu sichern, neue aufzuführen. Auf sein Gebot wurde in die mit Mauern eingefaßten Burgen jeder neunte Mann auf dem Lande, der fähig war, Waffen zu tragen, versetzt, während die auf dem Lande zurückgebliebenen das Feld bestellen, das Getreide in die Städte führen, und gegen eine Abgabe eines Dritteils denen in der Burg zur Aufbewahrung übergeben mußten. Diese, die Bürger, hatten Häuser und Kornspeicher zu bauen und zu zimmern und innerhalb der Mauern sollten fortan alle Zusammenkünfte, Waffenspiele und Gastereien gehalten werden, um sie desto mehr in Aufnahme zu bringen. Bis dahin waren mit Mauern umgebene Ortschaften äußerst selten. Jetzt erst stiegen solche Städte auf seinen Wink empor, unter anderen namentlich Merseburg, Goslar, Meißen, Quedlinburg und Gotha. Daher ehrt die Geschichte Heinrich I. auch mit dem Beinamen des „Städtegründers". Nicht als ob unter ihm diese Burgen die Rechte und Verfassung der nachmaligen deutschen Städte gehabt hätten, es waren zuerst nur rein kriegerische Besatzungen, Festungsbesatzungen; aber es war eben darin wenigstens eine Grundlage gegeben, auf welcher später unter begünstigenden Umständen wahrhaft städtische Gemeinwesen mit bürgerlicher Selbständigkeit ins Leben treten konnten. Die Sicherheit, welche Person und Eigentum in den neuen Städten fanden, mußte bald viele Freie in ihre Mauern locken, es mußten sich in denselben königliche Beamte, Kaufleute, Herbergen, Gewerbe jeder Art festlegen, in steigender Zahl, wie die Bevölkerung stieg und so mußten durch die Entwickelung der Verhältnisse und des Geistes mit der Zeit auch aus Burgen wohleingerichtete rechtlich geordnete Städte, aus dienstpflichtige Burgmannen selbständige Bürgerschaften werden. Neben diesen städtischen Reformen ging eine Umbildung des gesamten deutschen Heerwesens her. Heinrich legte dabei ein Hauptgewicht auf die Vermehrung der Reiterei, um dieser zugleich von ihrer Unbehilflichkeit und Schwerfälligkeit zu helfen. Er veranstaltete häufig Kampfspiele, und übte sein Volk namentlich in der den Ungarn eigentümlichen, den Deutschen bisher so furchtbaren Art des Gefechts. Auch erkannte er dem Kriegsdienst große Vorrechte zu, und begnadigte selbst verurteilte Räuber gegen den Eintritt in seine Reiterscharen. Nachdem er sein Volk so für den Krieg umgeschaffen und eingeübt, ließ er es seine ersten Waffenproben gegen die slavischen Völkerschaften machen. Denn diese zu unterwerfen und zu bekehren war schon lange sein Plan. Ein Angriff auf die Dalemincier Wenden hatte auch zuerst wieder die Magyaren im Jahre 928 in

Bewegung gesetzt, die Wenden hatten damals um ihre Hilfe gebeten. Jetzt, da der beschworene Waffenstillstand die Ungarn fernhielt, erneuerte Heinrich seine Züge gegen diese Slaven. Es war eine bittere Feindschaft zwischen Deutschen und Slaven, ein Haß der in der verschiedenen Nationalität und in der verschiedenen Religion zugleich wurzelte, denn die Slaven waren noch Heiden. Zudem wohnten sie auf deutschem Boden, und hatten die Deutschen, die vordem frei darauf gelebt, vertrieben oder unterdrückt.

Im Jahre 928 griff Heinrich die Wenden in Böhmen an. Die Hauptstadt Prag wurde erobert, Böhmen mußte einen Tribut zahlen, und im folgenden Jahre weihte der Bischof Tutlo die St. Veitskirche in Prag. Ebenso siegreich war sein Kampf gegen die slavischen Völker, welche an der Elbe und Havel bis gegen die Oder hin wohnten. Früchte dieses Sieges waren die Gründung der Markgrafschaften Lausitz, Meißen und Nordsachsen, die nachmalige brandenburgische Altmark. In den besiegten Landschaften wurden deutsche Pflanzer angesiedelt und Bistümer gegründet.

Nun war auch der neunjährige Friede mit den Ungarn zu Ende. Als nun der König, so berichtet der Geschichtsschreiber Widukind, eine im Reitergefecht bewährte Ritterschaft hatte, da fühlte er sich stark genug, gegen seine alten Feinde den Kampf zu eröffnen und in einer großen Volksversammlung wurde der Krieg beschlossen. Bald darauf kamen die Gesandten von Ungarn zum König, die üblichen Geschenke zu holen, allein sie wurden von ihm mit Hohn abgewiesen und kehrten mit leeren Händen in ihr Land zurück. Als dies die Ungarn hörten, beeilten sie sich unverweilt mit einem bedeutenden und erprobten Heere nach Sachsen einzudringen. Ihren Marsch nahmen sie durch Dalemanzien und verlangten von ihren alten Freunden Hilfe. Diese aber, welche wußten, daß sie nach Sachsen zogen, und daß die Sachsen bereit waren, mit ihnen zu kämpfen, warfen ihnen als Geschenk einen fetten Hund vor. Da es jedoch nicht Zeit war die Beleidigung zu rächen, während man zu einem andern Kampf eilte, überschütteten jene ihre Freunde mit gar lächerlichem Schimpfen. Nun drangen sie mit möglichst raschem Angriff in das Land der Thüringer ein, und durchzogen dies ganze Land sengend und brennend. Hier teilten sie ihre Scharen, ein Teil zog nach Westen und suchte von Westen und Süden nach Sachsen einzudringen. Aber die Sachsen vereint mit den Thüringern scharten sich zusammen, begannen mit ihnen einen Kampf, töteten die Anführer und zersprengten den Rest des westlichen Heeres durch diese ganze Landschaft. Von diesen wurde ein Teil durch Hunger aufgerieben, ein anderer kam durch Kälte um, noch andere starben niedergehauen oder gefangen, wie sie es verdienten, eines jämmerlichen Todes. Das im Osten zurückgebliebene Heer hörte aber, daß die Schwester des Königs, welche den Thüringer Wido geheiratet hatte, eine benachbarte Feste bewohne, und viel Gold und Silber besäße. Deshalb begannen sie die Burg mit solcher Macht zu stürmen, daß sie, hätte nicht die Nacht die Kämpfer gehindert zu sehen, dieselbe genommen hätten. Als sie aber in dieser Nacht von der Niederlage ihrer Gefährten hörten, und daß der König mit einem mächtigen Heere über sie komme, verließen sie von Furcht ergriffen ihr Lager, und riefen nach ihrer Weise durch Feuer und ungeheuren Rauch die zerstreuten Schwärme zusammen. Der König aber führte am folgenden Tag sein Heer vorwärts, und ermahnte die Reisigen, ihre Hoffnung auf Gottes Gnade zu setzen und nicht zu zweifeln, daß ihnen die göttliche Hilfe, gleich wie in andern Treffen, beistehen werde; die Ungarn seien die gemeinsamen Feinde ihrer aller, sie sollten allein auf die Verteidigung ihres Vaterlandes und ihrer Eltern bedacht sein; bald würden sie sehen,



Verſöhnung Kaiſer Ottos I. mit ſeinem Bruder in Quedlinburg. Von Alfred Rethel.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

daß die Feinde den Rücken kehren würden, wenn sie mannhaft kämpfend stand hielten. Durch diese vortrefflichen Worte angefeuert, und da sie ihren Feldherrn bald unter den Vordersten, bald in der Mitte und bei den Letzten weilen sahen, erhielten die Krieger Zuversicht und große Standhaftigkeit. Der König aber besorgte, daß, wie es auch eintraf, die Feinde beim Anblick geharnischter Reiter sogleich die Flucht ergreifen möchten; so sandte er ein Fähnlein Thüringer mit nur wenig Rittern, damit jene die Leichtbewaffneten verfolgen, und bis ans Heer herangelockt werden möchten. Und so geschah es, aber nichtsdestoweniger flohen sie, sobald sie das gewappnete Kriegsvolk erblickten, so daß auf acht Meilen Weges kaum einige wenige gefangen genommen oder getötet wurden, das Lager aber wurde erstürmt und sämtliche Gefangene befreit.

Der Tag dieser Schlacht war der 15. März 933. Das Heer begrüßte Heinrich als Vater des Vaterlandes, großmächtigen Herrscher und Kaiser, er aber gab Gott die Ehre, und bestimmte den Tribut, den er bisher den Feinden bezahlt hatte, für kirchliche Zwecke und für Almosen an die Armen.

Noch wandte sich Heinrich dann im Jahre 934 gegen die Dänen, die nicht allein das Land zwischen Eider und Schlei besetzt, sondern auch die deutschen Heere über die Elbe gedrängt, und ihre Ufer, wie die Küsten von Friesland verheert hatten. Der Dänenkönig Gorm wagte es nicht, sich mit dem mächtigen Gegner im Felde zu messen, bat um Frieden, und bot seine Unterwerfung unter Heinrich an. So gab Heinrich das Gebiet zwischen Eider, Trene und Schlei als Mark Schleswig dem Reiche zurück, legte dem König Tribut auf und verschaffte dem Christentum Eingang im Lande, das Erzbischof Unni von Hamburg auszubreiten bemüht war.

Zuletzt, als Heinrich alle Völker im Umkreis bezwungen hatte, erzählt Widukind weiter, beschloß Heinrich nach Rom zu ziehen, unterließ aber, von Krankheit erfaßt, den Zug. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß der Kaiser nach Rom gegangen wäre, um die römische Königskrone zu erwerben; nur sein frommes Gefühl und der Wunsch, auf dem Grabe des Apostels seine Andacht verrichten zu können, hatten diesen Gedanken in ihm wachgerufen. Während einer Jagd traf ihn zu Bodfeld im Harz 935 ein Schlaganfall, und wenn er sich davon auch wieder langsam erholte, so war das ihm doch eine Mahnung, sein Haus zu bestellen. So wandte er denn seine erste Sorgfalt seiner Gemahlin zu, der er reiche Stiftungen zuweisen ließ, und berief dann die Großen seines Reichs zu einer Versammlung nach Erfurt, wo er ihnen den in voller Kraft und Blüte der Jugend stehenden Otto als seinen Nachfolger empfahl, den Schatz und das Erbgut unter seine Kinder verteilte, und mancherlei Bestimmungen traf. Einstimmig wurde Otto gewählt, und den beiden anderen Söhnen Heinrich und Thankmar ihr Erbe gesichert. In Begleitung weniger Gefährten begab sich dann der Kaiser nach Memleben an der Unstrut. Hier, so berichtet die Chronik, wiederholte sich sein Schwächezustand und traf ihn nicht lange darauf des Todes Bitterkeit. Da er aber fühlte, daß des Leibes Auflösung nahe sei, rief er die Königin zu sich, sprach lange Zeit mit ihr insgeheim und schloß endlich seine Unterredung mit folgenden Worten: „Mein getreues und über alles geliebtes Weib, ich sage Christus Dank, daß ich vor Dir aus dem Leben scheide. Niemand hat je ein Weib gehabt, das im Glauben fester und in jeder Tugend erprobter war. Habe Dank, daß Du, wenn ich erzürnt war, mit Eifer zum Guten sprachst und mir in jeder Weise nützlichen Rat gabst. Oft hast Du mich von der Ungerechtigkeit zu gerechter Entscheidung geführt und eifrig an die Barmherzigkeit gegen den überwundenen Gegner

gemahnt. Jetzt empfehle ich dem allmächtigen Gott und der Fürbitte der Auserwählten Dich und unsere Söhne, zugleich mit unserer Seele, welche dem Körper entfliehen will." Als er dies gesprochen und die Königin nicht weniger warm ihm gedankt hatte, betrat sie in tiefem Schmerze die Kirche, sich und all das ihrige Gott anheimstellend, wie sie zu tun pflegte. Unterdessen entfloh die Seele des Königs den Fesseln seines Körpers. Das war am 2. Juli 936. In Quedlinburg wurde er begraben, und neben ihm bettete man später seine Gemahlin zur Ruhe.

Otto I. der Große 936–973.

Wohl hatten auf dem Reichstag zu Erfurt alle Großen die Wahl Ottos einstimmig angenommen, allein sein Bruder Heinrich glaubte nun nach dem Tode des Vaters doch mehr Anspruch auf den Thron zu haben. Otto sei, so sagte er, ein Sohn des Herzogs Heinrich, er dagegen ein Sohn des Königs, und darum sei sein Blut reiner als das des Bruders. Und in der Tat hatte Heinrich bei den Sachsen auch mehr Sympathie als Otto. Denn in Otto regte sich ein anderer Geist, den die meisten für Stolz und Hoffart hielten, und den selbst die Mutter auch nicht zu fassen vermochte. Er zählte erst vierundzwanzig Jahre, doch ahnte man in ihm schon den Mann, dem strenges Regiment Bedürfnis war, der Ergebenheit und Gehorsam unweigerlich verlangte, und der den Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen gedachte. Mit Sicherheit und Selbstgefühl trat er auf, sein Blick schweifte hoch und weit, und hellstrahlende Tugend konnte niemand in ihm verkennen, vor allem mußte unerschütterliches Gottvertrauen, felsenfeste Treue gegen seine Freunde und Großmut gegen gedemütigte Feinde jedermann an ihm rühmen. Man sah ihn meist heiter und freundlich erscheinen, er ergötzte sich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten Weisen singen. Offen trat er jedem entgegen, niemand zeigte sich weniger mißtrauisch als er, und doch erweckte seine Nähe mehr Bangigkeit als Hingabe und Vertrauen. Brauste er aber in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich, und selbst die ihm zunächst standen, haben ihn oft hart genug empfunden. Mit Heinrich hatte er von frühester Kindheit an im Hader gelebt, nie wollten die beiden ein und dasselbe. Die Sachsen, in denen das Gefühl für unbeschränkte Freiheit noch so lebendig war, fürchteten diesen Otto mehr als sie ihn liebten.

In der Marienkirche zu Aachen empfing Otto aus den Händen des Erzbischofs Hildebert von Mainz, des Metropoliten Germaniens die Königskrone. Nach Beendigung der kirchlichen Feier fand in der Pfalz Karls des Großen das Krönungsmahl statt, bei welchem zum ersten Male die Herzöge die nachher üblich gewordenen Ceremonienämter versahen. Giselbert, der Herzog von Lothringen, in dessen Kreis Aachen lag, führte die Aufsicht über den ganzen Haushalt, Eberhard, der Herzog in Franken, ordnete die Tafel, Hermann, der Herzog in Schwaben, sorgte für das Trinken, und Arnulf, der Herzog in Bayern, führte die Aufsicht über den Marstall und das königliche Lager.

Das von seinem Vater begonnene Werk der Herstellung der Einheit und Größe Deutschlands vollendete Otto, indem er nicht nur die Großen zum Gehorsam zwang,

sondern auch in ruhmvollen Kämpfen die Grenzen des Reichs erweiterte, und den deutschen Namen zu immer höherem Ansehen brachte. Erst vertrieb er den Herzog von Bayern, der nach dem Tode seines Vaters ohne Einwilligung des Königs die Herrschaft angetreten hatte und setzte dessen Oheim Berthold zum Herzog ein. Dann galt es gegen Eberhard von Franken, König Konrads Bruder zu kämpfen, der sich dreimal gegen ihn empörte. Eberhard hatte mächtige Bundesgenossen und bei seinem zweiten Aufstand gelang es ihm sogar, Ottos Stiefbruder Thankmar auf seine Seite zu ziehen, der dann bei der Erstürmung der Feste Eresburg seinen Tod fand. Wohl war Eberhard von Otto mit Milde behandelt worden, allein er empörte sich ein drittesmal im Bunde mit Giselbert von Lothringen und Ottos jüngerem Bruder Heinrich. Otto gelang es auch jetzt, den Gegner zu bewältigen, obschon er zu gleicher Zeit eine Empörung slavischer Stämme im fernen Osten niederzuwerfen hatte. Bei dem von Ottos Scharen ausgeführten Ueberfall von Andernach erlag Eberhard im Kampfe und Giselbert fand in den Wellen des Rheins seinen Tod, Heinrich, der seinen Bruder kniefällig um Gnade bat, erhielt Verzeihung.

An Ruhe durfte Otto freilich auch jetzt nicht denken. An der Slavengrenze dauerte der Krieg fort und Heinrich ließ sich von neuem zu einer Empörung verleiten, ja er gab sogar, um selbst auf den Thron zu kommen, einem Mordplan gegen Otto seine Zustimmung. Auch jetzt aber erhielt er nochmals auf Fürbitte seiner Mutter Verzeihung, und nun, ergriffen von solchem Edelmut, kannte er forthin kein anderes Streben, als seinem Bruder in Treue und Ergebenheit zu dienen.

Um die Macht der großen Vasallen zu brechen, und sich gegen ihre ferneren Feindseligkeiten zu schützen, entsandte Otto in alle Provinzen Pfalzgrafen, welche die Herzöge und Grafen zu überwachen, und die Aufsicht über die Güter und Einkünfte des Reiches zu führen hatten. Zudem behielt er sich das Recht vor, die einzelnen Herzogtümer zu besetzen, und brachte die meisten derselben an Glieder seiner Familie. Nach Herzog Bertholds Tode übertrug er Bayern seinem Bruder Heinrich, und teilte seinem Schwiegersohn, dem Grafen Konrad von Worms, das Herzogtum Lothringen zu. Sein Sohn Ludolf erhielt die einzige Tochter des Herzogs Hermann von Schwaben, zu dessen Nachfolger er auch ernannt wurde.

Endlich war es auch gelungen, die Slaven nach langen, schweren Kämpfen bis zu der Oder der deutschen Herrschaft zu unterwerfen, und sie zu Christen zu machen. Die Bistümer Havelberg und Brandenburg, zu denen später noch die von Merseburg, Meißen und Zeitz kamen, wurden gegründet und in der Folge dem gleichfalls von Otto gegründeten Erzbistum Magdeburg unterstellt.

Auch in seinen Zügen gegen die Dänen war Otto glücklich. Im Jahre 947 drang er verheerend bis zur Spitze Jütlands vor und als Zeichen, daß das Meer die Grenze des Reiches sei, schleuderte er einen Speer in die Bucht, die nach ihm Ottensund genannt wurde. König Harald wurde zur Huldigung gezwungen und nahm das Christentum an. Ebenso zwang Otto die Böhmen, die sich schon beim Beginn seiner Regierung gegen ihn erhoben hatten, unter ihrem Herzog Boleslaw im Jahre 950 zur Anerkennung der deutschen Oberherrschaft und bewog ihn zur Taufe. So durfte Otto, nach allen Seiten begünstigt vom Erfolg, die Zuversicht hegen, in der Wiederherstellung des karolingischen Reichs, das Ideal erfüllt zu sehen, das ihm vorschwebte. Und diese Hoffnung schien sich in der Tat erfüllen zu wollen.

Kaiſer Otto der Große am Ottesſund. Originalzeichnung von Anton Dietrich.

Nach Herzog Arnulfs Tode hatte Berengar von Friaul die Herrschaft über das longobardische Reich zu behaupten gewußt, als er jedoch im Jahre 924 ermordet worden war, brachen Parteikämpfe aus, indem ein Teil der Longobarden Rudolf II. dem König des den Westen der Schweiz umfassenden transjuranischen Burgund die longobardische Krone übertrug, die andern aber den Grafen Hugo von Arles, der sich des Königreichs Provence — auch das cisjuranische Burgund genannt — bemächtigt hatte, zur Besitzergreifung des Landes einluden. Beide schlossen einen Vergleich dahin, daß Hugo Italien erhielt, und dafür an Rudolf seine Länder in Frankreich abtrat, so daß die beiden burgundischen Staaten zu einem Reiche vereinigt wurden, das nach der Hauptstadt Arles, auch das arleatische Reich genannt wurde. Hugo, dessen Strenge Unzufriedenheit erregte, zog sich 946 in ein Kloster zurück, und sein Sohn Lothar, dem der Markgraf Berengar von Ivrea, ein Enkel des früheren Berengar, die Herrschaft streitig machte, starb schon 950, worauf sich Berengar zum König von Italien krönen ließ. Um seine Herrschaft zu festigen, wollte er die Witwe Lothars, Adelheid, eine Tochter Rudolfs II. von Burgund, zur Ehe mit seinem Sohne Adalbert zwingen, und als sie diese Verbindung zurückwies, wurde sie als Gefangene in ein festes Schloß am Comersee gebracht. Allein es gelang ihr aus dem Gefängnis zu entkommen, und nach längerem Umherirren fand sie eine Zuflucht in Kanossa, von wo sie Boten nach Deutschland sandte, die Otto um Hülfe anflehen, und ihm zugleich ihre Hand antragen sollten. Dieser Ruf um Hülfe kam Otto ganz gelegen. Sofort eilte er über die Alpen und ohne jeden Widerstand öffneten ihm die longobardischen Städte ihre Tore, während Berengar sich in seine Alpenschlösser zurückzog. Nachdem Otto am 23. September 951 feierlich in Italien eingezogen war, wo er sofort als König der Longobarden anerkannt wurde, feierte er um Weihnachten unter glänzenden Festlichkeiten seine Hochzeit mit Adelheid, und trat mit dieser, nachdem er seinen Schwiegersohn Konrad zum Statthalter in Italien ernannt hatte, den Rückzug über die Alpen an.

In der Heimat freilich traf er traurige Zustände. Sein Sohn Ludolf, verstimmt über des Vaters Wiedervermählung, und über den Einfluß der jugendlichen Adelheid auf den Vater, und sein Schwiegersohn Konrad von Lothringen, der dem König wegen seines Verhaltens gegen den Markgrafen Berengar zürnte, hatten sich mit dem Erzbischof Friedrich von Mainz zur offenen Empörung verbunden, mußten sich aber nach längerem Kampfe unterwerfen. Otto verzieh ihnen zwar, allein ihrer Herzogtümer gingen sie doch verlustig. Das dem Herzog Konrad entzogene Lothringen wurde, in Ober- und Nieder-Lothringen geteilt, zwei neuen Herzögen verliehen.

Da nun aber im Innern Ruhe herrschte, erhoben sich außen wiederum von neuem die Feinde, die Ungarn. Sie durchzogen das Bayerland, überschwemmten Schwaben, und lagerten sich in der Ebene des Lech; Augsburg, auf das sie zuerst ihren Angriff richteten, wurde von dem Bischof Udalrich aufs Tapferste verteidigt. Auf hohem Roß, angetan mit der Stola, aber nicht mit Helm und Panzer bewehrt, feuerte er die Seinigen zum Kampfe an. In der Nacht ließ er Bollwerke errichten, und soweit es die Zeit gestattete, die Umwallung erneuern. Als der Morgen kam, an welchem die Feinde die Stadt zu erobern gedachten, da rief er den Seinigen, nachdem er zuvor allen Bürgern die Messe gelesen, die Worte des Psalms zu: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, so fürchte ich doch nichts, denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab tröstet mich", und als nun das Heer der Ungarn von allen Seiten gegen die Stadt stürmte, wobei freilich

die vordersten Reihen mit Peitschenhieben in den Kampf getrieben werden mußten, fand es kräftigen Widerstand. Zugleich kam die Nachricht von dem Herannahen des Königs Otto, und nun zogen die Ungarn von der Stadt ab und diesem entgegen.

Und nun hören wir Widukinds Bericht über die Schlacht auf dem Lechfeld am 10. August 955.

In der Nähe der Stadt Augsburg schlug Otto ein Lager auf. Hier traf der Heerbann der Franken und Bayern bei ihm ein. Auch Konrad kam mit starker Heeresmacht ins Lager, und seine Ankunft hob so den Mut der Reisigen, daß sie den Streit nicht länger zu verschieben begehrten. Denn Konrad war von Natur kühnen Mutes und was bei verwegenen Kriegern selten, auch trefflich im Rat, im Kampfe zu Roß und zu Fuß ein unwiderstehlicher Streiter, und seinen Genossen im Krieg und im Frieden gleich teuer. Bald brachten herumstreifende Scharen die Nachricht, daß beide Heere nicht mehr weit von einander entfernt seien. Darum wurde ein Fasten im Lager angesagt, und befohlen, daß alle für den nächsten Tag bereit sein sollten.

Als nun das Zwielicht des andern Tags dämmerte, rüsteten sich die Krieger, gelobten einander Frieden, und nachdem sie erst ihren Führern und dann sich unter einander Beistand gelobt, erhoben sie die Fahnen und zogen aus dem Lager, acht Züge an der Zahl. Ueber unebenen, beschwerlichen Boden rückte das Heer vor, wo die Feinde nicht Gelegenheit hatten, es durch eine Wolke von Geschossen in Verwirrung zu bringen, deren sie sich trefflich zu bedienen wußten, denn Buschwerk deckte hier den Vormarsch. Den ersten, zweiten und dritten Zug bildeten hier die Bayern, welchen die Befehlshaber Herzog Heinrichs führten. Er selbst mußte enfernt vom Kampfe bleiben, denn eine Krankheit, welcher er später erlag, fesselte ihn an das Siechenbett. Den vierten Zug bildeten die Franken, deren Leiter und Führer Herzog Konrad war. Im fünften, dem zahlreichsten, welcher auch der königliche genannt wurde, befand sich der Herrscher selbst, umgeben von einer Schar kühner Jünglinge, der Auswahl der Tapfersten aus dem ganzen Heer. Vor ihm her aber flatterte die Fahne, geziert mit dem Bilde des heiligen Erzengels, der noch nie der Sieg gefehlt hatte, und gedeckt durch eine dichte Schar. Der sechste und siebente Zug waren die Schwaben unter ihrem Herzog Burkhardt, der die Tochter von des Königs Bruder zur Ehe hatte. Den achten Zug bildeten tausend auserlesene böhmische Streiter, besser mit Waffen als mit Glück gewappnet. Bei ihm befand sich alles Gepäck und der ganze Troß, weil man die Nachhut für den sichersten Platz hielt. Aber anders kam die Sache als man erwartet hatte, denn die Ungarn hatte ohne Zögern den Lech durchschwommen, und das Heer umgangen. Hier begannen sie den Nachtrab mit einem Pfeilregen zu überschütten, darauf erhoben sie ein fürchterliches Geheul und stürmten zum Angriff. Mancher sank in seinem Blute nieder, mancher geriet in Gefangenschaft, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde, und wer das Leben behielt, suchte Rettung in der Flucht. In ähnlicher Weise warfen sich die Ungarn auf den siebenten und sechsten Heerhaufen, und auch diese wurden zerstreut und flohen. Sobald der König sah, daß die Schlacht vor seinem Angesicht anhebe, und in seinem Rücken der Nachtrab in Gefahr gerate, entsandte er den Herzog Konrad mit dem vierten Heerhaufen. Der aber befreite die Gefangenen, jagte dem Feinde die Beute ab, und trieb die plündernden feindlichen Scharen in wilder Flucht auseinander. Nachdem er die Gegner allenthalben auseinander geworfen hatte, kehrte er mit siegreich wehenden Fahnen zum König zurück und wunderbar, während seine alterprobten und an Siegesruhm gewöhnten Krieger gezagt hatten, hatte

er mit der jungen Mannschaft, die des Kampfes fast unkundig war, einen glänzenden Sieg davongetragen.

Jetzt erkannte der König, daß er die ganze Wucht des Kampfes mit der ihm gegenüberstehenden Hauptmacht zu bestehen habe. Darum wandte er sich an seine Waffengefährten und feuerte sie mit folgenden Worten an: „Daß es jetzt gilt, in solcher Gefahr Kraft und Ausdauer zu beweisen, seht Ihr selbst, meine Krieger, denn nicht fern von Euch steht der Feind und mit den Augen vermögt Ihr ihn zu erreichen. Bisher habe ich noch immer durch Eure tapfere Hand und durch Euer unwiderstehliches Schwert in der Fremde, jenseits der Grenzen unseres Reiches den Sieg errungen, und nun sollte ich dem eigenen Lande den Rücken wenden? An Menge wohl übertreffen uns die Feinde, nicht aber an Tapferkeit und Rüstung, denn sie entbehren, wie Euch bekannt ist, zum größten Teil jeglicher Wehr, und was für uns der größte Trost: die Hilfe Gottes ist nicht mit ihnen. Jenen dient allein rücksichtslose Verwegenheit und Tücke, uns aber schützt die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand. Schmach müßte uns treffen, wollten wir, die Herren fast ganz Europas, unser Reich den Feinden zu Lehen geben. Nein besser wäre es, meine Krieger, wenn unser Ende nahe ist, im Streit ruhmvoll zu sterben, als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben zu führen oder gar, wie böse Tiere, durch den Strick erwürgt zu werden. Mehr noch würde ich sprechen, wüßte ich daß Worte imstande wären, Euren Mut und Eure Tapferkeit zu erhöhen. Laßt uns lieber mit dem Schwert, als mit der Zunge den Wettkampf beginnen!“ Sprach's, ergriff den Schild und die heilige Lanze, und sprengte hoch zu Roß vor allen in den Feind hinein, ein tapferer Krieger und wackerer Feldherr zugleich. Anfangs wagten die Beherzteren unter den Ungarn Widerstand zu leisten, als sie aber ihre Waffengefährten fliehen sahen, entsank ihnen der Mut, zersprengt und umzingelt wurden sie vom Schwert erschlagen. Manche flüchteten, da ihre Rosse ermüdet waren, in die benachbarten Dörfer, aber die nachdringenden Angreifer umringten sie, und äscherten die Stätten ein, sodaß die Geflohenen den Tod in den Flammen fanden. Andere schwammen durch den Fluß, aber das jenseitige Ufer gewährte ihnen keinen Halt zum Emporklimmen, und von der Strömung fortgerissen, fanden sie in den Wellen ein klägliches Ende.

Noch an demselben Tage fiel das Lager der Ungarn in die Hände des Königs, und wurden alle Gefangenen befreit. An den folgenden beiden Tagen wurde von den benachbarten Burgen aus die übrig gebliebene Menge so aufgerieben, daß niemand oder nur wenige mit dem Leben davon kamen. Aber nicht ohne eigenen Verlust konnte ein Sieg über ein so wildes Volk erfochten werden. Tapfer hatte Konrad gestritten. Erschöpft von dem harten Strauß und der Glut der Sonne, welche an diesem Tag versengend heiß war, hatte er die Helmbänder gelüftet, um aufzuatmen. Da durchschnitt ihm ein Pfeil die Gurgel und raubte ihm das Leben. Sein Körper wurde auf Befehl des Königs aufgehoben und mit den größten Ehren nach Worms übergeführt, und hier wurde unter lauter Klage und Tränen aller Franken der Held zur Erde bestattet, welcher durch jede treffliche Eigenschaft des Geistes und Körpers geziert, die Welt mit dem Ruhm seines Namens erfüllt hatte.

Drei Heerführer des ungarischen Volkes wurden gefangen, vor Herzog Heinrich geführt, und zu schimpflichem Tode, wie sie es verdienten, verurteilt. Sie fanden den Tod am Galgen.

Glorreich durch herrlichen Sieg wurde der König von dem Heere als Vater des

Vaterlandes und Kaiser begrüßt. Er aber befahl, den höchsten Gott zu preisen, und würdige Lobgesänge zu seiner Ehre in allen Kirchen anzustimmen, und trug durch Boten dasselbe seiner ehrwürdigen Mutter auf. In festlichem Zuge kehrte er, von dem Jubel des Volkes begrüßt, in das Sachsenland heim, und wurde hier mit Freuden aufgenommen. Denn eines solchen Sieges hatte sich seit zwei Jahrhunderten kein König gefreut. Der Sieg auf dem Lechfeld setzte auch den Einfällen der Ungarn in Deutschland ein Ziel. Ihrem Nomadenleben entsagend, siedelten sie sich in der Donauebene an, und bald fand auch das Christentum bei ihnen Eingang, da namentlich der Bischof Pilgerim von Passau aus eine rege Missionstätigkeit entfaltete.

Rasch aber eilte Otto nun von den Ufern des Lech nach der Elbe zurück, wo der Kampf gegen die Slaven seine Anwesenheit erforderte. Indessen freilich schaltete Berengar, der auf einem Reichstag zu Augsburg mit Italien belehnt worden war, dort mit schrankenloser Willkür und bedrohte sogar den Kirchenstaat mit seinen Eroberungsgelüsten. Otto sah sich deswegen im Jahre 956 gezwungen, seinen Sohn Lutolf mit einem Heere über die Alpen zu senden. Dieser erlag jedoch schon im folgenden Jahre einem Fieber und erst im Jahre 961 konnte Otto, nachdem er die Slaven völlig unterworfen hatte, selbst über die Alpen ziehen, um durch kräftiges Eingreifen in die zerrütteten Verhältnisse dort die karolingische Kaisergewalt wieder herzustellen. Von den über Berengars Willkürherrschaft empörten Großen mit Jubel empfangen, ließ er sich, nachdem Berengar für abgesetzt erklärt worden war, zum König von Italien krönen und zog dann nach Rom, um aus der Hand Papst Leo XII. die Kaiserkrone zu empfangen.

Der fortgesetzte Widerstand Berengars, sowie wiederholte Unruhen in Rom, hielten Otto zwei Jahre lang in Rom fest, und die Römer ließen sich, nachdem er im Jahre 963 nach Deutschland zurückgekehrt war, sofort wieder neue Widersetzlichkeiten zu Schulden kommen. Zum dritten Male zog deswegen Otto 966 nach Italien, und jetzt stellte er mit äußerster Strenge in Rom die Ordnung wieder her. Um das ganze Italien unter dem Scepter seines Hauses zu vereinigen, vermählte er, ehe er Rom verließ, seinen Sohn, der bereits von den Großen zu seinem Nachfolger ernannt worden, und als solcher von Papst Johann XIII. gekrönt worden war, mit der griechischen Prinzessin Teophania, weil er hoffte, diese werde als Heiratsgut die griechischen Provinzen Kalabrien und Apulien erhalten; eine Hoffnung, die freilich nicht in Erfüllung ging.

Im Jahre 972 kehrte Otto nach Deutschland zurück und hielt 973 seinen letzten glänzenden Reichstag zu Quedlinburg im Sachsenlande. Mit Stolz konnte er nun auf das Werk seines Lebens sehen, endlich huldigten alle dem großen Gebieter. Aber der Tod seines getreuen Hermann Billing, der gerade jetzt erfolgte, mahnte auch Otto, sein Haus zu bestellen. In Memleben, wo auch sein Vater gestorben war, schloß Otto der Große am 7. März 973 die Augen.

Otto II. 973–983.

In dem jugendlichen Alter von 18 Jahren bestieg Otto II., reich mit geistigen Gaben ausgestattet und sorgfältig erzogen, den Thron seines Vaters. Aber diese Jugend hinderte ihn nicht, mit Umsicht und Energie die Regierung zu führen. Seinen auf-

rühreriſchen Vetter Heinrich II. von Bayern, den Zänker, zwang er zur Unterwerfung und übergab ihn dem Biſchof von Bamberg zur Ueberwachung. Den König Lothar von Frankreich, der ſich Aachens durch Ueberraſchung bemächtigt hatte, und glaubte, das geſamte Lothringen an ſein Haus bringen zu können, trieb er nach Paris zurück und zwang ihn, ſeinen Eroberungsgelüſten zu entſagen. Ungefähr um 980, gerade zu der Zeit, als dem jungen Kaiſer ein Erbe, der nachmalige Otto III., geboren wurde, hatte er ſich die volle Gewalt ſeines Vaters geſichert.

Und zu dieſer Zeit nun führte Otto ſeinen Plan aus, nach Italien zu ziehen, wo Streit und Hader ſeitdem nicht aufgehört hatten. In Begleitung ſeiner Gemahlin, ſeines kleinen Sohnes Otto, ſowie Ottos von Schwaben und einer zahlreichen jungen Ritterſchaft zog er dorthin. Nachdem er in Pavia ſich mit ſeiner Mutter Adelheid ausgeſöhnt hatte, die ihm ſein Vorgehen gegen den Bayernherzog Heinrich ſchwer verübelt hatte, nachdem er ferner in Ravenna den indeſſen ebenſo wie ſeine Vorgänger Benedikt VI. und Bonifacius VII. von der nationalen Partei geſtürzten Papſt Benedikt VII. empfangen und ſich mit ihm beraten hatte, zog er Oſtern 981 in Rom ein. Crescentius, das Haupt der Empörung, flüchtete ſich ins Kloſter und Otto bemühte ſich nun, das Anſehen des päpſtlichen Stuhles wieder zu feſtigen. Zugleich erwog er den Gedanken, Apulien und Kalabrien den Byzantinern zu entreißen, und ſchritt bald zur Ausführung ſeines Vorhabens. Mit Hilfe der lombardiſchen Fürſten in Benevent und Kapua eroberte er Neapel, rückte in das Gebiet von Amalfi ein und feierte das Weihnachsfeſt in Salerno. Bald fielen auch Tarent und Bari in ſeine Gewalt. Bei Cotrone wurden die Sarazenen in einem blutigen Kampf geſchlagen, aber alles was Otto mit den Seinigen gewonnen, nahm ihm der Tag vom 13. Juli 982 wieder, wo bei Squillace in Kalabrien der Kaiſer mit den Seinigen von den aus den Schluchten hervorbrechenden Sarazenen umringt wurde. Aller Widerſtand war vergebens. Die Blüte der Ritterſchaft ſank unter dem Schwerte des Feindes und nur wie durch ein Wunder konnte der Kaiſer ſich retten. Ein griechiſches Schiff, auf dem er nicht erkannt wurde, nahm ihn auf, und angeſichts der Stadt Roſſano ſprang er in die Fluten, um ſchwimmend das Land zu erreichen. Mit den höhniſchen Worten: „Wie haben Euch doch meine Landsleute erſchreckt“, empfing ihn ſeine Gemahlin. Allein obgleich ſich die Folgen dieſer unglücklichen Schlacht bald bemerkbar machten, verlor Otto doch nicht den Mut. Auf einem Reichstag zu Verona 983 ſollten Deutſchland und Italien zu einem Reiche vereinigt werden. In der glänzenden Verſammlung, die ſich dort um den Kaiſer ſcharte, fehlte nur einer, Otto von Schwaben, der den Anſtrengungen der Schlacht erlegen war. In Verona wurde der Sohn Ottos und der Theophania, der vierjährige Otto einſtimmig zum Nachfolger gewählt, und ſollte alsbald zur Krönung nach Aachen geleitet werden. Adelheid wurde als Statthalterin von Italien eingeſetzt, das erledigte Herzogtum Schwaben kam an einen fränkiſchen Grafen Konrad, und Bayern an Herzog Heinrich den Jüngeren.

Indem Otto ſo die beiden mächtigſten Familien Deutſchlands für ſich zu gewinnen und den Frieden des Reiches zu erhalten ſuchte, rüſtete er ſich zugleich zu neuen, großen Unternehmungen, um ſich für die Schmach von Squillace zu rächen und Griechen und Sarazenen aus der Halbinſel zu verdrängen. Den Kampf mit Venedig, in den er dabei verwickelt wurde, mußte er indeſſen dem Biſchof von Ravenna überlaſſen, als der Tod des Papſtes Benedikt VII. ſeine Anweſenheit in Rom notwendig machte. Johann XIV., bisher Biſchof von Pavia und Erzkanzler des Reichs, ein dem Kaiſer treu ergebener

Mann, bestieg nun den päpstlichen Stuhl; allein während die Verhältnisse in Italien Otto in Anspruch nahmen, traf ihn aus Deutschland schlimme Kunde. Unter Haralds Sohn Sven waren die Dänen ins Reich eingebrochen und zugleich hatten sich die Wenden in neuer Empörung erhoben, „hatten Städte und Kirchen in Flammen gesetzt, die Mönche und Priester verjagt oder ermordet, die deutsche Kultur aus dem Boden gerissen, und auf den Trümmern von Havelberg und Brandenburg von neuem ihren Götzendienst errichtet. Alles das wirkte so erschütternd auf den Kaiser ein, daß er in ein hitziges Fieber verfiel und am 7. Dezember 983 starb. Seine Leiche wurde in der Vorhalle der Peterskirche unter großer Feierlichkeit beigesetzt. Später brachte man seine Asche in den Vatikan, wo Otto II. nahe bei seinem Verwandten Gregor V. in der totenstillen und tragischen Versammlung von Päpsten schläft, die als Mumien in ihren Sarkophagen liegen, im geisterhaften Dämmerdunkel jener größesten Katakombe der Weltgeschichte, die der fühlende Mensch nie durchwandert, ohne von dem Wehen der Geschichte durchschauert zu sein."

Otto III. 983–1002.

Die Kunde von dem Tode des Kaisers traf in Deutschland ein, als gerade die deutschen Fürsten in Aachen versammelt waren, wo sie Otto gekrönt hatten. Und gerade auch jetzt war Heinrich der Zänker von dem Bischof von Bamberg in Freiheit gesetzt worden, und nun erhob sich unter den Großen des Reichs der Streit, ob nach deutschem Rechte Heinrich, als nächster männlicher Verwandter des jungen Königs, oder ob nach oströmischem seine noch in Italien weilende Mutter Theophania die Regentschaft führen sollte. Heinrich hatte sich sogleich des königlichen Kindes bemächtigt; da sich indessen bald zeigte, daß er selbst nach der Krone strebte, verließen ihn die Sachsen und Bayern, auf die er sich in erster Linie verlassen hatte. Der fromme und gelehrte Erzbischof Willigis von Mainz, hielt des Reiches Einheit und die Anhänger des jungen Königs aufrecht, und bald blieb Heinrich nichts anderes übrig als aus freien Stücken das junge Königskind seiner Mutter und Großmutter ausliefern, und dafür nur sein Herzogtum Bayern zurückzuerbitten. Als er dies erhalten hatte, blieb er wie einst sein Vater, dem Königshause in unerschütterlicher Treue bis an sein Ende ergeben.

Theophania leitete während der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regierung mit Umsicht und Klugheit, konnte aber doch nicht verhindern, daß die Fürsten allmählich dem Königtum gegenüber wieder eine selbständigere Haltung einnahmen. Dies trat noch mehr zu Tage als nach ihrem Tode 991 die großen Fürsten des Reichs zugleich mit der Großmutter des jungen Königs, Adelheid, förmlich die Regierung führten. Wieder begannen wie einst, die einzelnen Stämme ihre Herzöge selbst zu wählen, die Bayern wählten nach Heinrich des Zänkers Tod dessen Sohn Heinrich, in Schwaben z. B. gründete sich die Nachfolge in der Herzogswürde geradezu auf eine Art von Erbrecht.

Kaum mündig geworden, als sechszehnjähriger Jüngling, zog Otto III. zum erstenmale nach Rom, wo er die Kaiserkrone erhielt und seinen Vetter, den jungen Gregor V. auf den päpstlichen Stuhl erhob. In die Heimat zurückgekehrt, kämpfte Otto ohne großen Erfolg gegen die noch immer aufständischen Wenden, zog aber bald wieder nach Italien,

wo er Rom unter Führung des Crescentius in Empörung gegen den Papst und gegen sich fand. Mit grausamer Strenge strafte Otto die Empörer. Nach Gregor V. Tod ließ er seinen hochberühmten Lehrer Gerbert von Reims als Sylvester II. zum Papst wählen.

Am Ende des Jahrhunderts verließ Otto Italien, um nach Deutschland zurückzukehren, wo in seiner Abwesenheit die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg die Regierung geleitet hatte. Als sie indessen starb, und auch Adelheid zu gleicher Zeit aus dem Leben schied, hielt Otto seine Anwesenheit im Reiche für dringend notwendig. In Glanz und Herrlichkeit zog er im Jahre 1000 in Regensburg ein, brach dann nach Thüringen und der Nordmark auf, und eilte nach Gnesen, um dort an dem Grabe des Bischofs Adalbert von Prag, des Apostels der Preußen, seine Andacht zu verrichten, und zugleich das Bistum Gnesen zum Erzbistum zu erheben. Auf einer Reichsversammlung in Magdeburg beriet er sodann mit den Großen seines Reiches die inneren Angelegenheiten und reiste dann über Mainz und Köln nach Aachen. Da, erzählt die Chronik, begab er sich sogleich nach der Gruft des Kaisers Karl in Begleitung zweier Bischöfe und des Grafen Otto von Lomello. Der Kaiser selbst aber war der vierte. Der Graf berichtete über den Vorgang in folgender Weise: Wir traten in die Gruft Kaiser Karls ein. Karl lag nicht im Grabe, wie es sonst bei andern Toten der Fall ist, sondern er saß aufrecht wie ein Lebender auf seinem Thron. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupt, ein Szepter in den Händen. Die Hände waren mit Handschuhen bedeckt, durch welche die Nägel hindurch gewachsen waren. Ueber ihm erhob sich ein Baldachin der aus Marmor und Kalk zusammengefügt war. Als wir auf die Deckplatte der Gruft stießen, brachen wir ein Loch ein, und drangen hierdurch in die Gruft ein. Ein starker Geruch kam uns entgegen, als wir eintraten. Sogleich warfen wir uns vor dem Kaiser auf die Kniee nieder zum Gebet. Darauf ließ Kaiser Otto dem Leichnam weiße Kleider anlegen, die Nägel abschneiden, und alles, was sonst schadhaft war, wieder herstellen. Von den Gliedern Karls war übrigens keines durch Verwesung zerstört, nur daß die Nasenspitze fehlte, diese ließ Otto sogleich aus Gold ergänzen. Nachdem er einen Zahn aus den Mund Karls zu sich genommen, ließ er die Decke der Gruft wieder herstellen und entfernte sich.

Bald zog den kaiserlichen Jüngling die Sehnsucht wieder nach Italien. In verwirrter Lage ließ er das Deutsche Reich zurück, aber mehr als an diesem hing sein Herz an der alten Kaiserstadt Rom. Im Oktober des Jahres 1000 zog er dort ein und schlug sein Lager auf dem Aventin auf, zusammen mit seinem Lehrer Bernward von Hildesheim. Aber dort von den Römern belagert, war Otto schon entschlossen, sich mit der kleinen Schar seiner Getreuen durch die Empörer durchzuhauen, als es Bernward und den kaiserlichen Heerführern gelang, dieselben zur Vernunft zurückzubringen. Sie schlossen die Tore auf, und gelobten Treue und Gehorsam. Von einem Turm herab sprach Otto zu ihnen und hielt ihnen ihre ganze Treulosigkeit vor, sodaß sie mächtig ergriffen wurden. Allein diese Wirkung war nur eine augenblickliche und tiefgebeugt verließ der Kaiser am 16. Februar 1001 mit dem Papste die Stadt, um in Ravenna seinen Aufenthalt zu nehmen, wo er bald mit dem Einsiedler Romuald und dem Abte Odilo von Cluny sich religiösen Uebungen hingab, und mit dem Dogen von Venedig neue kriegerische Unternehmungen und eine Heiratsverbindung plante. Als er indessen um Pfingsten wiederum vor Rom rückte, hielt ihm dieses seine Tore verschlossen und der nun ausbrechende Kampf

Die Ueberführung der Leiche Kaiſer Ottos III. über die Alpen. Von Baur.

zog sich mehr und mehr in die Länge. Wiederum zog dann der Kaiser nach Ravenna, ohne daß es ihm gelungen wäre, eine entscheidende Wendung herbeizuführen, aber bald zog es ihn wiederum nach Rom; und als ihm nun aus Deutschland die Nachricht von dem Abfall mancher seiner Großen zuging, da war sein Mut und seine Lebenskraft gebrochen. Auf der Burg Paterno am Soracte lag er am Fieber krank und am 23. Januar 1002 schied er aus dem Leben, nachdem er noch aus den Händen des Papstes die heiligen Sterbesakramente empfangen hatte. Sein Wunsch war es gewesen, in der Kirche zu Aachen neben Karl d. Gr. beigesetzt zu werden. Unter kriegerischer Begleitung und nach mannigfachen Kämpfen wurde sein Leichnam nach Deutschland gebracht und in der Münsterkirche zu Aachen beigesetzt.

„Das Andenken an einen jungen Kaiser von so wunderbar phantastischer Sinnesart und so unglücklichen Schicksalen konnte der Welt nicht so leicht entschwinden; poetische Sagen stiegen aus Ottos frühem Grabe auf, und bewahrten länger unter dem Volke sein Gedächtnis, als die nüchterne Kunde der Geschichte.

Noch stand der Kaiserthron, noch leuchtete sein Glanz, aber er ruhte nicht auf dem sichersten Grunde. Der trügerische Schimmer, der um das phantastische Römerreich Otto III. spielte, hat die Nachwelt mehr geblendet, als die Zeitgenossen. Diese erkannten recht wohl, in wie gefährdeter Lage das Reich war, als der letzte Sproß vom Mannsstamme Otto d. Gr. ein unglückliches Ende fand. Wer auch sein Nachfolger werden sollte, die schwierige Aufgabe fiel ihm zu, das Reich auf dem einmal gelegten Grunde neu zu befestigen. Und fürwahr, unter den ungünstigsten Umständen war diese Aufgabe zu lösen. Bisher war die Macht unverkürzt vom Vater auf den Sohn übergegangen. Jetzt zum erstenmal seit einem Jahrhundert konnten die Reichsfürsten, die im wesentlichen das Wahlrecht des Volkes ausübten, daran denken, dieses Recht zu benutzen, um dem Fürsten ihrer Wahl Bedingungen zu stellen und die meisten von ihnen waren nicht gewillt, sich diese Gunst des Geschicks ohne Gewinn entgehen zu lassen. Und bald zeigten sich überdies mehrere Bewerber um die Krone, mit ihnen die Gefahren innerer Spaltung; selbst die Einheit des Reiches wurde noch einmal in Frage gestellt. Die Ehre des deutschen Volkes, das Heil der Welt lag auf der Wage!“

Heinrich II. (der Heilige) 1002–1024.

Auf den nun erledigten Kaiserthron machten drei Fürsten Anspruch: Heinrich von Bayern, der Enkel von Otto I. Bruder Heinrich, Markgraf Eckard von Meißen und Herzog Hermann von Schwaben. Eckard, der tapferste Fürst im Reiche, der unermüdliche Hüter des Ostens gegen die Slaven, war ein gefährlicher Gegner, als er aber auf einer Reise zu Pöhlde im Harz überfallen und erschlagen wurde, wählten die bayrischen, fränkischen und oberlothringischen Großen in Mainz Heinrich zum König, und diesem gelang es durch kluges Unterhandeln und Nachgeben die Stimmen des ganzen Reiches auf sich zu vereinigen.

In Italien wählte eine Partei den Pfalzgrafen dieser Lande, Arduin, Markgrafen von Ivrea, zum König der Lombardei. Dreimal zog König Heinrich über die Alpen, um die deutsche Oberhoheit zu behaupten, und das gelang ihm auch mit Hilfe deutscher Tapferkeit und Dank der Zwietracht der großen Vasallen in Italien. Dreizehn Jahre

aber hielt sich Arduin doch, und der Kampf schwankte herüber und hinüber, so daß erst im Jahre 1015 die eiserne Krone für Arduin ganz verloren war, und er sich in ein Kloster flüchten mußte. Heinrich II. aber schmückte sich nun mit der lombardischen Krone und mit der Krone und dem Namen des römischen Kaisertums. Doch es blieben Kronen ohne Herrschaft, Königs- und Kaisertitel ohne den Gehorsam der Lombarden und Römer. Die Städte und die großen Vasallen in Oberitalien lebten ganz unabhängig, und im unteren Italien gewannen die Normannen immer mehr Boden und Macht, wie Griechen und Sarazenen. Deutschland selbst aber war von inneren Fehden zerrissen, Lothringen beinahe immer im Aufstand. Boleslav, der Polenherzog, fiel in die Länder diesseits der Oder ein, und behauptete dem Kaiser zum Trotz die Lausitz. Dem energischen Auftreten Heinrichs gelang es indessen, den Polenherzog zum Frieden zu bewegen, und zu Merseburg erschien dieser nun im festlichen Aufzug, bekannte sich, indem er dem Kaiser das Schwert voraus trug, als dessen Vasallen und wurde mit dem Lausitzer und Witzener Lande belehnt.

Kaiser Heinrich II. und Kunigunde. Statuen im Dom zu Bamberg. Nach Grote, Geschichte der deutschen Kunst.

Während nun Boleslav ostwärts gegen das russische Reich zog, rüstete sich Heinrich zu einer Heerfahrt nach Italien, um dieses Reich zu sichern, und sich, wie schon kurz gesagt, die Kaiserkrone zu holen. In Rom hatte sich Johann Crescentius, ein Sohn des enthaupteten Edelmanns, der weltlichen Herrschaft bemächtigt, und herrschte nun als „Patrizius“ über die Stadt. Schon lang aber war den drei Grafen von Tuskulum, die wie gierige Raubfalken ein Auge auf die Stadt hatten, Crescentius ein Stein des Anstoßes, und als nun er und der Papst kurz hintereinander starben, entstand ein heftiger Streit um die Papstwahl. Die Crescentier hatten einen Römer Gregor gewählt, aber die Tuskulaner hatten die Stadt erstürmt, und den Jüngsten von ihnen Benedikt VIII. auf den päpstlichen Thron erhoben, während Gregor nach Deutschland geflohen war, um bei

Heinrich Schutz und Hülfe zu suchen. Allein unerwarteterweise erklärte sich dieser für Benedikt, und kam im Winter 1013 in Begleitung seiner Gemahlin über die Alpen, feierte in Pavia das Weihnachtsfest und begab sich dann nach Ravenna, wo Benedikt mit ihm zusammentraf. Am 14. Februar 1014 wurde er mit seiner Gemahlin in Rom feierlich gekrönt und gesalbt.

Boleslav hatte indessen seinen Feldzug in Rußland beendigt, und trug sich nun mit dem Gedanken, die ganze Slavenwelt zu einem großen Reich zu vereinigen, in welchem er dem zwiespältigen und uneinigen Deutschland eine gewaltige Macht entgegenzustellen hoffte. Allein trotz mancher erfolgreichen Kämpfe gelang ihm die Durchführung dieses Planes nicht. Am 30. Januar 1018 schloß er in Bautzen seinen Frieden mit Heinrich, blieb zwar im Besitz der eroberten Landschaften, mußte aber zum Reiche von neuem in ein Lehensverhältnis treten.

Eine andere Enttäuschung, die aus dem Verhältnis zu König Rudolf III. von Burgund entsprang, mochte dem König nicht weniger schmerzlich sein. Rudolf, der Bruder von Heinrichs Mutter Gisela, hatte, da er selbst ohne Nachkommen war, 1006 mit diesem einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge nach seinem Ableben diesem das Reich zufallen sollte. Allein der burgundische Adel, an dessen Spitze Graf Otto Wilhelm, ein Sohn des einstigen Longobardenkönigs Adalbert und Enkel Berengars von Ivrea stand, suchte dies auf alle mögliche Weise zu verhindern, und nötigte den schwachen König durch Drohung und Heuchelei zweimal sein Wort zu brechen, sodaß sich Heinrich vorerst nur mit Aussichten zu trösten hatte.

Die verhältnismäßig geringen Erfolge, welche Heinrich seinen Feinden gegenüber aufzuweisen hatte, stammten namentlich auch neben den vielseitigen Anforderungen, welche an den Kaiser zu gleicher Zeit gemacht wurden, aus der Unruhe desselben. Darunter hatte namentlich auch die von ihm sonst sehr energisch betriebene Mission in den heidnischen Ländern zu leiden. Die Liutizen hatten ihre Erfolge und die Stellung, die man ihnen eingeräumt hatte, übermütig gemacht, sie bekriegten im Bunde mit den heidnischen Abodriten die christlichen Abodriten, und hausten schrecklich in dem Lande derselben. Umsonst flehten die Bedrängten den Kaiser um Hülfe an; der mußte sie mit Versprechungen trösten, und erst im Jahre 1020 gelang es dem Erzbischof Unwar von Bremen und dem Herzog Bernhard von Sachsen, die Aufständischen zum Gehorsam zu zwingen.

Noch einmal sah sich dann der König im Jahre 1021 genötigt, nach Italien zu ziehen. Benedikt VIII. war ein kraftvoller Herrscher, der mit Hülfe seiner Familie die römischen Großen zum Gehorsam zwang, die arabischen Seeräuber mit Hülfe von Genua und Pisa glücklich bekriegte, ja sogar mit dem Plane umging, Kalabrien und Apulien von der byzantinischen Herrschaft zu befreien, und deswegen die Niederlassung der Normannen begünstigte. Im Jahre 1020 war er sogar nach Deutschland gekommen, und hatte in Bamberg den Kaiser zum Zug nach Italien aufgefordert. Siegreich durchzog Heinrich das Land, das ihm überall Unterwerfung anbot, und erst eine pestartige Krankheit, die von seinem Heere viele dahinraffte, zwang ihn 1022 zur Rückkehr.

Im Gefühl seiner neuen Stellung suchte nun der Papst auch eine Kirchenreform im großartigen Stile durchzuführen. Das Papsttum sollte den verlorenen Einfluß auf die Kirche des Abendlandes zurückerhalten, und zugleich Wächter und Hort einer tieferen Religiosität und Sittlichkeit werden. Ein allgemeiner Weltfriede sollte dieser Reform

vorangehen, allein schon im Frühjahr 1024 starb Benedikt, und am 13. Juli desselben Jahres folgte ihm Heinrich nach. Seine Leiche wurde in der Kathedrale zu Bamberg beigesetzt, seine Gemahlin Kunigunde, die bis zur neuen Königswahl die Regierung leitete, überlebte ihn um neun Jahre. „Die Verehrung des im Leben und Tod eng verbundenen Paares blieb vor allem in Bamberg heimisch. Heinrich und Kunigunde sind die Schutzpatrone des Bamberger Bistums, ihren Namen ist der Hochaltar des Domes geweiht, ihr Andenken lebt überall im Lande".

Die Geschichte des sächsischen Kaiserhauses zeigt uns zwei große Herrscher, von denen der eine, Heinrich I. das Deutsche Reich gründete, der andere Otto d. G. es rasch zu einer Weltmacht erhebt. Diese Größe behauptete Otto II. mit Mühe, unter dem Kinde Otto III. bricht sie zusammen. Heinrich II. baut die Kaisermacht besonders auf geistlicher Grundlage wieder auf, und sie bleibt noch immer die erste Gewalt im Abendlande. Aber die Herzöge, unter Otto d. G. wie absetzbare Beamte betrachtet, sind bereits erblich geworden, und beschränken den Willen des Königs. Unter den beiden ersten Herrschern beginnt die sich weithin erstreckende Unterwerfung und Kolonisation des slavischen Ostens. Doch Otto I. gibt der kaiserlichen Politik zugleich die Richtung auf Italien, die unter den beiden anderen Ottonen entschieden überwiegt, und so gehen die Eroberungen des Reichs gegen die Wenden auf Jahrhunderte wieder verloren. In Deutschland aber waren die Stämme wenigstens zu einer Reichseinheit verbunden, die hinfort nicht mehr gelöst werden konnte.

Die Kultur unter den sächsischen Kaisern.

In dem Ringen um die Herrschaft, in welchem wir in dem verflossenen Zeitraume Deutschland und Italien die Kräfte messen sahen, lag zugleich auch der Beginn einer neuen Kulturperiode für unser deutsches Vaterland. Wohl hatte auch schon in dem vorhergehenden Zeitraume die geistige Beziehung zwischen den beiden Ländern ihren Einfluß auf die Kultur des deutschen Landes geltend gemacht. Allein noch finden wir dort nicht den Fortschritt, den wir nun hier erblicken, die Berührung war noch nicht die innige wie jetzt, wo deutsche und italienische Interessen sich mehr und mehr kreuzten und der Zauber Roms, der Stadt der gewaltigen Imperatoren, über der noch immer ein Schimmer ihrer glänzenden Vergangenheit ausgebreitet lag, zog immer mächtiger die Deutschen an sich, also daß ein Mann wie Otto III., edel veranlagt, aber ohne innere Klarheit, sich ihm ganz gefangen gab, und von einem Reiche träumte, wie es doch nimmer entstehen konnte. Ihn hat der Zauber der goldenen Stadt verlockt, also daß er des Vaterlandes und der deutschen Heimat vergaß, und viele sind ihm nachgefolgt, sich und Rom zum Verderben.

Innerlich und äußerlich war Deutschland ein anderes geworden. Immer wieder war es der Gefahr des Verfalls, vor dem es mehr als einmal so nahe stand, durch eine kräftige Hand entrissen worden, und wenn die Verfassung des Deutschen Reiches gar manche Veränderung erlitten, so war nun auch die Stellung des Kaisers zu seinen Großen und dem Klerus eine ganz andere. Das Wahlkaisertum gab dem Fürsten eine

ganz andere Stellung und wiederum gewann der Klerus eine weit höhere Bedeutung durch die italienische Politik der Kaiser. Er war auch jetzt noch der Träger der Kultur und in seinen Händen lag die Pflege des geistigen Verkehrs zwischen Deutschland und Italien. Aus dem Bunde mit diesem hat dann auch die deutsche Kultur ihren bedeutendsten Gewinn gezogen. Standen auch Wissenschaft und Literatur im zehnten Jahrhundert auf einer niedrigen Stufe, so wehte doch in Rom und den übrigen Städten noch immer ein Hauch antiken Lebens, so weckten doch die Reste der Kunst, denen die Blicke auf allen Wegen und Stegen begegneten, noch den Sinn für edle Formen, so übte doch das Städtewesen mit den geordneten Instituten, mit der Gewerbs- und Handelstätigkeit, mit den Resten und Keimen bürgerlicher Freiheit einen anregenden Einfluß auf die deutschen Großen, welche die kaiserlichen Romfahrten über die Alpen führten, so erzeugten doch die Bauwerke früherer Jahrhunderte in den deutschen Gemütern Ahnungen eines reicheren Lebens, einer entwickelteren Menschheit, so war doch die Regsamkeit und Gewandtheit der Lombarden, welche durch das ganze Mittelalter hindurch die Meister und Lehrer in allen Kaufmannsgeschäften, in allen Geld- und Handelssachen waren, ein anregendes Vorbild.

Ein schädlicher Einfluß Italiens ist freilich von niemanden wegzustreiten. Allein die Vorteile für seine geistige Kultur, welche Deutschland gewann, überwiegen denselben weit und es wäre verkehrt, das eine des andern wegen verdammen zu wollen. Der Verbreitung von Künsten und Wissenschaften in Deutschland hat Italien sehr gedient; feinere Sitten und Lebensformen fanden Eingang und alle geistigen Bestrebungen erhielten kräftige Förderung. Sanken im fränkischen Wahlreiche unter Karls d. Gr. Nachfolgern die von diesem eingerichteten Schulen mehr und mehr, so hob sich dagegen im Reich der Ottonen Kunst und Wissenschaft zu neuer Blüte und namentlich die älteren Klosterschulen nahmen einen erfreulichen Aufschwung. Cambray, Trier, Metz u. a. O. wurden eifrige Pflegestätten der Wissenschaft, St. Gallen und Reichenau zeigten einen wunderbaren Fleiß, ebenso wie Fulda, Hersfeld und Corvey. Der oft angeführte Geschichtsschreiber Widukind hatte Corvey zum Aufenthalt, in den Nonnenklöstern zu Gandersheim und Quedlinburg entfaltete sich ein reges Leben, von dem uns namentlich die schon früher genannte Rhoswitha von Gandersheim ein beredtes Zeugnis gibt.

„Jene neulateinische Wissenschaft und Literatur, welche die Kirche auf Grundlage der altrömischen Bildung geschaffen hatte, und deren Charakter wir bereits im Zeitalter kennen gelernt, ging nun auf das deutsche Volk über und mit ihr die klassische Literatur der Römer. Der kaiserliche Hof der Ottonen wurde Sammelplatz aller hervorragenden Geister des Abendlandes; mochte das wandernde Fürstenlager in Magdeburg und Quedlinburg, oder in Frankfurt und Regensburg, oder jenseits der Alpen in Pavia und Rom seine Wohnstätten aufschlagen, überall herrschte ein gehobenes geistiges Leben, das zunächst die oberen Schichten der Gesellschaft berührte, die Glieder der kaiserlichen Familie, die höhere Geistlichkeit, die Volkshäupter, die fürstlichen und adeligen Geschlechter, allmählich aber auch in weitere Kreise drang. Und wenn auch die lateinische Sprache in der Regel das Medium der Mitteilung, das gewöhnliche Gewand des Gedankenausdrucks bildete und nur selten heimische Laute in heimische Schrift gekleidet wurden, so drückten doch die Deutschen auch dem, was sie als fremdes Gut empfingen, das eigentümliche Gepräge ihres eigenen Geistes auf.“ So haben wir nun nicht allein Erzeugnisse unserer älteren deutschen Litteratur wie den „Ruodlieb“ und das prächtige „Waltharilied“,

sondern auch alle die bekannten Tiersagen in lateinischer Sprache überliefert bekommen, ja man glaubt vermuten zu dürfen, daß selbst unser gewaltiges Nibelungenlied im Auftrag des Bischofs Pilgrim von Passau von einem Geistlichen in lateinischer Sprache aufgeschrieben wurde.

Zur Zeit der Ottonen war es namentlich der oben schon erwähnte Gerbert, auf den die Männer der Wissenschaft als auf ihren Führer sahen. Aus dem Kloster Auriliac in der Auvergne war er nach Barcelona gegangen, um sich von den Arabern unterrichten zu lassen, war in Reims eine Zeit lang Vorsteher der Gelehrtenschulen gewesen, hatte in Deutschland die Freundschaft der Kaiserinnen Adelheid und Theophano genossen, war dann als Abt von Bobbio und als Erzbischof von Ravenna in Italien gewesen und hatte endlich als Sylvester II. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Seine wissenschaftlichen Kenntnisse, die sich über alle damals bekannten Gebiete erstreckten, erschienen seinen Zeitgenossen so wunderbar, daß sie ihn bald als einen Zauberer ansahen und nach seinem Tode sagten, er sei im Bunde mit dem Teufel gestanden. Ihm, dessen Charakter freilich nicht über jeden Tadel erhaben ist, stand zur Seite Liudprand, Bischof von Cremona, der unter dem Titel „Antapodosis“ (Buch der Vergeltung), eine 887—950 umfassende Zeitgeschichte schrieb und eine Biographie von Otto dem Großen lieferte.

Nach anderer Richtung waren Bernward von Hildesheim und Meinwerk von Paderborn tätig, die in Baukunst, Bildhauerei und Malerei bewandert, Künste und Gewerbe in Norddeutschland förderten. Bernwards und Meinwerks Beispiel wirkten anregend auf andere geistliche und weltliche Fürsten und Volkshäupter, so daß das nördliche Deutschland mehr und mehr in das Kulturleben eintrat, das bisher nur im Süden und Westen seine Sitze gehabt hatte. Bald entfaltete sich im Sachsenlande ein reges Stadtleben, wo die Keime bürgerlicher Freiheit, die sonst überall aus der Welt geschwunden war, wieder in ergiebigen Boden gesenkt wurden, wo Handel und Gewerbetätigkeit ihr befruchtendes Füllhorn ausgoßen, wo Waffenschmieden und Manufakturen in Leinwand, Leder, Metallen und anderen Stoffen kunstfertige Hände beschäftigten, wo ein geordnetes Gemeinde- und Rechtsleben zur Ausbildung kam. Dem Handel und Verkehr wurden neue Wege geöffnet, seitdem christliche Glaubensboten, die durch das Schwert erworbenen Länder im Osten und Norden für Christentum und Kirche und für die Segnungen des Friedens zu gewinnen suchten, und wie sehr auch der widerspenstige Geist der wendischen Küstenbewohner an der Ostsee unter Heinrich II. die zarten Pflanzungen zu ersticken suchte, es war nur ein vorübergehender Winterfrost, dessen Wirkungen bald wieder vor den Strahlen einer kräftigeren Sonne schwanden. Die Entdeckung und Bearbeitung der Silberbergwerke des Harzes brachte in das kaufmännische Treiben, in den Unternehmungsgeist und in die Regsamkeit der Handelswelt einen mächtigen Aufschwung und zog fremde Leute aus allen Gegenden herbei. Am Rheine hatte unter dem Schutz und Beistand der geistlichen Fürsten der rege Warenverkehr von den Rhätischen Alpen bis zu den fleißigen Friesen seinen ununterbrochenen Fortgang. Die Kaufleute von Köln lebten herrlich und in Freuden, der reiche Handelsort Thiel an der Waal wurde der Mittelpunkt des einträglichen Handels mit England, wo die deutschen Waren zollfrei eingelassen wurden; in Speyer, Worms, Mainz wetteiferten christliche Kaufleute mit Lombarden und Juden, den gewandtesten Geschäftsleuten, in allen auf Verkauf, Geldwesen und Wechselsachen sich beziehenden Dingen in Handelstätigkeit. Ueber Chur, Rorschach, Konstanz u. s. w. führten schwerbeladene Güterwagen

und Frachtschiffe die italienischen Waren nach den deutschen Märkten. So erblickt man zur Zeit der Ottonen allenthalben eine Fülle treibender Kräfte."

Wir haben im Verlaufe unserer Erzählung mehrfach Gelegenheit gehabt, die beiden hervorragendsten Geschichtsschreiber aus diesem Zeitraum kennen zu lernen: Widukind und Thietmar von Merseburg.

Der Sachse Widukind im Kloster Corvey, erst mit dem Leben der Heiligen beschäftigt, legte diese Arbeit bald bei Seite und schrieb für die Kaiserstochter Mathilde, die Aebtissin von Quedlinburg, seine „Drei Bücher sächsischer Geschichte", die trotz der Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit des Stils doch durch die Begeisterung für die Größe seines Stammes und die Taten seines Herrscherhauses einen eigentümlichen Reiz erhalten. Neben ihm steht Thietmar von Merseburg (976—1019), der Sprößling eines der vornehmsten Geschlechter Sachsens, dem es freilich trotz aller Belesenheit doch nicht gelang, einen guten lateinischen Stil zu schreiben. In dem kaiserlichen Stift zu Quedlinburg hatte er den ersten Unterricht erhalten, und vollendete dann seine Schulbildung im Kloster Bergen und in Magdeburg selbst. Nachdem er 1002 Probst des Klosters Walbeck und 1009 Bischof von Merseburg geworden war, unternahm er in seinen „Zeitbüchern sächsischer Kaiser" dieses ruhmvolle Jahrhundert mit Ausschluß der letzten Jahre Heinrich II. zu beschreiben. In den beiden ersten Büchern seiner Chronik, der Geschichte der Könige Konrad, Heinrich I. und Otto I. war hauptsächlich Widukind seine Quelle. Das dritte Buch beschäftigt sich mit Otto II. und in ganz besonders ausführlicher Darstellung ist im vierten Buch Otto III. behandelt. Alle übrigen vier Bücher gehören der Regierungszeit Heinrich II. in den ersten sechszehn Jahren an. Das Werk ist besonders dadurch anziehender, daß es mehr als irgend ein anderes des Mittelalters den Charakter von Denkwürdigkeiten eines wohlunterrichteten hochgestellten Mannes trägt."

Neben den vielen Klosterchroniken aus dieser Zeit, unter denen namentlich St. Gallen zu nennen ist, dürfen noch einzelne hervorragende Geschichtsschreiber, wie der Mönch Richer von Reims mit seinen vier Geschichtsbüchern, der unbekannte Fortsetzer der Chronik des Regino im Kloster Sanct Maximin zu Trier u. a. nicht übersehen werden; ein merkwürdiges Bild aber von der Kultur aus jener Zeit, das der schon öfters erwähnten Nonne Rhoswitha von Gandersheim ist wohl einer etwas näheren Betrachtung wert. Gandersheim am Harz, unweit von Goslar war die Stätte ihrer Wirksamkeit, wo sie bis gegen das Jahr 1002 lebte, nachdem sie die Erziehung der Aebtissin Gerberg, einer Tochter Heinrichs von Bayern, erhalten hatte. „Sie ergriff mit der ganzen Macht ihres Gemütes die geistige Richtung, von welcher sie den hochgeborenen Nonnenconvent bewegt fand. Nicht nur die demütige Entsagung der Freuden dieser Welt, die völlige Hingebung an die Religion, sondern auch reges Interesse für die literarischen Traditionen des römischen Altertums, Gedanken und Bestrebungen, welche durch die Erwerbung der Kaiserkrone in Rom durch Otto d. Gr. in den geistlichen Mitgliedern der Kaiserfamilie noch eine höhere praktische Bedeutung erhielten und noch weiter ausgestrahlt wurden. Daher konnte Rhoswitha erzählen, daß sie außer dem Unterricht der Rikardis, die sie grundweise und grundgütig nennt, und von einigen anderen die fürstliche Aebtissin Gerberg zur Lehrerin gehabt, die zwar jünger als sie, aber wie es einer Kaisernichte geziemt, sie an feiner Bildung und Gelehrsamkeit weit überragt habe. Gerberg las mit ihr eine Anzahl Autoren, welche sie selber zuvor mit gelehrten Männern gelesen. Schon früher hatte sie ihr Fleiß in dem Büchervorrat des Klosters heimisch gemacht und an-

Rhoswitha überreicht Otto dem Großen und dem Erzbiſchof Wilhelm von Mainz ihre Werke.
Nach dem Dürerſchen Holzſchnitt aus der erſten gedruckten Ausgabe der Werke Rhoswithas.

geregt von dem Gelesenen, ganz ohne äußeren Antrieb, versuchte sie selber zu schreiben. So übte sie sich, und zwar ganz ins Geheime und verstohlen, schreibend und das Geschriebene umarbeitend, im Versemachen. Denn sie fürchtete bei ihrer Jugend und mangelhaften Bildung anderer Urteil. Allmählich fühlte sie sich sicherer und ihr Talent, das sie selber anerkennt, und ihre in jener Zeit seltene Belesenheit und Sprachgewandtheit, verschafften ihr die Aufmunterung und den Zuspruch ihrer erlauchten Lehrerinnen. Nachdem sie sechs biblische Komödien in gutem Lateinisch geschrieben, um den in allen Klöstern trotz seines ärgerlichen Inhalts gelesenen Terenz zu verdrängen, kam sie 965 einem Auftrag Otto II. nach, die Taten seines Vaters Otto I. zu beschreiben. Ohne Hilfe von Büchern, auf mündliche Ueberlieferung beschränkt, nahm sie die Arbeit vor, und wenngleich der geschichtliche Wert des Gedichtes von untergeordneter Bedeutung ist, so enthält es doch manche wichtige Nachricht, und ist namentlich für die Flucht der Königin Adelheid die einzige Kunde. Bald nach Erledigung dieses Auftrages begann die gelehrte Nonne ihr Gedicht von der Gründung ihres Klosters, das bis zum Jahre 919 reicht. Lange Zeit war Rhoswitha mit all ihren Dramen und Gedichten verschollen, bis endlich im Jahre 1501 Conrad Celtis die einzige von ihr erhaltene Handschrift in der Klosterbibliothek zu St. Emmeran in Regensburg auffand und herausgab. Die „germanische Muse" fand überall in Deutschland, wie in Frankreich, Italien und England begeisterte Aufnahme und man hat ihr auch heute noch alle Aufmerksamkeit zu schenken für nötig befunden.

Die fränkischen oder salischen Kaiser

1024—1125.

Konrad II. 1024—1039.

Große Verwirrung drohte dem Reiche nach Heinrichs Tod. Zwei Monate lang war es ohne Oberhaupt. Da versammelten sich die geistlichen und weltlichen Größen, viele Dienstmannen und freien Männer auf der großen Ebene bei Kamba, zwischen Worms und Mainz um einen König zu wählen. Sie lagerten unter freiem Himmel, auf beiden Seiten des Rheins; auf dem rechten Ufer schlugen die Sachsen, die Ostfranken, die Schwaben, die Bayern und die Slaven ihre Zelte auf, auf dem linken die rheinischen Franken und die Lothringer. Wer gewählt werden sollte, darüber war man sich freilich noch nicht einig; zwei Bewerber waren es, auf welche die Augen fielen. Sie gehörten zum Stamme der Franken, der eine wie der andere. Sie waren Brudersöhne, Sprößlinge König Konrad I., wenig an Jahren von einander verschieden, beide in großem Ansehen, und von gleichem Namen, beide hießen Konrad. Der eine, der jüngere, war Herzog in Franken, der andere, der ältere, ein Graf, „ein Mann von ausnehmender Freiheit, der sich niemals zum Dienste für einen andern herabgelassen.“ Er besaß große Eigen- oder Salgüter, und war mit Gisela, der hochverständigen Tochter des Schwabenherzogs Hermann und Witwe Herzogs Ernst von Schwaben vermählt.

Nachdem die Stämme soweit vereinigt schienen, den einen dieser Franken zu wählen, besprach sich der ältere Konrad mit dem jüngeren, um jede Zwietracht, die durch die Wahl entstehen konnte, zu beseitigen und beide verständigten sich dahin, daß einer dem andern nicht im Wege sein wollte. Der Erzbischof von Mainz, Aribo, war der erste, der seine Stimme abgab. Er stimmte für den älteren Konrad, und ihm gleich stimmten alle anderen Erzbischöfe, Bischöfe und Geistliche. Nun kam die Reihe an die Weltlichen, und zwar zuerst an Konrad den jüngeren. Dieser trat einen Augenblick bei Seite, besprach sich mit den ihm zugetanen Lothringern, kehrte dann auf seinen Sitz zurück, und stimmte für seinen älteren Vetter. Alle anderen Großen stimmten auf gleiche Weise und unter lautem Jubel des Volkes wurde Konrad der ältere als König ausgerufen, der zweite dieses Namens.

Alle bei der Wahl Beteiligten geleiteten ihn nach Mainz, wo er gekrönt und gesalbt wurde. Bei der Krönung mahnte ihn der Erzbischof an seine Pflicht, Gerechtigkeit und Frieden zu handhaben, die Kirche zu beschützen und den Witwen und Waisen zu helfen. Und nun, Herr König, schloß er, bittet Dich die heilige Kirche mit mir um Gnade für alle, die Dich bisher beleidigt haben; hier ist ein edler Mann, der Dir Feindliches getan, mögest Du ihm und allen andern verzeihen, um der Liebe Gottes willen, die Dich heute hier auf Erden an ihre Statt setzt, und so wie Du wünschest, daß einst Gott Dir verzeihen möge. Der König war überrascht und bis zu Tränen gerührt, aber kein Wort, keine Gebärde sprach aus, was in ihm vorging. Da vereinigten alle Anwesenden, Prälaten, Herzöge und alles Volk ihre Bitte mit der des Erzbischofs und der König sprach es aus, daß er allen seinen Feinden verzeihen wolle. Da war eine Freude in der ganzen Versammlung, so daß viele vor Freude weinten. Dann leisteten alle vom Herzog und Erzbischof bis zu den anwesenden gemeinen Freien durch Handschlag den Eid der Treue.

Konrad II.
Nach dem Gemälde von Lorenz Clasen im Römer zu Frankfurt a. M.

Konrad war eine edle Natur, voll Kraft und Wollen, er wußte seine Zwecke zu verfolgen und die Mittel zu wählen, die zum Ziele führten, ein Kriegsheld und ein Staatsmann wie kaum einer seiner Zeit. Aber eine gewisse Härte charakterisierte ihn, und eine entschiedene Richtung zur Prosa. Alles ist an ihm nüchtern wie an seiner Zeit, ohne höhere Bildung und höheren Sinn. Ein hochpoetisches Bild jedoch ist in das graue Einerlei des Gewebes, das seine Regierung bildet, hineingestellt, die Episode mit seinem Stiefsohn Herzog Ernst von Schwaben.

Es war Konrad bald gelungen, den Frieden in Deutschland wenigstens äußerlich und für eine Zeitlang herzustellen. Sein alter Freund und Waffengenosse Werner, Bischof Bruno von Augsburg, der Bruder Heinrichs II., und Bischof Werner von Straßburg standen ihm mit treuem Rat zur Seite. Indem er Basel dem Reiche sicherte, gab er damit zu verstehen, daß er die Ansprüche auf Burgund, welche Rudolf und seine Fürsten als mit dem Tode Heinrichs II. als erloschen darstellen wollten, keineswegs aufgebe, wenn auch Rudolf nach ihrer Ansicht nicht dem Reiche, sondern nur seinem Verwandten Heinrich die Nachfolge zugesichert habe. Allein als Gemahl Giselas, einer Nichte Rudolfs, glaubte Konrad das gleiche Recht zu haben, und war durchaus nicht gesonnen, dasselbe aufzugeben. So wurde Rudolf 1025 zu einem neuen Vertrag genötigt, der Burgund dem deutschen Reiche sichern sollte.

Konrads Vorsatz, nach Italien zu ziehen, um dort des Römischen Reiches Rechte zu sichern, fand in der damaligen Lage Italiens vollkommene Rechtfertigung. Kaum hatte man dort die Kunde von dem Tode Heinrichs II. vernommen, als in Pavia die

Einwohner den Königspalaſt zerſtörten, und die Großen mit dem Plane umgingen, ſich aus Frankreich einen König zu holen. Als König Robert die Wahl ablehnte, boten ſie die Krone einem ſeiner Vaſallen, dem Herzog Wilhelm von Aquitanien an, allein dem widerſetzte ſich Aribert von Mailand, und wenngleich nun der König entſchloſſen war, ſeiner Einladung zu folgen, ſo vermochte er doch nicht ſofort dieſen Plan auszuführen.

In Polen war Herzog Boleslav geſtorben, und ſein Sohn und Nachfolger Miezislav ſchien geſonnen, die trotzige Stellung des Vaters einzunehmen. Erſt mußte alſo dieſer zur Ruhe gebracht werden, und auch im Weſten und Süden mußte erſt Ordnung geſchaffen werden. Herzog Friedrich von Oberlothringen und Herzog Gotzelo von Niederlothringen beharrten in ihrem Widerſtand, und ihnen hatten ſich neben den meiſten Vaſallen des Landes namentlich auch der Markgraf von Flandern angeſchloſſen. König Robert von Frankreich reizte fortwährend zum Widerſtand, und jetzt ſchon erwuchſen Konrad aus der burgundiſchen Erbſchaft Feindſeligkeiten. Herzog Ernſt von Schwaben, ſein Stiefſohn, trachtete nach dem dortigen Beſitz, obgleich die Königin ihre Anſprüche auf den Kaiſersſohn Heinrich übertragen hatte, und dabei von dem mächtigen Grafen Welf energiſch unterſtützt wurde. Es gelang indeſſen Konrad in kurzer Zeit dieſer Bewegung Herr zu werden; er rückte in Lothringen ein und als er in Aachen das Weihnachtsfeſt feierte, erſchien dort Herzog Gozelo, um ihm den Eid der Treue zu leiſten, und bald folgten ſeinem Beiſpiel Friedrich und die übrigen Vaſallen. Auch Herzog Ernſt bat um Verzeihung und ſchloß ſich dem Reichsheer zum Zug nach Italien an.

Der Kaiſerſtuhl zu Goslar. Seemann, Atlas Taf. XXIV.

Ehe Konrad ſeine Romfahrt antrat, ernannte er auf einem Reichstag zu Augsburg ſeinen achtjährigen Sohn zu ſeinem Nachfolger und zog dann nach Mailand, wo ihn Aribert mit der Krone der Longobarden ſchmückte. Nur Pavia leiſtete hartnäckigen Widerſtand, und in Ravenna kam der König durch einen mächtigen Aufſtand der Bürger in große Lebensgefahr, bis endlich Not und Verwüſtung ſie zur Unterwerfung zwangen. Um Oſtern 1027 zog Konrad in Rom ein, wo er und ſeine Gemahlin von Papſt

Johann XIX. in Anwesenheit Kanuts von Dänemark und Rudolfs von Burgund gekrönt wurden.

In Deutschland warteten des heimkehrenden Kaisers freilich schon wieder neue Kämpfe. Herzog Ernst von Schwaben hatte sich abermals empört, wurde aber bald unterworfen und nach Giebichenstein in Haft gebracht. Der Fürbitte seiner Mutter Gisela gelang es freilich bald nachher, noch einmal für den Sohn Verzeihung zu erwirken. Ernst erhielt sein Herzogtum Schwaben wieder, aber versöhnt war er mit dem Vater auch jetzt nicht. Mit seinem treuen Freunde Werner von Kyburg, der noch immer in Aufruhr gegen den Kaiser stand, blieb er in Verbindung, und als Konrad von ihm forderte, daß er seine Beziehungen zu Werner löse, ja als Herzog des Landes, in dem jener weilte, ihn selbst bekämpfe, da weigerte sich dessen Ernst. Alles wollte er eher, als die Treue brechen, trotzig verließ er den Hof. Nun traf ihn Acht und Bann, und im Verzweiflungskampfe ging er mit dem Freunde unter. Für das Geschick des Stiefsohnes hatte der Kaiser nur ein herbes Wort, das Volk aber nahm für den unglücklichen Jüngling, dem seine Freundestreue zum Verderben geworden war, in seinen Liedern Partei. Die Sage verschmolz sein Geschick mit dem des ebenso unglücklichen Liudolf, des Sohnes Otto d. Gr., und so entstand das im Mittelalter so viel gesungene Lied vom Herzog Ernst, das seinen Helden zuletzt das Kreuz nehmen und die mannigfachen Wunder des Morgenlandes schauen läßt.

Konrad wandte sich nun gegen den Polenherzog, und nachdem er diesen zum Frieden gezwungen hatte, und auch der Ungarkönig Stefan Frieden hielt, war das Ansehen Konrads im Osten größer denn je. Auf einem Tage zu Peterlingen in der Schweiz vereinigte er nach dem Tode Rudolf III. im Jahre 1032, das burgundische Reich mit dem deutschen 1033, eine Eroberung, die freilich mehr äußeren Glanz als Zuwachs an Macht brachte. Jedoch war die Schweiz nun für immer an die Entwickelung des deutschen Lebens geknüpft, und ist lange Zeit ein unmittelbarer Teil des Reiches gewesen.

Nach der Besitzergreifung von Burgund stand Konrad auf der Höhe seines Ruhmes. Drei Königskronen schmückten außer der Kaiserkrone sein Haupt und seine Herrschaft erstreckte sich von Marseille bis nach Antwerpen, von der Eider bis zum Tiber, von der Maas bis zur Oder oder zur March. Mit ruhiger, aber rücksichtsloser Entschlossenheit verfolgte er den Plan, teils durch die Verringerung der Zahl von großen Vasallen, teils durch die Schwächung ihrer Macht die oberste Herrschergewalt zu steigern, und dadurch die Erblichkeit des Königtums zu sichern. Um diesem Ziele näher zu kommen, belehnte er seinen von den Fürsten schon lange zum Thronerben ernannten Sohn Heinrich, dem er bereits das Herzogtum Bayern verliehen, mit Schwaben und Burgund, übergab Kärnten seinem kinderlosen Vetter Konrad, während er Franken unter eigener Verwaltung behielt und verminderte die Abhängigkeit der kleinen Vasallen von ihren Lehnsherrn dadurch, daß er auch ihre Lehen für erblich erklärte.

Obgleich Konrad sich in seinem Glauben, wie in seinem Leben als ein treuer Sohn der Kirche erwies, und Kirchen und Klöster mit königlicher Freigebigkeit beschenkte, trübte doch die vorherrschende Rücksicht auf die Steigerung seiner Herrschergewalt seinen Blick für die wichtigsten Interessen. Um in den geistlichen Würdenträgern willfährige Werkzeuge für seine Politik zu besitzen, sah er bei Besetzung der erledigten Bischofstühle und Abteien weit weniger auf echt kirchliche Gesinnung und erprobte Befähigung zur Erfüllung der geistlichen Pflichten, als auf persönliche Ergebenheit und die Förderung seiner

politischen Interessen; ja er eröffnete sogar, indem er sich die Verleihung der kaiserlichen Aemter nicht selten bezahlen ließ, der Simonie ihre verhängnisvolle Bahn. Daher wurden von allen Seiten Klagen laut über die Verweltlichung der Geistlichkeit, deren unkirchlicher Sinn sich nicht selten in einem anstößigen Lebenswandel, sowie in Unbotmäßigkeit und Widerspenstigkeit gegen den päpstlichen Stuhl kundgab.

Bald sollte sich für Konrad wieder Veranlassung geben nach Italien zu ziehen. Für den Unruhestifter hielt er Aribert, den er vergeblich in Mailand belagerte. Aribert bewaffnete damals zuerst die Bürgerschaft der Stadt Mailand, die sich mutig um ihren riesigen Fahnenwagen, den Carroccio scharte, und verlieh ihnen Ordnung und Rechte; so begann hier in Mailand zuerst die italienische Städtefreiheit zu keimen, mit der spätere Kaiser so schwer zu rechnen haben sollten. Im Kampfe mit Mailand tat der Kaiser einen Schritt, der von mächtigen Folgen sein mußte, er erklärte auch die kleineren Lehen für erblich und je gewisser er dadurch der Macht und dem Wachstum der geistlichen und weltlichen Großen den empfindlichsten Stoß versetzte, desto fester knüpfte er dadurch die kleinen Vasallen an den Kaiserthron.

An Gichtschmerzen leidend kehrte Konrad nach Deutschland zurück und bestellte nun in der Ahnung seines baldigen Hinscheidens sein Haus. Auf einer Reichsversammlung zu Solothurn übergab er seinem Sohne Heinrich die Regierung, und verbrachte dann den Winter und Frühling des Jahres 1039 in Ostfranken, Sachsen und den Städten am Rhein, überall bemüht, den inneren Frieden zu festigen. Noch feierte er in Utrecht mit seiner Gemahlin und seinem Sohne das Pfingstfest in großer Pracht. Am 4. Juni 1039 schied er aus dem Leben und acht Tage nachher starb auch sein einstiger Mitbewerber Konrad.

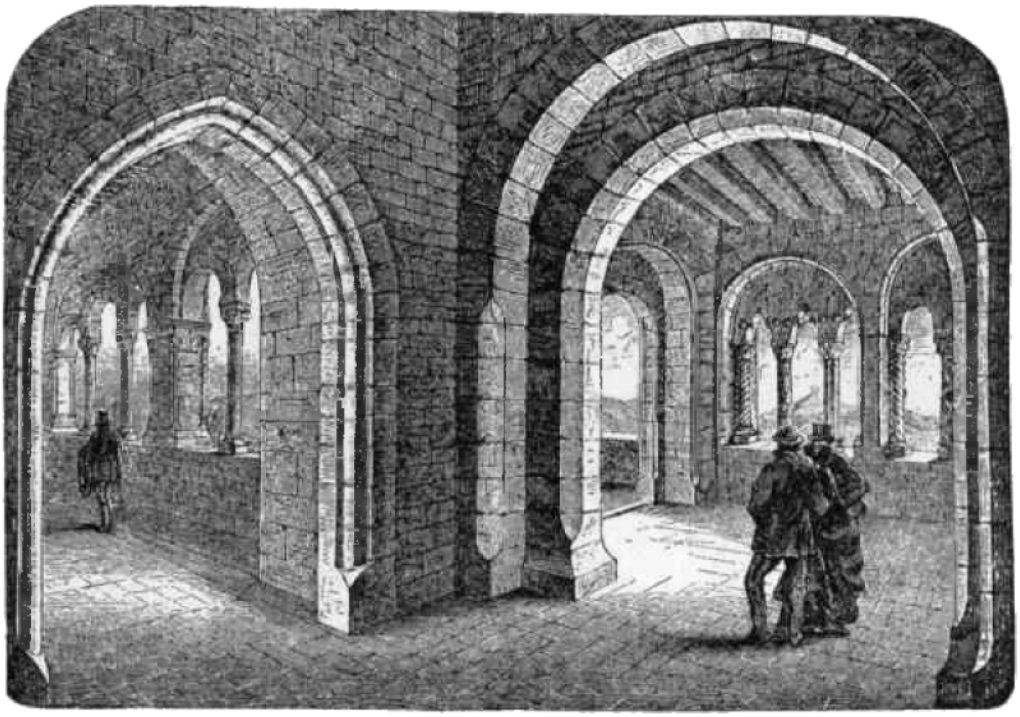
Auf das Volk, das den Kaiser noch am Tage zuvor von all seiner Macht und Pracht umstrahlt gesehen hatte, machte die erste Kunde von seinem Tode einen gewaltigen Eindruck. Wo hätte es auch jemals einen schärferen Gegensatz irdischer Größe und irdischer Hinfälligkeit gegeben. Viele Tränen flossen um Konrad, denn vielen war er ein freigebiger Herr gewesen, und manchem war seine strenge Rechtspflege die Quelle reichen Segens geworden. Aber die Tränen der Menschen trocknen schnell, wenn sich die Trauer um den Verlust nicht mit Besorgnis vor naher Gefahr und eigener Bedrängnis verbindet. So war der gewaltige Kaiser nur allzubald von der Masse vergessen, welche die Erbfolge gesichert sah, und sich Großes von dem jungen König versprach. Anders war jetzt die Lage des Reiches, als beim Tode Heinrichs II., wo alles mit banger Spannung der nächsten Zukunft entgegenging. Aber auch das war Konrads Verdienst und mit großem Recht klagt der Hildesheimer Annalist seine Zeitgenossen schreienden Undankes an: „Oh ihr harten und fühllosen Menschen," ruft er aus, „bei dem jähen Tode eines Mannes, in dem die gewaltigste Kraft und Macht des Eroberers unterging, hört man kaum einen Seufzer."

Heinrich III. 1039–1056.

Der schon längst zu Lebzeiten seines Vaters zum König gewählte und gesalbte Heinrich hatte von seiner klugen Mutter Gisela eine tüchtige Erziehung genossen, den Wissenschaften und ihrer Pflege blieb der Kaiser sein Leben lang treu. In Deutschland hatte ihm sein Vater geordnete Zustände hinterlassen, Kämpfe erwarteten ihn nur in den

Nebenreichen. Erst mußte der kühne Herzog Bretislav von Böhmen zur Unterwerfung gezwungen werden. In Ungarn setzte er den durch einen Empörer vertriebenen Neffen und Nachfolger König Stefan I., Peter wieder in seine Rechte ein, ja Peter nahm sogar sein Reich von Deutschland zu Lehen, während Heinrich das Land bis zur March und Leitha, das die Ungarn im Laufe der Kämpfe hatten abtreten müssen, als die „Neumark von Oesterreich" an Luitpold von Babenberg verlieh. Im Vollbesitz der kaiserlichen Gewalt vermählte sich Heinrich zum zweiten Male mit Agnes von Poitou, und so mit dem fürstlichen Adel Frankreichs verwandt, konnte er um so eher seine Stellung in Burgund behaupten. Ja seine Pläne schienen sogar darauf hinauszugehen, von Burgund aus das ganz zersplitterte Frankreich zu beherrschen.

In die verwilderten und verrohten Sitten damaliger Zeit suchte eine vom Kloster von Cluny ausgehende Reform bessernd einzudringen. Dort regte sich ein ernster, strenger und frommer Sinn, der sich zunächst in Bußübungen und mönchischer Zucht äußerte, dann aber auch zu weitgehenden Reformen überging. Von hier aus wurde der zuerst auf einer aquitanischen Synode verkündete Gottesfriede (Treuga Dei) empfohlen und nach Burgund, Frankreich verbreitet. Von Mittwoch abend bis Montag früh sollte keine Fehde ausgefochten werden, und die Kirche heiligte diese ideale Bestimmung. Bald schlossen sich all die zahlreichen Klöster in Burgund und Frankreich dieser Kongregation von Cluny an und auch Heinrich III. billigte dieselbe. Er sah nur in den strengsten Mitteln eine Rettung gegen das drohende Verderben, und hielt sich als Kaiser für berufen, diese den Völkern zu bringen. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran; er setzte hinfort nur ernste und würdige Bischöfe ein, und zwar ohne Geld und Geschenke von ihnen zu nehmen, und trieb und mahnte unablässig zum Frieden und zur Versöhnung. Er sah die Kaiserwürde als ein heiliges Amt an, die Christenheit zu bessern, und setzte die Kaiserkrone nie auf sein Haupt, ohne vorhergegangene Beichte und Buße. Indem er sich aber so selbst demütigte, glaubte er sich um so mehr berufen, mit der gewaltigen Hand des ersten Herrschers der Erde die Kirche aufzurichten.



Corridor des Kaiserhauses in Goslar.

Von diesem Gefühle geleitet, entschloß sich Heinrich zu seiner Romfahrt, die er im Jahre 1046 antrat. In Rom herrschten zu jener Zeit nicht weniger als drei Päpste. Auf einer Synode in Sutri ließ Heinrich alle drei absetzen und setzte den Bischof

Suidger von Bamberg als Clemens II. (1046—1049) auf den päpstlichen Stuhl. Dieser krönte sofort den König und seine Gemahlin mit der Kaiserkrone, und Heinrich zog nun nach Unteritalien, wo die Söhne Tancreds von Hauteville, Wilhelm der Eisenarm und Drogo, den Griechen vernichtende Schläge beigebracht und denselben fast ganz Apulien genommen hatten, worauf Wilhelm der Eisenarm von Waimar von Salernozum Grafen von Apulien eingesetzt worden war. Das war der Anfang der Normannenherrschaft in Apulien, und Kaiser Heinrich nahm die von den Normannen gemachten Eroberungen in Schutz, indem er den Normanen Raidulf mit Aversa, und nach Wilhelms Tode Drogo mit Apulien belehnte.

Zurückgekehrt nach Deutschland mußte der Kaiser eine Empörung Gottfrieds des Bärtigen, der sich mit dem Grafen Balduin von Flandern und Dietrich von Holland verbunden hatte, niederschlagen. Sein Zug nach Holland (1047) war freilich nicht glücklich, und überall zeigte sich deswegen Empörung. In Ungarn und Polen, Burgund, und Ober- und Unteritalien, nicht zum wenigsten in Rom regte sich gegen das erdrückende Uebergewicht des Kaisers der Widerstand. Sogar im Innern des Reiches, und namentlich in Sachsen entstanden bedenkliche Unruhen. Schritt für Schritt suchte Heinrich wieder festen Boden zu gewinnen; das Herzogtum Schwaben wurde dem in Treue erprobten Markgrafen Otto von Schweinfurt gegeben, durch ein Schutz- und Trutzbündnis mit dem dänischen König Svend sicherte er sich gegen einen Aufstand der Sachsen und schloß mit dem König von Frankreich ein Friedens- und Freundschaftsbündnis, wodurch er Gottfried von Oberlothringen die Hoffnung auf französische Unterstützung nahm, so daß sich dieser nun auf Gnade und Ungnade ergab. Ebenso wurde Heinrich in Rom, wo sich nach Clemens II. Tod wieder die Tusculaner geregt hatten, wieder Herr der Lage; denn die Römer baten den Kaiser als Patricius um die Neubesetzung des römischen Stuhls und Heinrich ernannte zuerst Damasus II. und nach dessen schnellem Tode den Bischof Brun von Toul als Leo IX. (1049—1054) zum Papst.

Seine ganze Vergangenheit band Leo IX. an das Kaiserhaus, mit Hingebung und Verehrung hing er an Heinrich III., mit dem er sich in seinen Bestrebungen und Zielen eins wußte; und als nun am 11. November 1050 die Kaiserin Agnes, die ihrem Gemahl bisher nur Töchter geboren hatte, eines Knäbleins genas, da war auch Heinrichs höchster Wunsch erfüllt.

Gar zu lange freilich konnte er sich der Freude darüber nicht hingeben. Die Feldzüge der nächsten Jahre gegen die Ungarn ermutigten, da ihr Verlauf für Heinrich nicht immer ein günstiger war, die Stammesfürsten von Neuem zum Widerstand. Hennegau blieb von den flandrischen Grafen besetzt, Herzog Gottfried hegte von neuem die Hoffnung sein väterliches Erbe zu gewinnen, und in Bayern sah sich Heinrich genötigt, den Herzog Konrad, der in eine Fehde mit dem Bischof Gerhard von Regensburg verwickelt war, abzusetzen. Konrad war zu König Andreas nach Ungarn geflohen, und es gelang ihm diesen aufs neue zum Kampf gegen Heinrich zu bewegen. Mit einem wilden Kriegshaufen fiel Konrad in Kärnten ein, und auch in Bayern gelang es ihm, Empörung anzustiften. Doch als Heinrich selbst in den bedrohten Ostländern erschien, Konrad ächtete, und seine Güter einzog, änderte sich bald die Lage. Der Kaiser übertrug Bayern seinem Sohn, zu dessen Vormund er den Bischof von Eichstädt wählte, und auch in Kärnten war die Ruhe bald wieder hergestellt.

Auch in Italien hatte sich indessen die Lage der Dinge für den Kaiser nicht günstig entwickelt. Herzog Waimar von Salerno war als Opfer einer Verschwörung gefallen, und als nach dem Tode des Markgrafen Bonifazius von Tuscien dessen Witwe dem Herzog Gottfried von Lothringen die Hand reichte, waren für Heinrich die Verhältnisse bedenklich geworden.

Am 19. April 1054 starb Papst Leo IX. Sterbend soll er die Sorge für die Kirche dem als päpstlicher Legat in Frankreich verweilenden Hildebrand, der einst Gregor VI. in seine freiwillige Verbannung nach Deutschland begleitet hatte, ans Herz gelegt haben. Hildebrand scheint in der Tat auch lange geschwankt zu haben, ob er nicht auf sich die Papstwahl lenken sollte, allein bald schlug er selbst den Bischof Gebhard von Eichstädt vor, und dieser bestieg nun als Viktor II. wenn auch nach langem Bedenken erst den päpstlichen Stuhl. Gebhard war in den geistigen und weltlichen Geschäften ungemein erfahren. Dem Kaiser von ganzer Seele zugetan, war er doch nicht der Mann, irgend etwas seiner persönlichen oder kirchlichen Stellung zu vergeben. Man kannte ihn als einen politischen Kopf, der mit dem klarsten Geiste die verwickeltsten Verhältnisse beherrschte, und noch stand er in den ersten Mannesjahren, Raschheit des Entschlusses mit reifer Einsicht verbindend. Aber dennoch hatte es Hildebrand Mühe gekostet, ihn zur Annahme der Wahl zu bewegen. Erst auf einem Fürstentag zu Regensburg 1055 hatte sich Gebhard entschlossen, und machte dies mit den Worten bekannt: „Wohlan so ergebe ich mich dem heiligen Petrus ganz und gar mit Leib und Seele, obschon ich meine Unwürdigkeit zu einer solch hohen Stellung erkenne, unterwerfe ich mich Eurem Gebote. Aber nur unter der Bedingung, daß Ihr dem heiligen Petrus zurückgebet, was ihm gehört."

So zog Gebhard mit der Gesandtschaft nach Rom, wo er in der Peterskirche geweiht wurde. Heinrich selbst folgte ihm bald nach Italien. Dort nahm sein alter Feind Gottfried eine Stellung ein, die bei dem Kaiser Besorgnis erregen mußte; allein er entwich bei dem Erscheinen Heinrichs zu Balduin von Flandern, und seine Gemahlin Beatrice, die geglaubt hatte, durch ihr persönliches Erscheinen Heinrich zur Milde zu bestimmen, mußte mit ihrer Tochter in dessen Gefolge bleiben. Allein bald riefen beunruhigende Nachrichten den Kaiser wieder nach Deutschland zurück. Dort hatte sich, mit Heinrichs eigenem Oheim, dem Bischof Gebhard von Regensburg an der Spitze eine Verschwörung gebildet, die nichts anderes als die Ermordung des Kaisers und die Herstellung der Stammesfürstentümer plante. Dieses Vorhaben scheiterte freilich, und Heinrich schritt nun energisch gegen den Anstifter derselben ein, indem er Gebhard mit strenger Haft, und die übrigen Teilnehmer an Freiheit und Gut strafte.

Allein trotzdem sollten ihm die nächsten Jahre noch Unruhen mancherlei Art bringen. Seine treuesten Anhänger starben, einer nach dem andern, in den Ostmarken erneuerten die Liutizen ihre verheerenden Einfälle und im Westen lagen des Kaisers alte Feinde Gottfried und Balduin im Streit mit Friedrich dem Herzog von Niederlothringen. Auf einem Reichstag in Zürich traf der Kaiser Vorkehrungen zur Sicherstellung Italiens, indem er seinen Sohn mit Bertha von Susa verlobte, er entließ seinen Oheim Gebhard aus der Gefangenschaft und versöhnte sich mit Gottfried, dessen Gatin Beatrice er aus der Haft entließ. Seine zweite Tochter Judith, sollte mit Salomo, dem Sohne des Königs Andreas von Ungarn verlobt werden, und Papst Viktor wurde nach Goslar berufen, um alle Pläne des Kaisers zu vernehmen. Allein dort traf den Kaiser die Nachricht, daß die beiden sächsischen Grafen, die er gegen die Liutizen gesandt, im Kampfe gefallen seien. Das warf ihn auf das Krankenlager und am 5. Oktober 1056 starb er in der Burg Bodfeld auf den Höhen des Harzes. Dem Papste und den anwesenden Fürsten hatte er seinen Sohn Heinrich IV. und seine Gemahlin Agnes empfohlen und schied erst 39 Jahre alt, versöhnt mit der Welt aus dem Leben.

Heinrich IV. 1056–1106.

Die rücksichtslose Art und Weise, in welcher der verstorbene Kaiser Heinrich die Machtvollkommenheit der Krone hatte herzustellen gesucht, hatte unter den Großen seit lange eine Unzufriedenheit hervorgerufen, die nur durch Heinrichs eisernes Regiment niedergehalten worden war, nach seinem Tode aber das Reich mit gefährlichen Unruhen bedrohte. Kaiserin Agnes, eine geistreiche, fein gebildete und wohlwollende Fürstin, die anfangs für ihren Sohn die Regentschaft führte, war freilich solchen Stürmen nicht gewachsen. Sie suchte darum die Großen durch Nachgiebigkeit zu versöhnen, indem sie die erledigten Herzogtümer neu besetzte, allein ihre Bemühungen scheiterten an der Erbitterung über den Einfluß, den sie dem im Geiste Heinrichs fortwirkenden Kanzler desselben, dem Bischof Heinrich von Augsburg auf die Verwaltung einräumte. Infolge dessen traten mehrere der mächtigsten Fürsten zu einem geheimen Bund zusammen, der den Zweck hatte, der Kaiserin ihren Sohn, und mit demselben zugleich die Regierung zu entreißen. An der Spitze dieser Verschwörung stand der Bischof Anno von Köln und eine günstige Gelegenheit zur Ausführung ihres Planes bot sich den Verbündeten bald bei dem Aufenthalt des Hofes in Kaiserswerth, wo das Pfingstfest des Jahres 1062 gefeiert werden sollte. Nach einem heiteren Festmahle luden die Fürsten den jungen König ein, das prachtvoll ausgeschmückte Schiff Annos zu besichtigen; kaum hatte er jedoch dasselbe bestiegen, als die Diener des Erzbischofs zu den Rudern griffen, und das Schiff nach der Mitte des Stromes trieben. Heinrich, in der Angst um sein Leben, sprang in die Flut, wurde aber von seinem Vetter, dem Grafen Egbert von Braunschweig den Wellen entrissen, und nach dem Schiffe zurückgebracht, wo man seine Furcht durch gütliches Zureden zu beschwichtigen suchte. Die Verschworenen brachten den jungen König nach Köln, wo er unter der Obhut Annos blieb. Die tief gekränkte Königin zog sich nach Italien zurück, und Anno wurde nun in Wahrheit Beherrscher des Reichs, wenn auch dem Namen nach die Regierung der Gesamtheit der Bischöfe zufiel.

Heinrich IV. Nach dem Gemälde im Römer zu Frankfurt a. M.

Um in dem einflußreichen Erzbischof Adalbert von Bremen, einem Manne von großer Begabung und rastloser Tätigkeit, der jedoch ganz im Banne einer schrankenlosen Ruhmbegierde stand, eine Stütze gegen seine zahlreichen Gegner zu gewinnen, überließ Anno demselben, während er selbst zur Schlichtung der in Italien entstandenen Wirren nach Rom zog, die Leitung des leidenschaftlichen Knaben. Adalberts ganzes Streben

ging darauf aus, sich einen dauernden Einfluß auf Heinrichs Regierung zu sichern, und er bemühte sich darum vor allen Dingen, dessen Zuneigung zu gewinnen. Um dies zu erreichen, stürzte er ihn nicht nur in den Strudel des üppigen Hoflebens, sondern legte auch den erwachenden Begierden und schlimmen Leidenschaften des jungen Königs keinerlei Hindernis in den Weg. Er zog in ihm den Gedanken einer unbeschränkten Herrschaft groß, und erfüllte ihn namentlich mit Vorurteilen und einem blinden Haß gegen die Sachsen, mit deren Großen er selbst zerfallen war.

Heinrich IV. zu Bingen. Von A. Rethel.

Um sich seinen Einfluß zu sichern, erklärte Adalbert schon im Jahre 1065 den erst fünfzehnjährigen König für mündig, und Heinrich, dem es an jedem sittlichen Halt fehlte, gab sich nun einem zügellosen Leben hin. Um die verhaßten Sachsen in strengem Gehorsam zu halten, ließ er in ihrem Lande zahlreiche feste Burgen anlegen, die mit Besatzung versehen waren. Sein Lieblingsaufenthalt war Goslar, wo er von einer großen Schaar gleichgesinnter Genossen umgeben, durch Spielleute und Gaukler sich die Zeit vertreiben ließ, und mehr und mehr alle Leidenschaften eines zügellosen Lebens kennen lernte.

So konnte es nicht überraschen, daß sich die sächsischen Großen, erbittert über die Lasten, welche Heinrichs schwelgerische Hofhaltung ihrem Lande auferlegte und besorgt

für ihre durch des Erzbischofs Haß bedrohten Rechte und Freiheiten, mit den vornehmsten der übrigen Reichsfürsten zum Sturze Adalberts verbündeten. Sie forderten von dem jungen König mit solch drohender Entschiedenheit die Absetzung desselben, daß Heinrich an eine solche Sprache nicht gewöhnt, sich zur Nachgiebigkeit gezwungen sah, und Adalbert von seinem Hofe entfernte.

Nach dem Sturze Adalberts ging die Reichsregierung wieder in die Hände Annos über, allein es gelang diesem nicht, den König auf bessere Wege zurückzuführen. Heinrich tat auch jetzt seinen Begierden und Leidenschaften keinen Zügel an. Seine Gemahlin Bertha, die ebenso schöne als geistvolle nnd tugendhafte Tochter des Markgrafen Otto von Turin, behandelte er in der rohesten Weise, auf einem Fürstentag in Frankfurt suchte er sogar seine Scheidung von ihr durchzusetzen, und nur der energische Widerspruch der päpstlichen Legaten zwang ihn von seinem Vorhaben abzustehen.

Bald war auch Adalbert wieder an Heinrichs Hof zurückgekehrt, und da, wie begreiflich, sein Haß gegen die Sachsen durch deren Vorgehen gegen ihn aufs Höchste gestiegen war, reizte er den Kaiser mehr denn je zu Härte und Gewalttätigkeiten gegen dieselben. Der tapfere, allgemein geachtete Otto von Nordheim, ein Verwandter des sächsischen Herzogshauses, den die Kaiserin Agnes mit dem Herzogtum Bayern belehnt hatte, wurde auf eine gegen ihn erhobene Anklage hin, daß er die Ermordung Heinrichs geplant habe, ungehört durch ein aus seinen Gegnern zusammengesetztes Fürstengericht geächtet, und das Herzogtum Bayern seinem Schwiegersohn Welf, dem Sohne Azzo's von Este verliehen, der hierauf seine Gemahlin ihrem Vater zuschickte. Schwergekränkt ergriff Otto die Waffen im Vereine mit seinem Freunde Magnus, dem Sohne des Herzogs Ordulf von Sachsen, doch mußten sich beide bald dem Kaiser ergeben und blieben in Gefangenschaft.

Im Dezember 1072 zog sich Anno, die Lasten des Alters vorschützend, von der Reichsregierung zurück, und nun stand Heinrich allein an der Spitze der Regierung, unerfahren in der schweren Kunst der Herrschaft über andere und über sich selbst. Am schlimmsten verfuhr er gegen die Sachsen, die ihm seit Ottos Auflehnung verhaßter waren denn je. Von seinen Festen aus durchstreiften seine Mannen das Land, trieben die Herden hinweg, erpreßten schwere Abgaben, und zwangen die freien Männer zu den niedrigsten Frohndiensten bei dem Bau der kaiserlichen Zwingburgen.

In den Kriegsrüstungen, welche der Kaiser damals zu einem Zuge gegen Polen traf, glaubte man die ersten Rüstungen zur Unterwerfung der Sachsen erkennen zu sollen. Unter dem Vorwand, Heinrich Folge zu leisten, sammelten die Fürsten und Bischöfe Kriegsscharen um sich. Allein sie warteten in Goslar vergebens auf die Ankunft des Kaisers, der wahrscheinlich von dem Komplott erfahren hatte, und, wie spät abends ein Bote meldete, nach der Harzburg geritten war. Darin erblickten die Fürsten eine beleidigende Demütigung, und beschlossen nun, dem Kaiser in offener Empörung gegenüberzutreten. An der Spitze stand Otto von Nordheim und auf einer großen Volksversammlung, wahrscheinlich zu Warnsleben, entflammte er in gewaltiger Rede die Gemüter. Als nun zudem noch zwei Brüder mit schweren Anklagen gegen den Kaiser auftraten, hatten die Häupter der Verschwörung bald ihren Zweck erreicht. Rasch war ganz Sachsen und Thüringen in Aufruhr gebracht, gegen 60 000 Streiter sollen die Empörer um sich gehabt haben. Auf der Harzburg hatte Heinrich die Kunde von dem Aufstand erhalten, und bald war eine Gesandtschaft vor ihm mit der Forderung erschienen, ihnen den Zug gegen Polen zu erlassen, die Burgen zu räumen, seine Günstlinge zu ent-

lassen und an ihrer Statt die Reichsfürsten zu den Regierungsgeschäften beizuziehen, sowie den Herzog Magnus in Freiheit zu setzen. Allein Heinrich konnte und wollte sich nicht entschließen, diesen Forderungen nachzugeben, und suchte die Unterhandlungen deswegen in die Länge zu ziehen. Er sandte den Herzog Berthold von Kärnten und den Bischof von Münster in das Lager, ließ die Feinde auffordern, ihre Waffen niederzulegen und ihre Klagen bei einem Reichsgericht anzubringen. Allein Otto von Nordheim bestand auf seinen Forderungen, und nun beschloß Heinrich, sich durch die Flucht der

Die deutsche Kaiserkrone.

Gewalt seiner Gegner zu entziehen. Er wandte sich nach Ostfranken, und gelangte endlich nach Hersfeld, wo er sich sicher fühlen konnte. Schon auch sammelte sich das Reichsheer teils bei Mainz, teils in der nächsten Umgebung des Klosters. Mit diesem hoffte Heinrich bald gegen die Sachsen aufbrechen zu können, allein schon nach wenigen Tagen war bei diesen seine Flucht bekannt geworden, und da sie es nicht allein mit dem Kaiser, sondern mit allen Reichsfürsten zu tun hatten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als sich zu einem entscheidenden Kampfe zu rüsten. Durch das ganze Land hin wurde der Aufstand verbreitet, auch Thüringen beteiligte sich daran, bis zur Werra war das ganze Land im Aufstand, und bald gab es hier mit Ausnahme der Besatzungen in den Festungen keine kaiserlich Gesinnten mehr.

Gottfried von Bouillons Einzug in Jerusalem.

Nach dem Gemälde von Carl v. Piloty.

Alles schien nun für Heinrich, der zudem damals auch noch schwer erkrankte, verloren. Allein er genas, und die Treue der Städte, namentlich Worms, rettete ihn. Er mußte ja wohl den Sachsen in dem Frieden zu Gerstungen an der Werra 1074 die Niederreißung der Burgen zusichern, aber als die sächsischen Bauern in ihrem Uebermut auch die Kirche der Harzburg verbrannt und die dortigen Gräber entweiht hatten, da wandte sich die Stimmung aller gegen die Frevler. Mehr und mehr sank der Mut der sächsischen Großen, Zwietracht und Abfall schwächten ihre Reihen, während die süddeutschen Fürsten, und unter ihnen namentlich Rudolf von Schwaben, in Zorn über den Gerstunger Frieden, nun alles aufboten, dem Kaiser ihre Dienstbeflissenheit zu zeigen. Ebenso trat Siegfried von Mainz eifrig für Heinrich ein, und Herzog Welf von Bayern verteidigte in des Kaisers Sache sein eigenes Herzogtum. So fand Heinrichs Aufruf zur Rüstung weit freundlichere Aufnahme als früher und gern hätten sich die Sachsen mit Heinrich ausgesöhnt, konnten sich aber zur bedingungslosen Unterwerfung auf Gnade und Ungnade nicht entschließen. Bei Hohenburg an der Unstrut kam es am 9. Juli 1075 zur Schlacht; durch hohen Wuchs ausgezeichnet saß Heinrich zu Roß, unter Tausenden sichtbar von goldener Wehr umglänzt. Die Sachsen hatten keinen so raschen und unvermuteten Angriff erwartet. Allein einmal im Kampfe, bewährten sie sich auch tapfer und mutig. Trotzdem aber endigte diese Schlacht mit einer schweren Niederlage der Sachsen. Alle Fürsten und Edlen derselben entkamen, gegen das gemeine Fußvolk aber raste die Wildheit der Feinde über alle Maßen, sodaß sie alle christliche Milde vergessend, Vieh und nicht Menschen hinzuwürgen schienen. Eine große Menge verschlang auch die Unstrut, in welche sich viele, den Mordstahl fürchtend, gestürzt hatten.

Schwer hatte nun das ganze Land unter der Rache des Siegers zu leiden. Die Bauern verbargen sich in den Wäldern und Sümpfen, die Fürsten, die sich dem Kaiser nicht auf Gnade und Ungnade ergeben wollten, wie Otto von Nordheim, Pfalzgraf Friedrich und andere, zogen sich nach Magdeburg zurück, und erklärten, sich nur der Entscheidung eines Fürstentags unterwerfen zu wollen. Heinrich drang nun bis Goslar vor, konnte aber, da die Verpflegung des Heeres Schwierigkeiten machte, den Krieg nicht zu Ende führen und entließ nun den größten Teil seines Heeres, den er indessen verpflichtete, am 22. Oktober sich wieder in Gerstungen einzufinden. Mit einem kleinen, zumeist aus Böhmen bestehenden Teil, bemächtigte er sich zunächst Meißens und der Ostmark, und nun suchten die Sachsen auf alle mögliche Weise sich mit ihm zu versöhnen, ehe er den Kampf wieder aufnehme. Selbst die Bauern, früher am hartnäckigsten im Widerstand, verlangten nun den Frieden, damit ihre Ernte nicht von feindlichen Kriegsscharen verwüstet werde, und drohten die Waffen gegen ihre eigenen Herren zu kehren, wenn diese sich nicht dem König unterwürfen. Heinrich indessen ließ sich auf keine Bedingungen ein, und als nun das kaiserliche Heer abermals nach Thüringen vorrückte, mußten die sächsischen Fürsten den Frieden um jeden Preis gewinnen. So ergaben sie sich denn, unter vielen Tränen und Seufzern bedingungslos der Gnade des Kaisers.

Es war ein freudiges Schauspiel für Heinrich und sein Gefolge, als die Häupter des Aufstandes barfuß und gesenkten Hauptes auf der Ebene von Sondershausen zwischen den in langen Reihen aufgestellten Kriegsleuten vor den Kaiser geführt wurden, der auf erhabenem Sitze inmitten der Fürsten und Würdenträger des Reichs, ihre Unterwerfung entgegennahm. Sie wurden nach verschiedenen Gegenden Deutschlands, selbst nach Burgund und Italien gebracht und in ritterlicher Haft behalten, ihre Lehen und Würden kamen

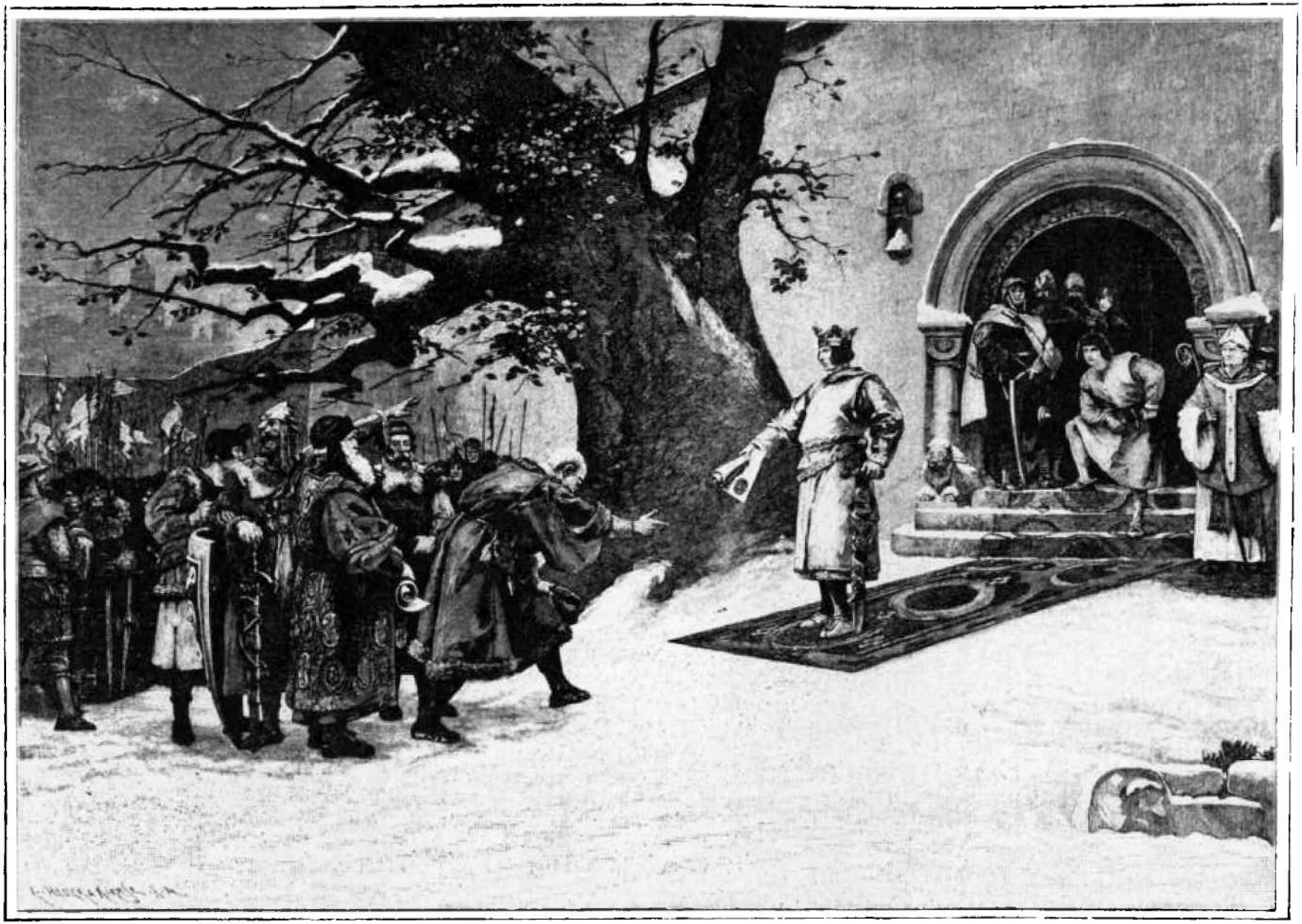
an des Kaisers getreue Vasallen; alle Flüchtigen und Ungehorsamen, die den zur Ergebung festgesetzten Tag nicht einhielten, wurden mit der Reichsacht belegt.

Nur Otto von Nordheim wurde aus der Haft entlassen. Er stellte Heinrich seine beiden Söhne als Geiseln, und gewann dessen Vertrauen bald in solchem Maße, daß sein Einfluß am Hofe rasch aufs höchste stieg. Heinrich ernannte ihn zum Statthalter in Sachsen, zugleich mit dem Auftrag, die Harzburg herzustellen, und eine andere Feste auf dem Steinberg bei Goslar zu errichten.

„Die schwierigste Aufgabe," sagt Giesebrecht, „die der junge Kaiser bisher seiner Regierung gestellt, schien glücklich gelöst, der Trotz der sächsischen Fürsten gebeugt, dem Sonderwesen der Sachsen eine Schranke gesetzt. Eine populäre Bewegung in der Geschichte des Reiches ohne Gleichen, das nach Selbstherrschaft trachtende Fürstentum hatte er, fast von jedem Beistand verlassen, siegreich niedergekämpft. Aber unter welchen Gefahren! Mehr als einmal hatte er in diesen Kämpfen für seine Krone zu fürchten gehabt, und konnte sie kaum sich, geschweige denn seinem Sohne zu erhalten hoffen. Es ist bezeichnend, daß er damals zu Goslar sogleich auch die Erbfolge seines kaum zweijährigen Knaben zu sichern suchte. Er verlangte von den anwesenden Fürsten einen Eid, daß sie nur diesen Knaben als seinen Nachfolger anerkennen würden, und die Fürsten weigerten sich nicht, den Schwur zu leisten. Nach so vielen Demütigungen hatte der Kaiser endlich eine Stellung gewonnen, wie sie der Krone würdig war, und in der er ohne Beschämung auf seinen Vater und Großvater zurückblicken konnte. Er durfte sich sagen, daß er mehr für sein Glück, als das Glück für ihn getan hatte. Wie hätte er ahnen sollen, daß die tiefsten Demütigungen ihm noch bevorstanden, daß alle diese mühsam errungenen Erfolge binnen kürzester Frist vernichtet sein würden. Heinrichs Mißgeschick ließ sie verschwinden, wie der Sturm die Spreu von der Tenne fegt."

Heinrich IV. und Gregor VII.

Der Cluniacensermönch Hildebrand, dessen Namen wir im Laufe der Erzählung schon mehrfach begegnet sind, hatte im Jahre 1073 nach dem Tode Alexander II. den päpstlichen Stuhl als Gregor VII. bestiegen. Er wußte, welch heftigen Widerstand er zu bewältigen haben werde, um die Reformen durchzuführen, zu denen unter seiner Mitwirkung seine Vorgänger schon den Grund gelegt hatten. Aber nachdem er einmal gewählt war, trat er mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie und mit unbeugsamem Mute für die hohe Aufgabe ein, zu welcher er sich als oberstes Haupt der Christenheit berufen fühlte. Sein großes Ziel war die Befreiung der Kirche vom Staat; losgelöst von allen hemmenden Schranken, sollte die Kirche frei und selbständig ihre Angelegenheiten leiten, damit sie aus ihrem Schoß alles entfernen könne, was ihre Heiligkeit beeinträchtigte, und als die Hüterin des Glaubens und des christlichen Lebens Gewalt habe, selbst Fürsten und Könige vor ihren Richterstuhl zu ziehen, wenn sie öffentliches Aergernis zu geben schienen, den Frieden der Christenheit störten, oder durch Gewalttätigkeit und Feindseligkeit die Freiheit der Kirche bedrohten. Um dies zu erreichen, mußten zuerst die



Heinrich IV. in Worms. Nach dem Gemälde von H. Prell.

Bande zerrissen werden, die kirchliche und weltliche Macht an einander fesselten. Diese Bande aber waren neben der Priesterehe, die von den Fürsten in Anspruch genommene Investitur der Bischöfe, und die damit zusammenhängende Simonie.

Da seit alter Zeit die Bischöfe und Aebte in allen Ländern der Christenheit in Folge der Entwickelung des Lehensrechtes zugleich auch weltliche Fürsten waren, hatte sich der Gebrauch ausgebildet, daß dieselben ohne vorausgegangene kirchliche Wahl von den Königen und Fürsten „investiert", d. h. mit Ring und Stab, den Zeichen ihres kirchlichen Amtes belehnt wurden. Hierdurch war die Verleihung der kirchlichen Aemter vollständig in die Hand der weltlichen Herrscher gekommen. Dies hatte jedoch zu den verhängnisvollsten Mißverständnissen geführt, indem nicht nur die kirchlichen Aemter oft in ganz unwürdige Hände gelangten, sondern auch die Bischöfe und Aebte häufig in vollständige Abhängigkeit von ihren Lehensherren gerieten, deren Gunst sie vielfach ihre kirchlichen Pflichten zum Opfer brachten. Schlimmer noch wurden die Dinge durch das Ueberhandnehmen der schon früher erwähnten Simonie, durch welche namentlich unter Heinrich IV. die Verleihung der geistlichen Aemter in einen vollständigen Pfründenhandel ausgeartet war.

Gegen all das ergriff nun Gregor VII. seine Maßregeln. Hinfort sollten die Domkapitel, d. h. die Geistlichen der betreffenden Kathedrale die Bischöfe wählen und der Papst sie bestätigen; Geschenke oder Abgaben irgend welcher Art sollten bei Erlangung der heiligen Aemter unbedingt verboten sein; wer dawider handelte, war der Simonie schuldig.

Es ist begreiflich, daß dieses päpstliche Gebot besonders hart die deutschen Kaiser traf, denn gegen die anwachsende Macht der weltlichen Fürsten hatten sie ja besonders in dem Klerus ihre Stütze gesucht und gefunden. Dessen Besitz machte einen beträchtlichen Teil des deutschen Reichsbodens aus; über diese Gebiete und Einkünfte verfügte der Kaiser, wenn er, wie dies bisher geschehen war, die Bischöfe ernannte. Dabei war Heinrich IV. nicht mit der kirchlichen Strenge seines Vaters verfahren, sondern hatte in der Not, in der er sich befand, nur nach seinem Nutzen gehandelt. Dafür hatten einzelne Bischöfe an Heinrichs Räte Geld bezahlt, und diese, wie die Räte tat Gregor VII. nun wegen Simonie in den Bann und verlangte vom Kaiser die Entlassung derselben, da er sonst mit Kirchenstrafen gegen ihn selbst vorgehen werde. Diesem energischen Vorgehen des Papstes hatte Heinrich schon lange mit Unwillen zugesehen. Anfangs war er nicht abgeneigt gewesen, zur Durchführung der päpstlichen Reformen die Hand zu bieten. Er versicherte wiederholt dem Papst seine Treue und Ergebenheit und versprach, dessen Ermahnungen pünktlich nachzukommen. Allein kaum war er durch die Unterwerfung der Sachsen von seiner größten Sorge befreit, so besetzte er auch, unbekümmert um des Papstes Verordnungen und seine eigenen Versprechungen, mehrere Stellen eigenmächtig. Gleichzeitig mit der Nachricht davon langten Gesandte der Sachsen in Rom an, welche schwere Klagen gegen Heinrich vor den Papst brachten und seinen Schutz erflehten. Die neuen Ermahnungen des Papstes ließ Heinrich völlig unbeachtet, und nun erschienen Weihnachten 1075 am Hofe zu Goslar päpstliche Legate, und luden ihn unter Androhung des Banns im Falle des Nichterscheinens vor eine Synode nach Rom, um sich vor dieser wegen der ihm zur Last gelegten Verbrechen zu verantworten.

Heinrich, darüber aufs höchste erzürnt, berief sofort die deutschen Bischöfe zu einer Synode nach Worms, um nun seinerseits mit diesen über den Papst zu Gericht zu

Der Dom zu Mainz.

sitzen, und ließ durch sie Gregor VII. absetzen. Die Antwort des Papstes war, daß er auf der zu Rom tagenden Synode über Heinrich den Bann aussprach, ihn der Regierung entsetzte, und alle seine Untertanen und Vasallen des ihm geleisteten Eides der Treue entband. Das war für die Fürsten, die mit scheelem Auge auf die Wiederherstellung der Kaisermacht sahen, ein willkommenes Zeichen, von Heinrich abzufallen. Auf einer Tagfahrt zu Tribur im Herbst des gleichen Jahres zwangen sie den Kaiser, einstweilen auf alle Regierungshandlungen zu verzichten, und sich dem Schiedsspruch Gregors VII., der 1077 nach Deutschland kommen wollte, zu unterwerfen. Eine feierliche Verabredung zwischen ihnen ging aber dahin, ihn nicht mehr als ihren Herrn anzusehen, wenn er nicht binnen Jahr und Tag vom Banne erlöst sei.

Nun war Heinrich von allen verlassen. Es kam die Kunde, daß der Papst schon auf dem Wege nach Deutschland sei, um über ihn zu Gericht zu sitzen. Es stand für ihn fest, daß dieß unter allen Umständen verhindert werden mußte; er mußte, mochte es kosten, was es wollte, vom Banne gelöst sein. So zog er denn im harten Winter, nur von seiner edlen Gemahlin Bertha, seinem kleinen Sohne und einigen treuen Dienern begleitet, über die Alpen, und eilte nach Kanossa, der südlich von Reggio gelegenen Burg der mächtigen Markgräfin Mathilde von Tuscien, die mit ganzer Seele dem Papst ergeben war und ihm jetzt beim Herannahen des Königs ihr Schloß als schützenden Aufenthalt angeboten hatte. Aber Heinrich kam ja nicht als Feind mit dem Schwerte in der Faust; er kam als Bittender und Büßender, und drei Tage lang vom 25. bis zum 27. Januar 1077 stand er vor den Toren der Burg, Einlaß bittend, bis ihn Gregor VII endlich aufnahm und vom Banne löste.

Indessen hatten die Fürsten in Deutschland Heinrichs Abwesenheit benutzt und einen andern König, Rudolf von Schwaben gewählt, gegen den Heinrich nun, über die Alpen eilend, zu Felde ziehen mußte. Wieder traf ihn 1080 während des Kampfes der Bann, allein er rang trotzdem weiter um die Herrschaft. Wohl schwankte das Glück und die Fürsten hin und her, allein nun fand der Kaiser treue Hilfe in den Bürgern der aufblühenden Städte, in den Ministerialien des Reichs, die durch die Salier groß geworden waren, und endlich auch in dem jungen Friedrich von Staufen, dem er seine Tochter zur Ehe und das Herzogtum Schwaben zu Lehen gab. In der Gegend von Merseburg fiel sein Gegenkönig Rudolf von Schwaben in einem Gefechte, und nun brach Heinrich zum Rachezug gegen den Papst auf. Nachdem er am 14. April 1081 in Pavia die lombardische Krone empfangen hatte, rückte er, durch zahlreiche Gegner des Papstes verstärkt, in Begleitung des von ihm gewählten Gegenpapstes in Rom ein, konnte jedoch, da es ihm an den nötigen Belagerungswerkzeugen fehlte, nichts gegen die Stadt ausrichten. Erst im Jahre 1082 öffneten ihm die Römer die Tore, worauf sich Gregor in die Engelsburg zurückzog, ohne jedoch sich auf irgend eine Verhandlung mit dem Gebannten einzulassen. Während er hier von Heinrich belagert wurde, eilte zu seiner Befreiung der mächtige Normannenfürst Robert Guiscard herbei, und vor solcher Uebermacht zog sich Heinrich, der indessen aus den Händen des Gegenpapstes die Kaiserkrone empfangen hatte, nach der Lombardei zurück, von wo er bald darauf den Heimweg nach Deutschland antrat. Gregor VII. begab sich nach der Einnahme Roms nach Salerno wo er am 25. Mai 1085 starb mit den Worten: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Gottlosigkeit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.“

Heinrich IV. und die letzte Zeit seiner Regierung.

Wohl sah sich nun Heinrich von seinem größten Feinde befreit, aber Ruhe ward darum doch nicht. Kaum war der Kaiser über die Alpen gezogen, so hatten die Sachsen den Grafen Hermann von Salm als Gegenkönig aufgestellt, und Heinrich kämpfte nach seiner Rückkehr aus Italien mit wechselndem Glück gegen ihn. Auch nach dem Tode Hermanns 1087 fanden die Unruhen kein Ende, doch gewann Heinrich immer mehr und mehr die Oberhand; das ganze deutsche Volk sehnte sich nach Frieden, sogar die Sachsen hatten sich mit dem Kaiser ausgesöhnt, und nur noch Welf IV. von Bayern und ein Teil von Schwaben standen ihm feindlich gegenüber.

Mitten in die Unruhen in Deutschland fiel nun eine neue Bewegung. Die religiöse Begeisterung, die von Cluny ausgegangen, und durch Hildebrand und die Seinigen zur Herrschaft gekommen war, fand bald auch ein äußerliches sichtbares Zeichen. Die abendländische Christenheit erhob sich, um das Grab des Erlösers aus den Händen der Heiden zu befreien. Auf die feurigen Ermahnungen des Papstes Urban II. und auf die Predigten des Eremiten Peter von Amiens nahmen viele Tausende das Kreuz zum Zug in das heilige Land. In Deutschland erfaßte diese Bewegung damals nur Niederlothringen nachhaltiger, an der Mehrzahl des Volkes und an Kaiser Heinrich selbst ging sie spurlos vorüber, fast staunend sah man die ersten Schwärme der Kreuzfahrer durch Deutschland ziehen. Dann kam unter Führung seiner Fürsten das geordnete Kreuzheer das 1099 wirklich Jerusalem eroberte, und damit den Grund zu dem gleichnamigen Königtum legte.

Die Vermählung der Gräfin Mathilde mit dem jungen Welf von Bayern gab Heinrich Gelegenheit zum dritten Male über die Alpen zu ziehen. Elf Monate lang belagerte er Mantua, allein die äußerlichen Vorteile, die er errang vergalt ihm Mathilde dadurch, daß sie seinen Sohn Konrad, den der Vater vor mehreren Jahren schon zum Statthalter in Italien eingesetzt hatte, zum Abfall vom Kaiser bewog. Ein weichherziger, mehr religiös angelegter Jüngling, mochte er schon lange auf des Vaters wildes Treiben mit Widerwillen gesehen haben, und wenn gleich dieser, sobald er von seinem Abfall Kunde erhielt, den Sohn in Haft nehmen ließ, so gelang es diesem doch bald zu entfliehen, um bei Mathilde Schutz zu finden.

Doch während der Kaiser in Italien weilte, hatte sich in Deutschland manches zu seinen Gunsten geändert. Herzog Welf von Bayern und sein Sohn hatten sich, als sie erfuhren, daß die Mathildischen Güter ihnen zu Gunsten des päpstlichen Stuhles verloren seien, dem Kaiser angeschlossen, und dadurch erhielt dieser das Uebergewicht in ganz Süddeutschland. Auch in Sachsen waren die feindlichen Elemente nach und nach unterdrückt worden, und Heinrich übertrug nun, da Konrad durch seinen Abfall den Anspruch auf die Krone verloren hatte, diese an seinen jüngeren Sohn Heinrich, den er am 6. Januar 1099 in Aachen krönen, und zugleich schwören ließ, daß er, so lange der Vater lebe, nie nach dessen Herrschaft trachten werde. Konrad starb bald darauf 1101 in der Blüte seiner Jugend.

Die Bemühungen des Kaisers, in seinem Reiche nun geordnete Verhältnisse und einen dauernden Frieden herbeizuführen, indem er namentlich auch den „Gottesfrieden“

auf alle mögliche Weiſe förderte, dem Fehdeleben und dem Fauſtrecht Schranken ſetzte, und alle Willkür einzuſchränken ſuchte, waren freilich nicht nach jedermanns Sinn. Sehr viele Grafen und Ritter hatten ſich mit ihren Erbgütern, die ſie als Lehen ausgetan, ein zahlreiches Dienſtgefolge geworben, mit dem ſie in den Zeiten der Ordnungsloſigkeit Ruhm

Gottfried von Bouillon vor Jeruſalem. Von Alfred Rethel.
Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

und Reichtum erwarben. Nun, da ihnen das durch den Frieden unmöglich gemacht war, warfen ſie ihren ganzen Haß auf den Kaiſer, und boten alles auf, deſſen Sohn auf ihre Seite zu bringen. Und das gelang ihnen in der Tat. Auf alle Bitten des Vaters hatte der Sohn nur die eine Antwort, daß er mit einem Gebannten nichts zu tun haben wolle. Er wolle ihn nicht verdrängen, äußerte er, ſondern den Vater nur nötigen, ſich der Kirche zu unterwerfen. Heinrich war, nachdem ſich Vater und Sohn 1105 bei Regensburg

gegenüber gestanden, ohne daß es zum Kampfe kam, nach Schloß Hammerstein geflohen, während sein Sohn in Mainz einzog; allein des Kaisers Entschluß, sich mit seinen Anhängern ebenfalls dort einzufinden, kam den Verbündeten sehr ungelegen und man beschloß nun, zu einer List seine Zuflucht zu nehmen.

So sandte der jüngere Heinrich Boten zu seinem Vater, die ihn zu einer Zusammenkunft einladen sollten. In Koblenz fand dieselbe statt, und als der Kaiser den Sohn bat, sich nicht zum Richter über ihn und seine Sünden aufzuwerfen, da schien auch dieser erschüttert, und bat den Vater um Verzeihung, nur solle er sich dem Papste unterwerfen. So entließ denn der Kaiser sein Heer bis auf 300 Reisige, und alle seine Zweifel und Regungen des Verdachts wußte der junge Heinrich mit schlauen Worten zu beseitigen. Allein auf dem Wege nach Mainz teilte er dem Vater in Bingen mit, daß der Erzbischof Ruthard sich weigere, den gebannten Kaiser aufzunehmen, er möge einstweilen auf der Burg Böckelheim bleiben, während er selbst nach Mainz eile, um seinen Einzug vorzubereiten. Als sie kaum auf der Burg angelangt waren, bemerkte der Kaiser, daß er ein Gefangener sei, gegen den man nun mit rücksichtsloser Härte verfuhr. Die Aufregung der Mainzer Bürger veranlaßte dann die Verbündeten, ihren Gefangenen nach Ingelheim zu bringen.

Freilich gelang es dem Kaiser, zu dem ihm befreundeten Bischof Otbert von Lüttich zu entfliehen, wo er von Herzog Heinrich von Niederlothringen aufs glücklichste gegen seinen Sohn geschützt wurde. Ebenso erfolglos war dessen Belagerung von Köln, und schon drohte abermals ein neuer Bürgerkrieg Deutschland zu verheeren, da eilte die Nachricht durch das Land, daß der Kaiser sein vielbewegtes Leben im August 1106 beendigt habe.

Allein auch im Tode noch hatte der Gebannte keine Ruhe. Der Leichnam, den der Bischof von Lüttich mit allen kaiserlichen Ehren hatte bestatten lassen, wurde wieder ausgegraben und auf eine kleine Insel der Maas gebracht, wo ein Mönch aus Jerusalem, Mitleid mit dem Verbannten fühlend, Tag und Nacht für ihn betete. Dann wurde er nach Speyer gebracht, allein der Sarg mußte in eine noch ungeweihte Kapelle außerhalb der Kirche gebracht werden, wo er nun fünf Jahre stand, bis endlich der Bann aufgehoben und der Verfolgte in der Kaisergruft zu seinen Ahnen gebettet wurde.

Heinrich V. 1106–1125.

Das erste Bestreben des neuen Herrschers war es, in den Grenzlanden die durch den langen Bürgerkrieg in Verfall geratenen Reichsrechte wieder herzustellen. War er dabei in Flandern im allgemeinen vom Glück begünstigt, so gelang es ihm dagegen in Polen, Ungarn und Böhmen weniger.

Heinrich ist sich die ganze Zeit seiner öffentlichen Tätigkeit über gleich geblieben. Herrschsucht und Neigung zu Intriguen verbanden sich bei ihm mit einem politischen Scharfblick, mit praktischem Verstand und großer Tapferkeit. Milde, Mitleid und Wohlwollen kannte er nicht, das zeigte sich nun sofort in dem Streite, in den er nach seinem Regierungsantritt geriet. So eng er vorher mit dem Papste Paschalis II. verbunden gewesen war, so energisch trat er nun gegen denselben auf, als dieser in der

Frage des Investiturstreites keine Nachgiebigkeit zeigte. Schon hatte der Papst, einer Einladung Heinrichs folgend, sich auf die Reise nach Deutschland gemacht, änderte aber, von einigen Freunden vor dem leidenschaftlichen Sinn des Königs gewarnt, seinen Plan und begab sich nach Frankreich, wo er im nächsten Frühjahr in Chalons eine Kirchenversammlung abhielt. In durchsichtigster Klarheit setzte dort der Erzbischhof Bruno von Trier auseinander, um was es sich handle: „Daß bei der Investiturfrage zwischen geistlichen und weltlichen Interessen zu scheiden sei, daß die Wahl und Weihe der Bischöfe und Aebte der Kirche gebühre und von der Geistlichkeit frei geübt werden solle; die Einsetzung in die zeitlichen Besitzungen dagegen dem Staatsoberhaupt zukomme und der kirchliche Würdenträger so gut wie der weltliche Fürst nur durch rechtliche Belehnung und Uebertragung in den Besitz der Regalien gelangen könne." Der Papst und die Seinigen beharrten bei dieser Auffassung, und die Verhandlungen endigten mit der Drohung der Deutschen, daß der Streit in Rom selbst durch das Schwert entschieden werden solle.

So betrieb denn auch Heinrich die Vorbereitungen zu seiner Romfahrt mit allem Eifer. Nachdem er um Ostern 1100 seine Verlobung mit Mathilde, der fünfjährigen Tochter des Königs Heinrich I. von England, gefeiert hatte, und sie in Köln hatte zur Königin weihen lassen, trat er im August den Zug nach Rom an. Dreißigtausend Ritter soll er um sich versammelt haben, und auch gesetzeskundige Männer und Schreiber begleiteten ihn. Am Po vereinigte sich Heinrich, der den großen St. Bernhard überstiegen und die lombardische Ebene durchschritten hatte, mit Bretislav von Böhmen, der über den Brenner vorgedrungen war und beide lagerten sich nun in den roncalischen Feldern bei Piacenza. Alle italienischen Städte hatten sich beeilt, dem König entgegenzukommen, nur Mailand hatte ein zurückhaltendes Benehmen beobachtet; selbst die Markgräfin Mathilde hatte ihrem königlichen Verwandten Gruß und Geschenke zugesandt, und Heinrich sandte nun am Beginn des Jahres 1111 eine Gesandtschaft an Paschalis, die mit diesem wegen der Krönung unterhandeln sollte. Als Bedingung derselben forderte der Papst, daß Heinrich das Investiturgesetz anerkenne und sich selbst jeder Belehnung mit geistlichen Stellen enthalte. Heinrich zeigte sich dazu bereit und zog am 11. Februar 1111 in Rom ein. Allein die von beiden Seiten gegen einen etwaigen Ueberfall getroffenen Maßnahmen sprachen am deutlichsten von dem Mißtrauen des einen gegen den andern, und als nun unmittelbar vor der Krönung die Verträge noch einmal verlesen wurden, da erhob sich ein Sturm des Unwillens von Seiten der Bischöfe gegen den Papst, und als dieser sich weigerte, die Kaiserkrönung vorzunehmen, ließ ihn Heinrich mit den Kardinälen gefangen nehmen. Sobald die Kunde von diesem Gewaltstreich in die Stadt gedrungen war, stürzte das Volk herbei, um die Gefangenen zu befreien. In dem Kampfe aber blieben die Deutschen Sieger, und als Heinrich nach zwei Tagen abzog, führte er den Papst und die Kardinäle als Gefangene mit sich.

Endlich am 11. April 1111 kam zwischen dem Papst und dem Kaiser ein neuer Vertrag zu stande. Der Papst versprach die Einsetzung der frei und ohne Anwendung von Bestechung oder Drohung gewählten Bischöfe und Aebte durch den König zu gestatten, das erlittene Unrecht zu vergeben, Heinrich nicht mit dem Bann zu belegen, ihn in herkömmlicher Weise zum Kaiser zu krönen und ihm im Reiche und Patriciat Beistand zu leisten. Dafür gelobte der König, den Papst und alle Gefangenen und Geiseln zur bestimmten Zeit freizulassen, die päpstlich Gesinnten nicht zu schädigen, der Stadt und

Umgegend Frieden und Sicherheit zu gewähren und der Kirche ihre Güter zurückzustellen. Dann wurde Heinrich vom Papste gekrönt.

Sofort aber, nachdem Heinrich von Rom weggezogen war, trat dort wieder ein Umschlag der Stimmung ein; auf einer Kirchenversammlung wurde das dem Papst abgezwungene Investiturrecht für ungültig erklärt, und Erzbischof Guido von Vienne, der päpstliche Legat in Gallien belegte Heinrich aufs neue mit dem Bann.

Zu gleicher Zeit erhob sich auch in Deutschland wieder Aufruhr und Empörung. Heinrich hatte sich in Sachsen und Thüringen durch rücksichtsloses Eingreifen in die dortigen Nachfolgeangelegenheiten bei den Fürsten manchen Feind erworben, und nicht allein Lothar von Supplinburg, dem Heinrich nach Erlöschen des Billung'schen Mannesstamms das Herzogtum Sachsen verliehen hatte, sondern auch Verwandte Ulrichs von Weimar, namentlich Pfalzgraf Siegfried bei Rhein, Wiprecht von Groitzsch und Ludwig von Thüringen fielen von ihm ab. Ja sogar Erzbischof Adalbert von Mainz verließ seinen Freund und Wohltäter, wurde aber auf Schloß Trifels in Verwahrung gebracht. Wohl errang Heinrichs Feldherr Hoyer von Mansfeld einen Sieg bei Warnstädt, allein bald hob sich infolge der Härte, mit welcher Heinrich gegen seinen Feind verfuhr, der Aufstand von neuem. Am 7. Januar 1114 feierte der Kaiser seine Vermählung mit der englischen Königstochter Mathilde noch im Frieden, allein schon im Juli dieses Jahres erhoben sich mehrere geistliche und weltliche Fürsten, mit Erzbischof Friedrich von Köln, Graf Friedrich von Arnsberg, Gottfried von Löwen und Heinrich von Limpurg an der Spitze, und die Vorteile, die der Kaiser anfangs im Kampfe mit ihnen hatte, vernichtete wieder die Niederlage seines Feldherrn Hoyer von Mansfeld am Welfsholz, wo dieser mit vielen anderen tapferen Rittern fiel. Nun wurde der Bann gegen den Kaiser wiederholt, und sogar in der Kirche des heiligen Gereon zu Köln verkündigt, nur wenige Fürsten, unter ihnen die Hohenstaufen Konrad und Friedrich mit dem Herzog Welf von Bayern blieben dem Kaiser treu.

Der Tod der Markgräfin Mathilde steigerte die gegenseitige Erregung noch mehr. Von päpstlicher und kaiserlicher Seite wurden auf ihre Güter Ansprüche erhoben und Heinrich entschloß sich deswegen zu einem neuen Zug nach Italien. Allein, trotzdem er durch eine Gesandtschaft den Papst zur Milde zu bestimmen suchte, wies dieser jede Annäherung aufs bestimmteste zurück, und verdammte auf einer Synode im Lateran das Investiturrecht und alle, welche an demselben festhielten aufs neue, und wenn er selbst sich auch standhaft weigerte, den Kaiser zu bannen, so hinderte er doch nicht, daß dies durch seine Legaten geschah. Beim Heranrücken des Kaisers aber floh der Papst nach Benevent und starb dort am 21. Januar 1118. Der nun einstimmig zum Papst ausgerufene Gelasius II. wurde indessen von Heinrich nicht anerkannt, allein der von diesem aufgestellte Gregor VIII. wurde sofort von Gelasius in den Bann getan. Kaum aber, nachdem Heinrich Italien verlassen hatte, starb Gelasius und es bestieg Calixtus II. den päpstlichen Thron. Noch einige Zeit lang hielt sich Gregor VIII., wurde aber bald von den Bürgern von Sutri an Calixtus ausgeliefert, der ihn in ewige Verbannung trieb.

Der tragische Ausgang dieses Pseudo-Papstes verfehlte seine Wirkung nicht, und man war nun auf beiden Seiten zur Aussöhnung bereit. So waren denn auch die Friedensverhandlungen der Fürsten in Würzburg von Erfolg begleitet, und es wurde nun ein allgemeiner Reichsfriede aufgerichtet, und beschworen, zugleich aber auch eine

Beendigung des Investiturstreites in Aussicht genommen. Nun schrieb auch der Papst an den Kaiser in versöhnlichem Sinne, und in dem am 23. September 1122 abgeschlossenen Wormser Concordat kam das zum Ausdruck. Der Kaiser wurde wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen, und alles Vergangene sollte vergeben und vergessen sein.

In diesem Wormser Concordat verzichtete der Kaiser auf Vergebung der Kirchengüter durch Ring und Stab, gestattete die freie Wahl der Geistlichkeit und verpflichtete sich zur Herstellung aller Kirchengüter. Dagegen sollte die Wahl der Bischöfe und Aebte im Reiche in Gegenwart des Kaisers oder eines seiner Stellvertreter vor sich gehen, ohne Bestechung oder Gewalt; in Deutschland sollte der Erwählte durch das Szepter mit dem Krongut von den fürstlichen Rechten beliehen werden, im übrigen Reiche sollte erst die Weihe und dann innerhalb sechs Monaten die Uebertragung der Regalien mittelst des Szepters geschehen.

Keiner der beiden Fürsten überlebte den Abschluß des Concordats lange. Im folgenden Jahre starb Calixtus II.

Heinrichs letzte Lebenszeit war friedlos, wie seine ganze Regierung. Die sächsischen Fürsten mit Herzog Lothar an der Spitze, konnten ihre Abneigung gegen den fränkischen Herrscher nicht überwinden, und erst nach manchem Kampfe wurde die Angelegenheit derselben dahin erledigt, daß Konrad von Wettin die Mark Meißen erhielt, die Niederlausitz dem Grafen Albrecht von Ballenstädt zufiel. Am 23. Mai 1125 starb Heinrich an den Folgen eines krebsartigen Geschwüres kinderlos, als lastete auf ihm bis an sein Lebensende der Fluch seines Vaters.

Lothar von Sachsen 1125–1137.

Als die natürlichen Erben des ausgestorbenen fränkischen Herrscherhauses erschienen die Staufer, die Brüder Friedrich und Konrad. Allein mancherlei Gründe kirchlicher und weltlicher Natur sprachen doch gegen die Wahl eines dieser Fürsten. An der Spitze der gegen Heinrich V. aufständigen Sachsen hatte Lothar von Supplinburg gestanden, der nach dem Aussterben der Billunger 1106 Herzog in Sachsen geworden war, und durch Verwandtschaft und Heirat die Güter der ausgestorbenen Nordheimer und Göttinger und der Brunonen in Braunschweig in seiner Hand vereinigt hatte. Seit der Schlacht am Welfsholz herrschte er mit fast königlicher Gewalt in Sachsen, und mit unveränderlichem Glücke hatte er die Sache der Fürsten, wie der Kirche gegen den Kaiser verfochten. So erschien er dieser Partei trotz seines Alters — er hatte das 60. Jahr schon erreicht, — als der geeignete Mann für die deutsche Krone.

Wohl hatte sich Lothar im Anfang gesträubt, die Wahl anzunehmen, allein Friedrich von Schwaben, der dem Verlangen des an der Spitze der Wahlbewegung stehenden Erzbischofs von Mainz, daß man denjenigen ohne Widerrede anerkenne, auf den die Wahl fiele, durch Abzug geantwortet, hatte dadurch zugleich den Zorn der Fürsten herausgefordert, und so sah sich Lothar am Ende gezwungen, die Krone zu übernehmen. Auch Friedrich, der eine Zeitlang gezaudert hatte, erkannte ihn nachher an, und Lothar wurde vierzehn Tage später vom Erzbischof vom Köln in Aachen gekrönt.

Sofort nach seiner Wahl hatte Lothar eine Gesandtschaft nach Rom geschickt, um sich die päpstliche Anerkennung zu erbitten, und sich auch zu einer Schmälerung der im Wormser Konkordat dem Kaiser zugestandenen Rechte bereit erklärt.

Trotzdem nun Friedrich von Schwaben endlich auch Lothars Wahl anerkannt hatte, sah er sich doch nicht veranlaßt, sich demselben gegenüber seiner Rechte zu begeben. Als der Erbe Heinrichs V. fing er nun an, sich aller Güter desselben zu bemächtigen, und da Heinrich viele Besitztümer und Lehen der gegen ihn kämpfenden Fürsten an sich gezogen, oder andere gegen Reichsgut eingetauscht hatte, so entstand auf dem Reichstag zu Regensburg sofort die Frage, ob diese Errungenschaften Privatbesitz des Königs gewesen seien oder dem Reiche angehören. Die anwesende Geistlichkeit entschied sich dabei für das Vorrecht des Reiches, allein Friedrich anerkannte dasselbe nicht, erschien auch nicht auf einem neuen nach Straßburg einberufenen Reichstag und wurde deshalb im Jahre 1126 in die Reichsacht getan.

Um dem mächtigen Feind wirksam entgegentreten zu können, suchte nun Lothar stützende Verbindungen und fand dieselben auch bei dem welfischen Herzogshause in Bayern. Schon bei der Wahl war Heinrich der Schwarze seinem Schwiegersohn entgegengetreten, und sein Nachfolger Heinrich der Stolze ließ sich nun von Lothar ganz für seine Sache gewinnen, als dieser ihm seine einzige Tochter Gertrud, die einstige Erbin der supplinburgischen, braunschweigischen und nordheimischen Güter vermählte.

Der Versuch, Nürnberg zu erobern, scheiterte an dem tapferen Widerstand der Belagerten. Friedrich hatte an seinem Bruder Konrad eine kräftige Stütze, und überall in Süddeutschland gewann die Sache der Hohenstaufen. Er trat gegen Lothar als Gegenkönig auf und eilte im Frühjahr 1128 über die Alpen, um sich dort Anhang zu verschaffen. Wenn auch Papst Honorius II. den Bann über ihn aussprach, so hielt das die Mailänder doch nicht ab, ihn freudig zu empfangen, und als König in ihrer Stadt zu begrüßen. Allein der Fortgang hielt nicht, was der Anfang versprochen hatte und Konrad sah sich bald genötigt aus Italien heimzuziehen.

In Deutschland hatte indessen der Bürgerkrieg gewütet. Die Geistlichkeit stand zumeist auf Seiten Lothars, während die Fürsten zu Friedrich hielten. Von Stadt zu Stadt mußte dieser vor Lothar fliehen, und als Speier, welches von der zweiten Gemahlin des Hohenstaufen tapfer verteidigt wurde, dem König in die Hände fiel, da war allem Anschein nach die Sache der Schwaben dem Untergang nahe. Ueberall war Lothar siegreich, allein wenn ihm hier auch das Glück treu war, so schien es ihn dagegen in Italien verlassen zu wollen. Noch während er Nürnberg belagerte, waren aus Italien Gesandte zu ihm gekommen, die seine Entscheidung in den nach dem Tode des Honorius ausgebrochenen Streitigkeiten verlangten. Wieder einmal standen sich zwei Päpste gegenüber, Innocenz II. und Anaklet II., Innocenz mußte fliehen, und wenn ihn auch Lothar anerkannte, so nützte das doch ohne bewaffnete Hilfe garnichts. In Lüttich traf er mit Lothar zusammen und dieser versprach ihn mit bewaffneter Macht nach Rom zurückzuführen. Aber erst im August des folgenden Jahres konnte Lothar mit einer kleinen Schar über die Alpen ziehen und es gelang ihm, am 3. April 1133 in Rom einzurücken, wo er von Innocenz mit seiner Gemahlin Richenza gekrönt wurde. Allein Anaklet saß unüberwunden auf seinen Schlössern, und spottete in der Engelsburg seiner Feinde, denen St. Peter, der herkömmliche Krönungsort verschlossen blieb. So sah sich denn Lothar bald gezwungen nach Deutschland zurückzukehren, nachdem er zuvor noch vom Papste für sich

und seinen Schwiegersohn die Belehnung mit den Mathildischen Gütern erhalten hatte. Innocenz aber mußte nach wenigen Wochen zum zweiten Male aus Rom fliehen.

Der wenig ehrenvolle Ausgang seines italienischen Zuges mußte in Lothar auch den Wunsch wachrufen, sich mit den Hohenstaufen auszusöhnen und vermittelnd zwischen beide trat nun Bernhard von Clairvaux mit der Kaiserin. Auf einem Reichstag zu Bamberg unterwarf sich Friedrich dem Kaiser, wurde durch diesen vom Banne befreit, und in seinem Herzogtum bestätigt. Ebenso schwur einige Wochen nachher Konrad dem Kaiser Treue und erhielt seine Besitzungen zurück. Als nun der Friede im Reich hergestellt war, konnte Lothar daran denken, eine zweite Romfahrt zu unternehmen. Schon im August des Jahres 1136 konnte er mit einem glänzenden Gefolge aufbrechen und fand in Verona und Mailand, wo durch Bernhard Stimmung für ihn gemacht worden war, freundliche Aufnahme. Eine Stadt um die andere fiel ihm zu, und er wandte sich nun geradeswegs gegen den Normannenfürsten Roger, der bei seinem Herannahen das Festland verließ. Schon ging Lothar mit dem Gedanken um, ihn in Sizilien aufzusuchen, allein nun drohten ihm seine Truppen den Dienst zu versagen und es brach zwischen ihm und dem Papste ein Streit aus, als gelegentlich einer neuen Belehnung mit Apulien die Stellung des Reichs und des päpstlichen Stuhles zum südlichen Italien in Frage kam. Dieser Streit konnte am Ende nur dadurch beigelegt werden, daß Kaiser und Papst zusammen dem neuen Herzog von Apulien, Rainulf von Alifa, die Lehensfahne überreichten.

Krank und leidend trat nun Lothar den Rückzug nach Deutschland an. Allein er erreichte die Heimat nicht mehr. In dem Dorfe Breitenwang, an der Grenze Bayerns, starb er in einer elenden Alpenhütte am 4. Dezember 1137, nachdem er zuvor noch seinen Schwiegersohn Heinrich mit Sachsen belehnt, und die Reichsinsignien übergeben hatte.

Die Hohenstaufen in Deutschland

1138—1254.

Konrad III. 1138—1152.

Heinrich von Bayern war es, der nach dem Tode Lothars die ersten Ansprüche zu haben glaubte. In seinen Händen befanden sich die Reichsinsignien „er verband mit der Herzogswürde in Bayern und Sachsen das reichste Allodialgut in beiden Ländern, ihm war die Markgrafschaft in Toscana als päpstliches Lehen zugesichert worden, mit stolzem Munde rühmte er von sich, daß seine Besitzungen vom Mittelmeer bis zur Ostsee reichten, dabei war er ein Mann von Kraft und ritterlichem Wesen, ebenso geschickt in seinen Landen Frieden und Ordnung zu halten, als in der Schlacht die Kriegsscharen zu leiten und das Schwert zu führen. Aber es fehlte ihm die Gabe, sich die Gunst und Freundschaft anderer zu erwerben."

Um nun der Möglichkeit einer Wahl Heinrichs zuvorzukommen, beschloß man einen außergewöhnlichen Schritt: In der Peterskirche zu Lützel-Koblenz versammelten sich die Häupter der staufischen Partei, riefen Konrad von Hohenstaufen zum König aus und sechs Tage später wurde dieser im Dome zu Aachen geweiht und gekrönt.

So ungesetzlich auch die Wahl selbst war, so war doch Konrads Persönlichkeit darnach angetan, dies vergessen zu lassen, und als er zu Pfingsten in Bamberg seinen ersten Reichstag hielt, um sich dort zugleich nochmals krönen zu lassen, sah er die meisten deutschen Fürsten um sich geschart. Selbst aus Sachsen waren zahlreiche Bischöfe und Volkshäupter erschienen, neben der verwitweten Kaiserin Richenza Herzog Albrecht der Bär und nur Heinrich der Stolze mit seinem Anhang und dem Erzbischof von Salzburg war fern geblieben.

Die Erfolglosigkeit eines Widerstandes mußte er freilich sofort einsehen, und lieferte deshalb auch die Reichsinsignien an Konrad aus, sah sich aber in der Hoffnung, daß man ihm seine Besitztümer lassen werde, getäuscht. Denn auf einer Zusammenkunft in Augsburg erklärte Konrad, daß er die Vereinigung zweier Herzogtümer in einer Hand niemals billigen könne, und als Heinrich, der mit starker bewaffneter Macht erschienen

war, sich zu eine Abtretung nicht verstehen wollte, floh der König heimlich bei Nacht nach Würzburg und sprach von dort die Acht über den Herzog aus, nachdem er zuvor Sachsen an Albrecht den Bären verliehen hatte.

Ein neuer Bürgerkrieg brach nun in Deutschland aus. „Hie Welf, hie Waiblingen," war der Schlachtruf, der im Anfang nur im engeren Sinne die Welfen und die Hohenstaufen umfassend, sich bald zum Gegensatz zwischen kirchlicher und weltlicher Macht ausbildete.

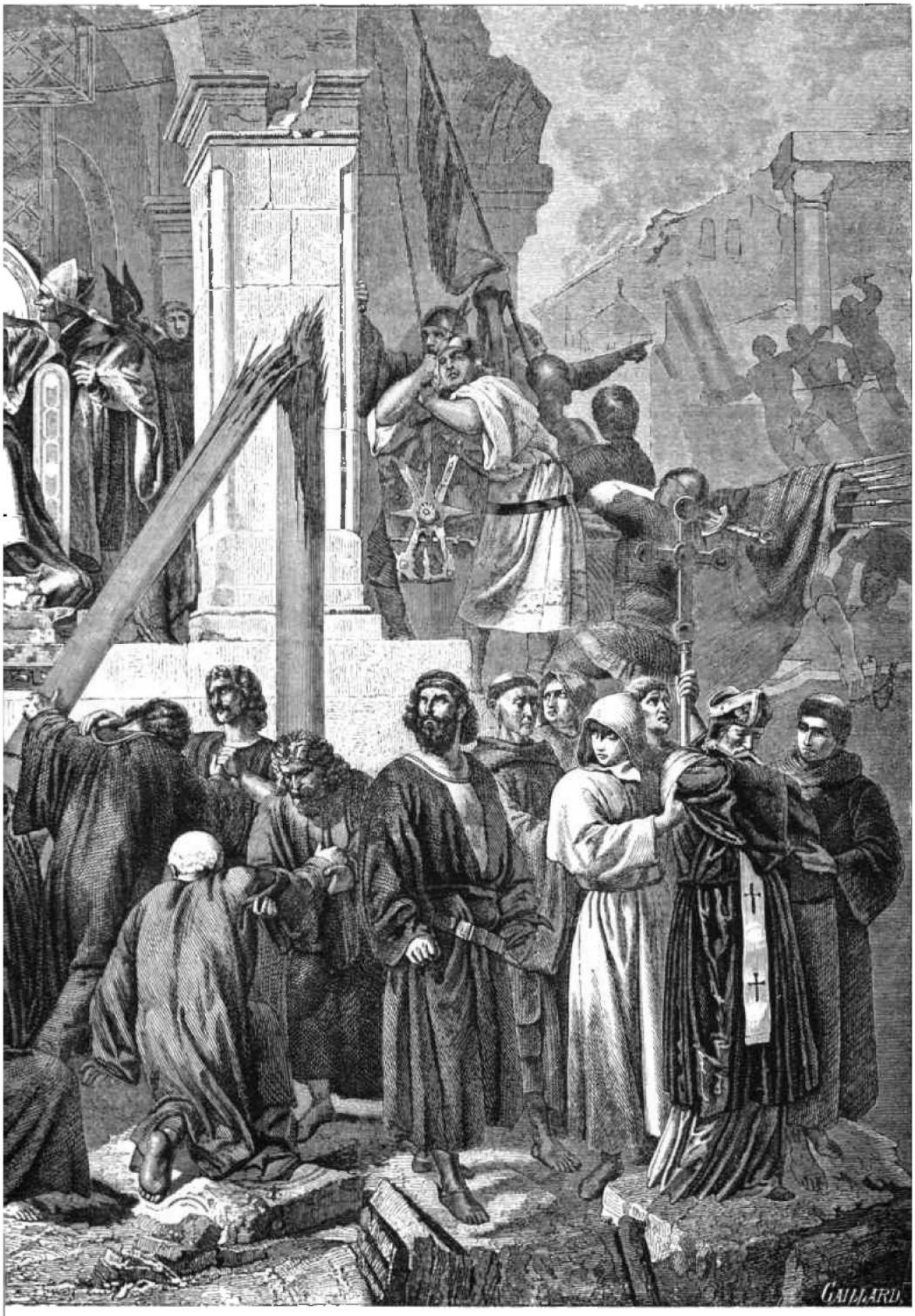
Albrecht der Bär fand bei seinen Versuchen, die sächsischen Städte zu besetzen, überall Widerstand, und mußte bald Sachsen verlassen, um beim König Hilfe zu suchen. Dieser erklärte auf einem Reichstag in Straßburg Heinrich nun auch des Herzogtums Bayern für verlustig, und verlieh dasselbe seinem Halbbruder Leopold V von Oesterreich. Bei Kreuzburg an der Werra standen sich beide Heere gegenüber, als es den Bischöfen, namentlich Adalbert von Trier gelang, einen Waffenstillstand und einen friedlichen Vergleich zustande zu bringen. Auf einem Fürstentage zu Worms sollte Heinrichs Sache entschieden werden, nnd schon rüstete sich dieser um seine Rechte auch gegen Leopold zu verteidigen, als er am 20. Oktober 1139 in Quedlinburg unerwartet schnell starb, nachdem er zuvor noch seinen zehnjährigen Sohn Heinrich dem Schutze der Sachsen empfohlen hatte. Die Kaiserin Richenza an der Spitze, erhob sich Sachsen nun von neuem gegen Albrecht, allein weniger erfolgreich war der Kampf der Welfen in Bayern gegen Leopold, ja Welf VI., des verstorbenen Heinrichs Bruder, wurde bei Weinsberg, welches von Konrad belagert wurde, geschlagen, und verlor den größten Teil seiner Leute. Als aber bald darauf die Kaiserin Richenza und nach ihr Leopold von Oesterreich starben, gelang es dem Erzbischof Markolf von Mainz, eine Aussöhnung zu erreichen.

Auf einem glänzenden Reichstag zu Frankfurt am 3. Mai 1142 verzichtete Heinrich der Löwe auf Bayern, wurde dagegen mit Sachsen belehnt; Albrecht der Bär erhielt seine Würde und Besitztümer ungeschmälert zurück, und Leopolds Bruder Heinrich mit dem Beinamen „Jasomirgott" wurde Markgraf von Oesterreich und der Gemahl der Mutter Heinrichs des Löwen, der Herzogin Gertrud.

Wenn nun auch endlich dieser siebenjährige Krieg ein Ende gefunden hatte, so war damit doch Konrad seiner Feinde noch nicht ledig. Böhmen und Polen machten dem König viel zu schaffen, auch in Bayern und Sachsen dauerte der Krieg noch immer fort, Lothringen und Burgund kümmerten sich wenig um den deutschen König, und in Italien war das Ansehen desselben tief gesunken.

Indessen bereitete sich die abendländische Christenheit zu einem zweiten Kreuzzug vor. Denn schon war die neugegründete Christenmacht im Morgenlande, und Jerusalem selbst von den Sarazenen bedroht. Ludwig VII. von Frankreich hatte, um sein schuldbeladenes Gewissen zu erleichtern, einen neuen Kreuzzug angeordnet, und im Auftrag des Papstes rief nun Bernhard von Clairvaux, gewaltig durch Beredsamkeit durch innigen Glauben und Gottesliebe, die Völker und Fürsten zum Kreuzzuge auf. Wieder, wie fünfzig Jahre zuvor, erfaßte die von Frankreich ausgehende Bewegung mehr denn eine Million Menschen. Konrad III. freilich, ohnehin vom Papste zu einer Romfahrt gemahnt, zeigte wenig Lust zu der fernen Unternehmung, bis es der feurigen Beredsamkeit, Bernhards gelang (1147) auch ihn zur Teilnahme zu bewegen. Viele Fürsten waren in seinem Gefolge, unter anderem auch sein junger Neffe Friedrich und sein früherer Gegner Welf. Allein die Kreuzfahrt hatte keinen Erfolg und nach seiner Rückkehr wurde Konrad in

Die beſiegten Mailänder vor Friedrich Barbaroſſa.



lach dem Gemälde von Karl Swoboda in Wien.

neue Kämpfe mit den Welfen verwickelt; ehe sie beendet waren, und ehe er die Kaiserkrone gewonnen hatte, starb der König, nachdem er den Fürsten seinen Neffen, den eben erwähnten Friedrich von Schwaben zum Nachfolger empfohlen hatte.

Friedrich I. Barbarossa 1152–1190.

Noch einmal sollte das Reich einen Herrscher sehen, der an Bedeutung Karl d. Gr. und Otto d. Gr. gleichkam. Dreißig Jahre war damals Friedrich alt, allein er hatte sich jetzt schon vielfach ausgezeichnet, und in ganz Deutschland begrüßte man seine Wahl mit Freuden, da man von ihm in erster Linie die Tilgung des alten Haders zwischen den Welfen und Hohenstaufen erhoffte. Nach seiner Wahl in Frankfurt a. M. empfing Friedrich in Aachen die Krone mit dem festen Entschluß, die Macht Karls d. Gr. wieder zu erneuern. Die Stellung der deutschen Könige war ja nicht mehr eine so unmittelbar gewaltige, wie ehedem, aber noch immer galt der König als der Quell aller Gewalt, er war der oberste Kriegsherr und Richter für alle Stämme, und die Fürsten unter ihm, obwohl erblich, waren doch seine Vasallen. So konnte also ein tatkräftiger Kaiser, indem er die bereits bestehenden Rechte der Fürsten würdig anerkannte, auch ihre Pflichten gegen das Reichsoberhaupt umsomehr betonen, und so alle Gegner in fester Hand zusammenfassen. Friedrich, gestützt auf seine starke Hausmacht in Schwaben und Franken, war entschlossen so zu handeln. Das Glück begünstigte ihn, so daß es ihm gelang, den Frieden zwischen Staufen und Welfen wieder herzustellen. Auf dem ersten Reichstage in Merseburg schon konnte er als Schiedsrichter in dem dänischen Thronstreite auftreten, und gewann durch die Belehnung Svends mit der Krone Dänemarks einen Einfluß in den nordischen Staaten, wie ihn lange kein deutscher Herrscher mehr besessen hatte. Der Böhmenherzog hielt sich zwar noch fern, allein dadurch, daß ihm Friedrich, dem Beispiel Heinrich IV. folgend, die Königkrone verlieh, fesselte er Böhmens Herrschaft bald enge an seine und Deutschlands Interessen. Auch Burgund trat unter ihm dem Reiche wieder näher, weil Friedrichs zweite Gemahlin Beatrice dort reich begütert war. So waren schon seine ersten Regierungsjahre vielversprechend, und es dauerte nicht lange, da stand Friedrich unbestritten als der erste unter den Fürsten Europas da.

Es ist nur natürlich, daß Friedrichs Augenmerk zunächst auf Italien gerichtet war, wo die durch Reichtum und Volkszahl mächtig gewordenen lombardischen Städte sich während der langen Wirren des Investiturstreits zu einer solchen Selbständigkeit emporgeschwungen hatten, daß von der kaiserlichen Oberhoheit kaum noch der Name übrig blieb. Friedrichs Bemühen, diese kaiserliche Oberhoheit wieder in vollstem Umfange herzustellen, mußte demgemäß bei den Lombarden auf heftigen Widerstand stoßen, und so sah er sich bald in einen langjährigen, wechselvollen Kampf mit den lombardischen Städten verwickelt, der nicht nur den Kaiser manchmal weit abführte von den Bahnen besonnener Mäßigung, sondern auch der haßerfüllten Parteiung der einzelnen Städte unter sich neue Nahrung und Gelegenheit zu mancherlei Greueltaten gab. Einzelne derselben standen ja freilich trotzdem auf Friedrichs Seite. Am treuesten hielten zu ihm Pavia, Kremona und Lodi, während auf der andern Seite Mailand und Verona sich ganz besonders trotzig erwiesen.

Im Oktober 1154 eilte Friedrich nach Italien. Er hielt besonders der Mailänder wegen eine große Versammlung auf den roncalischen Feldern. Die schlauen Mailänder unterwarfen sich, weil sie des Kaisers Waffen fürchteten, einem gerichtlichen Ausspruch. Sie wurden zu einer großen Geldbuße und zur Freilassung der vorher gefangenen Bürger von Pavia verurteilt. Friedrich mußte sie vor der Hand schonen, obgleich sie treulos gehandelt hatten und obgleich ihre Abgeordneten, welche er als Wegweiser mit sich genommen hatte, sein Heer absichtlich in öde Gegenden geführt hatten. Aber ihre Verbündeten, die Bürger von Chiari und Asti griff er an, und schleifte ihre Mauern. Noch härter züchtigte er Tortona, daß er nach zweimonatlicher Belagerung eroberte, und zerstörte.

In Pavia ließ Friedrich sich mit der eisernen Krone der Lombarden krönen und zog dann nach Rom, wo kurz zuvor Arnold von Brescia dem Papst Hadrian IV. hatte weichen müssen. Die Römer hatten ihm Abgeordnete entgegengeschickt, ließen ihm stolz die Kaiserkrone antragen, und forderten für sich nicht nur die Anerkennung ihrer alten Rechte und Gewohnheiten, sondern verlangten auch Brief und Siegel darüber und 5000 Pfund Silber. Friedrich wies sie unwillig von sich, drang in Rom ein, und ließ sich vom Papst krönen. Die Römer griffen gleich nach der Krönung das deutsche Heer an, es kam zu einem blutigen Kampfe, in welchem sie den kürzeren zogen. Besonders tapfer hatte sich Heinrich der Löwe bewiesen, wofür ihm vom Papste besonders Lob gespendet wurde. Arnold von Brescia wurde aufgespürt, dem Papste ausgeliefert und hingerichtet. Die Furcht vor der Sommerhitze und den durch sie erzeugten Fiebern trieb den Kaiser nach Hause. Auf diesem Marsch wäre er an einer Stelle der Tyroler Pässe wahrscheinlich umgekommen, hätte ihn nicht die Tapferkeit seines Bannerträgers Otto von Wittelsbach auf eine kühne Weise gerettet. Das deutsche Heer war nämlich rund von Felsen eingeschlossen, und eine lombardische Schar sperrte von einer Höhe aus die einzige offene Stelle des Wegs. Otto erkletterte aber mit 200 Rittern die über dem Feinde emporragenden Felsspitzen und erzwang so dem Heere den Durchzug.

In Deutschland lebte bei des Kaisers Rückkehr Recht und Gerechtigkeit wieder auf. Die Fürsten lernten, daß sie Glieder eines Reiches und dem Gesetz unterworfen seien; sie mußten sich vor Gericht stellen, und die alte Strafe des Hundetragens wurde gegen sie erneuert. Die Ritterschaft verlor, so oft sie Raub und Mord verübten, ihre Burgen, den Bürgern wurden ihre Privilegien erneuert, die Künste erfreuten sich des kaiserlichen Schutzes. Die einzige schwierige Aufgabe, welche Friedrich in Deutschland vorfand, war die Ausgleichung des neu ausgebrochenen Streites zwischen Heinrich dem Löwen und dem Markgrafen von Oesterreich. Sie ward aber 1156 auf einem Reichstag beigelegt, indem der letztere zu Gunsten des ersteren dem Herzogtum entsagte und dafür für seine durch einen kleinen Teil von Baiern vergrößerte Markgrafschaft Oesterreich den Titel und Vorzug eines Herzogtums erhielt. Dann wurde ein allgemeiner Friede beschworen, damit nun die Reichsmacht gegen die Mailänder gerichtet werden konnte.

Wieder war ein Streit zwischen Kaiser und Papst ausgebrochen, der freilich bald beigelegt wurde, und im Sommer 1158 zog Friedrich wieder über die Alpen. In Mailand hätte sich der Adel und die höhere Bürgerschaft gern gefügt, das Volk selbst aber bestand auf den Krieg. Der Kaiser rückte mit allen seinen Truppen vor Mailand, und begann eine förmliche Belagerung. Hartnäckig wehrte sich die Stadt gegen eine Macht von 150 000 Mann, während die Bürger von Pavia und Cremona das mailändische Gebiet

Hoflager Kaiſer Friedrich Barbaroſſa's zu Goslar.

verheerten, und in der Stadt endlich Mangel aller Art einriß. Endlich kam es zu Unterhandlungen, und Friedrichs harte Bedingungen wurden angenommen. Die Mailänder sollten Abbitte tun, einen kaiserlichen Palast in ihrer Stadt bauen, Geiseln stellen, und was das Härteste war, sich gefallen lassen, daß die kaiserlichen Regalien auf einer Versammlung festgesetzt wurden, bei welcher der Kaiser selbst den Vorsitz führte. Nun züchtigte Friedrich zuerst die Städte Verona und Ferrara. Bald brach wieder ein Zwist zwischen Kaiser und Papst aus, der Bruch wurde immer größer; und Hadrian war nahe daran, den Kaiser wieder in den Bann zu tun, als er 1159 starb.

Auf einem großen Reichstag in der roncalischen Ebene bei Piacenza ließ Friedrich durch Rechtsgelehrte die kaiserlichen Rechte nach den Bestimmungen des römischen Reiches untersuchen und feststellen. Nach deren Ausspruch wurde dem Kaiser das Recht beigelegt, die Obrigkeiten in den Städten mit Beistimmung des Volks einzusetzen, und Zölle, Kopfsteuern und andere Abgaben zu fordern.

Friedrich verfuhr gewalttätig; die erbitterten Lombarden und ihre Bundesgenossen wurden durch Abgeordnete des griechischen Kaisers, die sich in Venedig aufhielten, zur Verteidigung ihrer Freiheit aufgefordert, die deutschen Komissare, welche die Abgaben zu erheben hatten, verfuhren hart. Die Mailänder griffen daher schon im Jahre darauf wiederum zu den Waffen, und Friedrich war lange nicht im stande, die Stadt einzuschließen, weil seine Lehensmannschaft ihn gleich nach dem Frieden von Mailand verlassen hatte. Als aber Hilfe aus Deutschland gekommen war, schritt er zu energischen Maßnahmen. Er nahm sein Hauptquartier zu Lodi, und gelobte, nicht eher wieder die Krone aufzusetzen, als bis er die Stadt gezüchtigt hätte. Er schnitt allen Verkehr der Stadt mit Piacenza ab, und machte das Gebiet um die Stadt zu einer Wüste. Unterdessen wurde Alexander III. zum Papst gewählt, der den Kaiser in den Bann tat und sich mit den Mailändern verbündete. Dennoch wurden die Mailänder in die äußerste Not gebracht, und mußten sich zuletzt im Jahre 1163 aufs Neue dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben. Damals wenn anders je, wäre der günstige Augenblick gewesen, die deutsche Herrschaft in der Lombardei fest zu gründen, wenn Friedrich seinen Sieg mäßig gebraucht hätte. Allein er verfuhr gegen die Mailänder und ihre Bundesgenossen aufs grausamste. Nachdem sich die ganze Bürgerschaft persönlich vor ihm gedemütigt, und die Erhaltung ihres Lebens von ihm erfleht hatte, wurden die Mauern und Hauptgebäude der Stadt niedergerissen, und sie selbst in offene Flächen zerstreut. Auch Brescia, Piacenza und andere mit Mailand verbundene Städte erlitten ein ähnliches Schicksal, und das unglückliche Tortona gab Friedrich, als er nach Deutschland zurückkehrte zum zweiten Male der Wut der Pavesaner frei, die es dem Erdboden gleich machten.

Aber nach Friedrichs Abzuge vereinigten sich die meisten lombardischen Städte, erbittert über das harte Schicksal Mailands und den Druck der kaiserlichen Vögte, zu einem großen Bunde (1167), dessen Seele der von Friedrich nicht anerkannte Papst Alexander III. war. Friedrich zog wieder nach Italien, erschien vor Rom und nötigte Alexander zur Flucht. Er setzte seinen Papst Paschalis III. feierlich ein, und ließ sich von den Römern huldigen. Allein das römische Sommerfieber, das in ganz ungewöhnlichem Grade zu wüten begann, raffte einen großen Teil seines Heeres weg. Sobald die Nachricht von diesem Unglück in die Lombardei kam, erhob alles, von den Tälern Piemonts an bis zur Etsch die Waffen gegen den Kaiser, selbst das getreue Lodi wurd genötigt, dem Bunde gegen ihn beizutreten nur Pavia allein blieb ihm treu. Wenn aber Friedrich je groß erscheint, so

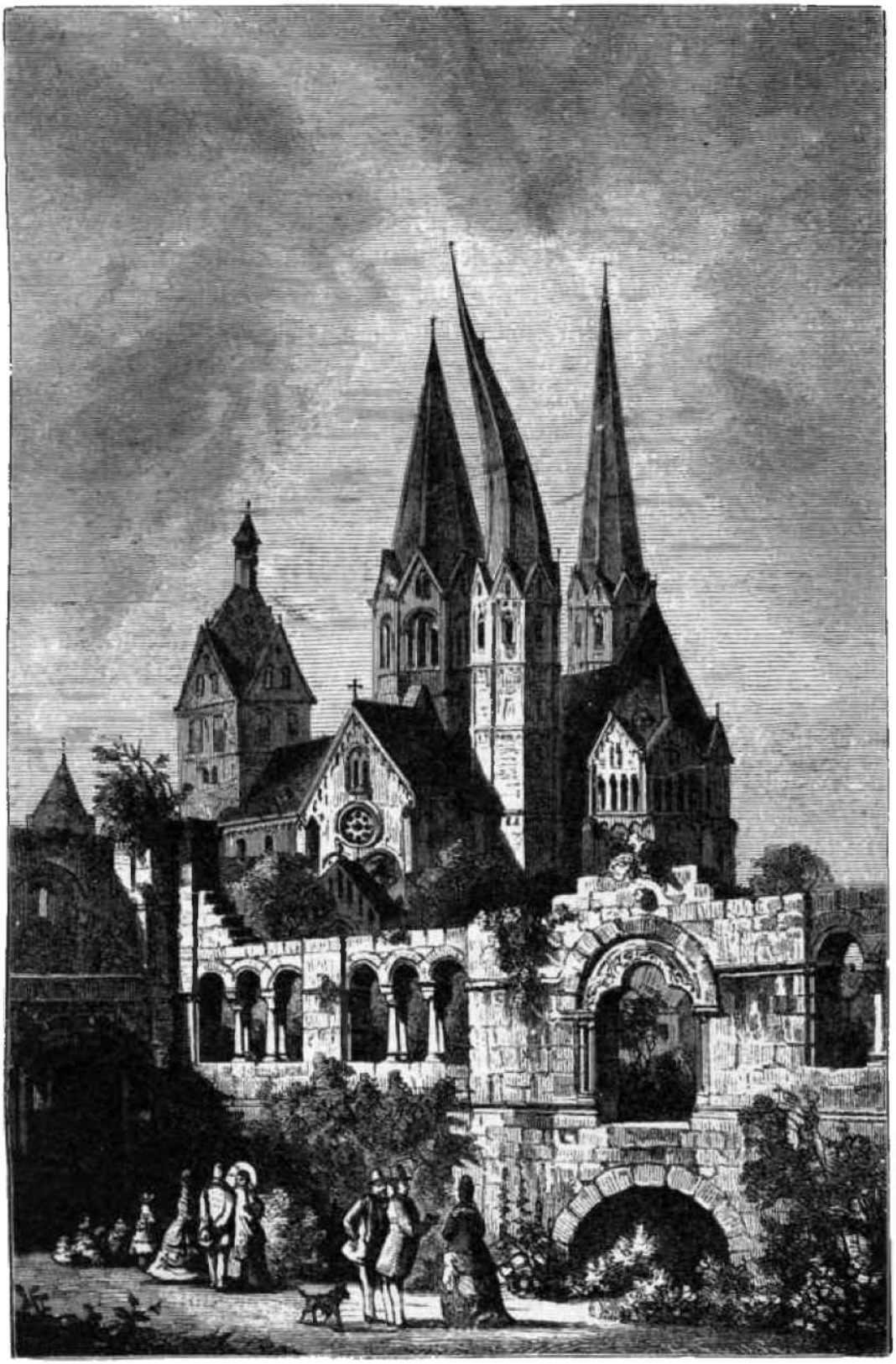
Kaiser Barbarossa, Heinrich den Löwen um Hilfe gegen die aufrührerischen Mailänder bittend.
Gemälde von Th. Foltz. Nach einer Photographie aus dem Verlag von Franz Hanfstängl in München.

war es damals. Er zog mit dem geringen Rest seiner Macht nach Pavia, und sprach über alle lombardischen Städte, die sich gegen ihn verschworen hatten, mit Ausnahme von Lodi und Kremona die Acht aus. Dann machte er an der Spitze der Bürgerschaft von Pavia und der wenigen Deutschen, die ihm noch geblieben waren, Streifzüge gegen die anderen Städte, besonders gegen das neu erbaute und aufblühende Mailand. Um ihn daran zu hindern und Pavia zu verderben, bauten seine Feinde zwischen Asti und Pavia eine neue Stadt, die sie Alessandria nannten. Endlich war die Zahl und Uebermacht der Feinde zu groß, Friedrich mußte nach Deutschland zurück. Er bahnte sich unter großen Schwierigkeiten einen Weg über die Alpen, in Susa verschworen sich die Bürger gegen ihn und umzingelten seinen Palast. Friedrich entging dem Tode nur dadurch, daß er Hermann von Siebeneichen in seinen Waffen erscheinen und für sich ausgeben ließ (1168).

Nachdem Friedrich in Deutschland seinen Sohn Heinrich VI. hatte zum Nachfolger wählen und seinen andern Söhnen beträchtliche Besitzungen hatte zukommen lassen, zog er abermals nach Italien, eroberte Susa, brannte es nieder und lagerte sich in der feuchten Ebene von Alessandria, wo ihm die feindlichen Städte die Zufuhr abschneiden konnten, und wo ihm die feuchte Luft verderblich werden mußte. Sieben Monate lag er vor der Stadt, mußte aber endlich die Belagerung aufgeben. Er wartete auf Zuzug von Deutschland, namentlich Norddeutschland, da besonders Heinrich der Löwe, dessen Nachbarn aufs höchste gegen ihn erbittert waren, weil er ein geiziger und unzuverlässiger Mann war, alle Ursache hatte, sich den Kaiser befreundet zu erhalten. Unglücklicherweise wollte aber gerade damals Heinrich die Stadt Goslar an sich reißen, und Friedrich versagte seine Einwilligung dazu, Heinrich verweigerte ihm deshalb seine Hilfe in der Lombardei.

Bei einer Zusammenkunft in Chiavenna bot Friedrich alles auf, um ihn zufrieden zu stellen und zu gewinnen, ja er warf sich zuletzt sogar vor ihm auf die Kniee. Alles war vergeblich, beide trennten sich und blieben auf immer entzweit. Bei Legnano kam es am 30. Mai 1176 zur Schlacht; die Lombarden erlitten zwar anfangs eine völlige Niederlage und ergriffen die Flucht, selbst die aus 300 edlen Mailändern bestehende Todesschar wich zurück, nur derjenige Teil der Mailänder Bürger zu Fuß, der den Fahnenkarren verteidigte und sich eidlich verpflichtet hatte, diesen zu retten oder neben ihm zu sterben, leisteten den Deutschen noch Widerstand, als die ganze Macht von Brescia, die man als Rückhalt aufgestellt hatte, hervorbrach und das Treffen wiederherstellte. Jetzt wendete sich das Glück, die Deutschen wurden von einander getrennt und mit großem Verlust geschlagen. Ihr ganzes Gepäck fiel dem Feinde in die Hände und der Kaiser verlor nicht nur seine Lanze und seinen Schild, sondern er geriet auch in Lebensgefahr. Er wurde mehrere Tage vermißt und seine Gemahlin hatte bereits Trauer um ihn angelegt, als er wieder in Pavia erschien. Er mußte nun den Italienern einen Waffenstillstand gewähren, den der mit dem Kaiser ausgesöhnte Papst Alexander III. zu Venedig vermittelte. Dieser wurde dann zu Konstanz 1183 in einen Frieden verwandelt, in welchem den lombardischen Städte viele Freiheiten, namentlich das Recht, ihre Fürsten zu wählen, und innerhalb ihrer Mauern sich selbst zu verwalten, eingeräumt wurden.

So lange Friedrich mit Italien beschäftigt war und dort festgehalten wurde, verfolgte Heinrich der Löwe seine herrschsüchtigen Pläne im Norden des Reichs. Er suchte



Barbaroſſa-Palaſt in Gelnhauſen mit der Marienkirche.

das ganze nördliche Deutſchland zu unterwerfen und in eine Art von eigenem Reiche umzuwandeln. Dabei drückte er jeden, der den geringſten Widerſtand zeigte, zu Boden,

und zwar nicht bloß in Sachsen und den benachbarten Ländern, sondern auch in Bayern, wo die Gewalt seiner Waffen überwog. Er nahm, als er sein Interesse darin fand, Lübeck zu einer bedeutenden Handelsstadt zu machen, dem Grafen von Holstein ohne weiteres seine Rechte über diese Stadt, zwang ihn mit Gewalt zur Nachgiebigkeit, gab dann den Lübeckern bedeutende Privilegien und ließ in den nordischen Reichen bekannt machen, daß der Handel mit Lübeck von allen Zöllen befreit sei. Uebrigens blühte von der Zeit an diese Stadt rasch auf und nahm an Einwohnerzahl ungemein zu. Er unterwarf sich einen großen Teil der Wenden, siedelte Kolonisten aus den Niederlanden und Mecklenburg an den Ufern der Weser und Elbe an, erbaute nicht nur Burgen, sondern machte auch die dort eingesetzten und abhängigen Bischöfe zu Herren und Gebietern der Wenden. Er verband sich zur Bekämpfung der Wenden mit dem König Waldemar von Dänemark, entzweite aber sich dadurch mit allen seinen Nachbarn. Vergebens schlossen die norddeutschen Fürsten, besonders der Markgraf Albrecht von Brandenburg und Landgraf Ludwig von Thüringen, einen Bund gegen ihn. Um der Zudringlichkeit des Kaisers in seinen italienischen Angelegenheiten zu entgehen, machte er 1172 eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. Seine Rückkehr fiel gerade in die Zeit, als Friedrich seinen Hauptrachezug gegen die Lombarden beginnen wollte, 1173. Er wollte aber auch jetzt keinen Anteil an dessen Kriegen nehmen. Er erweiterte seine Besitzungen, betrieb mit besonderem Eifer seinen Bergbau im Harz, wußte bei Belagerungen auch seine Bergleute trefflich zu benutzen und suchte endlich, um den ganzen Harz sein nennen zu können, auch Goslar seiner Herrschaft zu unterwerfen. Darüber zerfiel endlich Friedrich ganz mit dem Herzog; nach des Kaisers Rückkehr aus Italien, wo die Schlacht von Legnano verloren worden war, traten alle Feinde Heinrichs klagend gegen ihn auf. Auf dem Reichstag zu Goslar erschien er nicht. Auf einem Reichstag zu Würzburg wurde er 1180 in die Acht erklärt.

Mit den Trümmern des Reiches, welches Heinrich dreißig Jahre lang gebaut hatte, wurden viele deutsche Häuser bereichert. Bayern wurde 1180 an den treuen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach vergeben, dessen Nachkommen auch jetzt noch dort herrschen. Doch wurden zugleich beträchtliche Teile von diesem Herzogtum als unmittelbare Reichslehen an Bischöfe, Grafen und Städte verliehen. Auch das Herzogtum Sachsen wurde zerstückelt. Der westliche Teil kam an das Erzstift Köln; die Bischöfe von Paderborn, Hildesheim, Bremen und Magdeburg wurden reichsunmittelbar. Das so verkleinerte Herzogtum Sachsen wurde dann an Bernhard von Anhalt, einen Sohn Albrecht des Bären verliehen. Auf solche Weise wurde durch diesen hohenstaufischen Kaiser die großen Reichslehen oder Herzogtümer zerstückelt, was zu einer immer größeren Zersplitterung des Reichs führte, ohne daß dadurch, wie Friedrich beabsichtigte, die kaiserliche Macht gewann.

Tapfer widerstand der Löwe seinem Gegner zwei Jahre lang. Als aber der Kaiser selbst die Waffen gegen ihn wandte, mußte er sich diesem unterwerfen und auf dem Reichstage zu Erfurt fußfällig um Gnade bitten. Uebrigens war der Kaiser nicht geneigt, ihn gänzlich zu verderben, mußte aber dem Drängen von Heinrichs Feinden soweit nachgeben, daß er ihn auf drei Jahre aus dem Reiche verbannte; dagegen sicherte er ihm alle vererbten Familiengüter, aus denen später das Herzogtum Braunschweig entstand, feierlichst zu. Der Herzog begab sich zu seinem Schwiegervater, dem König Heinrich II. von England. Dieser unterhandelte für ihn mit dem Papst und dem Kaiser, bis er

endlich von dem letzteren die Erlaubnis zur Rückkehr erwirkte. Zur Zeit vor Friedrichs Kreuzzug machte aber ſein Benehmen ſeine Entfernung zum zweiten Male nötig.

Nun konnte Friedrich zum letzten Male 1186 im Frieden nach Italien ziehen. Die Lombarden empfingen ihn, als wenn nie Feindſchaft zwiſchen ihnen geweſen wäre. Er

Die Schlacht bei Iconium. Nach dem Gemälde von Schnorr von Carolsfeld. Nach einer Photographie aus dem Verlage von Franz Hanfſtaengl in München.

ließ ſeinem Sohn Heinrich die eiſerne Krone der Lombarden aufſetzen und vermählte ihn unter großen Feſtlichkeiten in Mailand mit Konſtanzia, der Erbin von Neapel und Sizilien, woraus dem Hauſe Hohenſtaufen neue Hoffnungen aufgingen. Denn wenn er im Beſitze von Norditalien auch Unteritalien beſaß, ſo mußte bald die Halbinſel ihm unterworfen ſein und ihre Unterwerfung konnte zu der von Deutſchland führen — ſo ſchien es. Das ahnte dem alten, noch jugendlich hoffenden Kaiſer nicht, daß er durch

dieses letzte und glänzende Gelingen seines großartigen Lebens den Grund zum baldigen Untergang seines Hauses legte.

Bald darauf drang die Kunde von dem Fall Jerusalems, das der Sultan Saladin 1187 erobert hatte, in das Abendland. Die mächtigsten Herrscher rüsteten sich zum Kreuzzug: Richard Löwenherz von England, Philipp August von Frankreich und allen voran Friedrich Barbarossa. Im Jahre 1189 zog er mit einem glänzenden Heere nach Konstantinopel und durch die öden, heißen Hochebenen Kleinasiens. Vor Iconium, wo ihm der Feind entgegentrat, schlug er diesen in die Flucht und eroberte die Stadt. Endlich erreichte man den Kalykadnus oder Seleph, der nahe dem Cydnus strömte und von Regengüssen stark angeschwollen war. Friedrich suchte mit wenigen Begleitern eine Furt und wagte sich, als ob er noch ein Jüngling wäre, in die Flut, um zum andern Ufer zu schwimmen. Allein in der Mitte des Stromes verließ ihn die Kraft und er rief um Hilfe. Tödlich ermattet wurde er ans Ufer gezogen und bald darauf hauchte er seinen Geist aus. Sein Leichnam wurde bis Antiochien gebracht; bald im Jahre 1191 starb auch sein Sohn Friedrich. Da kehrten viele in die Heimat zurück, viele waren schon den Mühen und Gefahren unterlegen und nur kümmerliche Reste der Deutschen vereinigten sich mit Richard Löwenherz und dem König von Frankreich vor Akkon.

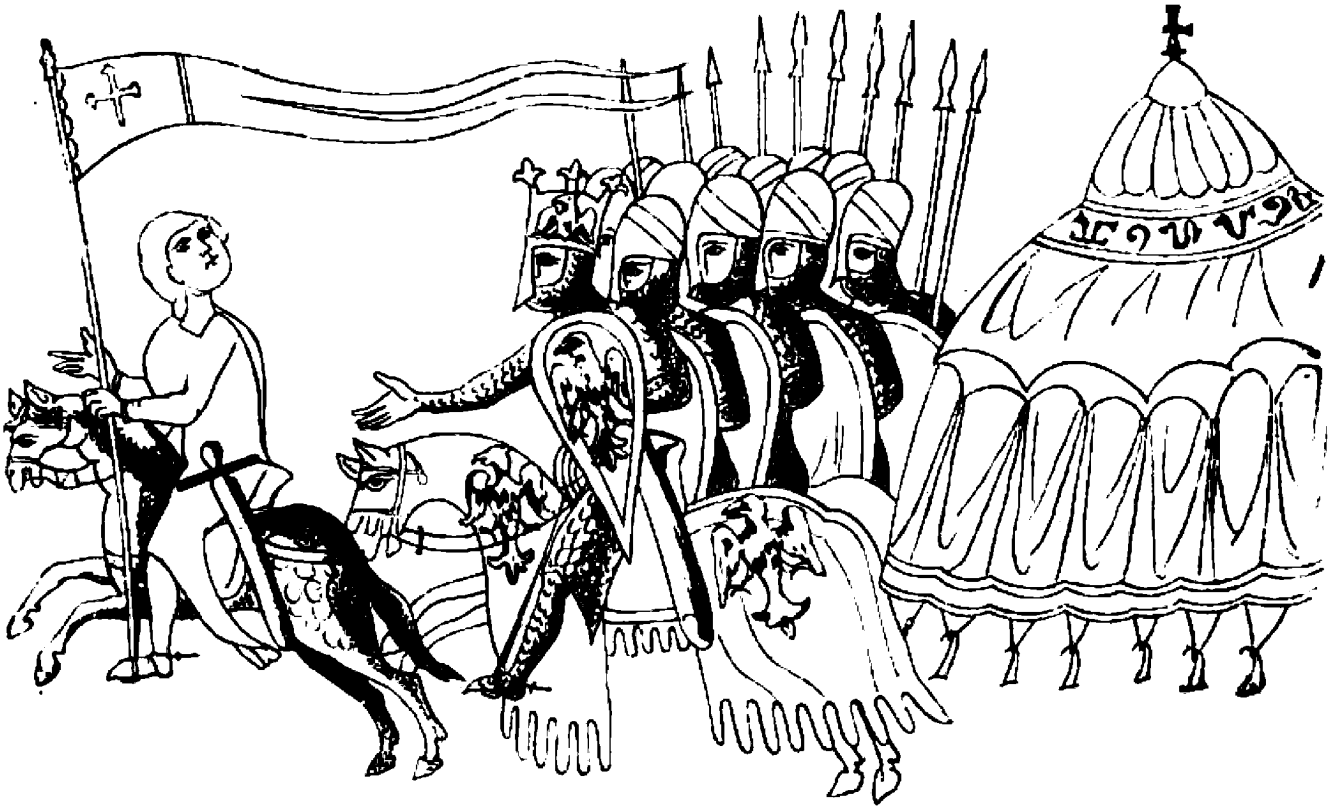
Heinrich VI. 1190–1197.

In Heinrich VI. lebten nicht nur die großen Entwürfe seines Vaters, sondern auch dessen Feldherrntalent, Scharfblick und unermüdliche Tätigkeit fort; doch fehlten seinem reichbegabten Geiste die edleren sittlichen Grundlagen. In seiner Jugend dem Zauber der Dichtung zugänglich und selbst Dichter, tritt er uns nach seiner Thronbesteigung als kalt berechnender, rücksichtsloser Staatsmann entgegen, der nur eine Leidenschaft kannte, die zu herrschen, und sogar Hinterlist und Grausamkeit nicht scheute, wenn sie ihn zum Ziele führen konnten.

Heinrichs Regierung begann mit der Bekämpfung des alten Feindes seines Hauses, Heinrichs des Löwen, der gleich nach Barbarossas Abreise 1189 sein Wort gebrochen hatte, und wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, um die Abwesenheit des Kaisers und so vieler Reichsvasallen zur Wiedererlangung seiner Macht zu benutzen. Anfangs begünstigte ihn auch das Glück, aber doch wurde er gezwungen, sich auf Unterhandlungen einzulassen, und der Kaiser, welcher diese Angelegenheit schnell abmachen wollte, um seine Romfahrt antreten zu können, nahm ihn wieder zu Gnaden an. Nun eilte Heinrich nach Italien, um die durch den Tod seines Schwiegervaters, des Königs Wilhelm II. von Neapel und Sizilien erledigten Reiche in Besitz zu nehmen. Gefühllos wütete er gegen die Partei des Grafen Lecce, einen unehelichen Nachkommen des normannischen Königshauses, der zum König von Neapel und Sizilien ernannt worden war. Ebenso unedel benahm sich Heinrich gegen den von seiner Kreuzfahrt heimkehrenden Richard Löwenherz von England. Dieser hatte nach der Eroberung von Akkon eine Fahne, die der Herzog Leopold von Oesterreich auf einem Turm aufpflanzen ließ, herabreißen lassen. Richard wurde nun, als er auf der Rückreise an die Küste von Aquileja verschlagen, seinen

Weg durch Deutschland nehmen wollte, in der Nähe von Wien in seiner Verkleidung erkannt und von dem beleidigten Herzog gefangen gesetzt. Heinrich verlangte nun die Auslieferung des königlichen Gefangenen, und ließ ihn auf das Bergschloß Trifels bringen, wo er ihn in harter Gefangenschaft hielt, bis der Sänger Blondel seinen Aufenthalt erforschte, und Richard um eine bedeutende Summe losgekauft wurde.

Diese Summe diente zur Bestreitung eines neuen Zugs nach Italien; die Umstände waren günstig. Heinrich der Löwe hatte sich zurückgezogen, und ein Jahr später starb er (1195). Tankred starb schon 1194. Eine Flotte ihm zu stellen bewog er die Genuesen und Pisaner, indem er ihnen außerordentliche Rechte und Vorteile zukommen ließ, und sie durch große Versprechungen betrog, die er nie zu halten gesonnen war. Im Jahre



Aus Petri d'Ebulo, Carmen de Bello Sículo inter Henricum VI. Imp. et Tancredum in der Berner Bibliothek.

1194 griff er Neapel und Sizilien an, und bemächtigte sich in wenig Monaten des Reichs. Nachdem er zu Palermo gekrönt worden war, suchte er seine Herrschaft durch grausame Verfolgung, namentlich der Familie Tankreds zu befestigen. Mehrere Erzbischöfe und Bischöfe sowie viele Edle und Grafen wurden als Teilnehmer an einer gegen ihn gerichteten Verschwörung teils zu einem schmachvollen Tod verurteilt, teils geblendet, ein Schicksal, das auch Tankreds minderjährigen Sohn Wilhelm traf.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland faßte Heinrich den großen Gedanken, die Erblichkeit seiner Krone festzustellen, und so die verderbliche Einrichtung des Wahlreiches zu beseitigen. Er bot dafür den weltlichen Fürsten das Versprechen, daß ihre Lehen nicht bloß — was ja längst feststand — auf die männliche, sondern nach dem Aussterben auch auf die weibliche Linie und auch Nebenlinie übergehen solle, den Geistlichen die Aufhebung des Spolienrechtes. Nahe stand er der Verwirklichung dieses Planes, denn die

meisten Fürsten hatte er für denselben gewonnen; da rief ihn noch einmal eine Empörung nach Sizilien, die er dieses Mal mit äußerster Strenge bestrafte. Dabei wurden seine Pläne immer kühner und umfassender. Seine Oberhoheit hatte England bereits anerkennen müssen, Frankreich begann er nun ebenfalls wie einen Lehensstaat seines Reiches zu behandeln; auch die spanischen Lande, besonders Kastilien dachte er sich untertan zu machen, und mit eiserner Hand pochte er auf das griechische Ostreich. Zu einem neuen, gewaltigen Kreuzzug, auf dem er seine Pläne im Orient auszuführen gedachte, strömten schon Scharen aus ganz Deutschland nach Unteritalien zusammen; da setzte Heinrichs Tod allen diesen kühnen Plänen ein Ziel; im Jahre 1197 starb zu Messina der 32jährige Herrscher, und mit sich nahm er den Traum einer deutschen Weltherrschaft ins Grab.

Philipp von Schwaben 1198–1208. Otto IV. 1198–1215.

Da Heinrichs Sohn, der nachherige Friedrich II. beim Tode des Vaters erst drei Jahre alt war, so wählte die hohenstaufensche Partei, um einer vormundschaftlichen Regierung zu entgehen, Heinrichs Bruder, den Herzog Philipp von Schwaben zum König, während die zu Köln versammelten Anhänger des welfischen Hauses auf Betreiben des dortigen Erzbischofs die Krone zuerst dem reichen Berthold von Zähringen, und als dieser seine Ansprüche gegen eine reiche Entschädigung an Philipp von Schwaben abtrat, einem Sohne Heinrichs des Löwen, Otto IV. die Krone übertrug. So entstand von neuem Parteiung und blutiger Kampf zehn Jahre lang in Deutschland.

Während dieser Wirren gelang es dem geistesstarken Papst Innocenz III., welcher schaffend und leitend in alle Verhältnisse seiner Zeit eingriff, die geistliche Macht auf den höchsten Gipfel zu erheben; als Vormund des jungen Friedrich von seiner Mutter Constantia sterbend ernannt, gab Innocenz diesem eine treffliche Erziehung, und erhielt ihm sein von den Parteien zerrüttetes Erbteil Sizilien.

In Deutschland kämpfte Philipp mit Erfolg gegen den Welfen Otto, gewann durch seine Leutseligkeit und Milde immer mehr Anhänger, auch der Papst neigte sich ihm zu, da er einem Neffen desselben eine seiner Töchter zur Gemahlin versprochen hatte, ja er erklärte sich am Ende bestimmt für Philipp. Die Hohenstaufen würden gewiß obgesiegt haben, wenn nicht im folgenden Jahre (1208) der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der Neffe des von Friedrich Barbarossa mit dem Herzogtum Bayern belehnten Wittelsbachers, den König Philipp auf der Altenburg bei Bamberg ermordet und dadurch dessen Gegner zur unbestrittenen Herrschaft verholfen hätte. Philipp war einer Privatrache zum Opfer gefallen; er hatte dem Pfalzgrafen früher eine seiner Töchter zur Ehe versprochen, dann aber sein Wort wieder zurückgenommen. Otto wurde nun allgemein als König anerkannt, nachdem er sich mit Philipps Tochter Beatrix verlobt hatte. Auch empfing er vom Papste Innocenz III. zu Rom die Kaiserkrone (1209), nachdem er demselben eine Reihe von Besitzungen abgetreten hatte. Doch verlor Otto bald Macht und Ansehen im Reiche; denn er geriet mit dem Papste in Streit, weil er seinem Königseide gemäß die kaiserlichen Rechte in Unteritalien ungeschmälert ausüben wollte. Er wurde von dem Papste sogar in den Bann getan, als er den jungen Friedrich aus Unteritalien, seinen

Friedrich II. in Sizilien. Nach dem Gemälde von Arthur von Ramberg.

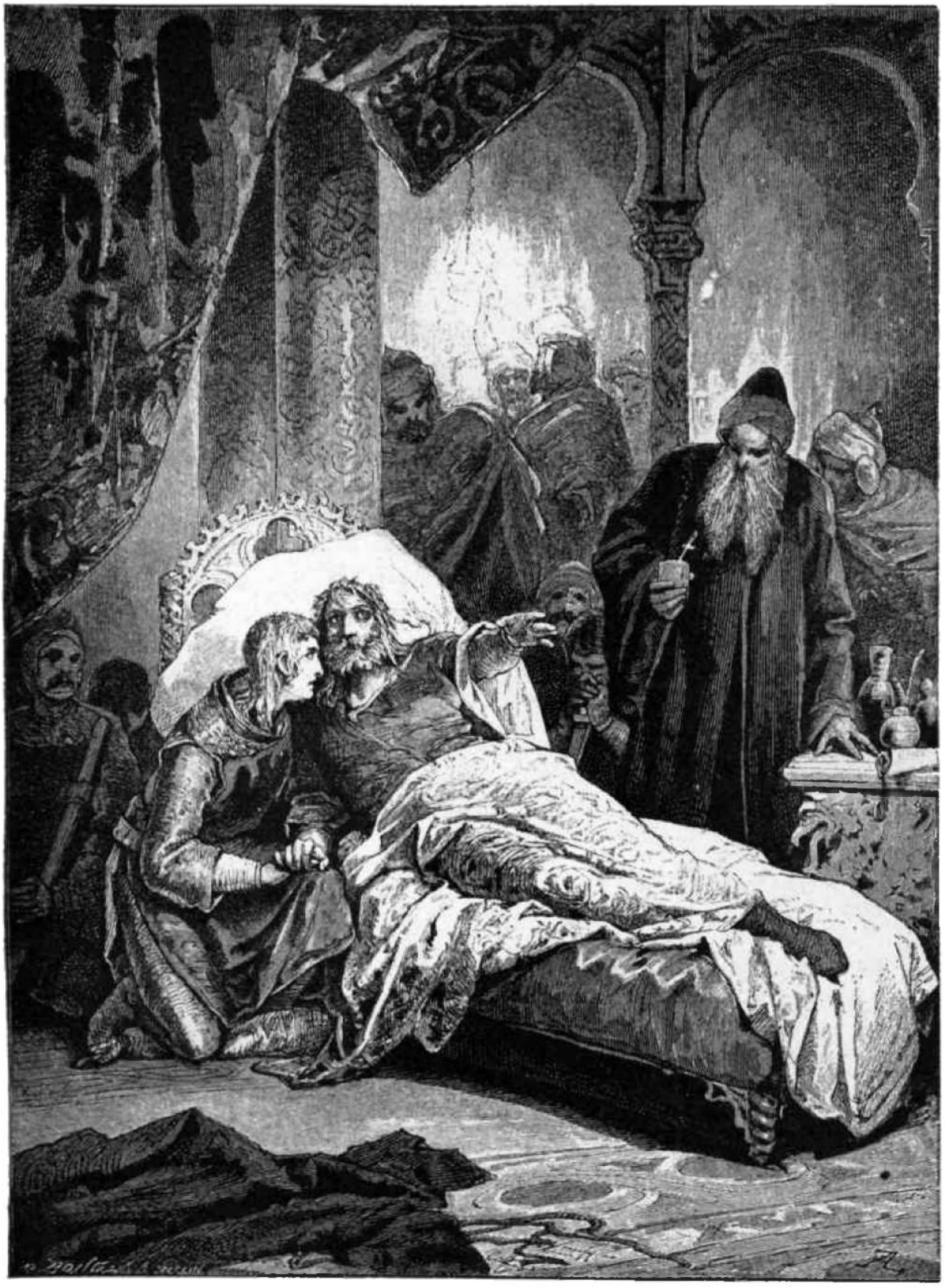
Erbe, verdrängen wollte. Vom Papste ermuntert, riefen daher die Anhänger des hohenstaufischen Kaiserhauses den schönen und geistreichen Friedrich, der damals 18 Jahre zählte, nach Deutschland, um den Thron in Besitz zu nehmen (1212). Hier gewann der Hohenstaufe bald alle Herzen. Otto II., von seinen Anhängern verlassen, zog sich in seine Erblande zurück und starb auf der Harzburg (1218).

Friedrich II. 1215–1250.

Im Jahre 1215 wurde Friedrich II. zu Aachen als König der Deutschen gekrönt. Die Kaiserkrone empfing er zu Rom durch Papst Honorius III. im Jahre 1220. Er war ein durch körperliche Schönheit, hellen, durchdringenden Geist und umfassende Bildung ausgezeichneter Kaiser. Er redete und schrieb fünf Sprachen, war ein ausgezeichneter Dichter, stiftete die Universität Neapel (1224) und sammelte die tüchtigsten Männer um sich. Für sein Erbreich Sizilien ließ er ein vortreffliches Gesetzbuch verfertigen, sowie er überhaupt seine Kraft und seine Zeit mehr diesem Reiche als Deutschland widmete, so daß seine Regierungszeit für das letztere weit nicht so wohltätig wurde, als sie hätte sein können. Die Verwaltunng des Deutschen Reiches überließ Friedrich seinem ältesten Sohne Heinrich, den er gegen ein dem Papst gegebenes Versprechen, die Krone von Sizilien nie mit Deutschland zu vereinigen, zu Frankfurt zum König wählen ließ (1220). Er selbst suchte den Plan auszuführen, ganz Italien zu vereinigen, und so ein Reich zu gründen, welches das blühendste der Christenheit wäre. Allein der Kampf, in den er dabei mit den Päpsten und den lombardischen Städten geriet, verzehrten nicht nur Friedrichs Kraft, sondern bereitete auch seinem ganzen Hause den Untergang.

Der Streit mit den Päpsten entstand zunächst, weil Friedrich einen zweimal, bei seiner Krönung in Aachen und Rom gelobten Kreuzzug, der italienischen Angelegenheiten wegen, immer wieder verschob. Papst Gregor IX. sprach daher nach wiederholten Mahnungen im Jahre 1227 den Kirchenbann über Friedrich aus; dieser trat nun trotzdem im folgenden Jahre den Kreuzzug an, und erwarb in einem Vergleich mit dem Sultan Alkamel von Aegypten Jerusalem und alle heiligen Orte bis zur Küste von Akkon. Er setzte sich in der Kirche des heiligen Grabes selbst die Krone von Jerusalem aufs Haupt, da der Patriarch den Gebannten nicht krönen wollte. Unterdessen hatte Gregor IX. sogar ein Kriegsheer gegen Friedrichs Erblande aufgeboten, die er als verwirkte Lehen einziehen wollte. Nach Friedrichs Heimkehr kam aber durch den wackeren Deutschordensmeister Hermann von Salza eine Aussöhnung zwischen Kaiser und Papst zu sttande, und der Kirchenbann wurde 1230 von Friedrich genommen. Der Kaiser aber blieb, trotzdem er sich scheinbar gedemütigt hatte, mit allen Feinden Gregors, besonders mit den unruhigen Römern im Einverständnis, und der Papst seinerseits bestärkte die Lombarden in ihrer Widersetzlichkeit gegen Friedrich.

Der Kaiser trat mit dem grausamen Ezelino von Romano in Verbindung und verabredete mit ihm einen tief angelegten Plan zum Verderben der Städte. Um die Universität Bologna, deren Ruf über 12 000 Fremde anzog und die unter dem Schutze des Papstes stand, zu Grunde zu richten, stiftete er die schon genannte Universität Neapel,



Kaiſer Friedrich II. Von Alex Zick.

beschenkte sie mit großen Privilegien, und verbot allen Bewohnern der neapolitanischen Reiche im Auslande zu studieren oder zu lehren.

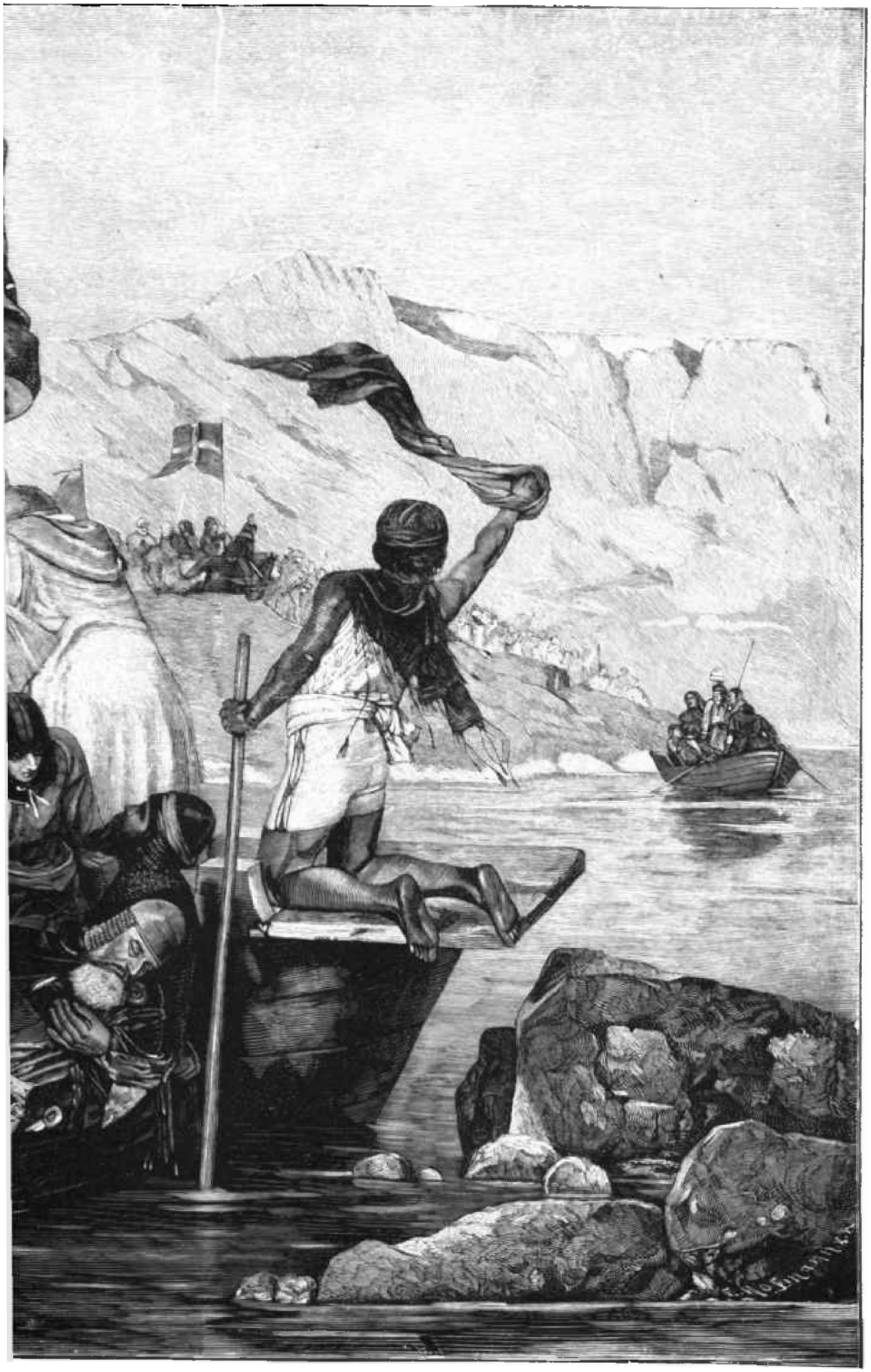
Friedrich hatte, als er im Jahre 1220 für eine lange Reihe von Jahren nach Italien zurückkehrte, seinen damals erst zehn Jahre alten Sohn in Deutschland zurückgelassen, und dem Namen nach an die Spitze der deutschen Angelegenheiten gestellt. Heinrich wuchs ganz ohne Erziehung zum Teil in roher und ungebildeter, zum Teil in leichtsinniger Gesellschaft auf und ergab sich einem üppigen Leben. Daher auch hier überall Fehde und Streit der Fürsten und Edlen untereinander. Am Ende trat Heinrich sogar ins Einverständnis mit den Lombarden und lehnte sich gegen den Vater auf, von dem er sich unabhängig machen wollte (1234). Friedrich zog deswegen 1235 nach Deutschland, und kaum war er dort angekommen, als Heinrich von all seinen Anhängern verlassen wurde. Der betörte Sohn reiste dem Vater entgegen, erbat und erhielt Verzeihung, beging aber gleich nachher neue Unbesonnenheiten und Gewalttätigkeiten und verweigerte auch die Uebergabe der Burg Trifels, in welcher seit Friedrichs I. Zeit die kaiserlichen Schätze verwahrt wurden. Nun ließ ihn der Kaiser gefänglich einziehen und zuerst in der alten Burg Heidelberg, über dem jetzt als Ruine bewunderten Schloß des Pfalzgrafen, und dann in einer Stadt von Graubünden in harter Haft halten. Von hier wurde der unglückliche Prinz nach Unteritalien gebracht und erlag endlich im Gefängnis.

Auf einem glänzenden Reichstag zu Mainz 1235 erhob Friedrich die welfischen Erblande zu dem Herzogtum Braunschweig-Lüneburg und gab in deutscher Sprache ein wichtiges Gesetz über Erhaltung des Landfriedens. Im folgenden Jahre 1236 richtete Friedrich II. den letzten Babenberger, Friedrich den Streitbaren von Oesterreich, der bei dem Aufstand des jungen Heinrich eine etwas zweideutige Rolle gespielt hatte, und erschien von Oberitalien her selbst in Wien, um seinen Widerstand zu brechen. Hier wurde dann des Kaisers Sohn Konrad 1237 zum König von Deutschland erwählt; aber durch einen feierlichen Wahlvertrag sorgten die Fürsten dafür, daß ihre Rechte unverkümmert blieben.

Im Jahre 1237 gelang es Friedrich den lombardischen Städten bei Cortenuova am Oglio eine schwere Niederlage beizubringen; da er aber, wie einst Friedrich Barbarossa, nun seine Ansprüche zu hoch gehen ließ, dauerte der Kampf fort, in dessen Verlauf Papst Gregor IX. von neuem den Bann über Friedrich aussprach. Dagegen begann nun dieser einen Kampf, wie vor ihm kein Herrscher; und dieser Kampf endigte auch nicht, als Gregor IX. beinahe hundertjährig gestorben war, und nach langer Zeit Innocenz IV., ein bisheriger Freund des Kaisers, gewählt wurde. Dieser entfloh vor Friedrich nach Frankreich, wo er eine Kirchenversammlung nach Lyon berief, die den Bann gegen den Kaiser erneuerte. Seitdem sank Friedrich in der öffentlichen Meinung und damit sein Glück. In Deutschland stellte die welfische Partei, unterstützt vom Papste, zuerst einen Gegenkönig in dem Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen (1246), und als dieser ohne Ansehen bald starb, in dem Grafen Wilhelm von Holland (1247) auf. Dazu kam von außen Unheil. Die Mongolen, ein furchtbarer Schwarm heidnischer Barbaren, hatten, aus dem Inneren Asiens kommend, nun auch in Schlesien Einbrüche verübt. Allein weder Kaiser noch König kümmerten sich um diese Gefahr, und nur Herzog Heinrich II. von Niederschlesien war ihnen bei Liegnitz entgegengetreten. Er siegte zwar nicht, ja er fand in der Schlacht sogar selbst den Heldentod,

Auffindung der Leiche Barbarossas.

Mit Genehmigung der Deutsch



dem Gemälde von W. Bedimann.
:rlagsanstalt in Stuttgart.

aber dieser Mut machte auf die Barbaren doch solchen Eindruck, daß sie, als auch ein zweites Heer unter dem Böhmenkönig Wenzel vorrückte, Europa mit Ausnahme Rußlands räumten.

Friedrich II. selbst, niedergebeugt durch das Unglück, das sein Feldherr Enzio im Kampf gegen die Bologneser hatte, die ihn gefangen nahmen, starb auf dem Schlosse Fiorentino in Apulien am 13. Dezember 1250.

Konrad IV. und Konradin, das Ende der Hohenstaufen und das Interregnum 1250–1269.

Auf die Nachricht vom Tode seines Vaters war Konrad IV., dessen Sache in Deutschland fast rettungslos darniederlag, sofort nach Italien gezogen, um sein Erbland in Besitz zu nehmen, das sein Stiefvater Manfred für ihn zu behaupten gewußt hatte. Allein schon am 20. Mai 1254 erlag er, noch nicht volle siebenundzwanzig Jahre alt, einem Fieberanfall.

Da Konrads gleichnamiger Sohn, von den Italienern Konradin genannt, bei dem Tod seines Vaters kaum zwei Jahre alt war, beruhte die Hoffnung der italienischen Ghibellinen einzig auf dem zweiundzwanzigjährigen feurigen und mutvollen Manfred, der am 11. August 1258 in Palermo zum König gekrönt wurde.

Indessen hatte Papst Urban IV., dessen Vorgänger Alexander IV. über Manfred den Bann ausgesprochen hatte, dem Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, Karl von Anjou das sizilische Reich übertragen, und dieser erschien mit Heeresmacht, um von demselben Besitz zu nehmen. An der Spitze seiner Getreuen zog ihm Manfred entgegen, doch der Verrat einzelner sizilischer Großen bereitete ihm in der Entscheidungsschlacht von Benevent am 25. Februar 1266 eine vollständige Niederlage, in welcher Manfred selbst den Tod suchte und fand. Seine drei Söhne, welche mit der Mutter dem Sieger in die Hände gefallen waren, wurden auf Karls Befehl geblendet und starben im Gefängnis.

Mit der gleichen herzlosen Grausamkeit, wie gegen die Familie des gefallenen Manfred, wütete Karl, ohne die ernsten Abmahnungen des Papstes zu beachten, auch gegen die sizilischen Ghibellinen. Diese sandten daher Boten nach Deutschland, um den sechzehnjährigen Konradin zur Besitznahme seiner Erblande einzuladen.

Konradin, zum mutigen Jüngling herangereift, und voll von Erinnerung an die einstige Größe seines Hauses, folgte dieser Einladung gerne, obgleich seine Mutter, die seit kurzem an den Beherrscher von Tyrol verheiratet war, und sein Oheim Herzog Ludwig von Bayern, bei dem er lebte, ihn warnten und abmahnten. Mit einem kleinen Heer, das er durch Verkauf und Verpfändung seiner Erbgüter in Schwaben und Bayern geworben hatte, ging er im Herbst 1167 über die Alpen. Ihn begleitete Friedrich von Baden, der Sohn des Markgrafen Hermann von Baden, mit dem ihn gleiches Alter und gleiches Geschick zu innigster Freundschaft verband. Denn Friedrich war durch den König Ottokar von Böhmen ebenfalls aus seinem Erbe, dem Großherzogtum Oesterreich verdrängt worden. Der Hohenstaufe wurde in Italien, namentlich in Rom, mit Jubel begrüßt, auch schien das Glück anfangs sein Unternehmen zu begünstigen. Aber in der

Schlacht von Tagliocco am 23. August 1268 ging der anfängliche Sieg durch einen klug angelegten Hinterhalt des französischen Heeres in völlige Besiegung über. Konradin und Friedrich von Baden mit einigen Getreuen waren nach Rom und von da nach der Küstenstadt Astura verkleidet entflohen, um nach Pisa, dem Haupte der ghibellinischen Partei in Toscana zu entkommen. Sie wurden aber erkannt, für Lohn an König Karl ausgeliefert und nach Neapel gebracht. Karl, um den Schein des Rechtes zu wahren, berief nun eine Versammlung von Richtern, diese waren alle bis auf einen der Meinung, daß Konradin nicht als Empörer, sondern im Glauben an sein gutes Recht gegen Karl gekämpft habe. Dessen ungeachtet wurde unter dem Seufzen und Klagen des weinenden Volkes dieser letzte Sprößling des hohenstaufischen Hauses zum Tode verurteilt, den er mit seinem treuen Freunde Friedrich von Baden und dreizehn andern deutschen und italienischen Edeln mit Mut und Fassung auf dem Blutgerüst zu Neapel erlitt (29. Oktober 1268).

So endete das glanz- und ruhmvolle, vielgepriesene Geschlecht der Hohenstaufen. Je stolzer seine Macht gewesen war, um so erschütternder ist sein Untergang. In kaum einem Menschenalter sank es von der höchsten irdischen Höhe tief herab, und mit ihm sank der Ruhm des Kaisertums. Denn gegen Ende der Hohenstaufenzeit begann trotz allen Glanzes schon die innere Auflösung des Reiches. Beim Ausgange der sächsischen Kaiser waren die großen Lehen erblich, als der letzte fränkische Kaiser starb, war die Erblichkeit aller Lehen durchgeführt, und die geistlichen Fürsten, früher die Stützen der kaiserlichen Macht, dem wachsenden Einfluß der Päpste je länger desto mehr verfallen. Beim Ausgange der Staufen waren die Fürsten in ihren Gebieten selbständige Herren; die fürstliche Landeshoheit war geschaffen, und die emporblühenden Städte, von den Kaisern, deren Stütze sie hätten werden können, den Landesherren überantwortet, und dadurch in den Gegensatz zur kaiserlichen Gewalt gedrängt, waren zur Sonderentwicklung genötigt. Geflissentlich hatten die Staufen die großen Herzogtümer, die der obersten Reichsgewalt am bedenklichsten sein mußten, in kleine geistliche und weltliche Territorien geschlagen. Noch machte die herrschend gewordene Vereinzelung die Deutschen nicht wehrlos; in Notfällen, wie bei dem Mongolenangriff, oder bei den Eroberungsversuchen der Dänen im Norden, taten sich die Nächstwohnenden und zunächst Bedrohten zum freien Bunde zusammen, und die Tüchtigkeit, die in allen Gliedern lebte, war noch immer mächtig genug, Hilfe zu schaffen. Aber das waren Erfolge der Sondermächte, des Fürstentums, später auch der vereinigten Städte: Deutschlands Gesamtmacht war dahin und sechshundert Jahre vergingen, ehe unsere Nation wieder den Weg zur Einheit fand, und auf dem Untergrunde glorreicher Taten Gesamtdeutschlands das neue deutsche Reich erschuf, zu Deutschlands Ehre.

Das Interregnum 1268–1273.

Nach dem Untergange der Hohenstaufen wollte kein Fürst mehr die Krone annehmen. Den meisten war mehr daran gelegen, ihre eigenen Erbländer zu verwalten und womöglich eigennützig zu vergrößern, als die schwere Pflicht auf sich zu nehmen, in den fast verwilderten deutschen Landen Frieden und Ordnung herzustellen und mit Selbst-

verleugnung alle Kräfte sich dem allgemeinen Besten zu widmen. Da gerieten die geistlichen Kurfürsten auf den merkwürdigen Gedanken einen Ausländer zum Kaiser zu machen; dabei waren sie noch überdies nicht einig. Die eine Partei erwählte den englischen Grafen Richard von Cornwallis, die andere den König Alfons von Castilien, den man wohl wegen seiner astronomischen Kenntnisse den Weisen nannte, der aber nicht einmal sein eigenes Land zu regieren verstand. Beide hatten den Reichsfürsten viel Geld geboten. Richard war mehreremale in Deutschland, konnte sich aber nur durch Geld und durch reichlich ausgeteilte Privilegien einen Anhang verschaffen. Besonders begünstigte er die wetterauschen Reichsstädte Frankfurt, Friedberg, Gelnhausen und Wetzlar. Alfons kam gar nicht nach Deutschland. — Für Deutschland war die Regierung Richards aus verschiedenen Gründen eine jammervolle Zeit. In Schwaben erhoben sich die Grafen von Württemberg, überall schalteten und walteten die Herren und Ritter nach Willkür, besonders gegen die Städte, die zwar nicht eigentlich frei, aber doch größtenteils kaiserlich und also von den Reichsfürsten unabhängig waren. Und in Thüringen, in der Wetterau, an der Lahn, am Rhein, in Schwaben, und in den burgundischen Landen gab es eine ebenso große Menge von Bürgern, als in Italien. Das Reich schien in sich selbst zu zerfallen und von Osten her drohte noch dazu König Ottokar II. von Böhmen, slavische Herrschaft über einen Teil derselben zu bringen; denn er hatte nicht nur in Mähren, Oesterreich und Steiermark mit seinen Reichsverbänden, sondern sogar auch in Bayern schon festen Fuß gefaßt, und plünderte dieses Land in regelmäßigen Zügen aus.

Das geistige Leben unter den fränkischen und hohenstaufischen Kaisern.

Unter den fränkischen Königen hatte das deutsche Reich seine größte Ausdehnung. „Es war das Reich der Mitte, das allen angrenzenden Ländern als Halt diente, an das alle Nachbarvölker sich freiwillig oder gezwungen anlehnten, welches das gebietende Wort in der abendländischen Christenheit führte. Im Norden bildete die Eider die Grenzmarke gegen die Dänen, die, seitdem das Christentum Eingang bei ihnen gefunden, und eine dänische Fürstentochter die Gattin des dritten Heinrich geworden, mit dem Reiche und dem fränkischen Herrscherhause stets in friedlichen und freundlichen Beziehungen standen. Die Landschaften nordwärts und ostwärts der Niederelbe wurden von Grafen verwaltet, welche die Herzöge von Sachsen als ihre Lehnsherren ehrten. Die slavisch-wendische Welt, die in verschiedene Stämme und Völkerschaften gespalten, in den weiten Gebieten der oberen und mittleren Elbe, der Mulde und Saale, der Spree und Havel seßhaft war, verharrte zwar noch im Widerstand gegen die christlichen Ordnungen des Reiches, und gegen die „Wirtschaft nach deutschem Recht," die sie als die Unterdrückung ihrer Nationalität verfluchte, und fand unter den bürgerlichen Kämpfen, welche die Regierungsjahre des vierten und fünften Heinrich verwirrten, Gelegenheit, manche verlorenen Territorien wieder zu gewinnen, und ihre Unabhängigkeit und ihr angestammtes Wesen mit dem Schwerte gegen die durch ihre Härte und Habsucht verhaßten Billunger zu behaupten; doch bildeten die Markgrafschaften von Meißen und von der Niederlausitz und die Nordmark vorgeschobene Posten, um welche sich deutsche Kriegsmänner sammelten, an welche deutsche Mönche und Kaufleute eine Stütze fanden, wo der deutsche Name

und die deutsche Kraft in der Verborgenheit fortlebten bis ruhigere Zeiten und günstigere Verhältnisse die Wiederaufnahme des Bekehrungs- und Eroberungswerkes aufbessernde Erfolge möglich machten. In Polen konnte die Hoheit des Reiches mit der daran geknüpften Tributpflichtigkeit nur vorübergehend, wenn die Ansprüche durch innere Streitigkeiten unterstützt wurden, aufrecht erhalten werden; dagegen wurde Deutschland weniger als unter Heinrich II. von polnischen Waffen angefallen. Von Böhmen wurde der frühere Tribut seit Heinrich IV. nicht mehr gefordert; aber durch die Verpflichtung, den Kaiser mit einer bewaffneten Hilfsschar zu unterstützen, traten die Herzöge von Prag zu dem Reiche in das Verhältnis der Bundesgenossenschaft. In Ungarn siegte die magyarische Nationalität über die deutschen Sympathien einiger Kreise, und wies die Hoheitsansprüche des Reiches mit dem Schwerte zurück; doch hüteten deutsche Männer unter den tapferen Markgrafen von Oesterreich die Grenzmarke bis zur Leitha; und südwärts davon bis zu den karnischen und julischen Alpen herrschten die Herzöge von Kärnten über die reizenden Thäler an der Mur und Drau, an der Save und Kulpa, und schützten die Verbindungswege nach Italien, das von dem Fuße der Alpen bis zur Grenze der Normannenstaaten ebenfalls der Lehnsherrlichkeit des Kaisers unterworfen war. Der schönste und bedeutendste Gewinn, den das Reich der Kraft des ersten Frankenkaisers verdankte, war das königliche Burgund oder Arelat, das reizende Alpenland vom Ursprung bis zur Mündung der Rhone, mit den fruchtbaren Abhängen am Jura und an der Saone, und mit den großartigen Landschaften und Talungen, die sich von den Gletschern und Schneebergen des Montblanc und des großen St. Bernhard allmälig bis zur Küste des Mittelmeers hinabziehen. Der ganze Südosten des heutigen Frankreich erkannte die Hoheit der Heinriche an, und die herrlichen Landschaften, die sich vom St. Gotthard und dem lemanischen See an der Reuß und Aar zum Oberrhein ausdehnten, entrichteten dem Reiche die Hoheitsrechte und ehrten den Kaiser als Kriegsherrn und obersten Richter. Die Alpenländer Hohenrhätiens, an den Quellen des Rheins, am oberen Inn und an der Salzach waren Teile des Herzogtumes Alemannien und Bayern, und im Westen war das alte austrasische Land an der Mosel und Maas, vom Ursprung der Saone, von der burgundischen Grenze bis zu den Mündungen der Schelde und des Rheins mit dem Sumpf- und Wasserlande, das von dem Buschwerk auf der Maasinsel den Namen Holtland oder Holland erhielt, den beiden Herzögen von Ober- und Niederlothringen als Reichslehen zugeteilt. Auch die friesischen Bewohner an der Küste der Nordsee und des Zuidersee waren Untertanen des Reiches, mußten aber öfter mit dem Schwerte an ihre Pflichten erinnert werden. Das eigentliche Frankreich bildete zwar ein selbständiges Königreich, war aber zur Zeit des dritten Heinrich nach allen Seiten so eingeengt, und von den gewaltigen Armen des Kaisertums so umschlungen, daß es von einem Klientel- oder Vasallenstaat nicht sehr verschieden war, daß es, wenn auch nicht standesrechtlich, jedoch moralisch durch die Macht der realen Verhältnisse in einer untergeordneten Stellung zum deutsch-römischen Kaisertum stand.

Das Haupt dieses Reiches nun war der von weltlichen und geistlichen Fürsten in Aachen gekrönte König. War auch die Macht zumeist nichts weiter als eine Form, so hatte das Wahlrecht der Fürsten zusammen mit der Zustimmung des freien Volkes zuweilen eine größere Bedeutung und als den erheblichsten Schritt in dieser Einrichtung des Wahlkönigbundes muß man denjenigen bezeichnen, nach welchem sich der Gegenkönig Rudolf von Schwaben verpflichten mußte, das Königstum nicht erblich zu machen. Dem

König lag als obersten Kriegsherrn und Richter die Verpflichtung ob, das Reich gegen die Feinde zu schützen, den Frieden zu wahren, und der Kirche, wie der Geistlichkeit in allen Nöten getreulich zur Seite zu stehen. Regierung und Rechtspflege blieb dieselbe, wie unter den Ottonen, die Könige selbst hatten auch jetzt noch keinen festen Wohnsitz, sondern führten ein Wanderleben, das auch nicht durch den Versuch, in Goslar einen dauernden Residenzsitz zu errichten, sein Ende fand. Noch immer wurden die hauptsächlichsten religiösen Feste in den größeren Städten gefeiert. Zu der religiösen Andacht gesellte sich dann die Kurzweil einer glänzenden Hofhaltung, Waffenspiele, Musik, Tanz und fröhliche Mahlzeiten an reich besetzter Tafel und Unterhaltung aller Art; der König aber benutzte diese festliche Zeit, um mit seinen Räten wichtige Staatsgeschäfte abzutun, Gesandtschaften zu empfangen, Streitigkeiten der Fürsten auszugleichen, Berichte anzuhören, Huldigungen entgegenzunehmen, Reichsversammlungen abzuhalten, Gesetze und Verordnungen zu erlassen.

Der König übte die Verwaltung des Reiches selbständig aus, neben ihm standen als die nächsten unter den Reichsfürsten die Herzöge, deren Hauptobliegenheit die Erhaltung des Landfriedens und der öffentlichen Ordnung, die Stellung und Rüstung der Mannschaft zum Reichsheer und die Führung desselben im Felde war. Neben den Herzögen standen die Markgrafen, welche die Grenzländer gegen die feindlichen Nachbarn zu verteidigen hatten, während die Pfalzgrafen hauptsächlich die Werke des Friedens, die Wahrnehmung der königlichen Rechte, die Verwaltung und Beaufsichtigung der Kammergüter und Reichseinkünfte und die Gerichtsbarkeit über alle dem Reiche unterworfenen Einzelstämme zu besorgen hatte. Sie standen, da dem König jederzeit treu ergeben, gar oft auf gespanntem Fuße mit den Herzögen, und wurden deshalb im Laufe der Zeiten, von den mehr und mehr zu Ansehen kommenden Herzögen vollständig verdrängt. Dem Grafenamt sodann stand die Gerichtsbarkeit in den Gauen, das Aufgebot und die Führung der zum Reichsheer stellenden Mannschaften unter dem Banner des Herzogs zu. Die Erblichkeit all dieser Aemter war freilich gesetzlich noch nicht anerkannt, allein die Verhältnisse verliehen ihnen trotzdem meist jetzt schon einen erblichen Charakter und blieben so im Besitz einzelner hervorragender Häuser.

Dabei wurde die gemeine Freiheit immer seltener in Deutschland. Jeder der Fürsten strebte nach Ausdehnung seiner Gewalt, die Kriegsdienste waren kostspielig, Leben und Eigentum der kleinen Freien wurden ohne Schutz immer unsicherer und so wäre wohl der Stand der gemeinen Freien gänzlich untergegangen, wenn der Kaiser sie nicht auf den Reichsgütern geschützt und königlichen Vögten unterstellt hätte, wenn nicht namentlich auch die mehr und mehr aufblühenden Städte für die bedrohte Freiheit einen sicheren Zufluchtsort geboten hätten. Den fanden sie nun dort, wo sie geschirmt durch Graben, Wall, Mauer und Turm ihre Freiheit behaupteten; hier wurden sie durch Betriebsamkeit und Handel reich, ohne die Waffen ganz wegzugeben, welche vorzüglich die rittermäßigen Bürger zu Roß führten, während die übrigen Einwohner als Fußvolk stritten und die Verteidigungsmaschinen bedienten. Treu standen sie stets auf Seiten des Kaisers gegen die ungetreuen Fürsten."

So nahmen die Städte mehr und mehr einen bedeutsamen Rang in der Entwicklung des Staates ein; „die Kaufmannschaft, die durch Handel und Verkehr Güter und Reichtümer erwarb, trat in die Reihe der patrizischen Altbürger ein und forderte mit ihrem Gelde und mit ihrem Kredit die Macht und Rechtstellung des gesamten Gemein-

wesens. Der Handwerkerstand suchte die Fesseln der Unfreiheit und bürgerlichen Ungleichheit, in die seine Glieder als Hintersaßen oder Schutzbürger gelegt waren abzuschütteln, und mit der persönlichen Freiheit auch bürgerliche Rechte zu erringen, bis er in Gilden und Zünfte geschieden, aber einig in allen gemeinsamen Bestrebungen den größten Einfluß auf das städtische Leben erlangte. Das Emporkommen der Städte führte zur Auflösung des unkräftigen Lehensstaates und zur Blüte eines vielgestaltigen, auf kleinere Kreise beschlossenen politischen Lebens, welche zugleich die Keime einer unabsehbar fortschreitenden Kultur in sich trug und den kommenden Zeiten zur weiteren Ausbildung überlieferte." Ihre Mauern boten dem Gewerbefleiß Schutz; das genossenschaftliche Leben der Bürger erweckte Eifer und Vertrauen für ihre gemeinschaftlichen Unternehmungen, der gegenseitige Schutz erhöhte ihre Kraft.

Am meisten Einfluß auf Staatsgewalt und Rechtspflege hatten die Geistlichen. Im Besitz einer mehr als gewöhnlichen Bildung waren Bischöfe und Aebte die ersten Ratgeber des Kaisers; daneben waren sie mächtige Lehensfürsten, die nicht selten sogar Waffendienste versahen. Ihnen freilich galt das geistliche Wohl zumeist höher als das Interesse des Reiches und allmählich standen die geistlichen Fürstentümer dem Kaiser ähnlich gegenüber, wie die weltlichen Grafen durch Erblichkeit des Lehens. Die Macht der Krone wurde geschwächt und die aristokratischen Elemente verlangten nun auch in der Kirche eine imposantere selbständige Macht.

Das Reichsheer hatte man in sieben Heerschilde geteilt, den ersten Heerschild trug der König, den zweiten die geistlichen Fürsten, den dritten die weltlichen Fürsten, den vierten die Grafen und alle freie Besitzer eines Gutes mit eigener Gerichtsbarkeit, den fünften die Mittelfreien, den sechsten deren Vasallen und den siebenten ein jeder Freie. Am übelsten dran waren wohl in dieser Zeit die Bauern und die Juden. „In den Fehden der ritterlichen Gutsherren, namentlich zurzeit des Interregnums waren oft die Dörfer und Höfe niedergebrannt und die Ernte verwüstet. Die Jagden wie das Wild waren den Saaten verderblich; die persönlichen Leistungen, durch Frohndienste, Steuern, Zehenten und Abgaben jeglicher Art waren endlos; ohne Recht und Schutz der Gesetze war der unfreie Mann den härtesten und entehrendsten Strafen ausgesetzt. Dabei noch feudaler Uebermut und die durch brutale Rechte geförderte Frivolität eines zuchtlosen Herrenstandes."

Was die Bildung des Volkes in dieser ganzen Zeitepoche anbelangt, so war dieselbe, da auch jetzt noch zumeist in den Händen der Geistlichen ruhend, nach wie vor eine ziemlich einseitige. Ein Dichter wie Wolfram von Eschenbach, war bekanntlich nicht einmal imstande zu schreiben, die ganze Methode ging auch jetzt noch auf eine geistige Ausbildung hinaus, allein auch in dieser war nur insofern eine Aenderung eingetreten, als jetzt selbst die sogenannten sieben freien Künste, in denen man doch bis jetzt die Grundlage jeder wahren Bildung gesehen hatte, zuweilen einer fruchtbaren, philosophischen Spekulation wichen, die so ganz verschieden von den tatsächlich wissenschaftlichen Spekulationen eines Friedrich II. waren. Auch dann trat in diesem Bildungsgange keine Aenderung ein, als man allmählich von der Bürgerschaft selbst aus begann Schulen zu errichten. Auch jetzt waren die Leiter derselben wiederum Geistliche. Zudem mußte zur Errichtung von Schulen die Erlaubnis des zuständigen Prälaten eingeholt werden während man dagegen in seinem eigenen Hause seine Kinder unterrichten lassen konnte von wem man wollte. Schulgelder wurden im Anfang nicht angenommen, allmählich aber sahen sich wenig begabte Schulen gezwungen dasselbe einzuführen. Schulbücher und

Vorschriften für Lehrer waren genug vorhanden, von der Schulzucht selbst wissen wir, daß sie ziemlich strenge gehandhabt wurde, in Schwaben durfte der Lehrer den Schüler Rutenstreiche, freilich nicht mehr als zwölf hintereinander geben, kam der Schüler mit blutiger Nase nach Hause, so durften die Eltern hierüber keine Klage erheben; niemand sollte wegen seiner Armut aus der Schule gewiesen werden. Allein es durfte auch kein Lehrer einen Schüler, der aus einer anderen Schule weggejagt worden war, in seiner Schule aufnehmen. Dem Schüler sollte es freilich freistehen, freiwillig einen anderen Lehrer zu besuchen, wenn ihm sein bisheriger etwa körperlichen Schaden zugefügt haben sollte. Es waren naturgemäß nur Knaben, welche die Schule besuchten, doch finden wir auch in dieser Zeit schon gelehrte Frauen, welche selbst Latein sprachen und schrieben, ja sogar Mädchenschulen errichteten.

Noch immer hatte man in Deutschland keine Hochschulen, die Theologen gingen nach Paris, die Juristen nach Bologna, um dort zu studieren und diese Universitäten hatten sich des besonderen Wohlwollens der Kaiser und Päpste zu erfreuen.

In der Architektur und bildenden Kunst war es Frankreich, das tonangebend dastand. Aber gleich wie Wolfram von Eschenbach dem fremden Stoff einen tieferen bedeutsameren Gehalt verlieh, so kam auch die christliche Kunst erst in Deutschland zu ihrem vollen idealen Ausdruck. Mehr und mehr ging auch die Architektur und Bildnerei in weltliche Hände über. Doch konnte, da alle Kunstschöpfung zunächst im Dienste der Religion stand und in dem Bann der Gotteshäuser ihren Mittelpunkt hatte, eine so scharfe Scheidung des Geistlichen und Weltlichen nicht eintreten, als in den Gebilden der Phantasie. Es trat in der Baukunst wie in der Poesie die eigentümliche Erscheinung hervor, daß sich Rom und Italien von der übrigen Christenwelt geschieden hielten, daß der vollendetste Baustil, der im dreizehnten Jahrhundert in Frankreich, England, Deutschland und anderwärts zur Entfaltung kam, von der apenninischen Halbinsel fernblieb, daß sogar in der Folge der italienische Eigendünkel dieses aus dem Geist der germanischen Nation geschaffene architektonische System mit dem Namen „gotisch" belegte und dadurch als barbarisch bezeichnen wollte. Aber was zur Schmach erfunden war, hat sich als Ehrenname erhalten. Im deutschen Bewußtsein rief der Name „Goten" ganz andere Eindrücke hervor als bei den Römern und Italienern. Indem die gotische Architektur ein neues Harmoniegesetz schuf, kraft dessen sie Kraft und Last mehr ausgleichend und verteilend, den schweren Kuppelbau aufgab, den ernsten und gedrückten Rundbogenstil mit dem leicht und schlank emporstrebenden Spitzbogen vertauschte, an die Stelle der breiten Felder der quadratischen Kreuzgewölbe ein mehr gegliedertes freimachendes System setzte, welches die Möglichkeit bot, die Ueberwölbung verschiedener Spannungen zu gleicher Scheitelhöhe zu führen, und dann das Ganze mit einer reich dekorativen Symbolik versah, und hoch in die Lüfte aufsteigende Türme mit Glockenstühlen anbrachte, führte sie den Kirchenbau seiner höchsten Vollendung und Schönheit entgegen, wie sie besonders in dem Kölner Dom und Ulmer Münster hervortreten. In der Gotik errang die Architektur zuerst einen neuen, kühnen und genialen Organismus, in dessen wundergleichem Gefüge die subtilste Berechnung ihren Triumph feiert, während zugleich der lebendige Eindruck des Ganzen, das freie Aufstreben, die feine Gliederung, die in unzähligen graziösen Formen aufblühend sich entfaltet, dem erregten Drang des Gemüts den machtvoll poetischen Ausdruck gewährt.

Neben der Architektur erfuhren nun auch die Skulptur und die Plastik eine ganz

bedeutende Weiterbildung, am gewaltigsten und schönsten aber sehen wir das mittelalterliche Geistesleben sich in der Poesie und der ganzen deutschen Literatur dieses Zeitraums entfalten. Von den Minstrels und Troubadours der Franzosen, deren Blühen und Gedeihen sich an den Namen Bertrand de Borns knüpft, zu sprechen, ist hier nicht der Platz; die deutsche Poesie ging ihren ganz eigenen Weg, und die Kreuzzüge waren es, die derselben hauptsächlich ihren Glanz und Farbe gaben. „Die Kreuzzüge legten erst die Ideen der alten Welt ab und setzten christliche und neue an die Stelle; sie bildeten die große Umwälzung von der alten zu der neuen Welt. Bis zu ihnen hatte das Griechische und Römische nie aufgehört, das geistige Reich zu beherrschen; von jetzt beginnt jene schrankenlose Herrschaft des Gemüts und der Empfindung, welche den schärfsten Gegensatz des Mittelalters gegen die römische Zeit bildet, jenes Gemütsleben, zu welchem die nordischen Nationen alle neigten. Im Anfang der Kreuzzüge war die gesamte deutsche Literatur noch in geistlicher Pflege, die Sprache derselben war fast durchweg die lateinische, erst durch die Kreuzzüge, in welchen die Ritterschaft sich zu einer maßgebenden Bedeutung im deutschen Leben aufschwang, wurden nun auch die Laien veranlaßt, in der Poesie mit dem Klerus zu wetteifern. Die Laien natürlich gebrauchten die deutsche Volkssprache, und schufen durch sie eben auch ihrer Poesie den Weg ins Volk. Schon hatte man auch im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Predigten und Andachtsbücher in deutscher Sprache; „noch einige Zeit versuchte die Geistlichkeit sich im Alleinbesitz der Dichtkunst zu behaupten und das Interesse durch Gedichte religiösen und geschichtlichen Inhalts, durch Legenden und Erzählungen aus der Heiligengeschichte und aus der alten Welt zu fesseln. Selbst die Kreuzzüge, welche im Anfang einen vorwiegend kirchlichen Charakter trugen, boten Seiten dar, welche sie in ihrem Sinne verwerten konnte: die Dichter durften nun das Morgenland und die Kämpfe mit den Ungläubigen in den Vordergrund stellen, die Landessprache und die neue leichtere Verskunst in Anwendung bringen und das ritterliche Kriegsleben, an dem der geistliche Stand ja bis dahin stets den regsten Anteil genommen, in die Darstellung verweben. So entstanden nach französischen Vorbildern zwei der vorzüglichsten Epopöen des früheren Mittelalters, das Rolandslied und das Alexanderlied. Ja selbst als Frauendienst und Minne das höfische Ritterleben zu durchdringen und zu beherrschen begann, wußte der Klerus noch seine Stellung zu behaupten, indem er den Kultus der Mutter Gottes zum Gegenstand seiner „Gottesminne“ machte. In den der Verherrlichung der Himmelskönigin geweihten Marienliedern konnten noch die geistlichen Dichter mit den weltlichen Hand in Hand gehen. Erst als die ritterlichen Sänger ihre Muse der irdischen Liebe zuwandten, mußten jene das Feld räumen. Und nun ging die deutsche Dichtung einen andern Weg. Wenn der lyrische Minnegesang sich in das Gemüts- und Naturleben versenkte, und die gesellschaftlichen Kreise an den Fürstenhöfen und auf den Ritterburgen zu beleben und verschönern beflissen war, so benutzten die epischen Dichter die bretonisch-französischen Heldensagen, um die Lebensinteressen der adeligen Stände zu fesseln und zu heben, indem sie entweder, wie Gottfried von Straßburg die persönliche Liebe zum Mittelpunkt des poetischen Schaffens erhoben, und in das Gemütsleben der Ritter- und Hofwelt einführten, oder, wie Wolfram von Eschenbach, dem Ritterleben außer der Frauenliebe noch eine tiefere religiöse Unterlage schufen und in das Ideenleben der Zeit versetzten. Und während die ritterlichen Sänger das lyrische Natur- und Liebeslied in mannigfachen Tönen und Weisen, aber mit einförmigem Inhalt pflegten

und ausbildeten, und die größten Dichter ihr künstlerisches Talent an fremdländische Ritterſagen verſchwendeten, wurde auch im ſtillen von unbekannten aber kunſtgeübten Händen das altnationale Epos von den Nibelungen und von der Gudrun in neue Formen gegoſſen, und als ſtolze Schöpfung des germaniſchen Geiſtes der Nachwelt überliefert. Mittlerweile war das Chriſtentum von ſeiner idealen Höhe herabgeſtiegen, andere Intereſſen und Geiſtesrichtungen hatten in den Gemütern Wurzel geſchlagen. Da lenkten die Laiendichter wieder mehr und mehr in die alten Bahnen der geiſtlichen ein, indem ſie die Lehrdichtung anbahnten, oder aus der chriſtlich-religiöſen Sagenwelt in der Geſchichte ihre Stoffe nahmen."

Neben den Legenden haben wir ſchon das Rolandslied und das Alexanderlied erwähnt. Letzteres war das letzte Denkmal geiſtlicher Poeſie, und als Vertreter von ihr zu der weltlichen Poeſie haben wir Heinrich von Veldecke mit ſeiner „Eneit" anzuſehen. Neben ihm ſtand „Herbart von Fritzlar" mit ſeinem „Lied von Troja" und um ſie ſcharte ſich dann eine Anzahl von Volksbüchern, wie dasjenige vom „Herzog Ernſt", von „König Rother", „Graf Rudolf", „König Orendel", „König Oswald", „Salomon und Morolf", welche alle durch das in ihnen zu Tag tretende romantiſche Element ihre Verbindung mit den Kreuzzügen zeigen.

Nun erſt trat auch die Minnepoeſie in ihre Rechte, und als den Vertreter ihrer edelſten Richtung hat man von jeher Walther von der Vogelweide genannt. Alle die Männer, die ſich um ihn ſcharen, wie ein „Tannhäuſer" und „Nithart", neben manchem andern, vermögen doch nicht im Entfernteſten ihn an Fülle und Reinheit der Gedanken, an ſchöner und wohlklingender Sprache, ſowie an Tiefe der Empfindung zu erreichen, geſchweige denn zu übertreffen, und es iſt ſicherlich kein zu gewagter Vergleich, wenn man ihn als Lyriker direkt neben Goethe ſtellt.

Walther von der Vogelweide war freilich nicht allein Minnedichter; ſeine Gnomen, ſeine politiſchen Lieder namentlich auch zeugen von einer Lebenserfahrung und einer Weite des Blicks, wie wir ſie im Mittelalter nicht ſogleich wieder finden. Man hat von modernem Standpunkt aus ihm ſo oft die Wankelmütigkeit ſeiner politiſchen Ueberzeugung vorgeworfen; einen Mann, der erſt auf Seiten Philipps von Schwaben geſtanden, und dann zu deſſen Gegner Otto übergegangen ſei, könne man doch nicht als politiſchen Charakter ehren. Es fehlt uns dafür, wie wir wohl mit W. Scherer ſagen dürfen, aus der Ferne der ſittliche Maßſtab, und wir ſchließen uns in unſerem Urteil dieſem neben Uhland berufenſten Beurteiler desſelben vollſtändig an: „Walther tritt ſo einfach auf, wie die mittelhochdeutſchen Volksepen, keinen Schmuck verwendet er, als was die Natur an allen Orten bietet, bunte Blätter und grüne Zweige, was nie veraltet. Und das Beſte, was er darſtellt, iſt er ſelbſt, ein Menſch, wie man ihn zum Freunde wünſcht, ſo hell in ſeinem ganzen Weſen, ſo mild, ſo ernſt und feſt in ſeinem Innern bei leichter, liebenswürdiger Form; fröhlich mit den Fröhlichen, traurig mit den Traurigen, von Kindheit an geneigt zu hoffen, und unverzagt in hohem Streben, friſch und heiter ſelbſt in der Not, dankbar im Glück, nur verdüſtert im Alter, dies aber mit Recht; denn des Minneſängers Frühling war dahin, Walther ſpürte den Herbſt." Namen wie Reinmar von Zweter, Ulrich von Lichtenſtein, Hadlaub, Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, Barthol. Regenbogen, ſind uns ein Beweis, wie einzig Walther von der Vogelweide in der mittelalterlichen Minnepoeſie daſteht, denn Männer, wie Hartmann von der Aue, Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eſchenbach ſind in ihrer

epischen Eigenart wohl Zeitgenossen, aber nicht auch Dichtgenossen Walthers. Der Ruhm Hartmanns von der Aue beruht hauptsächlich auf seinem Büchlein „Vom armen Heinrich", neben demselben gingen dann noch sein „Erec", sein „Iwein" und namentlich auch seine Geschichte von dem mittelalterlichen Oedipus „Gregor vom Stein" her. Weit über ihm steht der Dichter des „Parzival", Wolfram von Eschenbach, neben Walther von der Vogelweide der tiefsinnigste Dichter des Mittelalters. Aus seinen übrigen Dichtungen, dem Bruchstücke „Wilhelm von Oranse", „Schionatulander" und „Titurel" ragt der eben genannte Parzival weit hervor. Er hat den Stoff dazu aus dem Sagenkreise der Tafelrunde und des Gral genommen und sich dadurch, daß er sich in seinen Stoff mit hohem sittlichen Ernst vertiefte, daß er die Frage vom Werte des Menschendaseins in den Kreis seiner Betrachtungen zog, in direkten Gegensatz zu seinem Zeitgenossen, Gottfried von Straßburg, gestellt, der mit seinem „Tristan und Isolde" ein Evangelium des Genusses und der heiteren sinnlichen Liebe predigte, wie es packender und glänzender nicht unser modernster Dichter zu verkündigen weiß. Gottfried war ein bürgerlicher Dichter, ein Mann, dem Wolframs mystisch-dunkles Wesen reichlich Gelegenheit zu Spott und Witz gab, den er wie seine ritterlichen Kollegen an wissenschaftlicher Bildung weit übertraf.

Die gewaltigsten Produkte aus der Zeit der Hohenstaufen sind die beiden deutschen Volksepen, das Nibelungenlied und das Gudrunlied. Es kann nur für den Literahistoriker von Beruf auch von Interesse sein, tiefsinnige Untersuchungen darüber anzustellen, ob diese beiden Epen je von einem oder mehreren Verfassern herrühren. Es sind die verschiedenartigsten Vermutungen und Behauptungen aufgestellt worden, man bezeichnete bald den oder jenen mittelalterlichen Dichter als den einzigen Urheber, bald wollte man von einem Bunde wissen, aus dem diese Lieder hervorgegangen seien. Man hat ebenso wie über die Frage Homers vieles geschrieben, und ist doch, wenn man ein scharfes Resultat aus allem bisher Geleisteten zieht, noch zu keinem festen Schluß gekommen. Und es hat tatsächlich auch für den, der sich einem reinen Genuß an diesen gewaltigen Erzeugnissen des deutschen Dichtergeistes hingeben will, gar wenig Interesse, von wem dieselben kommen. Der Gedanke freilich, daß an ihnen das ganze Volk in fröhlichem, sangesfreudigem Schaffen, in Erinnerung an eine Heroenzeit, eine Periode des Ueberganges vom Heidentum zum Christentum, teilnahm, ist uns freilich weit sympathischer, und man hat sich im großen gebildeten Publikum auch lange daran gewöhnt, diese beiden Epen als „Volksepen" im wahren Sinne des Wortes aufzufassen. Echt deutsch ist in beiden Liedern der Grundzug der Treue; gewaltig heben sich vor uns im Dämmerlicht der Sage die Gestalten einer Kriemhild, die dem ermordeten Gatten treu blieb bis in den Tod, einer Gudrun, welche nicht die grausamste Behandlung zur Untreue zu verleiten wußte, gewaltig auch ist die Erscheinung eines Hagen, der sich nicht scheut, durch einen Meuchelmord die Treue gegen seine Königin zu bezeugen; in Haß und Liebe, in Streit und Frieden schlägt uns hier das Herz des Volkes entgegen, und dadurch gerade erhalten alle diese Gestalten eine Großartigkeit und eine Gewalt, wie sie kein anderes Volk in einem seiner Epen aufzuweisen hat. Es ist eines der schönsten Zeugnisse für die Höhe der Kultur jener Zeit, daß in ihr diese Lieder entstanden; sie zeigen eine sittliche Höhe, wie wir sie in der Geschichte des deutschen Volkes nicht sogleich wieder finden werden.

Deutschland nach dem Interregnum.

Rudolf von Habsburg 1273–1291.

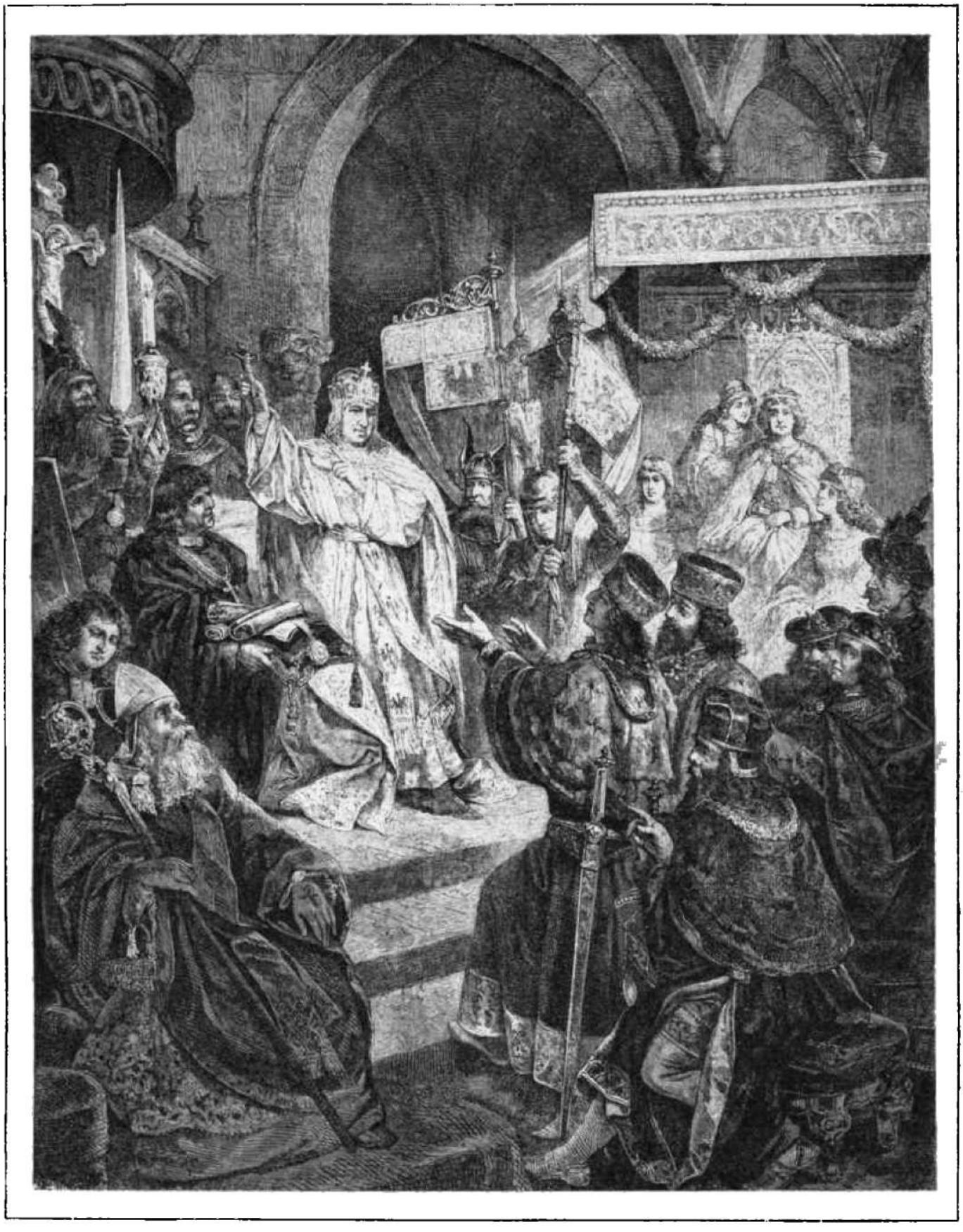
Nach Richards Tod schlug Erzbischof Werner von Mainz den Grafen Rudolf von Habsburg zum Kaiser vor. Dieser hatte den Erzbischof einst auf einer Reise nach Rom, sowie bei der Rückkehr von dort über die Alpen geleitet, und der Erzbischof hielt sich dafür zu lebenslänglichem Danke verpflichtet. Auch Rudolfs Vetter, der Burggraf zu Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, war sehr tätig für dessen Erwählung. Auf mehrere der Wahlfürsten hatte auch der Umstand Einfluß, daß Rudolf sechs Töchter hatte, was mehreren derselben die Aussicht bot, mit dem vorgeschlagenen Kaiser in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten. Rudolf hatte ferner, was bei der herrschenden Eifersucht auf die Städte nicht unwichtig war, seither in seinen heimatlichen Gegenden die Kriege der Ritterschaft gegen die Städte geführt, wiewohl er mitunter auch manchmal diesen in ihren Fehden behilflich gewesen war. Uebrigens war er keiner der unbedeutenden Herren des Reichs. Er hatte nicht nur die Grafschaften Habsburg, Kyburg und Lenzburg geerbt, sondern er besaß auch viele andere Herrschaften in der Schweiz, in Schwaben und Elsaß, Uri, Schwyz und Unterwalden hatten ihn als ihren Schutzvogt angenommen, Zürich und Freiburg dienten unter seiner Anführung, er war der Schutzherr vieler Klöster, Stifte und Bistümer. Er war gerade auf einem der Kriegszüge, die er oft im Solde anderer unternahm, und mit der Belagerung von Basel beschäftigt, als er die Nachricht erhielt, daß er am 29. September 1273 zum deutschen König gewählt worden sei. Schon im Oktober wurde er in Aachen feierlich gekrönt, und vermählte bei dieser Gelegenheit zwei seiner Töchter, die eine mit dem Herzog Ludwig von Bayern, und die andere mit dem Herzog Albrecht von Sachsen.

Rudolf stellte mit viel Klugheit und Kraft Ruhe und Ordnung im Reiche wieder her. Namentlich bändigte er die vielen Raubritter, die alle Straßen und Wege unsicher machten, und zerstörte ihre Burgen.

Der mächtigste Fürst war damals König Ottokar von Böhmen, der selbst nach der deutschen Kaiserkrone strebte, und darum Rudolf nicht anerkennen wollte. Ehe Rudolf diesen bekriegte, suchte er die Angelegenheiten in Deutschland zu ordnen. Nach langer Zeit sah Deutschland endlich einmal wieder zahlreich besuchte, vom Kaiser selbst gehaltene

Rudolf von Habsburg vor Basel. Von A. Rethel.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Rechts-, Gerichts- und Reichstage, und in Aachen, Köln und Speyer, wo Rudolf sie zuerst hielt, war weniger von Ottokar und seinem Genossen, dem Bayernfürsten Heinrich, als von durchaus nötigen, allgemeinen Dingen die Rede. Erst als man in Deutschland erfahren hatte, daß wieder ein wahrer Regent und kein Schattenkönig im Lande sei, wurde Ottokar feierlich vor Kaiser und Reich beschieden, und als er sich auf dem Reichstag zu Nürnberg (1274) nicht stellte, wurde er unter Bedrohung zum zweitenmale vor-



Rudolf von Habsburgs Schwur als erwählter deutscher Kaiser.
Von Franz Kollarz.

geladen, erſchien aber wieder nicht. Als er auch ein drittes Mal nicht erſchien, wurde er in die Acht erklärt.

Rudolf brachte, da es ihm an eigener Macht fehlte, den Papſt und viele der Reichsfürſten auf ſeine Seite zum Kriege gegen Ottokar. Dieſer war ſeiner Geburt und un-

Kaiſer Rudolf von Habsburg bei der Leiche König Ottokars von Böhmen nach der Schlacht auf dem Marchfelde 1278. Von J. A. Romberg.
Nach einer Photographie von Piloty & Loehle in München.

deutſchen Geſinnung wegen von den Deutſchen nicht geachtet, ſelbſt die Böhmen waren ihm nicht gewogen, denn auch gegen ſie hatte er Raub und Gewalt geübt. Im September 1276 zog Rudolf die Donau hinab nach Oeſterreich, während Graf Mainhard in Tirol und Kärnten, Krain und Steiermark einfiel. Beide wurden von Ottokars Vaſallen als Freunde und Retter aufgenommen, nur die Stadt Wien, deren Bürgermeiſter dem König ergeben war, ſchien Widerſtand leiſten zu wollen. Allein die Wiener zwangen

Kaiser Rudolf I. von Habsburg zieht nach Oesterreich. Von F. Kaulen

nach einer fünfwöchentlichen Belagerung ihren Bürgermeister, die Stadt an Rudolf von Habsburg zu übergeben. Da Rudolf schnell eine Brücke über die Donau schlug, um Ottokar in seinem Stammlande Böhmen zu bedrohen, so bat dieser um Frieden. Es kam ein Vergleich zustande unter folgenden Bedingungen: Ottokar sollte dem Kaiser als Reichsvasall huldigen, auf Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain Verzicht leisten, dagegen von Rudolf mit Böhmen und Mähren belehnt werden. Außerdem sollte eine künftige Wechselheirat zwischen einem Sohne Rudolfs und einer Tochter Ottokars, und einer Tochter des ersteren und dem minderjährigen Sohne Ottokars, Wenzel II., beschlossen werden, Rudolf aber seinen Kindern von dem ihm abgetretenen Lande Oesterreich ein bestimmtes Heiratsgut mitgeben.

Ottokar war indessen nicht gesonnen, den Frieden zu halten; er rüstete sich wieder, erkaufte sogar Hilfstruppen von den Tartaren. Daher rüstete sich auch Rudolf zu einem neuen Kriege. Er zog von Wien aus dem Ottokar entgegen und traf auf dem Marchfelde mit dem feindlichen Heer zusammen. In der entscheidenden Schlacht vom 26. August 1278 konnte der Sieg nicht zweifelhaft sein; auf der einen Seite nichts als große Zahl und blinde Wut, auf der andern Seite Ordnung, bewußte Kraft und ritterlicher Heldenmut. Die Deutschen erfochten nach einem hartnäckigen Kampfe einen glänzenden Sieg, das böhmische Heer wurde teils getötet, teils in verwirrte Flucht getrieben. Ottokar selbst verlor das Leben. Um weiteres Blutvergießen zu verhindern, knüpfte Rudolf mit Ottokars Schwestersohn, dem Markgrafen Otto von Brandenburg als Vormund Wenzel II. Friedensunterhandlungen an. Infolge derselben wurde der alte Vertrag erneuert, Oesterreich und Steiermark verlieh Rudolf seinen beiden Söhnen Albrecht und Rudolf. So wurde er der Gründer des nachher so mächtigen österreichisch-habsburgischen Hauses. Kärnten übergab er einige Jahre nachher dem Grafen Mainhard von Tirol, der ihm im Kriege die kräftigste Hilfe geleistet hatte.

Seitdem Rudolf Oesterreich an sein Haus gebracht hatte, stand er zwar machtvoll da; es fehlte aber viel daran, daß er seine oberrichterliche Gewalt auch nun im Süden von Deutschland hätte geltend machen können. Der Graf Eberhard II. von Württemberg z. B. fragte nach keinem Gesetz und keiner Ordnung, und weigerte sich sogar, Rudolf als König anzuerkennen; ihn konnte Rudolf erst nach mehrjährigem Kampfe zur Unterwerfung zwingen. Andere Fürsten und Herren trotzten noch länger. Der Erzbischof von Trier, der mit seiner ganzen Ritterschaft und mit der Stadt Coblenz in Fehde war, und diese Stadt zur Uebergabe zwang, lachte des Kaisers, als dieser ihn abmahnte und Rudolf mußte sich zuletzt bittweise bei ihm für die armen Coblenzer verwenden. Aus der Geschichte der Züge, die Rudolf im Reiche machte, geht indessen hervor, daß in denselben nur rechter Nachdruck zur Geltung kam, wenn er zugleich eine Privatsache dabei zu betreiben hatte. Dann halfen ihm gewöhnlich Schwaben und Schweizer und zwar nicht etwa nur die Ritterschaft, sondern auch die Bauern und Hirten der kleinen Kantone, welche gerne und zahlreich mit ihm zogen. So folgten ihm z. B. auf einem Zuge gegen den Herzog von Burgund allein 1200 Hirten aus den Alpen. Keiner unter allen deutschen Kaiser verknüpfte freilich auch die Eigenschaft eines demokratischen Anführers mit dem Schimmer der Monarchie, je nach den verschiedenen Zeiten und Umständen auf eine so verständige Weise wie Rudolf.

In Thüringen hausten die Ritter infolge von Streitigkeiten, welche durch Albrecht den Unartigen entstanden waren, arg. Dieser verstieß seine Gemahlin Margarethe, eine

Tochter Kaiser Friedrichs II., und mißhandelte sie so schändlich, daß sie sogar, um einem gewaltsamen Tode zu entgehen, insgeheim flüchten mußte. Sie biß damals in krampfhaftem Schmerze des Abschieds ihrem Sohn Friedrich, welcher davon den Beinamen „mit der gebissenen Wange" erhielt, in die Wange und rettete sich nach Frankfurt, wo sie bald nachher vor Gram starb. Albrecht vermählte sich hierauf mit einem ihrer Hoffräulein und wollte jetzt auch seine Söhne erster Ehe verstoßen; dadurch entstand ein blutiger Krieg zwischen Söhnen und Vater. Die Ritterschaft von Thüringen teilte sich in diesem Kampfe ebenfalls und nun waren Mord, Raub und Brand an der Tagesordnung. Bürger und Bauern schienen nur zu leben, um zu arbeiten und geplündert zu werden. Thüringen war zugleich als eine einzige Räuberhöhle und als ein großes Schlachtfeld anzusehen. Rudolf stiftete 1287 zu Erfurt Friede. Aber der Krieg brach von neuem aus und das Uebel wurde ärger als vorher. Albrecht geriet in die Gefangenschaft seines Sohnes Friedrich, der ihn erst nach einem Jahr wieder frei ließ, und seit der Zeit überstieg der Unfug alle Grenzen. Rudolf ging noch einmal nach Thüringen und bestrafte die ritterlichen Räuber mit unerbittlicher Strenge. Während seine Reisigen im Lande umherzogen und 66 Raubschlösser zerstörten, saß er in Erfurt über die von ihnen eingefangenen adeligen Räuber zu Gericht. Er verfuhr mit ihnen ganz nach gemeinem Recht, ließ sie enthaupten und stellte so durch den Schrecken seines Schwertes die Ruhe und den Frieden wieder her. Ebenso verfuhr er in Schwaben und Franken, wo er 1290 über siebzig Schlösser zerstörte, sowie am Rhein, wo er ebenfalls ohne Rücksicht auf Geburt und Stand, räuberische Ritter wie gemeine Verbrecher hinrichten ließ.

In Hinsicht auf Italien befolgte Rudolf ein System, das dem der Hohenstaufen gerade entgegengesetzt war, er opferte dieses Land dem deutschen Interesse auf. Nach Italien zog er nie, er soll einst geäußert haben: Italien sei der Löwenhöhle in der Fabel zu vergleichen, bei der man nur Fußstapfen von solchen sehe, die hineingegangen, nicht aber von solchen, die wieder herausgekommen wären. Rudolfs Vorsatz, seinen Sohn Albrecht zum deutschen König wählen zu lassen, scheiterte an der Abneigung der deutschen Fürsten, die sich Albrecht durch sein finsteres Wesen und seine Tyrannei in Oesterreich zugezogen hatte. Nach diesem gescheiterten Versuch reiste Rudolf, bereits ein Greis und krank sich fühlend, von Frankfurt in das Elsaß und vereinigte noch einmal seine Familie hier um sich. Dann fuhr er, obgleich kränker geworden, den Rhein hinunter nach Speyer und wurde bei Germersheim auf dem Flusse selbst vom Tode überrascht am 15. Juli 1291.

Adolf von Nassau 1292—1298.

Wie Kaiser Rudolf durch Leutseligkeit und Gerechtigkeit alle Herzen gewann, so entfremdete sie sich sein Sohn Albrecht durch sein finsteres und herrisches Wesen. Er wurde deshalb nach des Vaters Tode bei der neuen Wahl übergangen; auf Betreiben des Erzbischofs Gerhard von Mainz wurde dagegen Adolf von Nassau zum König erkoren. Der neue König war Herr eines nur kleinen Landes und er war weder wie Rudolf, Anführer der Ritterschaft eines ganzen ausgedehnten Landstriches, noch besaß er dessen Sparsamkeit und häusliche Ordnung, auch bot ihm der Zustand des Reiches keine

Gelegenheit, sich im Notfalle Unterstützung und Geld zu verschaffen, obgleich sonst nicht zu leugnen ist, daß er sich gleich seinem Vorgänger durch ritterlichen Sinn, durch Tapferkeit und durch große Körperstärke auszeichnete. Er konnte nicht einmal den Frankfurter Bürgern die Summe bezahlen, die sie ihm zur Bestreitung der bei seiner Erwählung gemachten Kosten vorgestreckt hatten, und mußte sich dazu erst von dem Mainzer Erzbischof Geld verschaffen. Seine Bemühungen, sich wie Rudolf ein Erbland zu verschaffen,

Die Belagerung von Stuttgart durch Kaiser Rudolf von Habsburg unter Graf Eberhard dem Erlauchten von Württemberg.

scheiterten, denn die deutschen Stände, welche nicht erwartet hatten, daß ein so kleiner armer Fürst mit solcher Kraft auftreten würde, ergriffen diese Gelegenheit, um das Reich zur Empörung gegen ihn aufzureizen. Um Geld zu bekommen, versprach er dem König Eduard I. von England Hilfe gegen Philipp den Schönen von Frankreich für eine beträchtliche Summe. Zu der Hilfe kam es nicht, weil der Streit für den Augenblick beigelegt wurde, das Geld aber wollte Adolf verwenden, um sich ein Land zu kaufen. Albrecht der Unartige verkaufte die Erbländer seiner Söhne erster Ehe dem Kaiser Adolf.

Der Tod Adolphs von Nassau durch Ueberfall. Von Alfred Rethel.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Die beiden Söhne Albrechts, Friedrich und Diezmann, kämpften ritterlich für ihr Erbe, weil das Land ihnen treu war, und der Kaiser sah sich genötigt, einen ungerechten Krieg gegen sie zu führen, während es doch seine erste Pflicht war, Recht und Gerechtigkeit zu üben. Solch unwürdiges Verfahren machte den Kaiser Adolf in ganz Deutschland verhaßt. Dazu kam, daß der Erzbischof von Mainz gleichfalls mit ihm unzufrieden war, weil er sich in seiner Hoffnung betrogen sah, ihn nach Gefallen zu lenken. Auf seine Veranlassung wurde eine Fürstenversammlung gehalten und Adolf abgesetzt, weil er Kirchen verwüstet, von einem Geringeren (dem König von England) Sold genommen, das Reich nicht gemehrt, sondern gemindert und den Landfrieden nicht gehandhabt habe. Albrecht von Oesterreich wurde gewählt. Dies ist das erste Beispiel, daß die Kurfürsten ohne Antrieb des Papstes einen Kaiser abgesetzt haben. Die beiden Gegner zogen gegen einander in der Ebene, die sich von Worms aus bei dem Dorfe Gellheim ins Gebirge zieht. Zwischen diesem Dorf und dem Kloster Rosenthal kam es am 12. Juli 1298 zur Schlacht. Ein gefährlicher Sturz vom Pferde beraubte Adolf seiner gewohnten Stärke und Besonnenheit. Fast bewußtlos, vereinzelt und nicht imstande den Helm zu tragen, kämpfte er gleichwohl tapfer gegen eine Menge von Feinden, unter welchen Albrecht selbst war, erlag der Uebermacht und fiel durch unbekannte Hand. Eine unverbürgte Nachricht sagt, daß Albrecht selbst seinem Gegner den Todesstoß gegeben habe, er selbst leugnete es stets.

Albrecht I. von Oesterreich 1298–1308.

Albrecht war klug genug, allen Forderungen, die man an ihn stellte, zu willfahren und am 27. Juli 1298 wurde nun in Frankfurt die Königswahl vollzogen, welcher vier Wochen später die Krönung in Aachen folgte. Allein auch Albrecht änderte ähnlich wie einst Adolf sofort seine Stellung den Kurfürsten gegenüber, als er sich einmal auf dem Throne sicher fühlte. Graf Theobald von Pfirt, welcher von Adolf zum Landgrafen von Elsaß ernannt worden war, wurde unterworfen und dann hielt Albrecht seinen ersten Hoftag in Nürnberg ab.

Bald sah sich auch Albrecht veranlaßt, seine Verbindungen, die er schon früher mit dem französischen König angeknüpft hatte, noch enger zu machen. Papst Bonifacius VIII. hatte Albrechts Boten, die ihn um Anerkennung für dessen Wahl baten, kurzer Hand wieder heimgeschickt und nun hatte Albrecht mit dem König von Frankreich in Straßburg ein förmliches Schutzbündnis abgeschlossen. Albrechts Sohn Rudolf verlobte sich mit Philipps Schwester Blanca und ein Sohn Philipps mit einer Tochter Albrechts. In Quaternoux, zwischen Tours und Nauconteurs, kamen gegen Ende des Jahres beide Könige zusammen, und wenn auch nun hier schon zu Tage trat, wie weit die Kluft zwischen dem König und den Kurfürsten war, so führten doch die Unterhandlungen zwischen Albrecht und Philipp zu dem erwünschten Ziele. Mehr und mehr schlossen sich dagegen nun die deutschen Kurfürsten gegen Albrecht zusammen. Mit Neid und Argwohn sahen sie, denen sich nun auch König Wenzel von Böhmen genähert hatte, auf die steigende Macht des Habsburger, zumal diesem nun auch noch die Aussicht ward, in Holland seine Herrschaft zu begründen. Allein als der Versuch, dort mit bewaffneter

Hand sein Ansehen zu begründen, mißlang und sich der König zu einem fluchtähnlichen Rückzug gezwungen sah, da glaubten nun auch die Kurfürsten, nicht mehr länger dem König gegenüber ihre wahre Gesinnung verbergen zu müssen. Die heimischen Erzbischöfe und Pfalzgraf Rudolf, dem sich dann noch König Wenzel anschloß, kamen zu Heinbach

Belagerung einer Burg (Minneburg).
Elfenbeinschnitzerei, als Beispiel der Bewaffnung dieser Zeit.

am Rhein zusammen und beschlossen die Absetzung Albrechts. So sah sich denn dieser einzig auf die Unterstützung der Städte angewiesen und rückte nun zunächst gegen den Pfalzgrafen Rudolf vor, den er nach kaum zwei Monaten zur Unterwerfung zwang. Dann rückte er gegen den Erzbischof Gerhard von Mainz und eroberte Bingen nach zweimonatlicher Belagerung. Ebenso wurden Köln und Trier zum Gehorsam gezwungen.

Jetzt wandte sich Albrecht nach Ungarn, wo indessen König Andreas III. gestorben war. Der Papst hatte seinen Schützling Karl Robert von Sizilien, den Sohn Karl Martells von Anjou zum König gemacht und auch Albrecht war mit dieser Wahl einverstanden gewesen. Ihm gegenüber hatten nun die Ungarn den jungen Wenzel III. von Böhmen als Gegenkönig aufgestellt, allein der Papst beharrte auf seiner Wahl, und forderte Albrecht auf, dieselbe mit Waffengewalt in Ungarn durchzusetzen. Während man sich aber nun gegenseitig zum Krieg rüstete, hatte sich die Stimmung in Ungarn schon mehr und mehr von Wenzel ab und Karl Robert zugewandt, und als König Wenzel II. von Böhmen starb, fand dessen Regierung in Ungarn immer festeren Halt. Als nun Wenzel III. rasch durch Mörderhand fiel, ergriff Albrecht begierig die Gelegenheit, auch in Böhmen seine Herrschaft festzusetzen. Albrecht zog in Prag ein, sein Sohn Rudolf wurde zum König gewählt und vermählte sich mit Wenzel II. Wittwe.

Dann wandte sich Albrecht nach Thüringen, um auch dort Ordnung zu schaffen. Die beiden Brüder Friedrich und Diezmann hatten sich nach Adolfs Tod wieder in den Besitz ihres Landes gesetzt, ohne indessen hierfür Albrechts Anerkennung zu finden. Diesem gelang es, nachdem sich einige Städte, wie Eisenach für ihn erklärt, und Landgraf Albrecht ihm die Wartburg übergeben hatte, die Lausitz, Meißen und das Pleißener Land zu besetzen. Aber bald erlitt das königliche Heer, das unter Burggraf Friedrich von Nürnberg stand, eine Niederlage bei Lucka unweit Altenburg. Diezmann freilich starb noch in demselben Jahre, Friedrich aber blieb im Besitz von Thüringen und Meißen.

Im Jahre 1297 war Rudolf, König von Böhmen, von einem plötzlichen Tode dahingerafft worden, und nun erhob man sich, da sich die Habsburger nur wenig Sympathie hatten zu erwerben gewußt, mit aller Leidenschaft gegen die deutsche Partei. Der Haß wandte sich nun gegen alle Oesterreicher; Herzog Heinrich wurde zum König ausgerufen und in Prag gekrönt. Nun wandte sich Albrecht gegen diese Feinde. Sein Sohn Friedrich der Schöne fiel in Heinrichs Besitzungen ein und er selbst zog vernichtend und verheerend in Böhmen umher, ohne indessen namhafte Erfolge zu erringen. Allein während er sich nun im Winter zu einem neuen Feldzug rüstete, sollte bald ein Ereignis dazwischen treten, das allen seinen Plänen und Gedanken ein Ende machte.

Sein Neffe Johann, durch seine Mutter Agnes ein Enkel Ottokars von Böhmen und an und für sich schon dem König, seinem Vormund, feindselig gesinnt, verfolgte ihn mit immer größerem Haß, als sich Albrecht beharrlich weigerte, ihn aus der Vormundschaft zu entlassen und mit selbständigem Besitze in der geforderten Weise auszustatten. Immer wieder zurückgewiesen und vertröstet, verband er sich mit mehreren seiner Ministerialen, und in der Schweiz, angesichts der Stammburg seines Hauses, ermordeten sie den König an der Reuß (1308). Während dieser zwischen den Saatfeldern hinritt, und sich nach seiner Gewohnheit mit dem Ritter von Kastel unterhielt, näherten sich ihm der Herzog und die Seinen. Zuerst rief ihn Rudolf von Wart an: „Wie lange sollen wir noch jenen Schelm reiten lassen?“ Rulassingen, sein Knappe, fiel dem Rosse des Königs in die Zügel, während Herzog Johann mit einem Dolche des Königs Kehle durchbohrte und Rudolf von Wart dem König das Schwert durch den Leib rannte. Rudolf von Palm spaltete ihm mit dem Schwert Gesicht und Haupt. Walther von Eschenbach aber war wohl bei der Tat zugegen, verletzte den König jedoch nicht.

Heinrich VII. 1308–1313.

Die Gefahr, daß nach Albrechts Tode Deutschland in neue Verwicklungen gestürzt würde, lag nahe. Allein es gelang den einmütigen Vorgehen der geistlichen Kurfürsten, diese Gefahr abzuwenden, indem sie auf dem Wahltage zu Frankfurt 1308 dem von ihnen in Vorschlag gebrachten Grafen Heinrich von Luxemburg die Stimmen sämtlicher Fürsten zu verschaffen wußten.

Nachdem Heinrich VII., ein tapferer Fürst von ritterlichem Sinn, auf dem Reichstag zu Speier über die Mörder seines Vorgängers die Acht ausgesprochen hatte, und Albrechts Leiche in der dortigen Kaisergruft neben der seines Gegners Adolf hatte feierlich beisetzen lassen, stellte er den Schweizer Waldstätten, die gerade damals um ihre Unabhängigkeit rangen, eine urkundliche Bestätigung ihrer Reichsunmittelbarkeit aus. Hierauf bewog er die Söhne Albrechts, ihren Ansprüchen auf Böhmen zu entsagen, indem er die Bestätigung ihrer österreichischen Lehen von dieser Verzichtleistung abhängig machte. Bald darauf brachte er Böhmen an sein eigenes Haus, indem er die böhmische Prinzessin Elisabeth, Wenzel III. Schwester, die von ihrem Schwager Heinrich von Kärnten gefangen genommen, durch dessen Gegner befreit und an das kaiserliche Hoflager gebracht worden war, mit seinem vierzehnjährigen Sohn Johann vermählte und Heinrich von Kärnten durch das Fürstengericht des Thrones für verlustig erklären ließ.

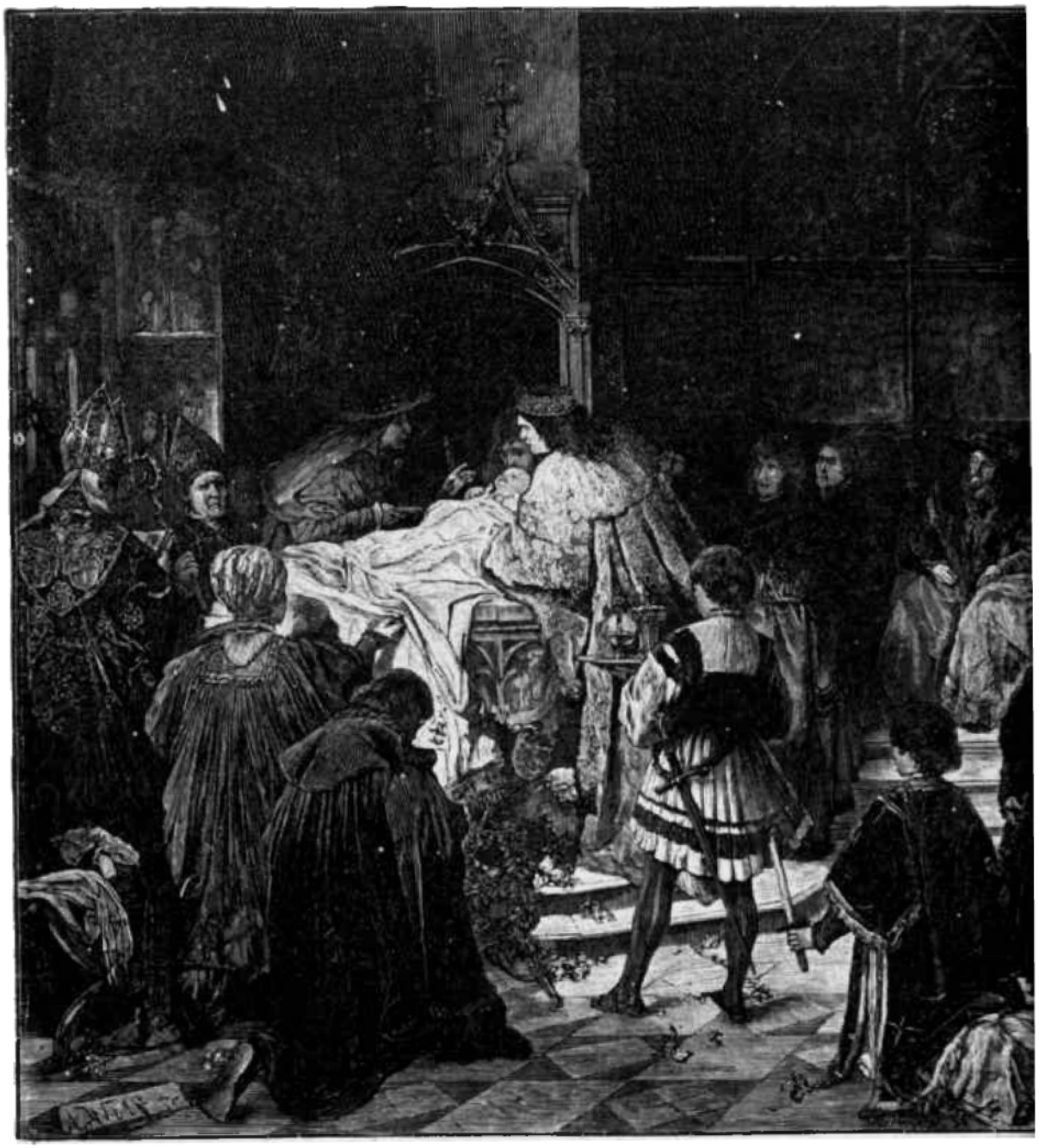
Beseelt von dem Wunsche, auch in Italien die kaiserliche Herrschaft herzustellen, zog Heinrich im Jahre 1310 über die Alpen, und stellte sich, nachdem er vergeblich versucht hatte, den Frieden unter den heftig streitenden Parteien zu vermitteln, an die Spitze der Ghibellinen. Am 29. Juni 1312 empfing er zu Rom die Kaiserkrone, und zog nun gegen den König Robert von Neapel, der an der Spitze der Welfen stand; er starb jedoch auf dem Wege am 24. August 1313 zu Buonconvento an einer heftigen Fieberkrankheit, zu welcher schon in dem ungesunden Klima in Brescia der Keim gelegt worden war.

Ludwig der Bayer 1313–1347.

Nach Heinrichs Tod wurde von der einen Partei Ludwig der Bayer, von der anderen Friedrich der Schöne von Oesterreich, Albrechts ältester Sohn, zugleich gewählt. Ein neuer Krieg brach nun in Deutschland aus, alles teilte sich in heftigem Zwiespalt. Die Städte, besonders die in Schwaben und Elsaß, waren für Ludwig und auch die Schweizer, wie es sich erwarten ließ; der Adel dagegen stand zum größten Teil auf Friedrichs Seite. Auch hatte dieser eine große Hilfe an seinem Bruder, den Herzog Leopold. In Deutschland dauerte der Streit zwischen Friedrich und Ludwig fort, viele Gegenden wurden mit Feuer und Schwert verwüstet, bis im Jahre 1322 bei Mühldorf oder Ampfing im Salzburgischen ein entscheidendes Treffen erfolgte, das mit einer völligen Niederlage Friedrichs endigte.

Ludwig war nun alleiniger Herr in Deutschland; allein Friedrichs Bruder Leopold und andere Fürsten setzten den Krieg gegen ihn fort, und Papst Johann XXII. tat ihn

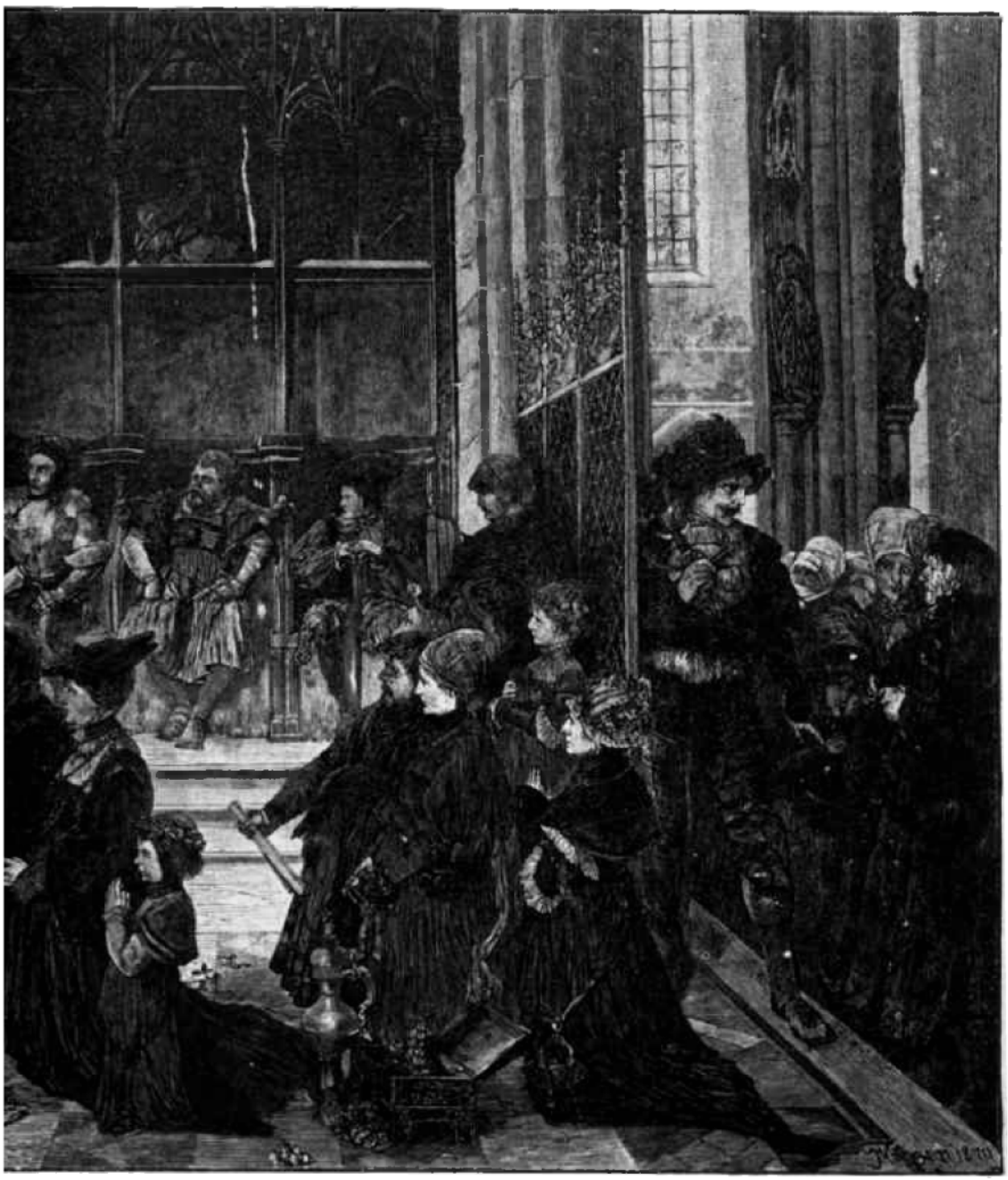
in den Bann, weil er dem Herzog von Mailand gegen ihn beigeſtanden hatte. Ludwig ſchloß deshalb einen Vertrag mit Friedrich, in welchem dieſer allen Anſprüchen auf die Kaiſerkrone entſagte und noch andere harte Bedingungen einging. Nun entließ er ihn



Die Taufe Kaiſer Maximilian I. Nach dem Gemälde von J. Fluggen.

aus dritthalbjähriger Gefangenſchaft, von ſeinen Leiden ſo entſtellt, daß ihn die Seinigen kaum mehr erkannten, und nachdem ſich ſeine Gemahlin Eliſabeth von Aragonien um ihn blind geweint hatte. Da Friedrichs Bemühungen, den Vertrag zu erfüllen, vergebliche waren, ſo ſtellte er ſich in München wieder freiwillig für die Gefangenſchaft und Ludwig wurde dadurch ſo gerührt, daß er ihn mit offenen Armen aufnahm, ihn als ſeinen beſten

Freund hielt, mit ihm an einem Tische aß und ein Lager mit ihm teilte. Dann teilten sie die Oberherrschaft in Deutschland so, daß sie sich unverbrüchliche Treue schwuren, einer den andern Bruder nannte, beide den Namen eines deutschen Königs führten, beide



h einer Photographie aus dem Verlag von Franz Hanfstängl in München.

gleichen Teil an der Regierung hatten, und in der Unterschrift von Urkunden einen Tag um den andern mit einander abwechselten. Friedrich zog sich jedoch bald, von seinen vielen Leiden gebeugt, in die Einsamkeit zurück, und starb 1330.

Unter Ludwig erwachte der alte Streit zwischen Welfen und Ghibellinen in Italien mit erneuter Heftigkeit. Das Haus Oesterreich sowie der Papst waren Ludwig feindlich

gesinnt, so daß seine ganze Regierung unruhig und voll von Zwistigkeiten war. Und Ludwig, den sein milder und edler, wenngleich wenig kräftiger Sinn in anderen Zeiten zum guten Herrscher gemacht haben würde, konnte in solchem Drange der Verwirrung das Steuer nicht lenken. Seine Maßregeln erscheinen schwankend, bald wandte er Bitten und bald Widerstand an, verband sich bald mit dem König von Böhmen und bald mit dem von England, und zuletzt gar mit dem von Frankreich, und an den Papst hat er mehr als sieben Gesandtschaften geschickt. Die Päpste hatten von 1305—1378 ihren Sitz in Avignon in Frankreich und standen dadurch unter dem Einfluß der französischen Könige; sie hatten Deutschland mit dem Interdikt belegt, und über Ludwig sprach der Papst den Bann aus, und erklärte den deutschen Thron für erledigt. Vergeblich waren Ludwigs Bemühungen, vom Banne loszukommen. Die Könige von Frankreich freuten sich über die Uneinigkeit in Deutschland, und verhinderten nach Kräften eine Aussöhnung zwischen Papst und Kaiser. Auch der König Johann von Böhmen war, nachdem er sich gegen Oesterreich gesichert hatte, ein Feind des bayrischen Hauses, dessen wachsender Größe er entgegenzuarbeiten suchte. Es gelang ihm in Italien Unruhen zu erregen, sowie er auch die Päpste und den König von Frankreich in ihrer Feindschaft gegen Ludwig bestärkte. Doch jetzt beschlossen die Kurfürsten zur Erhaltung des Reiches im Jahre 1338 das berühmte Bündnis zu Rense am Rhein, welches unter dem Namen des ersten Kurvereins bekannt ist. Sie erklärten es als ewiges Gesetz des Reiches, daß derjenige rechtmäßiger König der Deutschen sei, der von den Kurfürsten gewählt wurde, daß demnach die Wahl unabhängig von der Bestätigung des päpstlichen Stuhles sei. Hätte nun Ludwig diese Stimmung recht zu benutzen gewußt, wäre in der alten Weise auf Treue und Glauben alles zu bauen gewesen, so hätte er trotz aller Anfeindungen der Fremden doch glücklich regieren mögen. Allein teils gebrach es ihm an Kraft, teils wurde die Stimmung der Fürsten gegen ihn immer feindlicher, so daß sie ihm auf einem neuen Kurtage zu Rense 1344 feste Vorwürfe über seine Reichsregierung machten. Bei vielen rührte dieser Unwille aus Eifersucht über die Vergrößerung von Ludwigs Hausmacht her. Namentlich machte er sich das Haus Oesterreich durch die Vermählung seines Sohnes Ludwig mit der Erbin von Tyrol, Margarete Maultasch benannt, noch mehr zum Feinde.

Ludwigs Gegner brachten es am Ende so weit, daß ein Teil der Fürsten den Sohn des Königs Johann von Böhmen, Karl, im Jahre 1346 zum deutschen König erwählte. Aber er konnte zu keinem Ansehen kommen, solange Ludwig lebte. Dieser starb indessen schon im folgenden Jahre 1347, auf einer Bärenjagd plötzlich vom Schlage getroffen.

Karl IV. 1347—1378.

Drei übermächtige Häuser waren jetzt in Deutschland, welche vereinigt die andern leicht hätten unterdrücken mögen. Allein sie feindeten einander selbst an. Das war das luxemburgische Haus, welches außer Böhmen und Mähren auch einen Teil von Schlesien und der Lausitz besaß; das bayrische, welches Brandenburg, Holland und Tyrol erworben hatte, das österreichische, welches außer den österreichischen Ländern auch viele Besitztümer in Schwaben hatte. Das Haus Bayern konnte es nie vergessen, daß Karl IV.

Gefangennahme Friedrichs des Schönen in der Schlacht bei Mühlberg. Von H. Knackfuß.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Ludwigs Feind gewesen war. Es stellte in dem Grafen Günther von Schwarzburg einen Gegenkönig auf. Dieser, ein tapferer, kräftiger und rechtschaffener Mann, wäre wohl ein rechter Gegner für Karl geworden, wenn er nicht plötzlich an Gift, wie er selbst glaubte, erkrankt und gestorben wäre. Nun regierte Karl allein. Man hoffte viel von ihm. Er war am französischen Hofe zu Paris erzogen worden, weil seine Mutter eine große Vorliebe für Frankreich hatte. Er war fein und geschickt im Unterhandeln und wohl erfahren in mehreren Sprachen. Allein er war ein Stiefvater des Reichs und nur für sein Haus und sein Böhmen besorgt. Die letzten Ueberbleibsel des Reichsgutes, welche das kaiserliche Ansehen noch einigermaßen erhielten, verkaufte er. Er erwarb Brandenburg, die Lausitz, ganz Schlesien, einen Teil der oberen Pfalz, zog aus allen Gelegenheiten, aus Heiraten, aus dem Geldmangel deutscher Fürsten, Vorteile für sich und herrschte auf diese Weise erblich für sich von Oesterreich bis Pommern.

Gleich der Anfang seiner Regierung bezeichnete eine sehr unglückliche Zeit für Deutschland, wie für viele andere Länder Europas. Der sogenannte „schwarze Tod" hielt seinen Umzug und hauste schrecklich in allen Landen. In seinem Gefolge zogen dann die Geißler oder Flagellanten durch ganz Deutschland, und auch die Judenverfolgung war eine Folge dieser schrecklichen Pest.

Das wichtigste politische Werk, welches man von Karl für Deutschland rühmt, ist die sogenannte goldene Bulle, ein im Jahre 1356 gegebenes Reichsgrundgesetz, wodurch die Rechte der sieben Kurfürsten, die Ordnung der Kaiserwahl in Frankfurt, die Krönung in Aachen, die Reichserzämter und einiges andere festgelegt wurden. Aber Spaltung, Eifersucht und Eigensucht wurden durch die Vorzüge, die er den kurfürstlichen Häusern vor allen andern gab, nur vermehrt, so daß von der goldenen Bulle an eher die Auflösung, als die Neugründung des Reiches zu rechnen ist. Die sieben Kurfürsten, welche übrigens das Wahlrecht schon beinahe ein Jahrhundert geübt hatten, waren die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der König von Böhmen, der Herzog von Sachsen-Wittenberg, der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf vom Rhein.

Unter Karls Regierung kam Tyrol an Oesterreich, Brandenburg gab er seinem Sohne Sigmund. In beiden Ländern starb der Zweig des bayrischen Hauses, der durch Ludwig in ihren Besitz gekommen war, aus.

Auch in Italien war Karl. Er hatte, als ihn der Papst zuerst als deutschen König bestätigte, versprechen müssen, daß er, wenn er zur Krönung nach Rom komme, nur an diesem einen Tag dorthin komme, und die Stadt schon am Abend wieder verlassen werde, und geraden Weges aus dem Kirchenstaat abziehen wolle. Nun hielt er am Ostertag 1355 seinen Einzug in Rom, wurde gekrönt, und schlich sich noch an demselben Tag unter dem Vorwand, auf die Jagd zu ziehen, zur Stadt hinaus, und zog aus dem Lande. Die Römer, welche die Ursache dieses raschen Abzuges nicht kannten, waren sehr erstaunt und der berühmte italienische Dichter Petrarka schrieb ihm sogar, was wohl seine Vorfahren, die alten deutschen Kaiser gesagt haben würden, wenn sie ihm so auf dem Alpengebirge begegnet wären.

In seiner ganzen Regierung hatte Karl gezeigt, daß er ein praktischer Politiker sei und einem Vorteil auch manches seitherige Recht, zu opfern bereit war. So scheute er sich denn auch gar nicht gegen die Bestimmung seines berühmten Werkes, der Goldenen Bulle, zu verstoßen und seinem Sohn Wenzel die Wahl zu sichern, was ihm denn auch nach vielen Bemühungen gelang. Und als im Jahre 1376 zunächst zur Verteidigung

Turnier zu Nürnberg um 1400.

der reichsstädtischen Rechte und Freiheiten, der schwäbische Städtebund gegründet worden war, erklärte der Kaiser zwar anfangs die verbündeten Städte in Acht, und ließ sie, nachdem er erst selbst zu den Waffen gegriffen, durch die bayrischen Herzöge und namentlich auch durch Graf Eberhard den Greiner von Württemberg bekriegen, allein schon 1377 befreite König Wenzel, auch im Namen seines Vaters die Städte von der Acht und erkannte den Bund trotz der widersprechenden Bestimmungen der Goldenen Bulle an.

Im Jahre 1378 starb Karl auf seinem Schlosse zu Prag, nachdem ihm die letzten Jahre seiner Regierung, namentlich durch den Städtekrieg noch mancherlei Sorgen gebracht hatten.

Wenzel 1378–1400 und Ruprecht von der Pfalz 1400–1410.

König Wenzel, der nur seinen sinnlichen Genüssen lebte, tat weder für Deutschland, noch für seine Erblande etwas Erhebliches. Es war eine furchtbar unordentliche Zeit. Das Kaisertum hatte sein Ansehen verloren; die Religion war gesunken, die Christen waren in Parteiungen geteilt. Die Sitten verwilderten allenthalben. Lange und vergeblich erhoben die rechtschaffensten und einsichtsvollsten Männer ihre Stimmen wider das Verderben der Zeit, und forderten ein allgemeines christliches Conzilium, allein Wenzel, der als Kaiser es hätte zur Ausführung bringen müssen, hatte nicht Geist und nicht Kraft dazu.

In Deutschland entstanden unter ihm immer mehr Bündnisse einzelner Reichsglieder untereinander, welche ein Zeichen der darniederliegenden höchsten Gewalt waren, und sie noch mehr schwächten. Der mächtigste war der schwäbische Bund, der aus 34 nachher 41 Städten und mehreren Fürsten bestand; dagegen blühten auch mehrere Gesellschaften des Adels, der Löwenbund, der Falkenbund, der Bund der Schlegler u. a. Da konnte es an größeren und kleineren Kriegen nicht fehlen. Die deutschen Städte nahmen sich den Schweizerbund zum Muster, welcher sich immer mehr ausbreitete, ja sie nahmen sogar schweizerische Orte, Bern, Zürich, Solothurn und Zug in ihr Bündnis auf und nannten sich schon die Eidgenossenschaft. Umsonst hatte Wenzel auf dem Reichstag zu Nürnberg 1383 die Streitenden zu vereinigen gesucht. In diese Zeit fielen die Schlachten bei Sempach und Näfels. Indessen war auch der Streit zwischen den Städten und Fürsten entbrannt. Aber die schwäbischen Städte wurden von dem Grafen Eberhard dem Greiner von Württemberg bei Döffingen 1388 besiegt, wobei dessen Sohn Ulrich fiel. Die rheinischen Städte erlagen dem Pfalzgrafen Ruprecht, worauf Wenzel die Bündnisse auflöste und einen allgemeinen Landfrieden gebot 1389. Uebrigens machte sich Wenzel durch Trunksucht, Jähzorn und Grausamkeit, Wucher mit Adelsbriefen und Privilegien so allgemein verhaßt, daß er in Böhmen selbst mehrmals gefangen gehalten und endlich von den vier rheinischen Kurfürsten zu Oberlahnstein als ein unnützer, saumseliger und unwürdiger Handhaber des heiligen römischen Reiches abgesetzt wurde (1400). An Wenzels Stelle wurde Ruprecht von der Pfalz (1400—1410) gewählt. Aber auch dieser, wie tätig und tapfer er war, vermochte die verwirrte Zeit nicht zu meistern, und starb schon 1410. In einer Doppelwahl wurde nun Siegmund, der

Bruder Wenzels, der bis zu seinem Tod den Königstitel behielt, und dessen Vetter, der Markgraf Jost von Mähren gewählt. Nach des letzteren Tode 1411 wurde Siegmund allgemein anerkannt, für dessen Wahl namentlich der kluge und reichstreue Friedrich von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg eingetreten war.

Siegmund 1410–1437 und die Hussiten.

Siegmund, wissenschaftlich gebildet und vielfach gewandt, war der tüchtigste Kaiser aus dem luxumburgischem Hause, nur zu wankelmütig und unstät. Seine nächste Sorge war auf die Widerherstellung der kirchlichen Einheit sowie auf die Herbeiführung einer von den Edelsten aller christlichen Nationen geforderten „Reform der Kirche an Haupt und Gliedern" gerichtet und seinen rastlosen Bemühungen gelang es, Johann XXIII. zur Berufung einer allgemeinen Kirchenversammlung zu bewegen, die im Jahre 1414 zu Konstanz eröffnet wurde.

Noch nie hatte sich eine größere und glänzendere Versammlung zu einem wichtigeren Zwecke vereinigt. Alles was das Abendland an hervorragenden Vertretern der Wissenschaft, sowie an ausgezeichneten kirchlichen und weltlichen Würdenträgern besaß, war herbeigeeilt, um die wichtigen Angelegenheiten der Kirche und der Christenheit zu ordnen und zugleich als eine Art europäischer Kongreß über die Mittel zu beraten, durch welche dem endlosen Zwiste unter den Fürsten ein Ziel gesetzt, und unter den entzweiten Nationen Friede und Eintracht hergestellt werden könne. Außer dem Papst Johann XXIII., König Siegmund und zahlreichen andern Fürsten und Herren, sowie den Abgesandten der beiden Gegenpäpste und der nicht selbst erschienenen christlichen Könige, zählte man drei Patriarchen, zweiundzwanzig Kardinäle, über hundert Erzbischöfe und Bischöfe, an achtzehntausend andere Geistliche, sowie die Abgeordneten von siebenunddreißig Universitäten, durchschnittlich hunderttausend Fremde. Wie die Prälaten und Doktoren in Gelehrsamkeit und Beredsamkeit wetteiferten, so suchten die Fürsten und Großen einander in Prachtentfaltungen zu überbieten und mit dem Ernste der Beratungen wechselte die Lust der Turniere und anderer Festlichkeiten.

Die erste und wichtigste Aufgabe des Konzils war die Beseitigung des Schismas. Johann XXIII. wurde, nachdem ihn das Konzil als rechtmäßigen Papst anerkannt, zu dem Versprechen der Verzichtleistung auf seine Würde bewogen; als er sich jedoch der Erfüllung dieser Zusage durch heimliche Flucht zu entziehen suchte, wurde er gefangen genommen und abgesetzt. Der in Rimini wohnende Gregor XII. dankte hierauf freiwillig ab, und der zu Avignon gewählte Benedikt XIII. wurde, nach langen vergeblichen Bemühungen, ihn zur Verzichtleistung zu bewegen, für abgesetzt erklärt. Hierauf schritten die anwesenden Kardinäle, unter Zuziehung der Abgeordneten der verschiedenen Nationen zur Wahl eines neuen Papstes und diese fiel auf den Kardinal Otto Kolonna, der den Namen Martin V. annahm. Dem allgemeinen Verlangen nach Abschaffung der zahlreichen Mißbräuche, die sich seit Gregors VII. Zeit aufs neue in die Kirche eingeschlichen hatten, wurde nur insofern Rechnung getragen, als der neue Papst mit den einzelnen auf dem Konzil vertretenen Nationen besondere Verträge (Konkordate) abschloß.

Neben der Herstellung der kirchlichen Einheit war die wichtigste Entscheidung des Konzils das Verdammungsurteil, das über die Lehre des böhmischen Fanatikers Johann Huß ausgesprochen wurde.

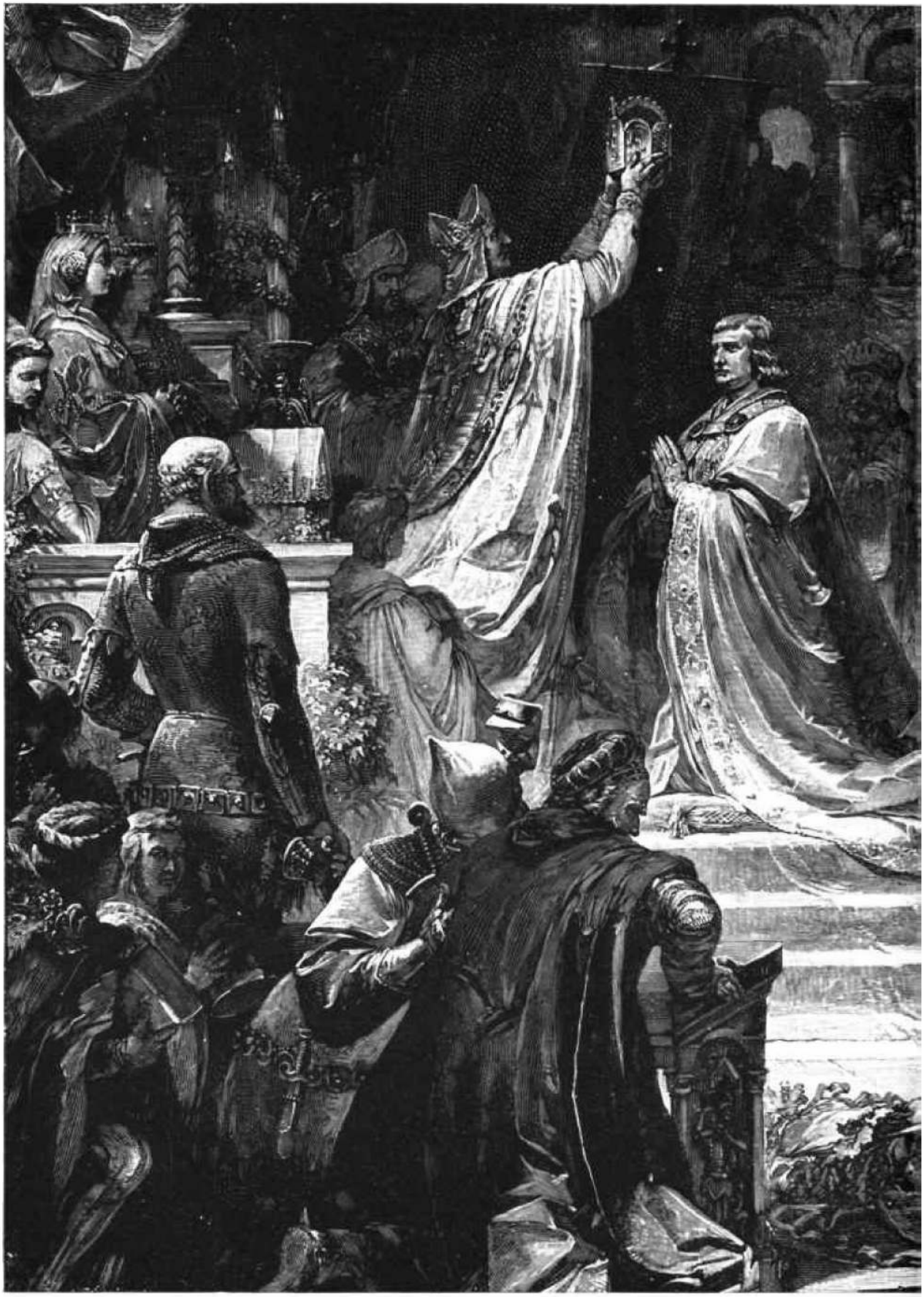
Johann Huß aus dem böhmischen Städtchen Hussinetz, ein Mann von unbescholtenen Sitten, umfassenden Kenntnissen und großer rednerischer Begabung, hatte als Professor an der Universität Prag und als Prediger an der dortigen Bethlehemskirche für die, alle kirchlichen und staatlichen Ordnungen damaliger Zeit bedrohenden Lehren des Engländers Wiclef Anhänger zu gewinnen versucht, und war dadurch nicht nur mit seiner kirchlichen Oberbehörde, sondern auch mit der deutschen Partei an der Prager Universität, welche die kirchliche Lehre verteidigte, in Streit geraten. Außerdem sahen die Deutschen, welche die Mehrzahl der Studierenden bildeten, sich dadurch zurückgesetzt, daß Huß als eifriger Böhme seinen Landsleuten an der zunächst als Landes-Universität anzusehenden Hochschule bei Abstimmungen das Uebergewicht verschafft hatte. Infolge dieser kirchlichen und politischen Streitigkeiten verließen sämtliche deutsche Professoren und Studenten, fünfhundert an der Zahl, im Jahre 1409 die Prager Universität und siedelten zum größten Teil nach Leipzig über, wo der Markgraf Friedrich der Streitbare noch in demselben Jahre eine neue Universität gründete.

Nach dem Abzug der Deutschen zum Rektor der Universität ernannt, fuhr Huß fort seine Irrlehren in immer weiteren Kreisen zu verbreiten, und die Kühnheit, mit welcher er vorhandene und angebliche Mißbräuche, sowie das Leben und Treiben vieler geistlichen und weltlichen Herren geißelte, verschaffte ihm namentlich unter dem Volke großen Anhang, sodaß es auch an allerlei stürmischen Auftritten nicht fehlte.

Von seinem Erzbischof wegen dieser Vorgänge zur Verantwortung gezogen, appellierte Huß nach Rom, leistete aber einer Vorladung dorthin nicht Folge und wurde daher im Jahre 1411 exkommuniziert. Von dem hierdurch zu noch leidenschaftlicherem Vorgehen gegen die geistlichen Oberen Gereizten, zog nun auch Wenzel, der bisher aus Haß gegen die Deutschen zu ihm gehalten hatte, seine Hand ab, worauf er Prag verlassen mußte.

Ausgestattet mit einem Geleitbrief Siegmunds, war Huß zur endlichen Entscheidung seiner Sache vor dem Konzil in Konstanz erschienen, wurde aber bald nach seiner Ankunft verhaftet und ins Gefängnis gesetzt. Siegmund, der erst nach seiner verspäteten Ankunft davon erfuhr, war zwar heftig erzürnt, allein er überließ nun doch Huß dem Urteilsspruch der Kirche. Aber auch jetzt wollte Huß von einem Widerruf seiner Lehren nichts wissen und so wurde er denn zum Scheiterhaufen verurteilt und wurde am 6. Juli 1415 verbrannt. Ein Jahr nachher ereilte das gleiche Schicksal auch seinen Freund Hieronymus.

An dem Scheiterhaufen dieser Männer entzündete sich ein furchtbarer Religionskrieg. Denn die Böhmen, namentlich die Hussiten, erbittert durch das Schicksal ihrer Landsleute, nahmen nun dem Konzilium gegenüber eine drohende Haltung an; sie schrieben Hussens Hinrichtung dem Hasse der Deutschen zu und hingen nun umsomehr an seiner Lehre. Ja, sie gingen noch weiter; andere Lehrer setzten neue Lehren hinzu und besonders fand Jakob von Mieß großen Anhang mit seiner Behauptung, daß das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt (sub utraque forma) ausgeteilt werden müsse. Die Anhänger der neuen Lehre versammelten sich auf einem Berge, welcher der Berg Tabor genannt wurde und von welchem sie selbst den Namen der Taboriten annahmen.



Die Krönung Ludwig des Bayern. N

Nach einer Photographie aus dem Verl

) dem Gemälde von A. v. Kreling.
von Franz Hanfstangl in München.

König Wenzel wagte es nicht, ihre Versammlungen zu stören, bald zogen sie sogar in feierlichen Umzug durch Prag und Wenzel verließ die Stadt und starb bald nachher (1419).

Als der Zug der Hussiten eines Tages vor dem Prager Rathaus vorbeiging und jemand einen Stein herabwarf, der einen ihrer Priester traf, erstürmten sie in äußerster Wut das Rathaus und warfen dreizehn Ratsherrn zum Fenster hinaus, die dann auf der Straße von der Menge grausam getötet wurden. Damit war das blutige Zeichen zum Aufruhr gegeben; unter der Anführung des Ziska zogen die Hussiten im Lande umher, zerstörten die Klöster, peinigten die Priester und verwüsteten die Güter katholischer Herren. Lange Zeit waren sie nicht nur in Böhmen siegreich, sondern sie fielen auch in die angrenzenden Länder ein, alles schrecklich verwüstend. Sie zerfielen in zwei Hauptparteien, die gemäßigten Calixtiner oder Utraquisten, die vorzugsweise nur die Austeilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt verlangten, und die bis zur wilden Schwärmerei fortgerissenen, schon genannten Taboriten, die sich auf dem Berge Tabor eine neue Stadt gegründet hatten.

Siegmund, der nach Wenzels Tod, rechtmäßiger Herr von Böhmen war, forderte die Hilfe des Deutschen Reiches gegen die Hussiten auf und brachte auch ein ansehnliches Heer zusammen. Er rückte 1420 in Böhmen ein und belagerte Prag. Allein Ziska schlug den Sturm tapfer ab, der König mußte einen Waffenstillstand schließen und zog wieder ab. Im Jahre 1427 machten die deutschen Fürsten mit einem Heerhaufen einen neuen Einfall, allein der Schrecken vor den durch ihre Begeisterung fast unüberwindlich gemachten Hussiten war schon so groß, daß die eingerückten Heere schon bei ihrem Anblick in Unordnung gerieten und zurückwichen. Und ebenso ging es einem neuen Heere, das etwa 100 000 Mann stark im Jahre 1431 einrückte. Die Hussiten aber machten nun ihrerseits Einfälle in Meißen, Sachsen, Brandenburg, Franken, Bayern und Oesterreich und ihre verwüstenden Züge waren schrecklich.

Nun riet alles zu einem Vergleich. Man gab sich Mühe einen kirchlichen Vergleich mit den Hussiten zustande zu bringen, und es gelang auch wirklich durch das im Jahre 1431 eröffnete Konzil von Basel. Es wurde den Hussiten der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt erlaubt, jedoch so, daß die Priester das Volk fleißig belehren sollten, wie unter jeder Gestalt Christus ganz enthalten sei.

Der größte Teil des böhmischen Volkes nahm diesen Vergleich vorläufig an. Aber zwei Parteien wollten in ihrer Wut von keinem Vergleich und von keiner Mäßigung etwas wissen. Die Taboriten und die Waisen unter Anführung von Prokop dem Großen und Prokop dem Kleinen. Es kam zum Krieg zwischen ihnen und den Gemäßigten, diese aber gewannen eine große Schlacht, in welcher die beiden Prokope umkamen und nun wurde Kaiser Siegmund auch als König von Böhmen anerkannt. Aber es war nur ein Jahr vor seinem Tode, im Jahre 1437 starb er.

Siegmund, der auch auf einem Römerzug (1431—33) die eiserne Krone der Lombarden in Mailand und die Kaiserkrone in Rom empfangen hatte, benutzte seine hohe Würde nur, um für seine Erblande daraus Nutzen zu ziehen. Philipp dem Guten und dem zu hoher Macht emporgewachsenen burgundischen Herzogshause, konnte er nicht wehren, erst Luxemburg und Namur, zuletzt auch Holland vom Reiche zu reißen. Auch mit seinem alten Freunde Friedrich von Hohenzollern, dem er auf dem Konzil in Konstanz sein Kurfürstentum Brandenburg abgetreten hatte, war er seit langer Zeit zerfallen. Was er für sein Haus an Macht erworben hatte, das suchte er, da mit ihm das Haus

der Lützelburger ausstarb, seinem Schwiegersohn und einzigen Erben, Albrecht von Oesterreich, zuzuwenden. Friedrich der Streitbare, Markgraf zu Meißen und Landgraf zu Thüringen, erhielt von Siegmund die sächsische Kurwürde und den wittenbergischen Kreis, nachdem auch der Zweig des anhaltischen Hauses, welcher Sachsen—Wittenberg und den Kurhut besaß, ausgestorben war.

Albrecht II. 1438—1439.

Albrecht II. von Oesterreich, Siegmunds Schwiegersohn und der Erbe Böhmens und Ungarns, den die Kurfürsten am 18. März 1438 zum Könige wählten, war ein edler und einsichtsvoller Fürst, nicht allein durch Tatkraft und kühnen Mut, sondern auch durch Milde und Gerechtigkeitsliebe ausgezeichnet. Doch seine kurze Regierungszeit ging beinahe spurlos für Deutschland vorüber, da die Angelegenheiten seiner Erblande ihn ganz in Anspruch nahmen. Nachdem er gegen den Prinzen Kasimir von Polen, den ein Teil der Calixtiner als Gegenkönig aufgestellt, seine Rechte auf Böhmen mit den Waffen in der Hand geltend gemacht, rief ihn ein Einfall der Türken in Siebenbürgen nach dem gleichfalls von ihnen bedrohten Ungarn; ehe er jedoch den beabsichtigten Feldzug gegen sie antreten konnte, erlag Albrecht im Alter von 42 Jahren einem Anfall der Ruhr. Von seiner Thronbesteigung an blieb die Kaiserkrone mit einer einzigen kurzen Unterbrechung bei dem österreichischen Hause.

Friedrich III. 1439—1493.

Auf Albrecht folgte sein Vetter Friedrich III., der während der längsten Regierung eines Oberhauptes der deutschen Nation und in einer sehr bewegten Zeit doch fast nichts zu Stande brachte, wegen allzugroßer Bedächtlichkeit und aus Mangel an eigner Tatkraft. In Böhmen stellte sich an die Spitze der strengen Hussiten Georg Podiebrad, der sich nach und nach zu solchem Ansehen erhob, daß er es später sogar wagen konnte, nach der Königskrone zu streben. Er drang in Prag ein, zog alle Utraquisten der Stadt an sich, und besetzte die Stadt (1448). Seit dieser Zeit benahm er sich wie wenn er der rechtmäßige Beherrscher von Böhmen wäre und er ward von seinen Landsleuten ebenso als Held der Nation und als Beschützer ihrer Religion betrachtet, wie Johann Hunyad von der seinigen. Hunyad führte die Magyaren gegen die Türken, Podiebrad die Tschechen gegen die Deutschen ins Feld. Aeneas Sylvius, der erste Minister Friedrich III., behauptet, Podiebrad habe sich schon damals zum König wählen lassen wollen, er sei nur durch seine, des Aeneas Beredsamkeit daran gehindert worden. Wenn er aber auch nicht gleich anfangs König wurde, so war er darum nicht weniger mächtig.

Das Basler Konzilium ging im Jahre 1448 auseinander, ohne seine ursprüngliche Absicht erreicht zu haben.

Friedrich wollte auch den schweizerischen Eidgenossen das Habsburgische Stammland, den Aargau wieder entreißen, verlangte aber zu diesem Zwecke von dem König

von Frankreich ein Hilfsheer. Dieser überließ dem Kaiser 5000 Mann Mietstruppen, die von ihrem früheren französischen Anführer Armagnaken hießen. Sie waren richtige Abenteurer aller Nationen, Heere von Freischärlern, die sich in den langen Kriegen zwischen Frankreich und England gebildet hatten; im Frieden waren sie eine große Last für die Staaten, denen sie gedient hatten und der Name Armagnaks, mit welchem man sie benannte, war für die Franzosen und Burgunder furchtbar. Diese französischen Kriegsleute waren es, welche König Friedrich und die ganze Ritterschaft der Schweiz, die an ihm hing, herbeizogen. Karl VII. von Frankreich ergriff diese Gelegenheit, um sich der ganzen Masse jener räuberischen und gewalttätigen Mietvölker zu entledigen. Er war

Vermählung Friedrichs III. mit Eleonore von Portugal zu Siena.
Freskobild von Pinturichio.

umsomehr geneigt, dem König Friedrich und seiner Ritterschaft gegen die Bürger und Bauern der Schweiz zu Hilfe zu ziehen, als der Papst Eugen versprochen hatte, für den Fall, daß er die von ihm in Bann getanene Stadt Basel züchtige, und die in derselben versammelten Prälaten samt ihrem Propste verjage, den Franzosen Vorteile zu gewähren. Die Eidgenossen hatten seit einigen Monaten die Stadt Zürich eingeschlossen, während die Franzosen vor Mömpelgard zogen. Die in Zürich Eingeschlossenen ließen die Franzosen vor Mömpelgard dringend um Entsatz bitten, und diese brachen auch zu ihrer Rettung auf. Sie schlugen am 26. August 1444 einige tausend Schweizer, welche sich über die Birs hatten locken lassen. Dagegen fanden sie, daß Basel nicht so leicht zu nehmen sei, als sie geglaubt hatten. Alle Bürger von Basel waren in dem Treffen, und eine kleine Zahl derselben bewies den Franzosen alsbald, wie schwierig der Kampf mit

dieser Stadt sein würde. Die Stadt Basel hatte namentlich jenen über die Birs gelockten Eidgenossen 4000 Bürger zu Hilfe gesandt, und von denselben waren 500 auf dem Kirchhof von St. Jakob eingeschlossen worden. Diese wetteiferten mit den Spartanern des Leonidas und nahmen den Kampf mit dem ganzen überlegenen Heer der Franzosen auf, obgleich sie keine Hoffnung auf Sieg hatten. Sie stritten zehn Stunden lang gegen einen Feind, der ihnen durch Zahl und Geschütz weit überlegen war, bis nur noch zehn Mann von ihnen übrig blieben. Der Verlust, den die Franzosen erlitten, war in Anbetracht der kleinen Anzahl ihrer Feinde so bedeutend, daß der Dauphin, ihr Anführer, es nicht ratsam fand, seinen Marsch fortzusetzen. Er ward Vermittler zwischen dem deutschen König und den Schweizern. Die Stadt Basel wurde geschont, die Prälaten nicht, wie der Papst gehofft hatte, nun auseinander getrieben und sogar mit den Eidgenossen am 26. Oktober 1444 zu Ensisheim ein Friede geschlossen.

Die räubernden und mordenden Scharen der Armagnaken blieben am Rhein und die ganze Last des Zuges fiel auf die deutsche Reichslande. Das Räuberheer überschwemmte nicht nur alle Gegenden von der Mündung der Aar an bis zum Schweizer Jura, sowie das Elsaß bis nach Straßburg, sondern auch ganz Schwaben. Das letztere Land war der Schauplatz eines schrecklichen gegenseitigen Mordens, weil sich die Bewohner des Schwarzwaldes in Massen erhoben und auf die Banden, wie auf Raubtiere, Jagd machten.

Der Einfall der Franzosen in das Reichsgebiet rief bei den Deutschen große Erbitterung hervor und man machte ihm auf einem Reichstag zu Nürnberg bittere Vorwürfe über die Berufung der Franzosen. Er schickte nun eine Gesandtschaft an den Dauphin, aber dieser schickte in Begleitung der deutschen Gesandten einen Bevollmächtigten nach Nürnberg, wo dann die Reichsversammlung sehr stolze Worte von den Franzosen anhören mußte. Denn statt den Abzug der französischen Truppen von deutschem Gebiet zu versprechen, wurden sehr harte Anforderungen an den König Friedrich gemacht. Die französischen Raubhorden blieben allen Vorstellungen Friedrichs, der Kurfürsten und der Städte zum Trotz, liegen, bis alles aufgezehrt und ausgeplündert war. Erst im folgenden Jahre wurden sie nach einem zwischen dem König von Frankreich und den mächtigsten deutschen Reichsfürsten geschlossenen Vertrage langsam zurückgezogen.

Auf dieselbe Weise wie beim Schweizerkriege und beim Einfall der französischen Raubritter in das Reichsgebiet wurden auch in den kirchlichen Angelegenheiten die Rechte und die Ehre des Deutschen Reiches wenig beachtet, und die deutsche Nation zum Gegenstand des Hohns ihrer Nachbarn gemacht. In Deutschland waren Händel und Fehde und die Stimme des Kaisers ward nicht gehört. Friedrich der Siegreiche, Pfalzgraf am Rhein, der die Pfalz durch glückliche Kämpfe um den dritten Teil vergrößerte, durfte an seinem Schlosse zu Heidelberg einen festen Turm bauen, den er Trutzkaiser nannte. Der Gemeindesinn und die Liebe des deutschen Namens war erstorben; der Eigennutz und die Eigenliebe war an deren Stelle getreten. Auf den Reichstagen wurde wenig Ersprießliches ausgemacht, die Fürsten kamen nicht mehr selbst, sondern schickten ihre Gesandten und diese waren nur darauf bedacht, dem Vorteile ihrer Herren nichts zu vergeben. Sehr häufig wurden solche geschickt, die in dem römischen Recht, welches jetzt fleißig studiert wurde, wohl erfahren waren. Diese kamen mit feingesponnener Rede und hatten hundert Gründe, mit denen sie bewiesen, daß ihren Fürsten oder ihrer Reichsstadt zu viel von der Last des Ganzen aufgebürdet werde. Und wenn man endlich glaubte,

daß eine Sache zur Entscheidung gebracht sei, so trat vielleicht ein Gesandter mit der Entschuldigung auf, daß er keine Verhaltungsbefehle mehr habe, und mit der Einholung neuer gingen wiederum Monate verloren. So kam es, daß von nun ab fast auf keinem Reichstage ein fester und bündiger Beschluß gefaßt wurde.

Der Kaiser konnte in die öffentlichen Angelegenheiten keinen Ernst bringen; kaum konnte er sein Ansehen bei seinen eigenen Untertanen behaupten. Der östereichische Adel erkühnte sich, seinem Landesherrn Fehdebriefe zuzuschicken; selbst die Stadt Wien empörte sich gegen ihn, und sein eigener Bruder Albrecht hatte seine Freude an diesem Unfug und schürte das Feuer immer stärker an. Es kam so weit, daß Kaiser Friedrich (1462) von seinen Untertanen in der Burg zu Wien belagert wurde. Ein gemeiner Bürger, Holtzer mit Namen, hatte sich an die Spitze der Anführer gestellt und Herzog Albrecht kam selbst nach Wien, um die Belagerung zu leiten. Es ward ein Graben um die Burg gezogen und man beschoß sie. Der Kaiser zeigte sich diesmal standhaft und entschlossen. Er munterte seine kleine Besatzung von 400 Mann zur tapfersten Gegenwehr auf, und rief laut von der Mauer: „Diesen Ort will ich verteidigen, bis er mein Gottesacker wird." — Solche Schmach konnten die Fürsten doch nicht gleichgiltig ansehen. Sie sammelten sich, ihn zu befreien; am schnellsten war Georg Podiebrad, nun König von Böhmen, mit seiner Hilfe zur Stelle, machte den Kaiser frei und vermittelte den Frieden zwischen ihm und seinen Bürgern.

Auch später war der Kaiser in seinen eigenen Erbländern hart bedrängt; teils durch die Türken, welche bis nach Kärnten und Krain, ja bis ins Salzburgische streiften, teils durch den König Mathias von Ungarn. Dieser eroberte sogar Wien, und das Deutsche Reich, in der Erschlaffung jedes Gefühls für die gemeinsame Ehre, konnte erst nach vielen vergeblichen Bemühungen zu einiger Anstrengung für seinen Kaiser gebracht werden. Nur wenige Jahre vor Friedrichs Tode wurde Mathias durch einen Vergleich zur Herausgabe der österreichischen Länder verpflichtet. Diese letzten Jahre waren die besten in des Kaisers ganzem Leben, und gewährten ihm für viele Mühseligkeiten eine Ruhe, welche er durch seinen guten Willen wohl verdient hatte. Er starb am 19. August 1493 nach einer einundfünfzigjährigen Regierung.

Maximilian I. 1493–1519

Auf Friedrich III. folgte sein Sohn Maximilian I. An ihm bekam das durch das wieder erwachte Faustrecht zerrüttete Deutschland einen kräftigen Regenten. Dieser durch treffliche Eigenschaften, durch hohen Sinn und begeisterte Liebe für Kunst und Wissenschaft ausgezeichnete Kaiser, der würdig den Uebergang vom Mittelalter zu einer neuen Zeit bildet, sorgte ernstlich für des Reiches Ehre und Frieden. Auf dem Reichstage zu Worms 1495 wurde ein ewiger Landfriede bei Strafe der Reichsacht für den Uebertreter geboten und dadurch dem Faustrecht für immer gesteuert. Zugleich wurde ein höchstes Reichsgericht unter dem Namen Kammergericht, anfangs zu Worms und nachher zu Wetzlar errichtet und später das ganze Reich zur besseren Erhaltung der Ordnung in zehn Kreise eingeteilt, mit Kreisobersten und Kreistagen. Auch das Post-

wesen führte Maximilian ein. Zugleich wurde durch Maximilian der Grund zu einem Range und einer Macht des Hauses Habsburg gelegt, dergleichen kaum je ein anderes Regentenhaus besaß.

Der reichste Fürst jener Zeit war Karl der Kühne, Herzog von Burgund. Er besaß fast die sämtlichen reichen Länder des alten Lothringen: die schönen Länder, welche an den Ausflüssen des Rheins und der Schelde liegen und mit dem gemeinschaftlichen Namen der Niederlande benannt werden, und das Herzogtum Burgund. Sein stolzer hochstrebender Sinn stand jedoch nach noch größeren Dingen, und deshalb sah er es gerne, als Kaiser Friedrich III. seinen Sohn Maximilian mit seiner einzigen Tochter Maria, welche einst die Erbin der schönen burgundischen Länder wurde, zu vermählen wünschte. Er verlangte von ihm dafür den Königstitel, gleich wie auch frühere Kaiser die Herzoge von Böhmen als Lehensfürsten des Reiches zu Königen gemacht hatten. Zu der Verhandlung hierüber verabredeten beide eine Zusammenkunft nach Trier, wie im Jahre 1473. Der reiche Herzog erschien mit mehr als kaiserlicher Pracht, und Friedrich, welcher bei der Unordnung in seinen Erbländern fast immer Mangel litt, erschien neben ihm in gar ärmlicher Gestalt. Das mochte ihn verdrießen; vielleicht mißfiel ihm überhaupt der stolze Sinn und das anmaßende Betragen des Herzogs; denn so sicher hielt dieser sich der Königswürde, daß er die Kleinodien zu seiner Krönung schon mitgebracht hatte und schon Anstalten zu dem großen Feste machen ließ. Allein der Kaiser zog plötzlich von Trier ab unter dem Vorgeben, daß seine Gegenwart in Köln wegen der Uneinigkeit zwischen dem Erzbischof und seinem Synodal dringend nötig sei. Voll Zorns verließ der Herzog gleichfalls Trier. Aber die Zusammenkunft war dennoch nicht ohne Folgen. Karl hatte bei dieser Gelegenheit den jungen ritterlichen Kaisersſohn, der in allen Leibesübungen ein Meister war, lieb gewonnen, und schilderte ihn nach seiner Zurückkunft seiner Tochter Maria so vorteilhaft, daß diese sich nachher, ohne ihn gesehen zu haben, in einem Briefe ihm verlobte. Dadurch kamen die ehemals deutschen Niederlande aus habsburgischem Besitz an Deutschland zurück. Dazu gewann Maximilian 1491 nach dem Tode des Ungarnkönigs Matthias Korvinus von dessen Nachfolger Wladislaw, der auch in Böhmen herrschte, die Anwartschaft auf die Königreiche Ungarn und Böhmen. Der Kaiser hatte 1496 einen neuen Reichstag nach Lindau einberufen. Allein er selbst war unterdessen nach Italien vorausgeeilt, und als sich nun die Reichsstände allmählig in Lindau versammelten, ließ sich ihre Absicht, auch jetzt wiederum nur die inneren Angelegenheiten zur Sprache zu bringen, deutlich erkennen. Ihre Hauptstütze glaubten sie dabei in dem Erzbischof Berthold zu finden und dieser bestand auch mit aller Energie auf der von ihm ins Werk gesetzten Reform des Reiches.

Indessen war Maximilian von seinem Zug nach Italien wieder zurückgekehrt. Voll Zorn und Unmut über die Mißerfolge, die er dort gehabt, war er durchaus nicht gesonnen, das Reformwerk zu fördern, da er nur dem Widerstand der Reichsstände sein Unglück in Italien verdanken zu müssen glaubte. Eine neue Reichsversammlung, die in Worms unter sehr schwacher Beteiligung eröffnet worden war, wurde bald darauf nach Freiburg verlegt, und hier machte nun, als er im Sommer 1498 dort erschien, Maximilian den Fürsten die allerschwersten Vorwürfe. Dem Erzbischof von Mainz allein war es zu verdanken, daß es hier nicht zu einem Bruch kam. Dadurch, daß er dem König Aussicht auf den Ertrag des sogenannten gemeinen Pfennigs machte, gewann er ihn für sich, und Maximilian nahm sich nun der Fragen nach der inneren Reform von neuem an. Man

Kaiser Maximilian empfängt nach der Einnahme von Verona eine um Frieden bittende venezianische Gesandtschaft.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

zusammengetretene Reichsrat zeigte wenig Lust dazu. Ebenso wie der sogenannte gemeine Pfennig zuvor, stieß nun auch die Aushebung überall auf Widerstand; anstatt gegen Frankreich energisch aufzutreten, begann man mit Ludwig XII. Unterhandlungen anzuknüpfen, und bald schien sich alles so herrlich Begonnene wiederum in Nichts auflösen zu wollen. Im Frühjahr 1502 löste sich das Reichsregiment auf und Maximilian glaubte mit tiefem Unwillen überall den Einfluß Frankreichs zu bemerken, das den Hader im Reich nur zu seinen Gunsten ausnützen wolle. Allein noch immer ließ Erzbischof Berthold von seinem nun einmal begonnenen Werke nicht ab. Heftige Klagen führten er und Maximilian in ihren Briefen gegen einander. Die Stände aber wollten in keinem Stück nachgeben, und hielten nun im Dezember in Würzburg eine große Versammlung, in welcher sie ihren Widerstand erneuerten, und auf die nächste Pfingsten eine große Reichsversammlung beschlossen. Nun erließ auch Maximilian ein Ausschreiben, in welchem er die Stände einlud, an seinen Hof zu kommen, damit man sich über die Rüstungen gegen die Türken, sowie über die Form der Reichsverfassung berate. Wohl fand nun 1506 in Mainz die kurfürstliche Versammlung, die sehr zahlreich besucht war, statt; daß die vom König ausgeschriebene auch stattgefunden habe, darüber finden wir nirgends eine Erwähnung. In Mainz erhob man dann Widerspruch gegen das Verfahren Maximilians; man erklärte ihm daß sich kein Fürst des Reichs dazu verstehen werde, vor ihm Rechtfertigung zu tun oder zu leiden. Dahin war man mit den Versuchen, das Reich zu konstituieren im Jahre 1508 gelangt Die Autorität des Reiches war weder in Italien noch in der Eidgenossenschaft, noch an den östlichen Provinzen, wo Polen und Russen die deutschen Ritterschaften unaufhörlich bedrängten, wieder hergestellt. In dem Innern war die alte Unordnung wieder ausgebrochen; nicht allein war der Versuch, eine haltbare Verfassung für Krieg und Frieden zu gründen, gescheitert, es gab auch kein allgemein anerkanntes Gericht mehr. Maximilian war indessen nicht gesonnen nachzugeben. Noch fand sich eine große Anzahl von Fürsten, die mit dem Kurkollegium unzufrieden, sich treulich zu dem königlichen Herrn hielten. Ebenso war sein Anhang unter den geistlichen Herren kein geringer, und allerhand Um-

Kaiser Max und Maria von Burgund. Aus dem Weißkunig.

stände trafen zusammen, um das Ansehen des Kaisers gerade jetzt wiederum mächtig zu fördern. Auf dem Reichstage zu Köln 1505 war er wiederum im Besitz seiner alten Macht. Sein Sohn Philipp war durch Vermählung mit der Infantin Johanna König von Kastilien geworden, und nun legte Maximilian selbst einen Entwurf zur Reichsreform vor, der von den früheren wesentlich verschieden war. Nach seiner Idee sollte man ein Regiment mit Statthalter, Kanzler und zwölf Räten aus dem Reiche errichten, ihnen sollten vier Marschälle jeder mit 25 Rittern am Oberrhein, am Niederrhein, an der Donau und in der Elbgegend zur Seite gestellt werden, welche die exekutive Macht auszuüben haben. Allein solche Vorschläge waren nicht annehmbar. Weit eher waren die Stände geneigt, den König nur in seinen Kriegsplänen zu unterstützen. Es wurden an 4000 Mann auf ein Jahr bewilligt, mit welchen Maximilian imstande war, einen Kriegszug nach Ungarn zu unternehmen, um dort von den Großen die Anerkennung seines Erbrechts zu erlangen. Wiederum berief nun Maximilian im folgenden Jahre einen Reichstag nach Konstanz und wiederum bewilligten die Stände eine ansehnliche Kriegsmacht, wogegen der König versprach, daß alle Eroberungen beim Reiche bleiben und nach dem Rate der Reichsstände verwaltet werden sollten. Ebenso wurde nun das Kammergericht wieder erneuert, und Maximilian trug sich mit den stolzesten Plänen. Mit der trefflichen Hilfe, die man ihm gewähre, erklärte er, wolle er alles in Italien reformieren und dann sofort einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen beginnen. Allein diese seine schwärmerischen Hoffnungen sollten sehr herabgedrückt werden durch den langsamen Zuzug der Reichstruppen. Doch ließ er den Mut nicht sinken und bald langte er mit einem stattlichen Heere in Trient an, wo er dann, ohne gekrönt zu sein, den Titel eines erwählten römischen Kaisers annahm. Freudig wurde diese Tat von den anwesenden Fürsten und Herren begrüßt, kein geistlicher Abgesandter hatte unmittelbar daran teilgenommen, allein Maximilian wußte, daß gerade jetzt der Papst durchaus nichts gegen diese Handlungsweise einzuwenden habe.

Kaiser Maximilian.
Nach einer Handzeichnung von Albrecht Dürer.

Man hatte in Konstanz geschwankt, gegen wen man zuerst ins Feld rücken sollte,

gegen Venedig oder gegen die Franzosen. Man hatte sich endlich für das erstere entschlossen, und der Anfang war auch ein ganz guter. Allein die Verhältnisse sollten bald verwickeltere werden. Der schwachen deutschen Mannschaft gegenüber fanden sich die Venetianer bald im Vorteil; sie überfielen den Kaiser in seiner eigenen Landschaft, und nahmen ihm eine Ortschaft um die andere weg. Ueber diese Mißerfolge war man natürlich in Deutschland gleich sehr bestürzt und Maximilian sah sich bald genötigt, dorthin zurückzukehren. Sofort rief er auch die Kurfürsten zusammen, und diese erschienen anfangs Mai 1508 in Worms. Wenn sie nun auch der Kaiser in den eindrücklichsten Worten bitten ließ, ihn in dieser großen Not nicht zu verlassen, so sahen sich dieselben doch nicht bewogen, seinen Vorstellungen nachzugeben und namentlich war es Friedrich von Sachsen, auf dessen Rat sie des Kaisers Ansinnen, mit ihm in Frankfurt zusammenzukommen, ab-

Eine Falkenjagd im 16. Jahrhundert.

lehnten, da man sich doch ohne vorherige Beratung mit den übrigen Reichsständen zu nichts entschließen könne. Die Kurfürsten blieben auf dem Verlangen eines Reichstags bestehen, und die von dem Kaiser mit dem Papst und dem König von Frankreich am 10. Dezember 1508 geschlossene Liga von Kambray war nicht darnach angetan, die Stimmung gegen Maximilian milder zu machen. Die Städte namentlich waren es, die sich durchaus nicht mit dem ihren Handel störenden Krieg gegen Venedig einverstanden zeigten; allein auch die Fürsten hatte besonders das Bündnis mit Frankreich verstimmt, und so erklärten sie sich weder bereit noch fähig, dem Kaiser neue Opfer zu bringen. So mußte denn Maximilian mit dem Geld seiner Verbündeten den Krieg gegen Venedig eröffnen, und fand in den nächsten Jahren, in welchen ihn das Kriegsglück oft im Stiche ließ, niemals Gelegenheit mehr, sich eingehend mit den Angelegenheiten des deutschen Reiches zu beschäftigen.

Von den deutschen Fürsten erhielt Maximilian bei alledem wenig Hilfe. Immer wieder hatte man als Lohn für alle seine Leistungen zur Gegenleistung die Reformation des Reichs gefordert, und es war nun, um eine Vollziehungsgewalt zu schaffen, das Reich in sechs Teile geteilt, den schwäbischen, bayerischen, fränkischen, obersächsischen, niedersächsischen und westfälischen Kreis. Den Vorschlag des Kaisers freilich, in jedem dieser Kreise einen Hauptmann zu bestellen, nahm man nicht an, und niemand war es, der mit all diesen Beschlüssen sich einverstanden gezeigt hatte.

Kaiser Max bespricht sich mit seinem Feldhauptmann.
Aus dem Weißkunig.

Gelang es nun auch dem Kaiser nicht auf politischem Wege seinem Ziele näher zu kommen, so waren doch die Verbindungen, die er mit andern Mächten einging, dazu angetan, seine Bestrebungen zu fördern, und der Plan, den schon Friedrich III. gehabt, sich durch Heiratsverbindungen das Königreich Bayern zu gewinnen, verwirklichte sich auch im Jahre 1515. War auch König Siegmund von Polen im Anfang einer Wechselheirat zwischen Maximilians Enkelkindern und den Kindern des Königs Wladislaus entgegen, so gelang es doch Maximilian ihn umzustimmen, und wenn schon alle diese Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit mehr und mehr von Italien abgelenkt hatten, so war dies noch mehr der Fall als 1516 König Ferdinand von Aragonien gestorben war und ihm nun der habsburgische Karl folgte. Den Kampf mit Italien freilich durfte Maximilian nicht einfach aufgeben. Ludwig XII. Nachfolger, Franz I. hatte die Ligisten und die Schweizer in der Schlacht bei Marignano geschlagen, allein als Maximilian nun den Versuch machte, sich ihm entgegenzustellen, mußte er sehr bald die schweizerischen, spanischen und italienischen Soldtruppen ihres Dienstes entlassen, und sich entmutigt über den Mißerfolg nach Tirol zurückziehen. Wenn er auch 1516 noch ein neues Bündnis mit England und Papst Leo schloß, so mußte er doch bald den Widerstand aufgeben, im Brüsseler Frieden sich mit Frankreich vereinigen, mit Venedig einen Waffenstillstand abschließen und Verona zurückgeben.

In Deutschland hatten indessen die Wirren immer mehr zugenommen, und um ihnen abzuhelfen, hatten die kaiserlichen Kommissarien auf einem Reichstage zu Mainz stärkere militärische Hilfe verlangt. Allein Maximilian war es nun einmal nicht möglich, seine ganze Aufmerksamkeit Deutschland und dessen Nöten zuzuwenden. Ein Lieblingsplan seiner Jugend, die osmanische Macht zu brechen, schien durch das Zusammentreten mehrerer Fürsten sich zu verwirklichen, und auf einem Kongreß in Kambray tauschte Maximilian mit Franz I. seine Entwürfe und Pläne aus. Durch ein Lateran-Konzil ließ der Papst einen allgemeinen Kreuzzug gegen die Türken verkünden, allein in Deutschland war durch andere gewaltige Ereignisse dieser ganze Plan in den Hintergrund gedrängt worden, und nachdem erst die Stände sich ganz entschieden gegen einen Türkenzug gewehrt hatten, wurde auch die kaiserliche Vorlage rundweg abgelehnt. Seinen anderen Plan, die Nachfolge Karls zu sichern, hatte dagegen Maximilian erreicht, und hegte nun auch die Hoffnung, daß auf einem neuen Reichstag in Frankfurt alle Rechtsangelegenheiten zur Entscheidung kommen sollten. Zu seiner Erholung begab sich der Kaiser indessen nach Tirol, allein von den Bewohnern von Innsbruck aufs tiefste verletzt, wandte er sich nach Oesterreich, wo er am 11. Januar 1519 rasch starb, ohne noch das sechszigste Jahr erreicht zu haben.

Das deutsche Kulturleben bis zum Ausgang des Mittelalters.

Von dem vierzehnten Jahrhundert an ist in dem Kulturleben des deutschen Volkes eine ganz scharfe Umwandlung zu bemerken. Wenn zuvor ganz und allein die Fürsten und Ritter sich als die Besitzer und Vertreter des deutschen Landes gefühlt und benommen hatten, so mochte man nun das Einwirken neuer Faktoren auf das gesamte Kulturleben bemerken, die zumeist mit dem Aufkommen der bürgerlichen Elemente in engem Zusammenhang standen. Dazu kam noch in den meisten Städten der Kampf ums Dasein zwischen den patrizischen Geschlechtern und den arbeitenden Bürgern, und all das mußte auch das Leben in Kunst und Literatur der damaligen Zeit mächtig anregen. „Freilich so sehr beherrschte die auf Rittertum und Galanterie beruhende und von konventionellen Umgangsformen bestimmte aristokratische Bildung die gesamte vornehme Welt, daß das Ablenken von den gewohnten, durch die Zeit geheiligten Vorschlägen, Vorstellungen und Sitten zu neuen Gedankenkreisen und Umgangsformeln sehr langsam vor sich ging. Es dauerte noch über ein Jahrhundert, bis die bürgerlich-demokratischen Elemente sich von der ritterlich-aristokratischen Vormundschaft emanzipierten und es wagten, die Rechte der Natur und angeborenen Menschengeistes gegen die herkömmliche Zeitbildung und den überlieferten Fanatismus geltend zu machen. So kam es denn, daß die verschiedenen Arten der mittelalterlichen Poesie, wie wir sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert kennen gelernt, auch noch in das vierzehnte und fünfzehnte hineinragten, gleich den alten Ritterburgen, die man hie und da durch Anbauten und architektonische Umwandlung den neuen Verhältnissen anzupassen suchte, oft aber auch dem allmählichen natürlichen Verfall überließ. Nicht allein die religiösen Dichtungen in epischer und lyrischer Form, die Darstellungen des Lebens Jesu, die Marienlieder, die Legenden und Heiligengeschichten

und dergl. wurden nach wie vor von Klerikern und Laiendichtern in der Landessprache fortgeführt und nahmen, je nachdem die Zeit durch äußere Verhältnisse mehr religiös angelegt war, hin und wieder einen frischen Aufschwung; auch die Ritterpoesie, das höfische Epos und die ganze Romantik der Kreuzzüge feierte noch eine Nachblüte. Am naturgemäßesten war dieses Fortleben der religiös-ritterlichen Gedankenkreise und Phantasiegebilde in Frankreich, wo die Kriege mit England den Geist des Feudalismus lebendig erhielten, die Stadtkommunen mit der materiellen Existenz zu ringen hatten, und die Ausschreitungen der Bauern und niederen Bürgerklassen schließlich nur zur Stärkung der Aristokratie dienten, wo unter den höheren Ständen eine größere Gleichförmigkeit in Sprache und Bildung obwaltete, die ritterliche Galanterie mehr dem Wesen und der Natur der gesamten Nation entspricht, und der Geist des Reisens und Wanderns und das fahrende Abenteurerleben noch in alter Stärke fortlebte." Noch immer waren es die fahrenden Leute, die Jongleurs und Minstrels, welche allüberall hochwillkommene Gäste waren, noch immer waren Gäste und Spielmann bei allen Festlichkeiten und Turnieren gerne gesehen und noch immer hielt man sich auch in der Wahl der Stoffe, der Liebe Lust und Leid, dem Preis des Maien, den Reizen der Geliebten, an die alte Tradition. Noch war es der karolingische Kreis, die Ritter von der Tafelrunde, Alexander und das hohe Troja, welche den Gegenstand der epischen Dichtung bildeten. Allein dennoch machten sich, da man nun einmal erst des ewigen Einerlei müde war, allerhand Wünsche nach Abwechslung und Neuigkeiten geltend. Das kirchliche und gesellschaftliche Leben damaliger Zeit mochte denn hiezu einen passenden Stoff abgeben; man benutzte dabei die Gelegenheit, allerhand Lehren und Anspielungen auf die damaligen Zustände anzubringen, und die Sucht nach Neuem verlockte manchen Autor, seine Erzeugnisse durch allerhand äußere und pikante Zugaben noch reizender zu machen. Hiezu bedurfte man freilich einer ganz neuen Dichtungsart, nämlich der „Allegorie", welche allmählich in die gesamte epische und lyrische Dichtung der damaligen Zeit eindrang. Wir begegnen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Allegorie auch in Deutschland, da namentlich auch die Mystiker in ihr ein gutes Mittel zu finden glaubten, um ihre religiösen und philosophischen Systeme dadurch zur Sprache zu bringen. Heinrich von Müglin mit seinem „Buch der Maide", das einst viel gelesene Gedicht: „die Jagd des Hadamar von Labar" sind dafür das sprechendste Zeugnis, und wenn man es namentlich liebte, auch die Minne in Person auftreten zu lassen, wie dies Heinzelin von Konstanz in seiner Minnelehre tat, so läßt sich schon hieraus der bedeutende Umschwung, der im ganzen christlichen Leben Platz griff, begreifen. Man kann diesen Übergang von Poesie in Allegorie nicht gar zu streng kritisieren, wenn man bedenkt, daß all die schönen Frauen, welche die Troubadours und Minstrels so gerne in ihren Gedichten priesen, doch auch nur Gebilde der Phantasie waren, und von hier aus war ja nur noch ein kleiner Schritt zur Personifikation von Begriffen.

Für die Ritterpoesie freilich sollten noch mancherlei Gefahren kommen, die namentlich in „Froissarts" Chroniken zur Erscheinung gelangen. Städte und Fürsten schienen sich im allgemeinen ganz gut zu vertragen; allein als man einmal die wahren Absichten wiederholt merkte, bahnten sich doch mancherlei Änderungen an. Der wachsende Kontrast in den Lebensanschauungen, Zielen und Bedürfnissen mußte auch im Geistesleben, in der Geschmacksrichtung, in der Dichtkunst eine gründliche Auseinandersetzung herbeiführen. Und diese wurde wesentlich beschleunigt und erleichtert durch den Verfall, dem

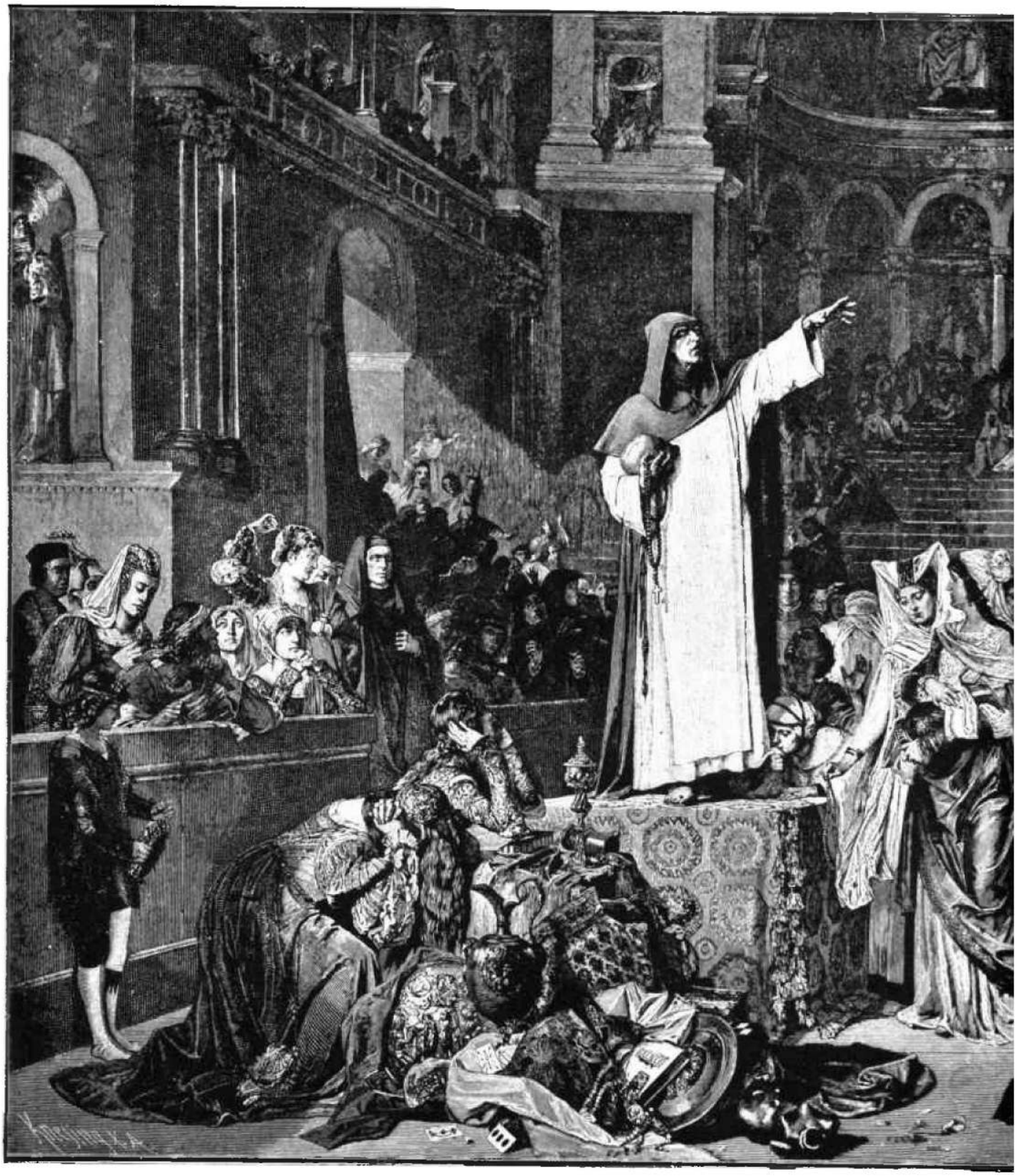
Turnier im Jahre 1500. Nach einem Kupferstich von Zilsinger.

die höfische Dichtung mit raschen Schritten entgegenging. Wenn schon die Troubadours und Minnesänger Klage anstießen über die Gleichgiltigkeit des Adels für die Werke der Kunst und Phantasie, über die Geringschätzung, der sie auf so vielen Schlössern begegneten, so verschlimmerte sich diese Lage weit mehr, als mit dem Aufhören der Kreuzzüge das Römertum verwilderte; als die noch ungeschwächt fortdauernde Tatenlust, nicht mehr veredelt im Dienste allgemeiner Zwecke, sich in Bürgerkrieg und innern Fehden verzehrte und mehr und mehr zu gemeiner Rauf- und Raubluft herabsank; als die, wenn auch mitunter gespreizte und erkünstelte Reinheit durch rohe Sinnlichkeit und Genußsucht, durch lärmende Gelage und Bankette erstickt ward; als ein ungebundenes Kriegs- und Jagdleben jedes gemütliche Zusammenleben im häuslichen Kreise, jedes innere Sammeln und Vertiefen in geistigen Dingen unmöglich machte.

Aus der späteren Darstellung und deren Ausführungen wird man einen Begriff von den Zuständen der adeligen und fürstlichen Kreise Deutschlands schöpfen können; aber auch in den meisten europäischen Ländern war die Lage der Dinge in Staat und Gesellschaft nicht zu Gesang und fröhlichen Künsten angetan. Und wenn sich allmählich im politischen Leben gezeigt hatte, daß das Rittertum mit all seinen Gebräuchen und Satzungen in sich zerfallen, daß die Städte und das Bürgertum, durch die frische Kraft, die sich in ihnen regte, sich als die vollberechtigten Erben zeigen konnten, so war nun allmählich auch in dem geistigen Leben, namentlich in der Literatur, ein Aufschwung eingetreten. Freilich die Lage des Landvolkes war gerade am Ausgang des Mittelalters eine keineswegs glänzende. Ueberall beinahe, etwa mit Ausnahme der Schweiz und der Marschen Norddeutschlands, war der freie Bauer in eine Abhängigkeit geraten, die um so schwerer auf ihm lasten mußte, als er selbst seiner ganzen Lebensgewohnheit nach sich nur in der Selbständigkeit wohl fühlen konnte. Es waren nicht allein die Frohndienste und Abgaben aller Art, es war namentlich auch die Rohheit und Gewalttätigkeit des in sich zusammenfallenden Junkertums, das die Wut und Empörung dieses gedrückten Geschlechtes nur immer mehr steigerte. Und wenn man den Spuren dieser nur mühsam verborgenen Wut überall begegnete, so ist es nicht Wunder zu nehmen, daß auch die Literatur des ausgehenden Mittelalters charakteristische Anzeichen derselben enthält.

„Ohne Menschenrechte und Menschenwürde, in Not und Elend schleppten die armen Leute ihr mühseliges Leben hin, kein Strahl freudigen Lebens, heiterer Lust, menschlicher Bildung fiel in die schmutzigen Bauernhütten. Es gehörte der ganze geistige Stumpfsinn dieser Menschenklasse, der gänzliche Mangel an Bildung dazu, um in dem ewigen Einerlei des armseligsten Daseins nicht zu verzweifeln. Es ist bezeichnend für die gedrückte Lage des Volkes zur Zeit des scheidenden Mittelalters, daß in allen Ländern sowohl in der Kunst als in Aufzügen und Schauspielen die Totentänze eine so hervorragende Stellung einnahmen. Die geplagten unteren Klassen mußten in dem strengen Gesetz der Notwendigkeit einen Trost finden, daß ihre Unterdrücker gleicher Art mit ihnen seien, daß die Regel der Natur über die Ordnung der hohen Herren gehe, über die Beweisführung der Gelehrten und die Berufung der Juristen, und daß dem Siechen und Armen, der sich zu dem endlichen allgemeinen Tanz hinschleppt, der auffordernde Tod der Freund sei, den er im mühseligen Leben vergebens gesucht hatte."

Allein es handelte sich hier in dieser allgemeinen geistigen und sozialen Zersetzung eben nicht darum, nur stumpf und dumpf auf alle Rettung zu verzichten. Es mußte ein frisches und neubelebendes Element geschaffen werden, und dazu war der Bauern-



Savonarola predigt in Florenz gegen den Luxus (1-

Nach dem Gemälde von L. v. Langenmantel.

stand nicht fähig. Hier traten nun die Städte, die im Kampfe mit dem Rittertum sich mehr und mehr ihrer Kraft bewußt worden waren, in die Lücke ein, und es ist nicht zu leugnen, daß sie ein ganz heilsames Gegengewicht gegen das zerfallende Heerwesen bildeten. Es war im Grund genommen ein nur ganz naturgemäßer Vorgang, daß in der Pflege eines frischen und geistig bewegten Lebens nun die Städte wetteiferten; von einer anderen Seite ließ sich eine heilsame Neuerung durchaus nicht erwarten. Wohl hatte natürlich auch das Städteleben seine großen Schattenseiten, „die ehrenfesten bürgerlichen Männer freilich besaßen nicht die Geisteskraft und Intelligenz, eine gesellschaftliche Bildung niederzuwerfen, welche Jahrhunderte lang durch traditionelle Uebertragung von Geschlecht zu Geschlecht gefestigt und geheiligt worden war, aber die Mischung der Stände, die sich in den städtischen Kommunen vollzog, schuf mancherlei menschliche Verhältnisse, deren natürlicher Verlauf sich über die Schranken der höfischen Konvenienz wegsetzte, neue Beziehungen und Situationen führten zu neuen Lebensanschauungen und Ideenkreisen; eheliche Verbindungen zwischen Unebenbürtigen waren nicht selten und wurden in der Romanliteratur der Zeit ein Lieblingsthema. In dem Gerichte großer Städte bemerkte man erst recht auffallend, welche gewaltige Veränderung in den gesellschaftlichen Kreisen vorgegangen, und wie sehr die bisherige Traumwelt der Ritterromane mit der Realität im Kontrast stehe. Diese Wahrnehmung reizte zuerst talentvolle weltkundige Männer, aus der gemischten Gesellschaft neue Stoffe und Bilder für literarische Darstellungen zu wählen und eine neue bunte Menschenwelt heraufzuzaubern, welche durch interessante Verwickelungen und gesunden Realismus bald die formale, unnatürliche, und durch ihre Einförmigkeit ermüdende Modedichtung und unzeitgemäße Ritterwelt in Vergessenheit brachte."

Schon konnte man auch in den in damaliger Zeit gerade häufig sich findenden Reimchroniken, wie auch in dem frischen Emporblühen des Volksliedes Spuren finden, wie sich das Bewußtsein des Volkes allmählich selbständig neben die ritterliche Poesie und ihr gegenüber stellte. Es wurde dadurch auch den Geistlichen von neuem ihre Stellung in der Literatur angewiesen, indem sie nun diese Dichtungsform zur Einführung der Legenden und heiligen Bücher benutzten, ja bald konnte sich auch der Bürgerstand rühmen, seine eigene Poesie zu haben, als die Meistersinger mehr und mehr zu Ansehen und Geltung kamen. Die größte Tat der damaligen Zeit aber war die Erfindung der Buchdruckerkunst, deren Tragweite man erst voll und ganz in den kommenden Jahren lernen sollte.

„Das bewegtere Leben und der größere Völker- und Menschenverkehr, der die letzten Jahrzehnte des fünfzehnten und den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durchschütterte, wurde auch in der Dichtkunst, insbesondere in der Lyrik, der Mutterschoß einer reicheren und tieferen Gefühlswelt, in welcher alle Stimmungen des Gemüts ihren natürlichen, unmittelbaren Ton und Ausdruck fanden. Der Minnegesang trat ins Volk, die herzvolle Stimme der Natur belebte das Lied mit neuer Wahrheit und eine sinnlichere Glut verdrängte wohltätig die kalte Höflichkeit des ritterlichen Frauendienstes und seine halberstickte Flamme. Mit der Lyrik ging die Tonkunst Hand in Hand, welche in den niederländischen und deutschen Städten zuerst einen höheren Aufschwung nahm. Es ist ein charakteristischer Zug der verschiedenen Nationalitäten, daß dieser Volksgesang hauptsächlich auf deutschem und englischem Boden emporwuchs, hier mehr in der historischen Balladendichtung, dort mehr ein subjektiver Ausdruck des Gemütlebens,

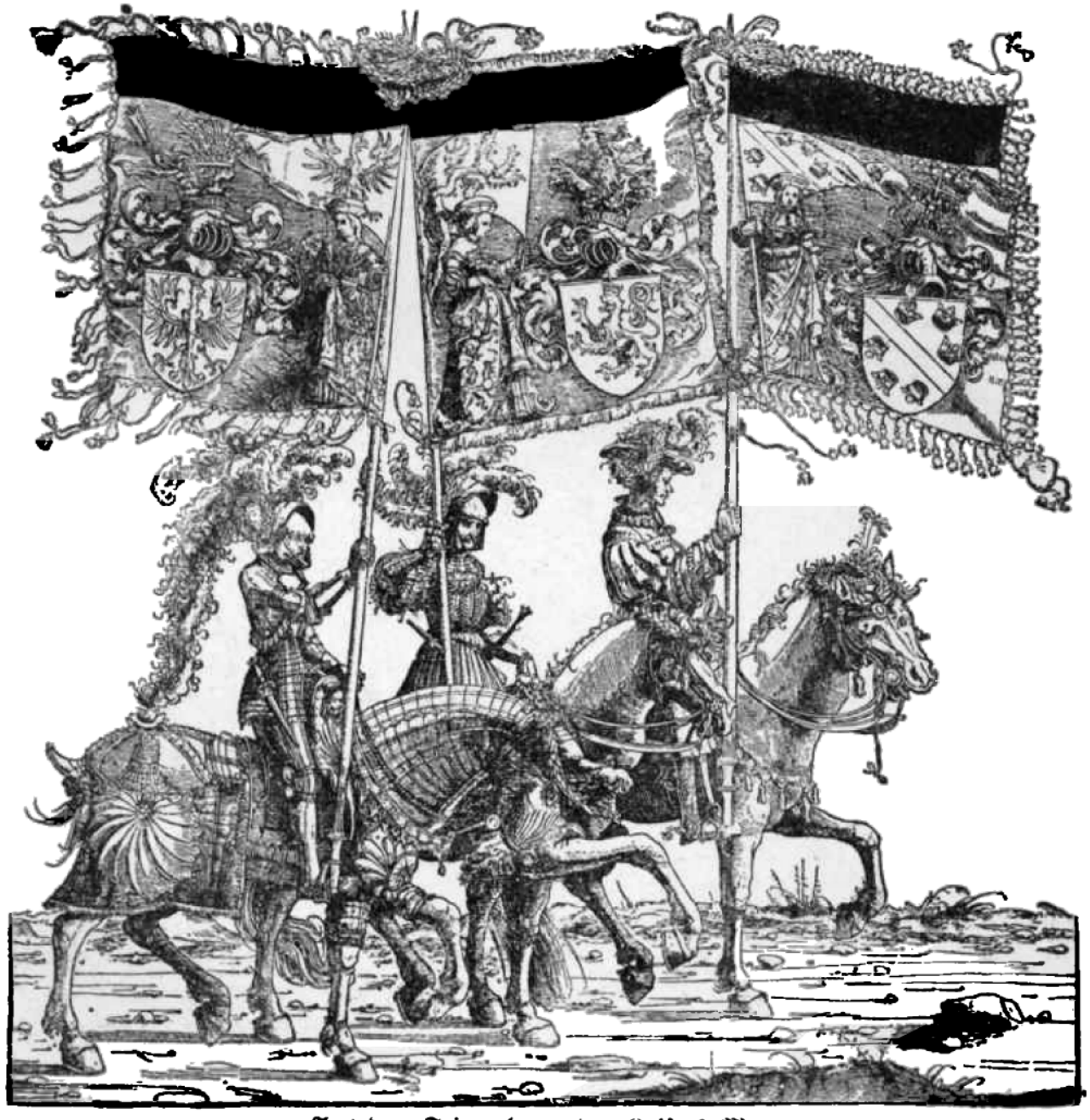
während Frankreich, das bisher für alle Gattungen der Ritter- und Liebesdichtung die Muster und Vorbilder geschaffen, zurückblieb und nach einigen glücklichen Versuchen in eine mitunter derbe und mutwillige Volkspoesie in der Kunstdichtung einlenkte. Dagegen blieb der befähigten französischen Nation der Ruhm, aus den Mysterien und Mirakeln des Mittelalters die moderne dramatische Kunst zur Entwickelung geführt zu haben. Früher als in andern Ländern wußten die französischen Bruderschaften sich von den Banden der kirchlichen Konvention und der typischen Charakteristik zu befreien und in die traditionellen Formen und Figuren der religiösen Schauspiele weltliche Namen und Personen einzufügen. Am Ende des Mittelalters finden wir in Paris die Bühnendarstellungen bereits in eine ernste und komische Gattung geschieden und dadurch die Saat zur weiteren Entwickelung ausgestreut."

Von den beiden gewaltigen Dichtungen in deutscher Sprache, den Nibelungen und der Gudrun unterscheiden sich nun freilich die epischen Dichtungen des späteren Mittelalters nicht allein durch ihren weit geringeren Umfang, sondern namentlich auch durch den weit engeren Gesichtskreis, den sie einnehmen. Von einzelnen rhapsodischen Gesängen war das deutsche Heldenepos ausgegangen, es hatte sich zusammengefaßt in den Sagen von Siegfried und Gudrun, und nun, da die ritterliche Poesie ihrem Verfall entgegenging, kehrte auch das Epos wieder zu seiner anfänglichen Gestalt zurück. Es sind nicht mehr Erzeugnisse im Umfang und von der Gewalt der Nibelungen. Einzelne Episoden aus den verschiedenen Sagenkreisen werden herausgehoben und bearbeitet, um dann in Sammlungen, wie dem „Heldenbuch" des Kaspar von der Roen vereinigt zu werden. Da finden wir Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, den Rosengarten, Dietrichs Flucht und die Rabenschlacht, den Zwergkönig Laurin, Ecken Ausfahrt, der hörnerne Siegfried und manches andere, in einer zwar rohen und gehaltlosen, aber dem Stoff nach treu auf der Ueberlieferung beruhenden Form. Daneben fand man nun auch, gemäß dem Eindringen der bürgerlichen Elemente in die Literatur, mehr und mehr eine Neigung zum Didaktischen, wie sie namentlich der Renner des Hugo von Trimberg, der Edelstein des Ulrich Boner, nebenbei gesagt, letzteres das erste deutsche Buch, das im Druck erschien, das Volksbuch von den sieben weisen Meistern und noch manches andere beweisen. Die höfische Dichtung aber sank mehr und mehr, Siegfried Helbling klagt in seinem „Lucidarius" sehr über den Verfall der Dichtkunst, ihm stimmt Heinrich der Teichner in seinen zahlreichen Spruchgedichten bei und Peter der Suchenwirt führt gleichfalls bittere Klage über den Verfall der höfischen Poesie. Allein wenn auch im Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts einzelne Dichter die mehr und mehr in sich zerfallende Ritterpoesie noch immer zu halten suchten, dem stets sich kräftiger entwickelnden Bürgertum konnten sie nicht mehr lange Stand halten und als ihren letzten Ausklang müssen wir die beiden Werke Kaiser Maximilians, den Theuerdank und den Weißkunig, ansehen.

Indessen stiegen Macht und Ansehen der Städte immer mehr. Man darf nur den Namen der Fugger in Augsburg nennen, um zu zeigen, wie einzelne bürgerliche Geschlechter durch Arbeit und Mühe sich zu fürstlichem Ansehen emporgeschwungen. Kämpfe im Innern blieben auch den Städten freilich nicht erspart. Der Streit zwischen aristokratischem und demokratischem Element brach immer wieder los, und mehr und mehr siegte das letztere über das erstere.

Die Städte selbst boten damals noch durchaus keinen großartigen Anblick dar. Nur die großen öffentlichen Gebäude waren Steinbauten, alle wurden aus dem möglichst

einfachen Material Holz, Lehm, Stroh zusammengesetzt. Der zunehmende Handel und die damit verknüpfte Wohlhabenheit erst war es, welche allmählich auch hierin eine Aenderung herbeiführte. Nach und nach fanden allerhand Neuerungen, Schornsteine, Glasfenster, Straßenpflaster und manches andere Eingang. Allein noch nirgends findet man eine planmäßige Anlage der Städte; das allmähliche Entstehen und Wachsen, die



Aus dem Triumphzuge des Kaisers Max.

Notwendigkeit, zum Schutz gegen feindliche Angriffe auf möglichst engem Raume, in dem knappen Kreis einer Ringmauer zusammenzuwohnen, ließ jene winkeligen Gassen, jenes Gewirre hochragender Häuser entstehen, das uns noch jetzt in den alten Städten am Rhein und anderwärts entgegentritt. Die tiefen Gräben, die Wälle und Mauern mit Warten und Türmen, die festen Tore mit Zugbrücken mahnen an eine eiserne Zeit, da der friedliche Bürger und Handelsmann beständig gegen feindlichen Ueberfall auf der Hut

sein mußten. Im Innern aber sieht die fortschreitende Blüte von Handel und Gewerbe jene stolzen Patrizierpaläste reicher Kaufherren entstehen, die mit ihrem starken Mauerwerk, der zierlichen Architektur der Erker und Fenster, mit dem Getäfel und Schnitzwerk und der reichen, soliden Einrichtung der Zimmer noch heute ein Bild der guten alten Zeit bürgerlicher Größe und städtischen Wohlstandes gewähren.

Mit dem Aufblühen der Städte ging auch die Sorge für Gesundheit und Reinlichkeit Hand in Hand. Hospitäler, Armen- und Findelhäuser fand man in allen Städten mehrfach; man errichtete Krankenhäuser und wandte dem Studium der Medizin größere Aufmerksamkeit zu; man sorgte daneben auch noch für öffentliche Ruhe und Sicherheit, suchte alle Verhältnisse des öffentlichen wie des privaten Lebens bis herab auf Mode und Tracht nach allgemeinen Gesetzen zu regeln, wenn auch dabei nicht immer der gewünschte augenblickliche Erfolg zu sehen war. Tag und Nacht, erzählt Aeneas Sylvius von seinem Aufenthalt in Wien, wird in den Straßen, wie in einer Schlacht gekämpft, indem bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Bürger, bald die Bürger gegen einander die Waffen erhoben. Selten endigt ein Fest ohne blutige Schlägerei, und Mord und Totschlag sind häufig. Schier alle Bürger halten Weinhäuser und Schenken, in welche sie allerlei loses Gesindel hineinrufen. Das Volk ist ganz dem Laster geneigt und ergeben, und verpraßt am Sonntag, was es die Woche über verdient hat.

Das waren freilich trübe Bilder, ungesunde Auswüchse im Leben eines kraftvollen und lebensfreudigen Geschlechtes; allein das Leben in den Städten bot dann wiederum so manche Lichtseite dar, daß man heute gerne die Schattenseiten vergißt. „Die Schützenfeste, wo die städtischen Schützengilden mit der Armbrust, oder später mit der Feuerwaffe um Preise schossen, Maifeste, Tänze und Jahrmärkte gaben Gelegenheit zu Scherz und Heiterkeit. Wenn die reichen Patriziergeschlechter Tänze veranstalteten, wozu die Stadtpfeifer mit Schalmeien und Trommeln, Querpfeifen und Dudelsäcken tüchtig aufspielten, oder Turniere und Ringelrennen, Maskeraden und Schlittenfahrten, so verschmähten selbst Könige und Fürsten die Teilnahme nicht. Der galante Sigmund und Kaiser Maximilian haben gar manches Mal mit den schönen Bürgerstöchtern von Augsburg und Nürnberg sich im Reigen gedreht. Die prunkvollen Feste der reichen Fugger in Augsburg und anderer Fürsten des Handelsstandes waren weltberühmt. Und welch buntes und lustiges Treiben mit Gauklern und Marktschreiern, mit Bärenführern und Seiltänzern, mit Glückstöpfen und Sehenswürdigkeiten aller Art entfaltete sich an den Messen und Jahrmärkten, wie strömten Gäste herbei und fahrendes Volk aller Art, ‚die rastlosen Kinder der Landstraße'. Oder wie sperrte das schaulustige Volk die Augen auf, wenn bei Reichstagen oder Krönungsfesten der glänzende Zug der Fürsten mit dem riesigen Gefolge durch die engen Gassen der alten Stadt ritt! War nach harter Tagesarbeit Feierabend gekommen, da besprach man in den Ratskellern oder Trinkstuben die Ereignisse des Tages, die Vorgänge in der Stadt und das Kriegstreiben draußen, bis die städtische Trinkglocke zur Nachtruhe mahnte. An gemütlich heitern und ernsten tüchtigen Zügen ist das Bürgerleben der deutschen Städte reich." Daneben ward das Gewerbe durch allerhand Erfindungen und Verbesserungen bereichert. Feuergewehr, Taschenuhren, Mühlwerke, der Kompaß, die Glas- und Oelmalerei, die Kupferstecherei, die Diamantschleiferei, der Orgelbau und manches andere sind hier anzuführen. Ferner schenkte man auch dem Schulwesen mehr Aufmerksamkeit, fahrende Schüler und Mönche

wurden zeitweilig als städtische Schulmeister angestellt, und bald war sogar das Latein nicht mehr unbekannt im Bürgerstande, wie dies gar manche um diese Zeit entstandene Reimchronik beweist.

In solchem Leben und Treiben nun fand sich freilich kein Platz mehr für die schwächliche und zerfallende ritterliche Poesie. Man griff in dieser politisch bewegten Zeit namentlich auch nach den historischen Stoffen, um sie poetisch zu bearbeiten; die Zeit des Volkes war eine zu kurz bemessene, als daß man hätte mit langen epischen Gedichten bei ihm Eingang finden können. Man griff nach Stoffen, die sich kurz und epigrammatisch gestalten lassen konnten, man suchte sich nun aber auch neben der Poesie dem Prosaromane zuzuwenden, indem man britische, französische, ja selbst antike Erzählungen bearbeitete, und mit allerhand Zutaten, manchmal nicht sehr geschmackvollen, erweiterte. Steinhöwel bearbeitete die Geschichte des Apollonius von Tyrus, Johann Hartlieb verfaßte eine Geschichte Alexander des Großen, die er natürlich mit allem märchenhaften Stoffe des Mittelalters umkleidete; und alle diese Romane finden wir dann später wieder als Volksbücher in verkürzter Gestalt.

Wir haben oben schon einer originellen Erscheinung in dem literarischen und poetischen Streben der damaligen Zeit kurz gedacht, nämlich des Meistergesangs. Man steht freilich dieser Erscheinung niemals ganz mit richtigem Urteil gegenüber. Wenn die einen in den Meistersingern den Ausdruck der reinen und volkstümlich-echten Poesie sehen, so betrachten sie die andern als handwerksmäßige Reimschmiede, deren gesetzmäßiges Schaffen jede Spur von Poesie sofort töten mußte. Es ist freilich wahr, der Kunstwert all dieser Meistersängereien ist mit wenigen Ausnahmen ein sehr geringer. Allein trotzdem darf man sie als Zeichen der Zeit nicht unterschätzen, und der Ausdruck poetischen Strebens, den wir darin finden, ist ein so schönes Zeichen für die Kraft des deutschen Volkes, daß man schon um dessenwillen dem Meistergesang mit Nachsicht und Wohlwollen begegnen muß. Waren doch auch die Stoffe, welche die Meistersinger wählen konnten, keine zu mannigfaltigen. Die ritterliche Dichtung lag ihnen zu ferne, das frivole und derbe Bänkelsänger- und Gassenlied wiesen sie vornherein ab, und so blieb ihnen nur die religiöse Poesie und das Spruchgedicht. Und doch haben sie auf diesem kleinen Gebiet, und mit den denkbar einfachsten Mitteln ganz Erkleckliches geleistet. Daneben waren auch ihre Einrichtungen originelle: „Jede Meistersingerschule hatte eigene Vorsteher (Merker), die nach gewissen Gesetzen und Regeln (Tabulaturen) die Gesänge prüften, ihren Wert bestimmten und die Preise zuerkannten. Da es hierbei besonders aufs Formelle, auf Reim, Versart und Melodie ankam, so konnte es nicht fehlen, daß diese Dichtung zuletzt in bloße Reimerei, Reimhäufung und Versspielerei ausartete."

„Zum Inhalt wählte man anfangs aus den zahllosen Legenden, Marien- und Heiligengeschichten, Wundersagen, Sprüchen 2c., das Beliebige aus, oder lehnte sich an die Spekulationen der Mystiker, an die gelehrten Deutungen und Auslegungen der Scholastiker, an die dunkeln Rätsel, Streitfragen und Sinnbildereien der Zeit an. Erst in der Folge wählte man auch weltliche Stoffe aus der Geschichte, aus dem Gestenbuch, aus den alten Sagen und Romanzen, oder man reimte Fabeln, Sprüche, Schwänke. — So gering man auch immer von der Meistersingerkunst, die besonders in den Reichsstädten Nürnberg, Frankfurt, Straßburg, Ulm, Mainz, blühte, und von ihren lächerlichen Regeln und Benennungen, (z. B. der blaue und der rote Ton, die Schneckenweise, die verschlossene Hemweis, die fröhliche Studentenweis) denken mag, so muß man doch das

Streben dieser ehrsamen Bürger, denen derartige Beschäftigungen gewöhnlich fern liegen, in hohem Grade achten. Es verrät eine kräftige Natur und einen tüchtigen Sinn, daß Handwerker, die sonst so sehr vom Zunftneid und kleinlichen Hasse beherrscht werden, sich in die Genossenschaft der Sänger aufnehmen ließen, und diese dadurch zu einem gemeinsamen Bande der Bürgerschaft machten. Ist es nicht höchst ehrenwert, daß Gewerbsleute ihre Feierstunden und Feiertage, die gewöhnlich in der Schenke zum Verderben der Häuslichkeit vergeudet werden, einem höheren Streben zuwendeten, daß sie nach des Tages Last und Hitze neue Lieder dichteten, neuen Tönen nachsannen, oder die alten einübten, den jüngeren Genossen Unterweisung gaben, und alle ihre Erzeugnisse als ge-

Tanzgesellschaft. Nach Wohlgemuth.

meinsames Gut in große Bücher einschrieben! Wahrlich, diese Sängergesellschaften, deren Zweck jeden Eigennutz, jede Niedrigkeit der Gesinnung ausschloß, die nur durch Freundschaft und gemeinsames Bestreben zusammengehalten wurden, sind ein schöner Beweis von der Tüchtigkeit, dem Gemeingeiste und der kräftigen Anlage des Bürgerstandes der Reichsstädte. Mit edler Hingebung widmeten die Meister der Sängerschule ihre, wenngleich geringen Kräfte der Ausbildung einer Kunst, die bei aller Steifheit doch für Veredlung der Sprache und zur Erhaltung der Sitte und Bildung unter dem Gewerbestande von den segensreichsten Folgen war; mit rührender Aufopferung bildeten sie ohne allen Entgelt Lehrlinge und Schüler mühsam zu gleicher Kunstfertigkeit und Kunstliebe heran, und retteten die Poesie aus der Erniedrigung und Verachtung, in die sie bei den Höfen und beim Adel gesunken war. Sie bewiesen, daß der Sängerstand der Unterstützung

Mächtiger entbehren und selbständig bestehen könnte. Der Kranz, der dem Meistersinger zuerkannt war, war der Stolz der ganzen Familie und Verwandtschaft."

Neben den Meistergesängen entwickelt sich dann auch in dieser Periode noch eine andere Gattung von Poesie, die aber auch bis auf den heutigen Tag fortbestehend und ihren Wert behaltend; am deutlichsten dafür spricht, wie kräftig und lebendig das Volk zu singen und zu sagen weiß, wenn man es nur nicht einzwängt und einengt in allerhand Formeln und Regeln. Das Volkslied ist freilich auch ebenso alt wie die Menschheit selbst. Schon Tacitus weiß von solchen Gesängen bei den alten Germanen zu berichten, wir finden seine Spuren allerdings in mehr epischer als lyrischer Art zur Zeit der Völkerwanderung; wir wissen, daß Karl der Große eine Sammlung von Volksliedern veranstalten ließ, die ja leider verloren gegangen ist; wir begegnen dem Volkslied immer wieder und wieder, durch alle Jahrhunderte hindurch, und sehen es gerade jetzt, zu einer Zeit, wo das freie Bürgertum und das kräftige Volksleben auch in frischer Blüte sich regte, von neuem aufleben. Es trat die Erbschaft der Minnesänger an. Allein wenn auch der Stoff, welchen es von diesen übernahm, der gleiche sein mochte, so war doch die Art und Weise, wie derselbe nun von dem Volke behandelt wurde, eine gänzlich verschiedene. Es ist wahr, auch der Minnesang in seiner Blüte hatte echte und tiefe Poesie; schon der Name eines Walther von der Vogelweide bekundet das aufs deutlichste; aber es fehlte ihm der kräftige und freie Pulsschlag des Empfindens; er litt unter höfischen Regeln und Satzungen, die Leidenschaft nicht Leidenschaft und Haß nicht Haß sein lassen wollten. Damit trug er auch zugleich den Keim des Untergangs in sich, und da die Volkspoesie eben als Sprache des Volkes auch mitten ins Leben hineintrat, die Dinge alle, wenn man so sagen darf, beim richtigen Namen nannte, so erhielt sie dadurch eine Frische und Lebendigkeit, die eben die Bedingung ihrer stetigen Fortdauer in sich schloß. So bewahrte sie auch den Minnesang vor einem gänzlichen Untergang. „Man sang zuerst, sagt Weber in seiner ausgezeichneten und geistvollen Darstellung, von der lieben Sommerzeit, vom Mai, vom Vogel und Wald, von Blumen und Anger, bald aber verließ man das allgemeine Thema, und griff kecker in das Leben und die Wirklichkeit. Doch blieb die Liebe und die Empfindung des Herzens der Hauptinhalt, nur gab man das Nebelhafte, Geschraubte und Feierliche des Minnegesangs auf und wendete sich der Natur und einer wahren Innigkeit und Empfindsamkeit zu. Häufig wurden altüberlieferte Sagen in heimischen Weisen und im echten Volkston gedichtet. Die deutsche Wanderlust gab dem Liede Nahrung. Der Reiter, der über die Haide weg der Fremde zujagte, der Jäger, der unter Hörnerschall Feld und Wald durchstreifte, der Landsknecht, der seinen gefahrvollen Beruf in heiterem Leichtsinn vergißt und die Beschwerden des Kriegslebens bei lustiger Gesellschaft im Weine ertränkt, der Handwerksbursche, der ein unstätes Wanderleben führt, der Student, der bald weilt, bald wegzieht, der Bettler, der als Bänkelsänger von Tür zu Tür geht, alle haben ihre Lieder, von ebenso mannigfaltigem Inhalt, wie die Schicksale des Singenden selbst. Wir stehen unter einem Geschlecht von Natursöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buche, nichts mit dem Gedanken zu tun haben, die, was sie besangen, nicht gehört und gelesen, sondern gesehen hatten, die mit unverdorbenen scharfen Sinnen die Geheimnisse der Natur und der Menschen sicher durchdringen und erraten. Daher sind die Wander- und Scheidelieder, in denen sich die Wehmut und Tiefe der Empfindung so lebendig ausspricht, und wobei Text und Melodie meistens in wunderbarer Harmonie stehen, so zahlreich und

ergreifend; und trotz der rohen Form und der hie und da herrschenden Derbheit liegt in diesen natürlichen Dichtungen mehr Poesie, als in dem kunstvollen Minnelied. Darum haben die Volkslieder mit ihrem kecken Wurf auch die begabtesten Männer neuerer Zeit, Herder und Goethe so angezogen, daß jener die erste Sammlung davon veranstaltete, dieser sie bei manchen seiner Lieder zum Vorbild nahm. Bei der Zerrissenheit Deutschlands, bei dem Mangel großer Nationalkämpfer und Nationalhelden konnten die Volkslieder nicht wie bei den Engländern und Spaniern historische Stoffe zur Grundlage haben. Die Sagen des alten Nationalepos lebten nur in Volksbüchern fort; die fremdartigen Gedichte von der Tafelrunde wurden vergessen. Die innerliche Geschichte Deutschlands in dieser Zeit machte, daß auch der lyrische Volksgesang hauptsächlich auf das Innere gerichtet war, und die wehmütigen oder freudenvollen Stimmungen des Menschen und die poesiereichen Stamm- und Volkssagen mit ihrem ergreifenden Trübsinn und ihrem düsteren Liebesgram zum Inhalt nahm. Je verschiedener diese sich aber äußern, desto mannigfaltiger gestalteten sich auch die Volkslieder, die daher ebenso abwechselnd sind, wie das Minnelied eintönig war, und in denen ebenso die ungebundene frische Natur herrscht, wie in dem Minnegesang eine geschraubte Konvenienz. Trink- und Tanzlieder, Soldaten- und Jägerlieder, Wanderlieder der Handwerker, Kinderlieder und Kindersprüche, Gelegenheitsgedichte — alles trägt den eigentümlichen Charakter seiner Bestimmung, eine überraschende Natürlichkeit und Wahrheit an sich, so daß man z. B. bei vielen Jagdliedern den Ton des Waldhorns zu hören glaubt. Wie bei aller Volkspoesie, findet man häufig darin Refrains, Wiederholungen von Versen und Strophen, Alliterationen, ein ewiges Entlehnen von Wendungen, Bildern, Versen und ganzen Strophen, und überall ist die Musik mit dem Inhalte des Liedes in sichtbarer Uebereinstimmung."

Haben wir diese freiere und selbständigere Entwicklung deutschen Geistes bis jetzt nur in der Poesie beobachtet und verfolgt, so werden wir, auf das Gebiet der Kunst übergehend, auch hier seine Spuren bald finden. Daß freilich in der freien und durchgehenden Weiterentwicklung des aus christlicher und antiker Ueberlieferung überkommenen Stils eine andere Nation, Frankreich, Deutschland voraneilen sollte, hatte lediglich seinen Grund in der politischen Entwicklung dieser beiden Staaten! „Solange es gegolten hatte, sagt Lübke, die christliche und antike Ueberlieferung dem germanischen Geiste einzuimpfen, war Deutschland, ohnehin unter der Herrschaft kräftiger Kaiser an der Spitze der europäischen Verhältnisse, auch in der Kultur und vor allem in der Kunst den andern Ländern vorangeeilt. Jetzt, da es galt die letzten Konsequenzen zu ziehen, trat Frankreich, und zwar der überwiegend germanische Nordosten des Landes, die Führerschaft an. Man hatte sich hier niemals so innig und vielfach mit Italien verbunden gefühlt, wie in Deutschland, stand also der antiken Tradition freier gegenüber. Das Rittertum hatte sich rascher und blühender entfaltet als anderswo. Der leicht erregbare Sinn, der schon damals dieser Nation eigen war, hatte sie vorzugsweise zur begeisterten Teilnahme an den Kreuzzügen hingerissen, wie denn noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts König Ludwig der Heilige aus eigenem Antrieb einen Kreuzzug unternahm. Dadurch war der gewaltige soziale Umschwung, den diese phantastischen Fahrten in Leben, Sitte und Anschauungen des Abendlandes hervorriefen, in Frankreich mit besonderer Stärke hervorgetreten. Die Wunder des fernen Orients, das Abenteuerliche der Fahrt, die Mischung mit fremden Nationen, das alles hatte die alten Vorstellungen erschüttert und neue

Ideenkreise erzeugt. Die alte strenge Zeit war für immer dahin, eine neue, tief erregte, glänzende und mannigfaltige bewegte Epoche begann. Dazu kam, daß Deutschland um diese Zeit jene lange Periode der Zerrüttung und Verwirrung erlebte, die mit dem Untergang der hohenstaufischen Macht begann, dem Aufblühen der Städte und des Bürgertums zwar förderlich war, die europäische Machtstellung des Reiches aber für immer zerbrach, während dagegen in Frankreich die Hausmacht des aus unscheinbarem

Ritter und Fußvolk zur Zeit Kaiser Maximilians.

Keim entstandenen Königtums durch kluge Politik sich immer mehr befestigte und unaufhaltsam vom Norden aus über das ganze Land verbreitete."

Wir haben schon bei Schilderung der Poesie in diesem Zeitraum gesehen, welche gewaltige und bedeutende Aenderung sich allmählich geltend machte. Ihr konnte sich natürlich auch die Kunst nicht entziehen. „So hoch ihre Bedeutung in der romanischen Epoche schon gewesen, so nahm sie doch jetzt eine noch wichtigere Stellung ein. Hatte sie schon in der früheren Zeit sich zu höherer Vollendung entwickelt, so gewann sie jetzt ein noch viel tieferes, kraftvolleres Leben, da der Volksgeist unmittelbar in sie hinein-

strömte, die mächtig erregte Empfindung der Laien sich darin auszusprechen suchte. Die Architektur errang zuerst einen neuen kühnen und genialen Organismus, in dessen wundergleichem Gefüge die subtilste Berechnung ihren Triumph feiert, während zugleich der lebendige Eindruck des Ganzen, das freie Aufstreben, die feine Gliederung, die in unzähligen zierlichen Formen aufblühend sich entfaltet, dem erregten Drange des Gemüts den machtvoll poetischen Ausdruck gewährt. In den bildenden Künsten wird der feierlich gebundene Stil des Romanismus völlig verlassen, die stille Erhabenheit der an die Antike erinnernden Gestalten macht einen begeisterten Schwung, einer tiefsinnigen Empfindung Platz. In allen Gebilden atmet ein jugendliches, zartes Leben und weht uns an wie mit der ahnungsvollen Stimmung eines neuen Frühlings." Aus diesem Streben nun ging der gotische Stil hervor, gegen welchen sich Deutschland im Anfang mehr als alle anderen Länder gesträubt zu haben scheint. Zu den ersten Bauten, welche diesen Stil verraten, gehört der 1208 gebaute Chor des Doms zu Magdeburg, ihm reihen sich die Liebfrauenkirche zu Trier und die Elisabethkirche zu Marburg an, jedoch erst in dem 1248 begonnenen Dom zu Köln erreicht der deutsche Stil seine selbständige Vollendung. Am Mittelrhein ist es die zierliche Katharinenkirche zu Oppenheim, ein namentlich durch glänzende Prachtdekoration des Aeußeren ausgezeichnetes Werk, neben ihm sind die Münster zu Straßburg und Freiburg zu nennen, woneben der Dom zu Regensburg in ganz besonders edler und klarer Weise den gotischen Stil vertritt. In Deutschland war es namentlich das 14. Jahrhundert, das eine neue Blüte hervorrief, neben dem Dom zu Halberstadt ist es namentlich das jetzt ausgebaute Münster zu Ulm, das wohl als eine der imposantesten Anlagen damaliger Zeit angesehen werden darf. Freilich macht sich dann mit dem Ueberwiegen des Bürgertums zugleich auch allmählich eine Aenderung in der Architektur geltend. Sie „gewinnt einen etwas handwerklichen Ausdruck, die Einzelheiten sind nicht frei von Künstelei und Willkür, namentlich machen sich an den Gewölben die spielenden Formen der Stern- und Netzgewölbe bemerklich. In den Fensterfüllungen überwiegen die Fischblasen, und dagegen läßt die straffe Gliederung der Pfeiler nach, ja bisweilen fällt selbst das Kapitäl fort und die Gliederung der Pfeiler strahlt unmittelbar, sich nach allen Seiten verästelnd, in die Gewölbrippen hinein." Mit alledem hängt das Ueberhandnehmen der Zellenkirchen zusammen, die nun namentlich in Westfalen und Sachsen immer mehr zum Ausbau kommen, die Lambertikirche in Münster, die Wiesenkirche in Soest, die Marienkirche in Mühlhausen, ferner die Dome von Minden und Meißen neben der zierlichen Frauenkirche in Eßlingen zeigen dies am deutlichsten. Außer der Frauenkirche in Nürnberg ist dann hier noch die Stephanskirche in Wien zu nennen, welche die Hallenform annähernd vertritt, und namentlich zeigen sich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in den sächsischen Landen die architektonischen Bestrebungen an dem Nordportal des Doms zu Merseburg, am Portal der Klosterkirche in Chemnitz, sowie an der Peter-Paulskirche zu Görlitz.

Als eine besondere Art des gotischen Stils kann der namentlich in den norddeutschen Küstenländern zur Geltung kommende Backsteinbau gelten, „der im Verfolgen seiner früheren Praxis auch jetzt durch derbere, massenhafte Anlage, kräftige Pfeilerbildung, sowie durch eine zierlichreiche Flächendekoration sein Wesen ausspricht. Im allgemeinen kann man annehmen, daß die früheren Bauten die technisch vollendeteren, klareren und gediegeneren sind, während seit der Mitte des 14. Jahrhunderts und noch mehr mit dem Beginn des folgenden eine gewisse Rohheit im Ganzen mit überwuchernd reicher Flächen-

dekoration in entsprechendem Verhältnis zunimmt. Zu bemerken ist noch, daß auch jetzt diese Bauten außen und innen unverputzt, in der ernsten, kräftig wirkenden Farbe des Steins bleiben." Als Hauptwerk in dieser Richtung darf die Marienkirche in Lübeck genannt werden, ihr ähnlich ist die Cisterzienserkirche in Dobberan, der Dom zu Schwerin sowie die Marienkirchen zu Rostock und Wismar. Ebenso finden sich in Stargard und Stralsund, sowie an den Domen zu Havelberg, am Dom und Elisabethkirche in Breslau derselbe Stil. Weit größer ist die Zahl der Zellenkirchen, die zudem noch durch Einfügen buntglasierter Steine ein ganz eigenartiges Aussehen erhalten. Prenzlau, Stendal, Colberg, Danzig, Brandenburg, Königsberg u. a. m. haben solche Bauten.

Der Profanbau erreichte in Deutschland nicht die Ausbildung, wie in den flandrischen Städten; doch sind immer einige stattliche Rathäuser, wie diejenigen in Braunschweig und Münster zu nennen, während man in Kuttenberg und Nürnberg Privathäuser gleicher architektonischer Gattung findet. Unter den Schlössern ist es namentlich die von Karl IV. gebaute Burg Karlstein in Böhmen und dann das Hauptschloß des deutschen Ordens, die stolze Marienburg, die hier hervorzuheben sind.

Eine ähnliche Umwandlung wie in der Architektur vollzog sich auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der Skulptur und der Malerei. „Ein begeistertes Ringen von ähnlicher Kraft, wie die Betrachtung der Architektur es uns zeigte, arbeitet so lange an der Umgestaltung alter Formen, daß etwa gegen Mitte des 13. Jahrhunderts ein neuer Stil sich abgeklärt hat, der nun freilich in jeder Hinsicht von dem, was der Romanismus zu bieten vermochte, wesentlich unterschieden ist. Kaum aber hat dieser Stil seine volle Durchbildung erreicht, so verbreitet sich ebenso schnell und unaufhaltsam die gotische Architektur über die ganze christliche Welt des Abendlandes und wird mit einer Uebereinstimmung aufgenommen, die davon Zeugnis ablegt, wie sehr jene Zeit in ihm ihr ganzes Empfinden ausgesprochen sah. Das ganze 14. Jahrhundert bis ins 15. hinein hält allgemein an der neuen Auffassung fest, die nun aber gerade deshalb bald wieder etwas Konventionelles wurde, und oft ebenso zu äußerer Manier sich verflachte, wie die zarte Huldigung des Minnedienstes sich bald in höfische Etikette verwandelte. Dieser neue Stil entstand nicht, weil man neues zu sagen gehabt hätte, sondern weil man das alte mit neuem Gefühl erfaßte und auch dieser Empfindung gemäß ausdrücken wollte. Das tiefer erregte Gemüt des einzelnen wollte seinen selbständigen Anteil an den heiligen Dingen, an der großen Lehre von der Erlösung in Formen aushauchen. Glühende Begeisterung, innige Sehnsucht, schwärmerische Hingebung soll sich in den gemeißelten und gemalten Gestalten aussprechen, und spricht sich auch wirklich aus. Die Figuren verlieren die stattliche Würde, das an die Antike erinnernde Gepräge von erhabener Ruhe; sie werden schlank und schwank, zart aufgeschossen und mit schwärmerischer Neigung des Lockenhauptes dargestellt; sie biegen mit einem Schwunge, der den Schwerpunkt auf die eine Seite verlegt, und die andere dagegen sich tief einziehen läßt, den ganzen Körper aus- und einwärts, wie wenn derselbe unmittelbar den leisesten Schwingungen des Empfindens folgte; sie sprechen diese Regung des Seelenlebens durch einen Zug lächelnder Holdseligkeit aus, der fast ohne Ausnahme das Gesicht freundlich erhält."

In Deutschland war es das namentlich für die Architektur so bedeutsame 14. Jahrhundert, das auch in der Skulptur bemerkenswertes zeigt. Der Chor des Domes zu Köln zeigt Statuen Christi, seiner Mutter und der Apostel, die von hohem Werte sind; namentlich aber ist es Nürnberg, in welchem sich eine reiche Tätigkeit entfaltete. Da

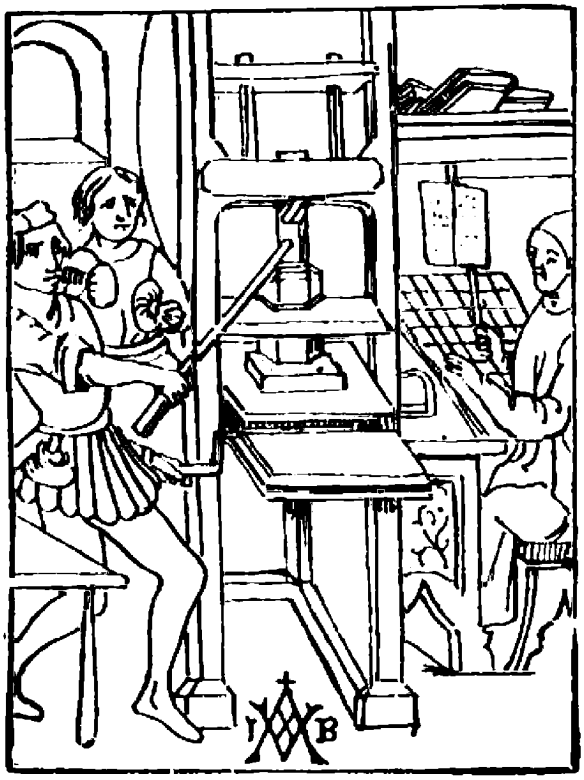
sind es namentlich die Skulpturen an der prächtigen Fassade von St. Lorenz. Daneben ist es der „schöne Brunnen“ und die Skulpturen an der Frauenkirche und an der Sebalduskirche. In Schwaben verdient hier namentlich die Frauenkirche zu Eßlingen Erwähnung, ebenso zeigt die stattliche Kreuzkirche in Gmünd schöne Figuren, und im Elsaß ist es die Kirche zu Thann, die eine glänzende bildnerische Ausstattung aufzuweisen hat.

Die Malerei selbst hatte in dieser Periode nur ein begrenztes Feld. Die Wandmalerei finden wir nur in wenigen Fällen vertreten, und auch in der Glasmalerei finden wir kein so reges und schönes Schaffen, wie in der gerade jetzt zur höchsten Blüte kommenden Miniaturmalerei. Ging auch hierin Frankreich allen übrigen Ländern mit glänzendem Beispiel voran, so finden wir doch auch in Deutschland, wo die Miniaturmalerei namentlich zur Illustration der weltlichen Poesie benutzt wurde, Leistungen von großem künstlerischem Wert. In München findet sich eine Handschrift des Tristan von Gottfried von Straßburg, die als eines der liebenswürdigsten Beispiele hierfür genannt werden darf, die Weingartner Handschrift in der königlichen Bibliothek zu Stuttgart reiht sich ihr ebenbürtig an; die zahlreichen Bilder der Manessischen Liederhandschrift zu Paris zeigen ebenso ein prächtiges Schaffen, und namentlich die Tafelmalerei ist es, in welcher Deutschland um diese Zeit Unübertreffliches leistete. Die Hauptvertreterin hierfür ist die Nürnberger Schule, deren Blüte sich um die Mitte des 14. Jahrhunderts entfaltete. Da ist namentlich der Imhoff'sche Altar aus der Lorenzkirche, der sich jetzt auf der Burg befindet; den Nürnbergern reihten sich würdig die Kölner und ihre Schule an, vertreten namentlich durch Meister Wilhelm von Herle und Stephan Lochner, welch letzterer der Schöpfer jenes berühmten, jetzt in einer Chorkapelle des Kölner Doms befindlichen Dombildes war. In seinem wundersamen Werke erreichte die Kunst jenes Zeitraums ihren Höhepunkt.

Carl V. 1519—1556 und die Reformation.

Der Beginn einer neuen Zeit. Martin Luther.

Den Kurfürsten schuf die Wahl eines neuen Herrschers große Sorgen. Neben Karl I., dem König von Spanien, dem aber seine habsburgische Abstammung und vor allem seine deutsche Hausmacht als Empfehlung diente, bewarb sich auch König Franz I. von Frankreich um die Krone. Unter den Kurfürsten strebte einer, der stolze Joachim von Brandenburg selbst nach der Kaiserwürde, ein anderer, Friedrich der Weise von Sachsen schlug sie aus, weil er sich nicht mächtig genug fühlte, und so entschieden sich die Kurfürsten nach langem Schwanken in Uebereinstimmung mit den Wünschen des deutschen Volkes, das von einem französischen Herrscher nichts wissen wollte, im Juni 1519 für Karl, der dann im Oktober 1520 als Karl V. zu Aachen gekrönt wurde.



Aelteste Abbildung einer Buchdruckerpresse.

Die Kurfürsten waren gewillt, die ganze auswärtige Politik ganz von ihrer Zustimmung abhängig zu machen, aber ebenso war Karl gewillt, gerade hier seine eigenen Wege zu gehen, und er genehmigte zwar endlich das „Reichsregiment", allein doch ganz anders, als es sich die deutschen Städte gedacht hatten. Besser wurde dadurch die Lage des Reiches nicht, sondern nur noch verwickelter, da es ja nicht einmal möglich war, den allgemeinen Landfrieden aufrecht zu erhalten. Das bewies die Hildesheimer Stiftsfehde (1519—1523), das bewiesen auch die Zustände in Württemberg und das bewiesen neben den politischen auch die kirchlichen Zustände, die mehr und mehr

auf eine Reform in allen Teilen hinwieſen und hindrängten. Der Beginn derſelben wird mit dem Namen des Dominikaner-Mönches Johann Tetzel und ſeinem Ablaßhandel, ſowie mit den von dem Wittenberger Profeſſor der Theologie Dr. Martin Luther dagegen aufgeſtellten Theſen verknüpft.

Luther. Nach Cranach.

Martin Luther, eines Bergmanns Sohn, geboren am 10. November 1486 zu Mansfeld, hatte mit 18 Jahren die Univerſität Erfurt beſucht, um dort nach dem Wunſche des Vaters die Rechte zu ſtudieren; allein im Jahre 1505, nach einer ſchweren Krankheit, während welcher ihn mancherlei Gewiſſensbedenken quälten, trat er ins Auguſtiner-Kloſter in Erfurt ein, und hier, namentlich auch im Umgang mit dem Ordensvikar Staupitz, der ihm ſein Leben lang ein wohlwollender Freund blieb, fühlte er ſeinen alten Glauben nach und nach erſchüttert. Im Jahre 1508 kam er an die Univerſität Wittenberg, machte 1511 im Auftrag ſeines Ordens eine Reiſe nach Rom, und nach ſeiner Rückkehr von dort ſah er ſich im Jahre 1517

veranlaßt, durch seine an der Schloßkirche in Wittenberg angeschlagenen Thesen gegen den Ablaßhandel sich auch öffentlich zu seinen neuen Anschauungen zu bekennen. Mit ungeheurer Kühnheit nahm er den nunmehr ausbrechenden Kampf auf, von Kardinal

Papst Leo X.

Cajetan 1518 zu einer Besprechung nach Augsburg geladen, konnte er sich dort zu einem Widerruf nicht entschließen, sondern appellierte an den Papst selbst, und kehrte nun nach Wittenberg zurück. Bei einer neuen Besprechung zu Altenburg im Januar 1519 suchte Freiherr von Miltitz zwischen Luther und seinen Gegnern zu vermitteln und

Luther verpflichtete sich da auch, zu schweigen, wenn seine Gegner dasselbe tun werden. Allein Dr. Eck aus Ingolstadt, einer der hervorragendsten Theologen seiner Zeit, erneuerte bald wieder die Auseinandersetzungen und es kam zwischen ihm und Luther zu einer heftigen Disputation auf der Pleißenburg zu Leipzig, in Anwesenheit des Herzogs Georg von Sachsen, die drei Wochen lang dauerte, ohne zu einer Verständigung zu führen. Eck hatte in Rom eine Bannbulle gegen Luther ausgewirkt, Luther verbrannte dieselbe am 10. Dezember vor dem Elstertor in Wittenberg, und damit war zwischen ihm und der Kirche der Bruch vollzogen.

Lucas Cranach.

Im Anfang des Jahres 1521 kam Kaiser Karl V. mit stattlichem Gefolge nach Worms, wo neben vielen politischen Angelegenheiten auch die kirchlichen Streitigkeiten beigelegt werden sollten. Allein auch hier konnte Luther nicht zum Widerruf bewogen werden. Auf dem Rückweg von Worms wurde er von seinen Freunden, die für sein Leben in Sorge waren, nach der Wartburg bei Eisenach gebracht, wo er beinahe ein Jahr im Verborgenen lebte.

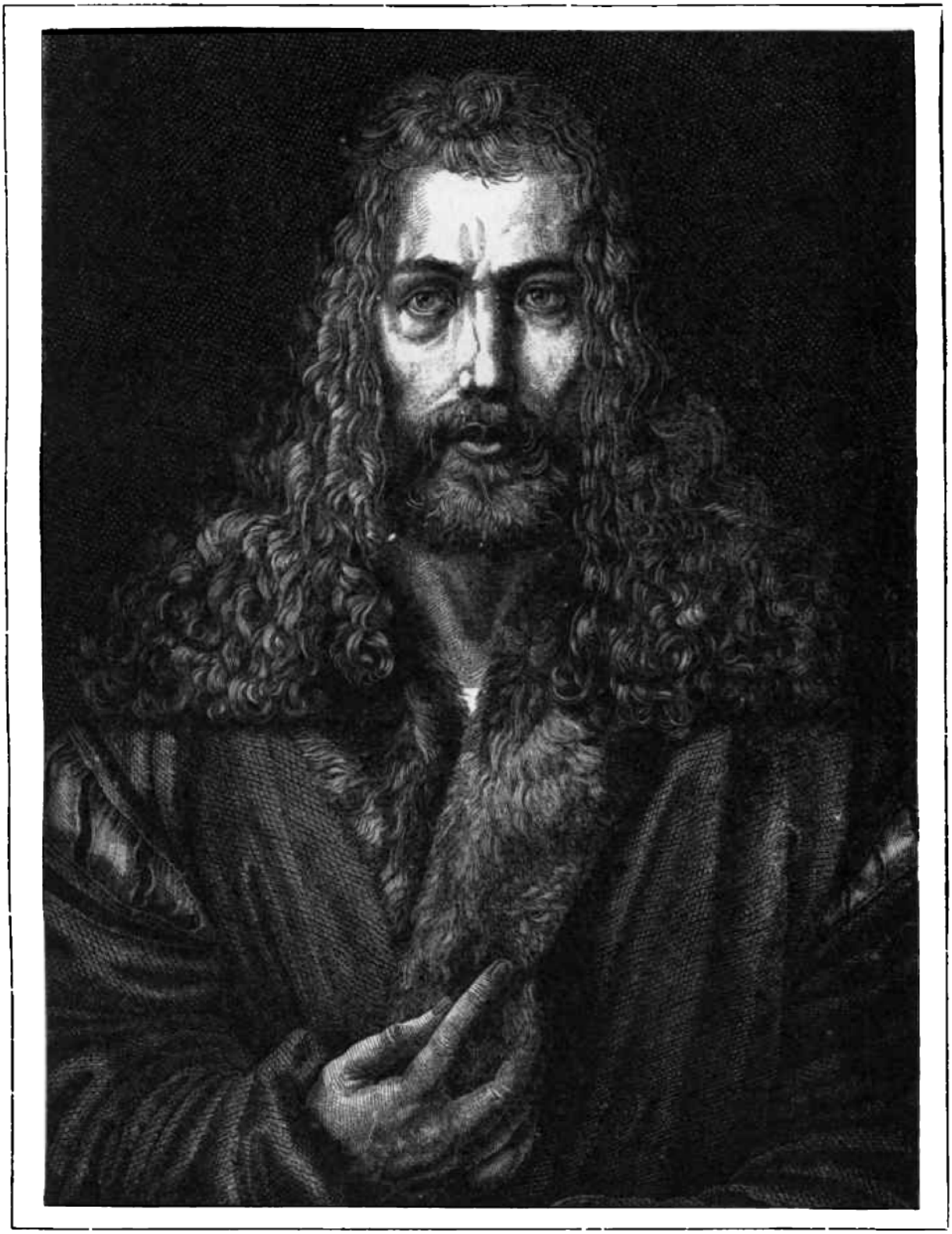
Die von ihm angeregte Bewegung hatte indessen schon weitere Kreise gezogen. Die Bilderstürmer begannen ihr Werk, und auf die Kunde von ihren Greueltaten verließ Luther die Wartburg, um ihnen entgegenzutreten. Im Süden hub der Bauernkrieg mit all seinen Verwüstungen und Mordtaten an, Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen traten auf. Der „Bundschuh“ und der „Arme Konrad“ sammelten die Scharen erregter Bauern, namentlich im Württembergischen um sich, und zwangen sogar den bekannten Goetz von Berlichingen ihnen dienstbar zu sein, bis es endlich dem Truchseß, dem Feldhauptmann des schwäbischen Bundes gelang, des Aufruhres Herr zu werden. Einen ähnlichen Ausgang nahm die Bewegung in Thüringen unter Thomas Münzer, die später in den Taten der Wiedertäufer zu Münster unter Johann von Leyden ein Gegenstück fand.

Für Luther traten jetzt die sächsischen Kurfürsten auf. Friedrich der Weise hatte seinem Beginnen nichts in den Weg gelegt, und auch Johann der Beständige stand ebenso wie Philipp von Hessen auf Seiten Luthers. Freilich trieb die Landesherren nicht immer nur innere Ueberzeugung zu der Reformation; überall wurden die reichen

Kaiſer Karl V. auf dem Wege nach dem Kloſter S

Juſt. Nach dem Gemälde von A. Schneider.

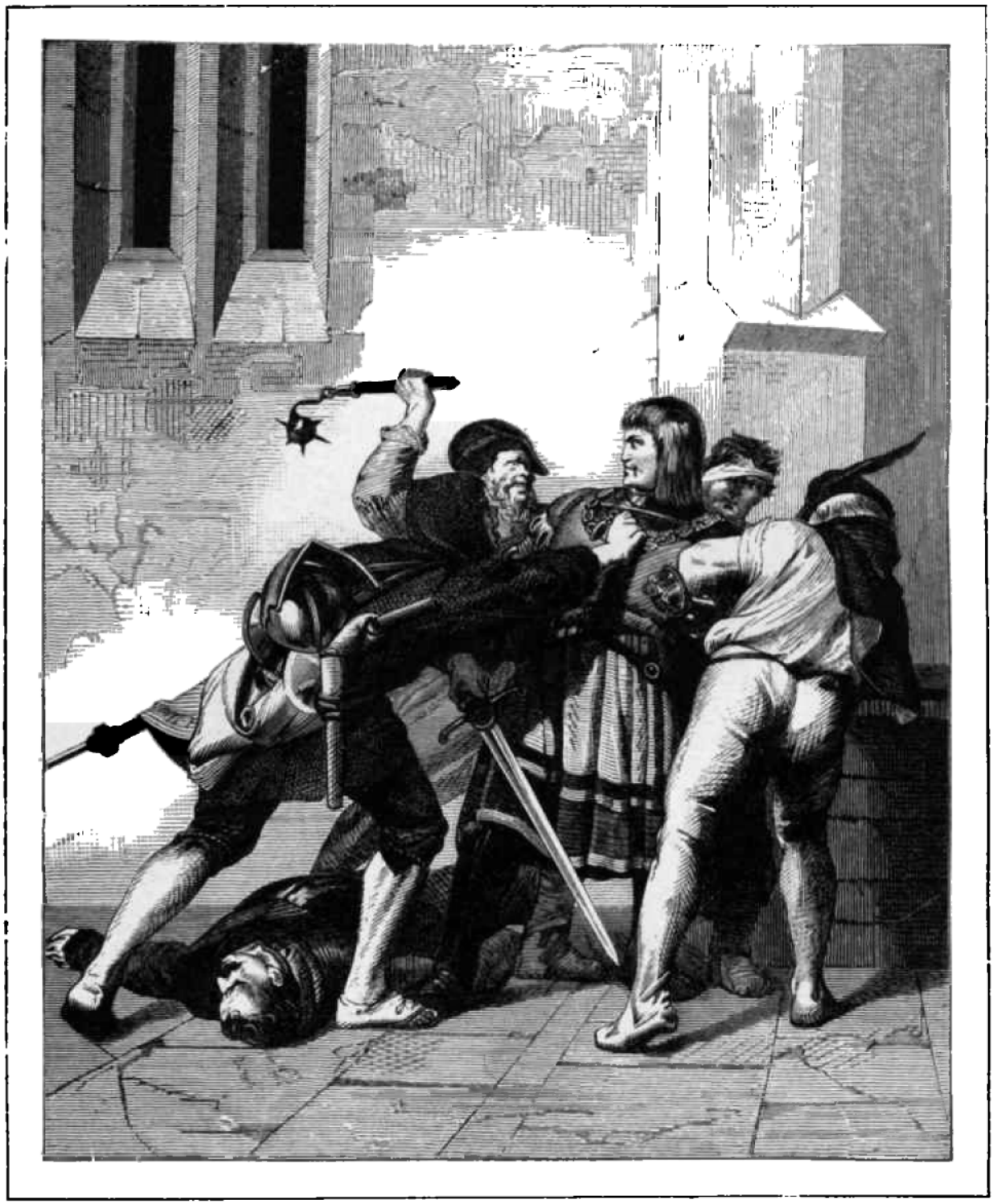
Kirchengüter, besonders die Klöster eingezogen, und nicht immer wurden sie, wie man angab, zu wohltätigen Zwecken für Kirchen und Schulen verwendet; oft halfen sie



Albrecht Dürer. Selbstporträt in der Pinakothek in München.

vielmehr die leeren Kassen verschwenderischer Fürstenhöfe wieder füllen. Der Kaiser hatte nach dem Reichstag zu Worms Deutschland wieder verlassen, um in Italien dem

König Franz I. von Frankreich entgegenzutreten, und sein Bruder, Ferdinand von Oesterreich, seit 1526 König von Böhmen und Ungarn, brauchte gegen die Türkengefahr



Die Gefangennahme des Grafen Helfenstein im Bauernkrieg.
Nach einer Zeichnung von Otto Krille.

die Hilfe des Reichs, und konnte deshalb die Anhänger der Reformation vorläufig nicht zurückstoßen.

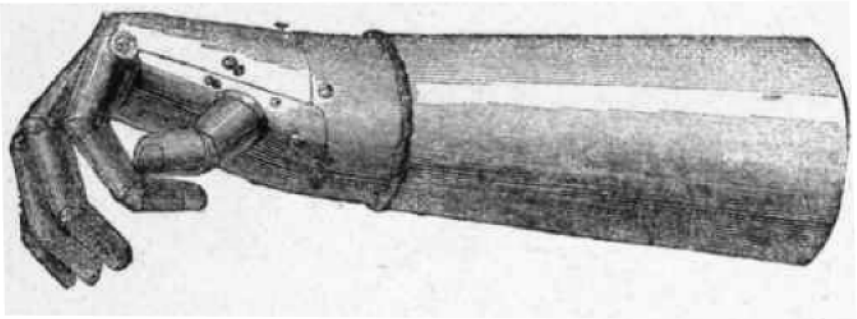
Der Nachfolger Leo X., Hadrian VI. starb bald, und Clemens VII., der diesem

folgte, mehr französisch als kaiserlich gesinnt, suchte der Reformation mit Staatskunst Abbruch zu tun. Seinem Legaten Campeggi gelang es 1524 zu Regensburg die bayrischen

Götz von Berlichingen.

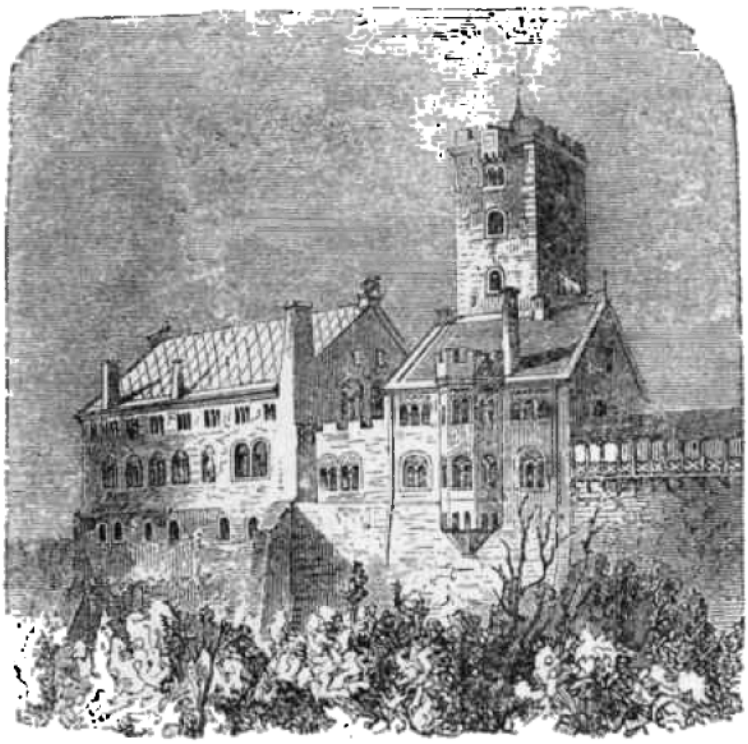
Herzöge, den Herzog Ferdinand von Oesterreich und die meisten süddeutschen Bischöfe zu einem Bunde gegen die neue Lehre zu vereinigen, wogegen die Häupter der

Lutherischen in Gotha und Torgau sich zusammentaten. Schon auf dem Reichstag zu Speyer, 1526 traten sie in beträchtlicher Anzahl auf und der Reichstagsbeschluß lautete deßwegen auch, daß in Sachen des Wormser Edikts jeder Stand, bis ein Conzil die



Eiserne Hand des Götz von Berlichingen.

endgiltige Entscheidung bringe, so leben, regieren und es halten solle, wie es ein jeder gegen Gott und den Kaiser verantworten könne. Kaum aber hatte Karl in Italien sich Freiheit der Bewegung verschafft, so wurde auf einem zweiten Reichstag zu Speyer die strenge Durchführung des Wormser Edikts beschlossen, ein Beschluß gegen den freilich 19 Reichsstände protestierten. Von nun an hießen die Anhänger der Reformation Protestanten. Auf den Sommer 1530 hatte der Kaiser einen neuen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben und diesem legten nun die Protestanten ihr Glaubensbekenntnis vor, das von Melanchthon abgefaßt war. In demselben Jahre noch wurde von den Häuptern der Protestanten der Schmalkaldische Bund gegründet, und im Jahre 1532 wurde der Nürnberger Religionsfriede geschlossen, in welchem beide Parteien gelobten, nichts gegeneinander zu tun, bis ein allgemeines Conzil, auf das man baldigst hoffe, die endgiltige Entscheidung gebracht habe. Dieser schmalkaldische Bund wurde, da sich indessen die Anhänger der Reformation stark vermehrt hatten, im Jahre 1537 auf sechs Jahre erneuert, während ihm gegenüber 1538 der Nürnberger Bund nicht gebildet wurde.



Die Wartburg.

Luther hatte sich indessen von allen diesen Streitigkeiten hinweg mehr und mehr nach seinen Wittenberger Kreis zurückgezogen. Er sah sein Werk wachsen, und sein Wunsch, einen Krieg um des Glaubenswillen nicht erleben zu müssen, ging in Erfüllung. In der Nacht vom 18 Februar 1546 starb er im Kreise der Seinigen.

Karl V. zu Pferd in der Schlacht bei Mühlberg. Nach Titian.

Der schmalkaldische Krieg und die Zeit bis zum Augsburger Religionsfrieden 1546–1555.

Karl V. war indessen in einem Feldzug gegen die türkischen Seeräuber in Tunis glücklich gewesen, hatte auch einen dritten Krieg gegen Franz I. von Frankreich geführt und darauf in Gent den Widerstand seiner Niederländer gebrochen. Gerade in dieser Zeit erschien ihm Nachgiebigkeit gegen die protestantischen Stände ratsam, und schon schienen alle auf beiden Seiten zu einem Ausgleich geneigt, allein gegenseitiges Mißtrauen trat auch hier wieder störend dazwischen.

Karl V. bei Fugger. Von C. Becker.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Zum viertenmal erklärte Franz I. gegen Karl den Krieg und diesesmal stand auf seiner Seite auch ein deutscher Fürst, der Herzog Wilhelm von Kleve, der gegen Karl V. das Herzogtum Geldern zu behaupten suchte. Die Sorge, daß die Reformation nun auch in den Niederlanden Eingang finden könnte, veranlaßte den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland und Herzog Wilhelm mußte allen seinen Ansprüchen auf Geldern und auf die Reformation entsagen, ja er wurde nun sogar durch seine Heirat mit einer Tochter des römischen Königs Ferdinand ganz für die Sache Oesterreichs gewonnen. Noch immer trat Karl gegen die Protestanten behutsam auf, ja es gelang ihm sogar

auf dem Reichstag zu Speyer, auch die schmalkaldischen Fürsten zu einem Reichskrieg gegen Frankreich zu bewegen, so daß Franz den Frieden von Crespy (1544) schließen mußte. Nun wurde im Dezember 1545 in Trient ein Konzil eröffnet, das nach dem

Pfalzgraf Otto Heinrich.

Verlangen des Kaisers die protestantischen Fürsten beschicken sollten. Allein Sachsen und Hessen weigerten sich dessen und über die beiden Fürsten wurde nun die Acht ausgesprochen. Zu einem entscheidenden Kampfe zwischen ihnen und dem Kaiser kam es indessen nicht und den Kurfürsten von Sachsen zwang das Benehmen des jungen Moritz

von Sachsen, der seinem Vater Heinrich (1541) in den sächsischen Ländern der albertinischen Linie gefolgt war, bald zu schneller Heimkehr. Dieser war ganz plötzlich in Kursachsen

Kaiser Karl V. im 31. Lebensjahre. Nach dem Kupferstich von Bartel Beham.

eingefallen und hatte fast das ganze Land besetzt. Nun sahen sich die Verbündeten sofort zur Nachgiebigkeit gezwungen; alle Städte unterwarfen sich und ganz Süddeutschland gehorchte wieder dem Kaiser.

Kaum hatte indessen Johann Friedrich sein Land wieder zurückerobert, so stand Karl V. mit einem starken Heere an den böhmischen Grenzgebieten und brach nun in Sachsen ein. Mit ihm war Moritz von Sachsen, unter ihm befehligte Alba und in der Nähe von Mühlberg kam es zur Schlacht, die mit der Niederlage und der Gefangennahme des Kurfürsten endigte. Karl V. rückte nun vor Wittenberg und begann dieses zu belagern; dafür, daß der Kurfürst in die Uebergabe der tapfer verteidigten Stadt willigte, wandelte der Kaiser die über ihn verhängte Todesstrafe in ewiges Gefängnis um. Auch Philipp von Hessen geriet nun in die Gefangenschaft des Kaisers, und dieser erließ 1548 das Augsburger Interim, nach welchem den Protestanten wenig mehr

Landsknechte und Feuergeschütz im 16. Jahrhundert.

als Laienkelch und Priesterehe blieb. Magdeburg, das ebenso wie eine Reihe anderer Städte seinen Widerstand gegen den Kaiser fortsetzte, wurde geächtet, und Moritz und Joachim II. mit der Ausführung der Acht beauftragt.

Nun, nachdem der Kaiser wieder die ganze Macht in seinen Händen wußte, trat er mit dem Plane hervor, seinen Sohn Philipp zum Nachfolger Ferdinands im Reiche und die Krone in seinem Hause erblich zu machen. Aber dadurch stieß er bei seinem Bruder Ferdinand und dessen Sohn Maximilian an. Allein erst Moritz von Sachsen hatte den Mut, gegen diesen Plan öffentlich aufzutreten. Die Ausführung der Acht über Magdeburg gab ihm Gelegenheit, ohne das es der Kaiser bemerkte, ein starkes Heer zu sammeln, und es gelang ihm ein Bündnis unter den protestantischen Fürsten herzustellen, dessen Spitze gegen den Kaiser gerichtet war, der gerade jetzt in Ober-

Deutschland besonders strenge gegen die Protestanten vorging. Die brandenburgischen Fürsten, Wilhelm von Hessen, der Sohn des gefangenen Landgrafen, und Herzog Johann Albrecht I. von Mecklenburg schloßen ein Bund mit ihm, und auch der französische König Heinrich II. verständigte sich schnell mit den Fürsten. Im März 1552 brach Moritz plötzlich gegen den Kaiser auf, und im Bunde mit dem Söldnerführer Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, durcheilte er Deutschland und drang nach Innsbruck vor, wo er beinahe den Kaiser gefangen genommen hätte. Dieser mußte in dem Passauer Vertrag (1552) nachgeben, und drei Jahre nachher kam der Augsburger Religionsfriede (1555) zu Stande, der den weltlichen Landesherren Religionsfreiheit und das Recht gewährte, in ihren Landen zu reformieren. Untertanen, die sich nicht fügen wollten, sollten auswandern dürfen. Die freien Reichsstädte sollten bei der Religion, zu der sie sich bekannten, bleiben, geistliche Stifter nicht säkularisiert werden; wenn ein Fürst den alten Glauben verließe, so sollte er sein Amt und Einkommen verlieren. Diese Klausel, die Ferdinand von Oesterreich nach langem Streite aus königlicher Machtvollkommenheit, aber mit Wissen der Protestanten, hinzufügte, nannte man den geistlichen Vorbehalt. Sie sollte ausgeglichen werden durch die freilich nicht in den Reichstagsbeschluß aufgenommene Deklaration Ferdinands, wonach die geistlichen Reichsstände auf das Recht, die protestantischen Untertanen zum katholischen Glauben zu nötigen, verzichteten. Im übrigen wurden katholische und protestantische Stände, doch von diesen nur diejenigen, welche die Augsburgische Konfession bekannten, in allen Rechten gleichgestellt.

Erzherzog Ferdinand von Oesterreich.
Nach einem Kupferstich von Beham.

Diesen Religionsfrieden erlebte Moritz von Sachsen nicht mehr. Zuletzt hatte er sich gezwungen gesehen, sogar gegen seinen ehemaligen Waffengefährten Albrecht Alcibiades vorzugehen, bei Sievershausen kam es 1553 zu einer Schlacht, in der zwei Söhne Heinrichs des Jüngeren von Braunschweig und Moritz selbst zum Tode verwundet wurden. Auch Karl V. zog sich nun vom Schauplatz zurück, nachdem er die Niederlande seinem Sohn Philipp II. übergeben hatte. Ebenso hatte er 1542 das ihm benach-

Ein Frühſtück im Schloſſe zu Rudolſtadt. Nach dem Gemälde von H. von Ruſtige.

barte und unter einem sehr befreundeten Fürstenhause stehende Lothringen aus dem deutschen Reichsverband entlassen. Im Jahre 1556 legte Karl V. die Kaiserkrone nieder, die nun auf seinen Bruder Ferdinand (1558—1564) überging. In der Einsamkeit, neben dem Kloster St. Just (in Estremadura, nördlich vom Tajo) hatte er sich ein Haus erbaut. Hier starb er 1558.

Ferdinand I. 1558—1564.

Katholiken und Protestanten standen sich auch nach dem Augsburger Religionsfrieden scharf gegenüber. Noch aber wußten die Kaiser am Ende des sechzehnten Jahrhunderts den Ausbruch offener Feindseligkeiten zu verhindern.

Ferdinand I. (1558—1564) hatte die hervorragenden Talente seines Bruders nicht, war aber bei aller Anhänglichkeit an den alten Glauben so gemäßigter Ansicht, daß er gar wohl begriff, man müsse billigen Anforderungen der Zeit in etwas nachgeben, und zeitgemäße Verbesserungen auch der katholischen Kirche nicht schaden könnten. Großen Anteil daran hatte auch seine von den Türken gefährdete Lage in Ungarn, und er brauchte den guten Willen aller seiner Untertanen, zumal da er auf die Hilfe des Papstes Paul IV. nicht rechnen konnte, der ihn garnicht anerkannte, weil Karl die Krone ohne seinen Willen habe ebensowenig ablegen, wie Ferdinand sie sich aufsetzen dürfen. Von seiner Milde gegen seine vielen protestantischen Untertanen zeugt, daß er ihnen aus landesherrlicher Gewalt gestattete, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu nehmen. Weit strenger verfuhren die Herzöge von Bayern, deren Universität Ingolstadt schon damals die Verfechterin der altgläubigen Lehren war. Den der Reformation freundlich gesinnten Adel vertröstete Herzog Wilhelm auf ein Konzil. Er starb am 25. Juli 1564, nachdem er im Jahre zuvor seinen ältesten, von den Kurfürsten zu seinem Nachfolger erwählten Sohn Maximilian zum römischen König hatte krönen lassen. Von seinen drei Söhnen, die er in seinem Testamente zur Treue gegen den alten Glauben mahnte, erhielt Maximilian Böhmen und Ungarn, Ferdinand, der Gemahl der durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichneten Augsburgerin Philippine Welser, Tyrol, und Karl, der jüngste, Steiermark, Kärnten und Krain.

Maximilian II. 1564—1576.

Wenn Ferdinand, von Grund des Herzens Katholik, nur den Umständen nachgab, und der Gegenpartei Zugeständnisse machte, so war Maximilian II. im Grunde Protestant und fügte sich den väterlichen Anordnungen nur in soweit, als die Gewalt der Dinge es zu gebieten schien. Maximilian stand als Erzherzog mit Melanchthon im Briefwechsel. Die Uneinigkeit unter den Protestanten nahm ihm aber viel von seinen Sympathieen für dieselben.

Unter seiner Regierung rückten die Türken unter Soliman II. heran. Dem Kaiser hatten Reich und Papst ansehnliche Hilfe gewährt; auch Italiener, Franzosen und Engländer nahmen Teil an dem Zug gegen dieselben. Allein trotz seiner 90 000 Mann

Karl V. im Kloſter St. Juſt. Nach dem Gemälde von Albrecht de Vrient.

Kaiser Ferdinand I.

hielt sich der Kaiser untätig. Aber auch Soliman II. erklärte sich bald zu einem Waffenstillstand auf acht Jahre bereit, nachdem ihn die heldenmütige Verteidigung der Festung Szigeth durch Zriny in seinem Siegeslauf bedeutend aufgehalten hatte.

Unter seiner Regierung machte der Ausgang des von dem fränkischen Ritter Wilhelm von Grumbach, einem Genossen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, ausgeführten Landfriedensbruches dem Faustrecht in Deutschland für immer ein

Erzherzog Maximilian.

Ende. Grumbach hatte seinen Lehensherrn, den Bischof von Würzburg, mit welchem er im Streite lebte, durch einen Ueberfall in seine Gewalt zu bringen gesucht, und dabei war der Bischof erschossen worden. Da Grumbach unter der Reichsritterschaft einen

bedeutenden Anhang zählte, suchte man die ganze Sache gütlich beizulegen. Als er jedoch den Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Gotha, den Sohn des früheren Kurfürsten Johann Friedrich, durch die von dem Kanzler Brück unterstützte Vorspiegelung, daß er ihm mit Hilfe der Reichsritterschaft und des Königs von Frankreichs nicht nur wieder zu seinem Kurfürstentum verhelfen, sondern ihm auch die Kaiserkrone verschaffen werde, auf seine Seite gezogen, und im Vertrauen auf des Herzogs Schutz die Stadt Würzburg überfallen und geplündert hatte, wurde er in die Acht erklärt, und der Herzog dringend ermahnt, sich von ihm loszusagen. Da derselbe trotzdem den Geächteten an seinem Hofe behielt, wurde die Acht auch gegen ihn ausgedehnt, und der Kurfürst August von Sachsen, der Bruder und Nachfolger des kinderlos verstorbenen Moritz, mit der Vollstreckung derselben beauftragt. Nach der Einnahme der Stadt Gotha, wurde der Herzog nach Wien gebracht, wo er sein Leben in der Gefangenschaft beschloß, über Grumbach und den Kanzler jedoch das Todesurteil ausgesprochen und auf Befehl des Kurfürsten durch Vierteilen zum Vollzug gebracht.

Ein neues Uebel erwuchs nun freilich um diese Zeit dem Reiche durch die Ausschreitungen der aus fremden Kriegen heimkehrenden Landsknechte, die aller friedlichen Beschäftigung entwöhnt, sich meistens einem wilden Räuberleben hingaben, Reisende plünderten und Städte und Dörfer brandschatzten. Auf allen Reichstagen klagte man gegen dieses Unwesen, allein es lag nicht in des Kaisers Macht, demselben ein Ziel zu setzen, so sehr er sich auch bemühte, dagegen einzuschreiten.

Maximilian II. starb am 12. Oktober 1576 im fünfzigsten Lebensjahr und hinterließ den Ruf eines gerechten und menschenfreundlichen Fürsten.

Rudolf II. 1576–1612.

Maximilians II. Sohn und Nachfolger, Rudolf II., war ein Fürst ohne jegliche Tatkraft, der die Regierung seinen Günstlingen überließ und nur seinen Liebhabereien lebte. Sein Interesse für die Pferdezucht war so groß, daß er ganze Tage in den Pferdeställen zubringen konnte. Daneben verwendete er große Summen auf die Anlegung einer reichen und äußerst kostbaren Sammlung von Altertümern, von Kunstwerken jeder Art. Auch beschäftigte er sich viel mit Alchymie und der damals selbst von den gelehrtesten Astronomen betriebenen Astrologie, weshalb er auch die beiden großen Astronomen Tycho de Brahe und Kepler an seinen Hof nach Prag berief, um sich von ihnen in die Geheimnisse der Sternenwelt einführen zu lassen.

Während Rudolf II. unbekümmert um die Angelegenheiten des Reiches und seiner Erbländer seine Zeit in seinem Laboratorium und auf seiner Sternwarte zubrachte, um in jenem die Kunst des Geldmachens zu erlernen, und auf dieser die Geheimnisse der Zukunft zu erforschen, stieg allseits die Aufregung der Gemüter in einem bedenklichen Grad, und verschiedene Vorgänge im Reich kündigten als die Vorboten ernster Kämpfe die sturmbewegte Zukunft an.

Das uneinigste und zerrissenste Land war Oesterreich selbst. Maximilian II. hatte den protestantischen Ständen Religionsfreiheit gestattet, da er jedoch ihren Gottesdienst

Die Schweden in Nürnberg. Na

em Gemälde von Paul Ritter.

von seiner Hauptstadt Wien ausschließen wollte, so gab er ihnen einige Kirchen in der Nähe der Stadt, auf dem Lande. Ihre Zahl nahm bald außerordentlich zu; allein da einige ihrer Lehrer mit törichter Heftigkeit gegen Andersgläubige vorgingen, so sah sich Rudolf veranlaßt, ihre Kirchen wieder zu schließen und ihnen in allen österreichischen Städten das Bürgerrecht nehmen zu lassen. Er mußte freilich bald im Hinblick auf die drohende Türkengefahr und auf die Unruhen in Ungarn wieder sich zu einem milderen Verfahren verstehen.

Schlachtscene.

In Ungarn war man allgemein mit seiner Regierung unzufrieden, weil er sich nicht um das Land kümmerte, keinen Landtag besuchte, ja nicht einmal selbst im Lande erschien, sondern seine dorthin gesandten Soldaten frei schalten und walten ließ. Von Tag zu Tag wurde der Kaiser gleichgültiger gegen die Angelegenheiten des Reiches, seine Liebhabereien führten ihn bald in die Hände betrügerischer Leute, und so wie sich diese mit den Gelehrten seines Hofes zusammen fanden, so mischten sich in seiner Seele selbst auf wunderlichste Weise die edlen und die törichten Neigungen zusammen. Von seinen

Brüdern und Vettern wurde endlich ein Vertrag geschlossen (1606), durch welchen des Kaisers Bruder die Regierung in Oesterreich und Ungarn übertragen wurde. Dem Kaiser selbst blieb nur Böhmen. Die protestantischen Stände dieses Landes, welche die günstige Zeit benutzen wollten, da ihr Herr ohne Macht und mit seinen Verwandten sogar gespannt war, setzten ihm so lange zu, bis er ihnen freie Religionsübung, ein eigenes Konsistorium, die Einräumung der Prediger-Akademie und sogar die Freiheit, neue Kirchen und Schulen in Böhmen errichten zu dürfen, zusicherte. Diese wichtige Urkunde nennt man den Majestätsbrief.

Das wieder erweckte Mißtrauen der Religionsparteien, die Entzweiung des österreichischen Hauses, welches die Stütze der Katholischen gewesen war, verknüpfte die protestantischen Stände näher miteinander und regte in ihnen den Gedanken eines neuen Bündnisses an. Am lebhaftesten wurde derselbe von dem pfälzischen Hause betrieben, und es gelang dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz im Jahre 1608 einen neuen Bund unter dem Namen „Union" zustande zu bringen; aber nur die Markgrafen von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg, der Herzog von Württemberg und der Pfalzgraf von Baden, nebst den Städten Straßburg, Nürnberg und Ulm traten bei; die übrigen Städte hielten sich fern, weil das pfälzische Haus der reformierten Kirche angehörte. In dem gleich im folgenden Jahre ausgebrochenen Erbstreit über die Jülichschen Lande griffen die uniierten Fürsten zu den Waffen, um den Kurfürsten von Brandenburg und den Pfalzgrafen von Neuburg, welche Besitz von demselben genommen hatten, zu unterstützen. Dieses rasche Ergreifen der Waffen, noch mehr aber das feindselige Verfahren der Uniierten in allen Ländern geistlicher Fürsten, wohin ihr Heer kam, erbitterte die Katholiken. Jene hatten die Stifter am Rhein, Mainz, Trier, Köln, Worms, Speyer u. a. wie erobertes Land mit Brandschatzungen und aller Gewalttätigkeit heimgesucht, da schlossen die katholischen Stände zu Würzburg 1610 einen Gegenbund auf 9 Jahre, welcher den Namen der „Liga" annahm und an dessen Spitze Herzog Maximilian von Bayern stand. Die Liga rüstete nun gleichfalls; aber die Uniierten ließen sich bald zu einer gütlichen Beilegung der Sache bewegen und die Waffen wurden von beiden Teilen niedergelegt.

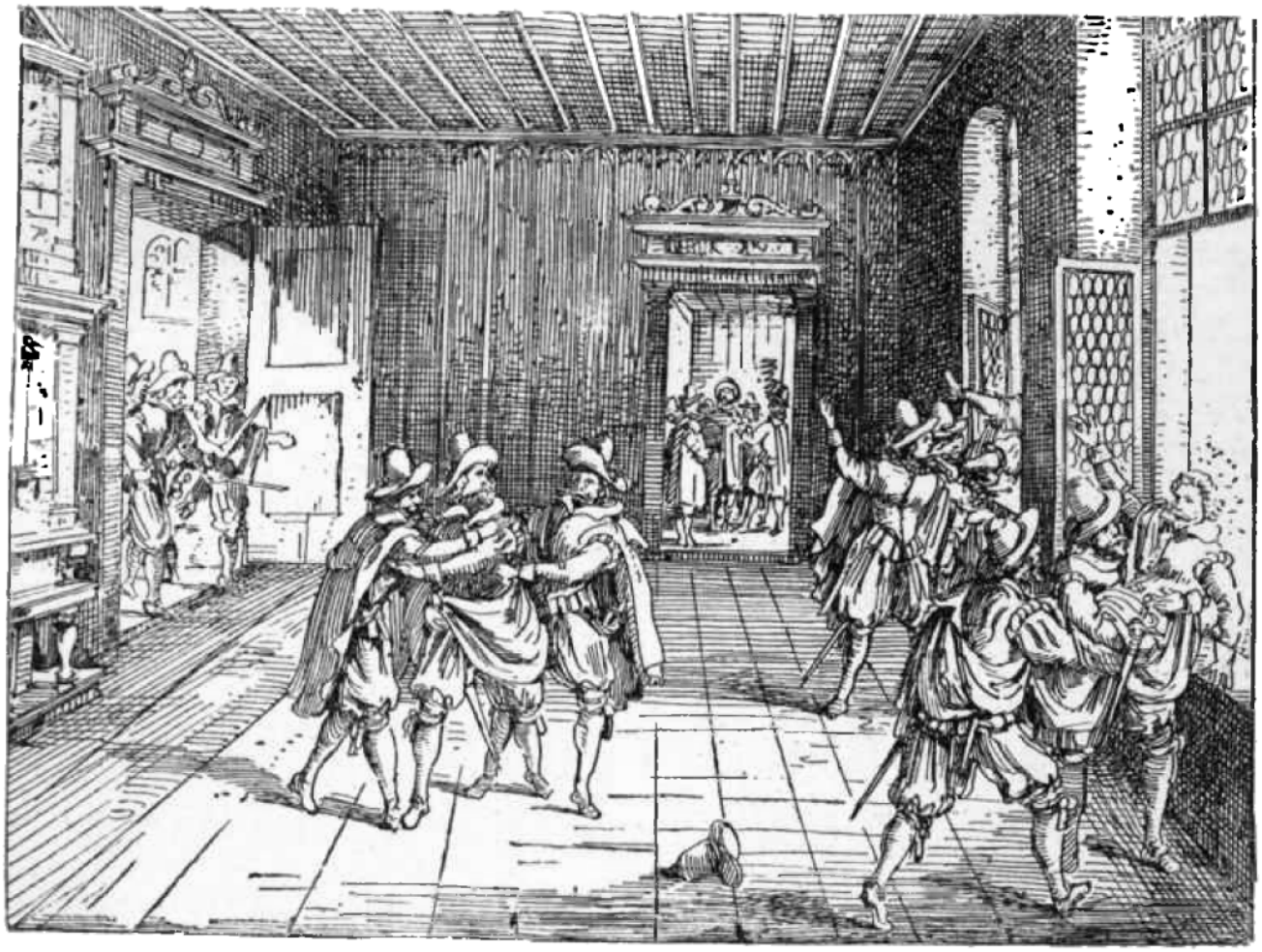
Da Rudolf sein letztes Land, Böhmen, seinem Bruder Leopold, Bischof von Passau, verschaffen wollte, und deshalb im Jahre 1611 geworbenes Kriegsvolk aus Passau in Böhmen einrückte, so griffen die böhmischen Stände zu den Waffen, schlossen den Kaiser in seiner Burg zu Prag ein und zwangen ihn auch die böhmische Krone seinem Bruder Matthias abzutreten. Nach seinem Tode, 20. Januar 1612, wurde Matthias auch Kaiser.

Matthias 1612–1619.

An die Regierung Matthias knüpfte man von katholischer wie von protestantischer Seite allerlei Hoffnungen, und in der Tat schien ihm auch daran gelegen, die Gegensätze auszugleichen.

Im Jahre 1616 berief er einen Reichstag nach Regensburg, um die Reichshilfe gegen die Türken zu sichern. Allein die Stände glaubten Wichtigeres beraten zu müssen

und bei den schroffen Gegensätzen, die sich nun geltend machten, war an einen Erfolg des Reichstags kaum zu denken. Derselbe ging auseinander, ohne daß irgend ein bedeutenderer Entschluß gefaßt worden wäre. Inzwischen war auch in dem Jülichschen Erbfolgestreit eine Wendung eingetreten, die zu Kriegsbefürchtungen Anlaß gab. Das Verhältnis zwischen den Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg und dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, die das Land zu gemeinschaftlicher Verwaltung in Besitz genommen hatten, gab zu mancherlei Reibereien Anlaß, und als man sich nun am pfalzgräflichen Hofe mit dem Gedanken trug, Wolfgang Wilhelm mit einer



Slavata, Martinitz und Fabricius werden zu Prag zum Fenster hinausgeworfen.

Tochter des Kurfürsten zu verheiraten, versagte dieser hierzu rundweg seine Einwilligung. Nun griff der Pfalzgraf wiederum zu dem Plane, eine Tochter Maximilians von Bayern zu ehelichen, nachdem er indessen schon heimlich zum katholischen Glauben übergetreten war. Die Spannung mit Brandenburg wurde eine immer größere, und beide Teile suchten sich nun mit Bundesgenossen zu stärken. Am Niederrhein brach bald ein offener Kampf aus; allein man einigte sich dann noch einmal zu Xanten, so daß Brandenburg Cleve, Mark und Ravensberg, Pfalzneuburg, Jülich und Berg übernahm.

Sofort nach Uebernahme der Regierung durch Matthias war auch wiederum die Frage nach seiner Nachfolgerschaft aufgetaucht. Am spanischen Hofe hatte man sich schon

lange mit diesem Gedanken beschäftigt, erst hatte Philipp VI. selbst die deutsche Kaiserkrone übernehmen wollen, dann hatte man an die Erhebung des Infanten Carlos gedacht, allein in dem deutsch-österreichischen Hause glaubte man in der Persönlichkeit des Erzherzogs Ferdinand den geeigneten Mann gefunden zu haben. Demgegenüber glaubte nun Philipp seine Ansprüche herabmindern zu müssen und ließ sich bereit finden, zur Unterstützung des Erzherzogs gegen eine Landentschädigung. Aber die Unterhandlungen zogen sich immer mehr hinaus; der Kardinal Klesel tat alles mögliche, um die Wahl Ferdinands zu fördern, nachdem derselbe bereits 1617 zum böhmischen König gewählt worden war, und so blieb denn auch, so lange Matthias lebte, die deutsche Kaiserkrone unerledigt.

Ferdinand selbst hatte nach seiner Thronbesteigung wichtigere Dinge zu erledigen, als nur die deutsche Kaiserfrage. In Böhmen war mit seiner Thronbesteigung die Aufregung immer mehr gestiegen, man sprach von einem Kriege als etwas ganz Selbstverständlichem. Ferdinand trat mit unerbittlichem Eifer auf und die protestantischen Landesbeamten wurden mit ihren Eingaben an den Kaiser entschieden abgewiesen und die Erneuerung einer Protestanten-Versammlung ihnen aufs strengste untersagt. Die Schuld an dieser Schroffheit schob man in protestantischen Kreisen zumeist auf die Herren von Martinitz und Slawata, und Graf Thurn war es, welcher den Plan faßte, dieselben aus dem Wege zu schaffen. Sie wurden in Prag zum Fenster hinausgestürzt.

Trotzdem mit dieser Gewalttat der Bruch mit dem habsburgischen Hause offen war, suchte man doch den Schein der Abhängigkeit von demselben zu wahren. Die Empörer suchten ihre Rechte nicht ausschließlich auf religiösem Gebiete; dadurch, daß sie die Aufrechterhaltung des Majestätsbriefes und der ständischen Freiheit auf ihre Fahnen schrieben, gewannen sie auch manche Katholiken für sich, und man beschloß nun die Wahl eines Ausschusses, der freilich seine Tätigkeit nicht unter den günstigsten Verhältnissen begann. Die Organisation des Heeres und die Haltung der Truppen war nur eine mangelhafte; und auch die finanziellen Hilfsmittel flossen nicht so reichlich, als man erwartet hatte.

Kaiser Matthias zeigte sich zu einem Vergleiche bereit, und sandte Kommissäre an die Aufständischen ab, die zwei Monate lang fruchtlose Friedensverhandlungen mit denselben führten. Ferdinand, dem der Kaiser immer noch mißtraute, beschloß im Bund mit Maximilian von Bayern, den Sturz des bei Matthias allmächtigen Klesel; er entführte denselben nach Tirol, und niemand wagte einen ernstlichen Widerstand gegen diesen Gewaltstreich.

Die böhmischen Empörer mußten von Anfang an darauf bedacht sein, auch auswärtige Hilfe zu bekommen. Ebenso fanden die Bemühungen des Kaisers um Bundesgenossen überall Aufnahme. Die deutschen Reichsstände sagten wohl keine direkte Hilfe zu, dagegen konnte man von Spanien, von Sigmund von Polen, von Ferdinand und Erzherzog Albrecht alle Hilfe erwarten und auch Ludwig XIII. schien geneigt, dem Kaiser beizustehen. Natürlich bemühten sich beide Teile auch in ihrer nächsten Umgebung die nötige Unterstützung zu finden, allein gerade in den habsburgischen Landen konnte man sich für ein entschiedenes Auftreten dem einen oder anderen gegenüber nicht entschließen.

Die Kultur im sechzehnten Jahrhundert.

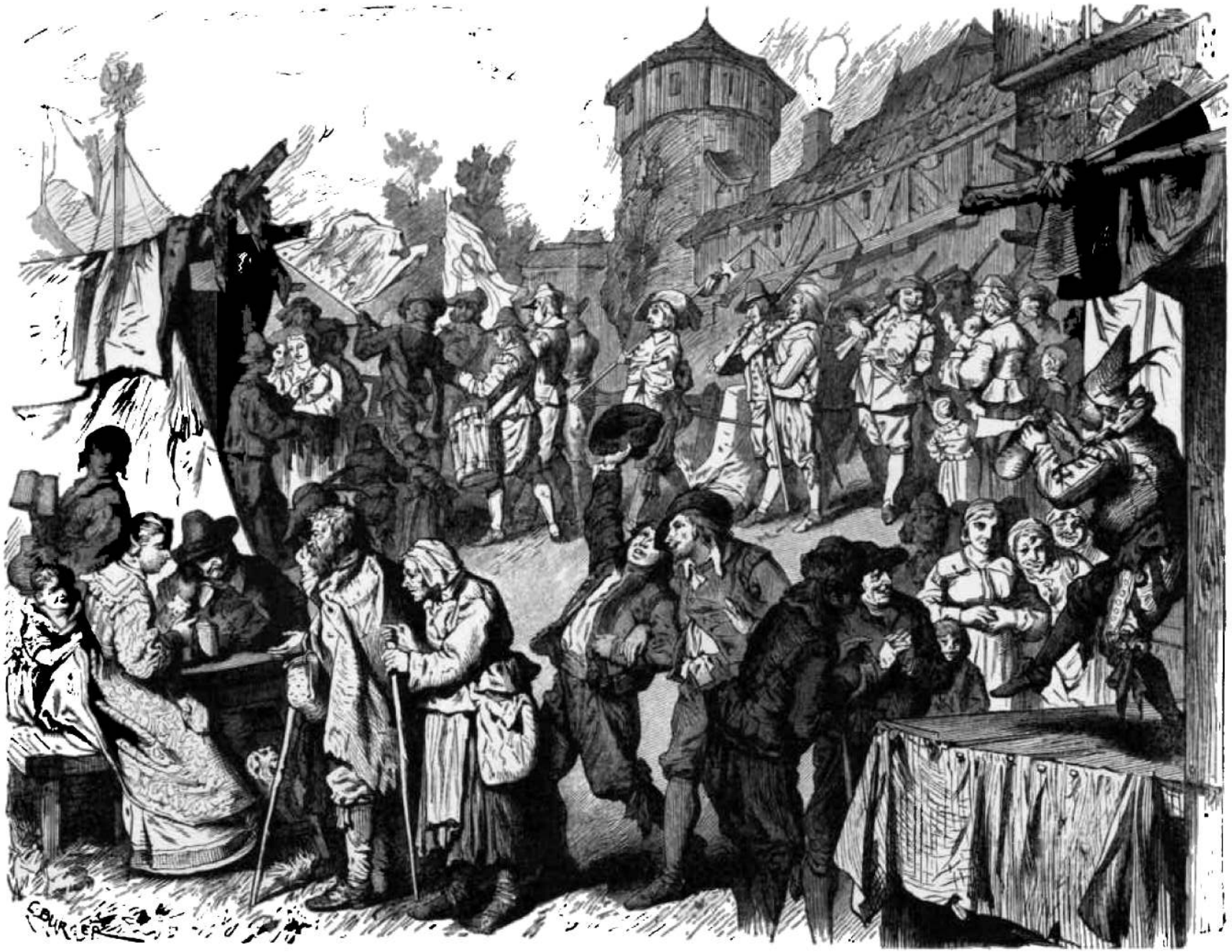
Es wäre durchaus nicht zu verwundern gewesen, wenn in der gährenden Zeit, in der die Geister so heftig aufeinander platzten, die deutsche Kultur rückschrittlich geworden wäre. Aber von dem ist gerade in der Periode, von der wir in den letzten Abschnitten erzählten, nichts zu bemerken. Jeder Streit erzeugt neue Kraft und bildet neue Strömungen, und so geschah es auch im sechzehnten Jahrhundert. Weder auf geistigem noch auf materiellem Gebiet ist ein Rückschritt zu verzeichnen.

Der Handel stand in voller Blüte, und neben ihm fanden auch die übrigen volkswirtschaftlichen Zweige Pflege. „Dem Ackerbau wurde mehr Sorgfalt zugewendet; neue Fruchtarten wurden angebaut, wie Mais, Klee u. a. Mit Getreide und Wein wurden in Schweinfurt, in Ulm und Worms lebhafte Geschäfte gemacht. Die Leibeigenschaft wurde da und dort durch ein Pachtverhältnis ersetzt, namentlich auf den eingezogenen geistlichen Gütern. Nie war der Bergbau und das Hüttenwesen in solchem Aufschwung, als zu dieser Zeit. Die Wissenschaft, die alle Seiten des menschlichen Daseins durchdrang und beleuchtete, suchte auch die unterirdische Welt zu erschließen und ihre Schätze den Erdbewohnern nutzbar zu machen. Das edle Metall, das der Kurfürst von Sachsen aus dem Erzgebirge, die österreichischen Herrscher aus den böhmischen Bergen, der Herzog von Braunschweig aus dem Harzgebirge ausgraben und schmelzen ließen, mehrte den Reichtum des deutschen Volkes in ähnlicher Weise, wie die Goldgruben der neuen Welt die Schätze des spanischen Reiches. Die Eisenhütten, die Waffenschmieden, die Arbeitsstätten für alle Zweige des Kunstgewerbes waren in ununterbrochener Tätigkeit. Die Kosmographie Münsters, welche damals geschrieben wurde, entwirft uns ein anziehendes Bild des glücklichen reichen Lebens, welches in den deutschen Landen allenthalben sich regte. Von dem Gebirg herab, dessen heilende Kräuter sie namhaft macht, führt sie uns die Flüsse entlang durch die Landschaften, von unzähligen Dörfern und wohlgelegenen Schlössern erfüllt, mit Buchen und Eichen umzäunt, nach den Bergen, wo der Wein kocht, nach der Ebene, wo die Kornähren so hoch wachsen, daß sie dem Reiter auf den Kopf reichen, zu den gesunden Brunnen, zu den heißen Quellen; sie eröffnet uns Deutschland, wie eine Sommerlandschaft, mit den bunten Streifen ihrer Feldfrüchte, über und über von geschäftigen Händen angebaut, aber was mehr ist, von einem treuherzigen, in seinen Sitten und dem Ruhm alter Tugend verharrenden tapfern Volke bewohnt. So gewahrte man allenthalben auf der deutschen Erde einen gehobenen Mut, der zwar nicht, wie in den westlichen Ländern, auf Kriegstaten und Waffen gerichtet war, der aber mit rüstiger Kraft, mit Einsicht und redlichem Fleiß das irdische Dasein zu bereichern, das soziale und wirtschaftliche Leben friedlich zu gestalten, die Sitten und häuslichen Tugenden aus den Zeiten der Väter zu erhalten strebte. Noch herrschte in der Nation das aufrichtige Streben, die Errungenschaften des geistigen Aufschwungs der Neuzeit in friedfertigem Zusammenleben zu genießen und zum gemeinen Wohl zu verwerten. Gab es doch noch so viele Gebiete, auf denen man sich die ehrliche Bruderhand zu gemeinsamem Ringen und Arbeiten reichen konnte."

Konnte man auf diesen Gebieten einen entschiedenen Fortschritt konstatieren, so bot dagegen das gesellschaftliche Leben des Adels um diese Zeit noch durchaus kein sehr er-

quickliches Bild, und es zeigte sich deutlich, wie sehr derselbe noch in allen Anschauungen des Mittelalters befangen blieb. Zu den bekannten Denkwürdigkeiten des Ritters Götz von Berlichingen haben wir in den Berichten des Ritters von Schweinichen in mancher Beziehung ein Gegenstück. „Als ich ins neunte Jahr kommen, berichtet derselbe, und also wenig baß meinen Verstand erlanget hatte, habe ich zu Mertschütz zum Dorfschreiber gehen müssen und allda zwei Jahre schreiben und lesen lernen, und wenn ich aus der Schule kam, mußte ich Gänse hüten. Im Jahre 1567 hat mir der Herr Vater mein erstes Schwert gekauft, davor er geben hat 34 Weißgroschen." Ferner erzählt er aus dem Jahre 1570: „Dies Jahr war ich daheim, musste dem Herrn Vater die Mühle versehen, und davon Rechnung und Bescheid geben, auch sonst in der Wirthschaft zusehen, und helfen, musste auch die Gäste mit saufen verwirthen und die Fischerei versehen, alles Futter ausgeben, auch mit den Dreschern aufheben, und sonsten verrichten, was möglich. Es waren dies Jahr im Lande Unfläter, so man die Siebenundzwanzig hieß, welche sich verschworen hatten, wo sie hinkämen, unflätig zu sein, auch wie sie ichter (irgend etwas) möchten einfangen. Item es sollte keiner beten, noch sich waschen und andere Gotteslästerung mehr, welche dann öfters zu vier und fünfen auf einmal bei meinem Herrn Vater gewesen, aber wenn ich schon um sie war, bin ich doch mit ihnen niemals aufstößig geworden." Wenn die bis jetzt bekannten Unterhaltungen: Jagen, Trinken, Hunde- und Pferdedressur nicht ausreichten, so griff man zu dem seit einiger Zeit bekannten Kartenspiel. Schon im 14. Jahrhundert war die Kunst, Karten zu drucken, in Deutschland bekannt gewesen, und Fischart, der in seiner „Gargantua" an fünfhundert Gesellschaftsspiele aufzählt, weiß auch vom Kartenspiel mancherlei zu berichten.

In seinen häuslichen Einrichtungen verstand es der deutsche Adel, bald an Stelle der alten Einfachheit einen großen Luxus zu setzen. Allein trotz all seiner Anstrengungen wurde er hierin von den reichsstädtischen Patriziern übertroffen, und ein Haus, wie dasjenige der Fugger in Augsburg, galt als eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. „Welch eine Pracht, berichtet der Brief eines Augenzeugen aus dem Jahre 1531, ist nicht in Anton Fuggers Haus auf dem Weinmarkt. Es ist an den meisten Orten gewölbt und mit marmornen Säulen unterstützt. Was soll ich von den weitläufftigen und zierlichen Zimmern, den Stuben, Sälen und Kabinetten des Herrn sagen, welches sowohl wegen des vergoldeten Gebälks als der übrigen Zierraten das allerschönste ist. Es stößt daran eine dem heil. Sebastian geweihte Kapelle mit Stühlen, die aus dem kostbarsten Holze sehr künstlich gemacht sind. Alles aber zieren fürtreffliche Malereien von außen und innen. Raymund Fuggers Haus in der Kleesattlergasse ist gleichfalls königlich und hat auf vielen Seiten die angenehmste Aussicht in Gärten. Was erzeuget Italien für Pflanzen, die nicht darin anzutreffen wären, was findet man darin für Lusthäuser, Blumenbeete, Bäume, Springbrunnen, die mit Erzbildern der Götter geziert sind. Was für ein prächtiges Bad ist in diesem Teil des Hauses. Mir gefielen die französischen Königsgärten zu Blois und Tours nicht so gut. Nachdem wir ins Haus hinaufgegangen, beobachteten wir sehr breite Stuben, weitläufige Säle und Zimmer. Alle Türen gehen aufeinander bis in die Mitte des Hauses, so daß man immer von einem Zimmer ins andere kommt. Hier sahen wir die trefflichsten Gemälde. Jedoch noch mehr rührten uns, nachdem wir ins obere Stockwerk gekommen, so viele und große Denkmäler des Altertums, daß ich glaube, man wird in Italien selbst nicht mehrere bei einem Manne finden." Auch Hans von Schweinichen weiß von dem Fugger-Haus in Augsburg zu



Bürgerliches Leben vor dem dreißigjährigen Kriege. Zeichnung von L. Burger.

berichten: „Es führten Ihre fürstlichen Gnaden der Herr Fugger im Hause herum spazieren, welches ein gewaltiges großes Haus ist, daß der Römische Kaiser auf dem Reichstage mit dem ganzen Hofe Raum darin gehabt. Da hat der Herr Fugger J. F. G. in ein Türmlein geführt, darin hat er J. F. G. von Ketten, Kleinodien und Edelsteinen, auch von seltsamer Münze und Stücke Goldes, als Köpfe groß einen Schatz gewiesen, daß er selbst sagt, es wäre über eine Million Goldes wert. Hiernach schloß er einen Kasten auf, der lag bis oben auf mit lauter Dukaten und Kronen. Die gab er auf 200 000 Gulden an. Darauf führte er J. F. G. auf dasselbe Türmlein, welches von der Spitze an bis an die Hälfte nunter mit lauter guten Talern bedeckt war. Man sagt, daß der Herr Fugger soviel hätte, daß er ein Kaisertum bezahlen möchte. J. F. G. versahen sich auch eines stattlichen Geschenks, aber damals bekamen J. F. G. nichts als einen guten Rausch."

Herrschte demnach in den Patrizierhäusern eine seltene Pracht, so sah es dagegen in den Häusern und Hütten der Bauern um so elender und schmutziger aus, und die Erziehung der Bauernkinder war die denkbar mangelhafteste. Aller Verkehr auf Wegen und Straßen war einfach und mit Hindernissen aller Art verknüpft. Wir besitzen aus den „Colloquia" des Erasmus eine Schilderung des deutschen Wirtshauslebens, die von Rudhard der Dialogform entkleidet, ein deutliches Bild von den damaligen Zuständen gibt: „Bei der Ankunft, schildert derselbe, grüßt niemand, damit es nicht scheine, als ob sie viel nach Gästen fragten, denn dies halten sie für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem du lange geschrieen hast, steckt endlich irgend einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus gleich einer aus ihrem Hause hervorschauenden Schildkröte. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Sommersonnenwende. Diesen Herausschauenden muß man nun fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so ersiehst du daraus, daß du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst du nach Belieben dein Pferd nach deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt eine Hand an. Ist es ein berühmteres Gasthaus, so zeigt dir ein Knecht den Stall und auch den freilich ja nicht bequemen Platz für das Pferd. Denn die besseren Plätze werden für spätere Ankömmlinge, vorzüglich für Adlige aufbehalten. Wenn du etwas tadelst oder irgend eine Ausstellung hast, hörst du gleich die Rede: „Ist dir es nicht recht, so suche dir ein anderes Gasthaus." Heu wird in den Städten ungern und sparsam gereicht, und fast ebenso teuer als der Hafer selbst verkauft. Ist das Pferd besorgt, so begibst du dich, wie du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen Gästen gemeinsam. Daß man, wie bei den Franzosen, eigene Zimmer zum umkleiden, waschen, wärmen und ausruhen anweist, kommt hier nicht vor, sondern in dieser Stube ziehst du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und kannst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnäßten Kleider hängst du am Ofen auf und gehst, dich zu trocknen, selbst an ihn hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so unsauber, daß du dich nach einem anderen Wasser umsehen mußt, um die eben vorgenommene Waschung abzuspülen. Kommst du um 4 Uhr nachmittags an, so wirst du doch nicht vor 9 Uhr speisen, nicht selten erst um 10 Uhr, denn es wird nicht eher aufgetragen, als wenn sie alle sehen, damit auch allen dieselbe Bedienung zuteil werde. So kommen in demselben geheizten Raume oft 80 oder 90 Gäste zusammen. Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute,

Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kämmt der eine sich das Haupthaar, dort wischt sich ein anderer den Schweiß ab, wieder ein anderer reinigt seine Schuhe oder Reitstiefel, kurz es ist ein Wirrwarr der Sprachen und Personen, wie beim Turme zu Babel. Gewahren sie einen Fremden, der sich durch eine würdige Haltung auszeichnet, so sind aller Augen auf ihn dergestalt gerichtet, als wäre er irgend eine Art neuen aus Afrika hergebrachten Getiers; und selbst nachdem sie am Tische Platz genommen, sehen sie den Fremdling, mit nach dem Rücken zugekehrtem Antlitz und das Essen vergessend, beständig mit unverrückten Augen an. Etwas inzwischen zu begehren, geht nicht an. Wenn es schon spät am Abend ist und keine Ankömmlinge mehr zu hoffen sind, tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschorenem Haupthaar, grämlicher Miene und schmutzigem Gewand herein, läßt seinen Blick, still zählend, nach der Zahl der Anwesenden umhergehen, und den Ofen desto stärker heizen, je mehr er gegenwärtig sieht, wenngleich die Sonne durch ihre Hitze lästig wird, denn es bildet bei ihnen einen vorzüglichen Punkt guter Bewirtung, wenn alle vom Schweiße triefen. Oeffnet nun einer, ungewohnt solchen Qualms, nur eine Fensterritze, so schreit man sogleich: „Zugemacht!“ Antwortest Du: „Ich kann's vor Hitze nicht aushalten!“ so heißt es: „Such dir ein anderes Gasthaus.“ Und doch ist nichts gefährlicher, als wenn so viele Menschen, zumal wenn die Poren geöffnet sind, ein und denselben Qualm einatmen, in solcher Luft speisen und mehrere Stunden darin verweilen müssen. Der bärtige Ganymed kommt wieder und legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischtücher auf, grob wie Segeltuch, für jeden Tisch bestimmt er mindestens 8 Gäste. Diejenigen, welche mit der Landessitte bekannt sind, setzen sich, wohin es ihnen beliebt, denn hier ist kein Unterschied zwischen Armen und Reichen, zwischen Herrn und Diener. Sobald sich alle an den Tisch gesetzt haben, erscheint wieder der sauersehende Ganymed und zählt nochmals seine Gesellschaft ab, und setzt dann vor jeden einzelnen einen hölzernen Teller, einen Holzlöffel und nachher ein Trinkglas. Wieder etwas später bringt er Brot, was sich jeder zum Zeitvertreib, während die Speisen kochen, reinigen kann; so sitzt man nicht selten nahezu eine Stunde, ohne daß irgendwer das Essen begehrt. Endlich wird der Wein von bedeutender Säure aufgesetzt. Fällt es nun etwa einem Gast ein, für sein Geld um eine andere Weinsorte von anderswoher zu ersuchen, so tut man anfangs, als ob man es nicht hörte, aber mit einem Gesichte, als wollte man den ungebührlichen Begehrer umbringen. Wiederholt der Bittende sein Anliegen, so erhält er den Bescheid: „In diesem Gasthofe sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingekehrt und keiner hat sich noch über meinen Wein beschwert, steht er dir nicht an, so suche dir ein anderes Gasthaus.“ Denn nur die Adeligen ihres Volkes halten sie für Menschen und zeigen auch häufig deren Wappen. Damit haben die Gäste einen Bissen für ihren bellenden Magen. Bald kommen mit großem Gepränge die Schüsseln. Die erste bietet fast immer Brotstückchen mit Fleischbrühe, oder ist es ein Fast- oder Fischtag, mit Brühe von Gemüsen übergossen. Dann folgt eine andere Brühe, hierauf etwas von aufgewärmten Fleischarten oder Pökelfleisch oder eingesalzenem Fisch. Wieder eine Mußart, hierauf festere Speise, bis dem wohlbezähmten Magen gebratenes Fleisch oder gesottene Fische von nicht zu verachtendem Geschmacke vorgesetzt werden. Aber hier sind sie sparsam und tragen sie schnell wieder ab. Am Tische muß man bis zur vorgeschriebenen Zeit sitzen bleiben und diese, glaube ich, wird nach der Wasseruhr bemessen. Endlich erscheint der bewußte Bärtige oder gar der Gastwirt selbst, welch letzterer sich

am wenigsten von seinen Dienern in der Kleidung unterscheidet; dann wird auch etwas besserer Wein herbeigebracht. Die besser trinken, sind den Wirten angenehmer, obgleich sie um nichts mehr zahlen als jene, die sehr wenig trinken; denn es sind nicht selten welche, die mehr als das Doppelte im Weine verzehren, was sie für das Gastmahl zahlen. Es ist zum Verwundern, welches Lärmen und Schreien sich erhebt, wenn die Köpfe vom Trinken warm werden. Keiner versteht den andern. Häufig mischen sich Possenreißer und Schalksnarren in diesen Tumult, und es ist kaum glaublich, welche Freude die Deutschen an solchen Leuten finden, die durch ihren Gesang, ihr Geschwätz und Geschrei, ihre Sprünge und Prügeleien solch ein Getöse machen, daß die Stube dem Einsturz droht und keiner den andern hört. Und doch glauben sie, so recht angenehm zu leben, und man ist gezwungen, bis in die tiefe Nacht hinein sitzen zu bleiben. Ist endlich der Käse abgetragen, so tritt wieder jener Bärtige auf mit der Schreibtafel in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreise und Halbkreise gezeichnet hat. Diese legt er auf den Tisch hin, still und trüben Gesichtes wie Charon. Die das Geschreibe kennen, legen und zwar einer nach dem andern ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist. Dann merkt er sich diejenigen, die gezahlt haben und rechnet im stillen nach. Fehlt nichts an der Summe, so nickt er mit dem Kopfe. Niemand beschwert sich über eine ungerechte Zeche; wer es täte, der würde alsbald hören müssen: „Was bist du für ein Bursche? du zahlst um nichts mehr als die andern!“ Wünscht ein von der Reise Ermüdeter gleich nach dem Essen zu Bett zu gehen, so heißt es, er solle warten, bis die übrigen sich niederlegen. Dann wird jedem sein Nest gezeigt, und das ist weiter nichts als ein Bett, denn es ist außer den Betten nichts, was man brauchen könnte, vorhanden. Die Leintücher sind vielleicht vor sechs Monat zuletzt gewaschen worden.“

Etwas bequemer als zu Lande, reiste man zu Wasser, allein auch hier boten sich noch Fährlichkeiten aller Art, und die aus Ungarn im 16. Jahrhundert nach Deutschland eingeführten „Gutschen“ fanden nirgends Anklang, ja sie wurden beispielsweise von dem Herzog Julius von Braunschweig, als unwürdig der deutschen Nation, geradezu verboten. Anfänge einer Post und ebenso des Zeitungswesens finden wir um diese Zeit schon.

Eine tiefgreifende Umwandlung erfuhr gerade in dieser Zeit auch das Kriegswesen. Bis jetzt hatte das Fußvolk den Ausschlag gegeben. In der Schlacht bei Marignano 1515 hatte sich zum erstenmal der Nachteil der bisherigen Kampfesweise in evidenter Weise gezeigt, und in Deutschland erstand dann als Reformator des Kriegswesens Georg von Frundsberg, der namentlich dem Söldnerdienste seine Aufmerksamkeit widmete. Den Kern der Söldner stellten die deutschen Bauern, die zum Teil mit 16—18 Fuß langen Piken, zum Teil mit Schlachtschwertern, einzelne auch mit Musketen bewaffnet und mit Harnisch, Halskragen, Arm- und Beinschienen, Blechschurz und Pickelhaube ausgerüstet waren. Neben der schwereren Handbüchse mit Luntenstock oder mit Radschloß kam bald auch die kleine Muskete mit ihren panzerdurchdringenden Kugeln auf, die beim Abfeuern auf einen Gabelstock gelegt werden mußte. Acht bis zehn Fähnlein, mit je 10 bis 15 solcher Musketiere bildeten ein Regiment, bei welchem freilich eine einheitliche Uniformierung nur schwer zu erreichen war. Die Zucht, in welcher diese „frommen“ Landsknechte standen, war eine sehr strenge, aber trotz alledem waren die Söldner gefürchtet, wohin sie kamen.

Die Reiterei bestand aus einer leichten und einer schwereren Gattung. Letztere waren noch nach mittelalterlicher Sitte von Kopf bis zu Fuß gepanzert, und mit all'

ihren Waffen so schwerfällig, daß man zum Aufrichten eines von seinem schweren Turnierhengst Gefallenen zwei Männer brauchte. Die leichtere Reiterei war mit Degen, Pistolen und einem Karabiner bewaffnet, das Geschützwesen, an dessen Spitze ein Zeugmeister stand, war noch ziemlich unausgebildet. Man hatte Geschütze, die Kugeln mit einer Schwere bis zu 200 Pfund warfen, allein erst als man in Italien begann, die mathematischen Grundsätze auch auf das Geschützwesen anzuwenden, erhielt dasselbe seine eigentliche praktische Bedeutung.

Von großem Interesse ist es, ein Schlachtenbild aus diesen Tagen einem gleichzeitigen Bericht, wie ihn der obengenannte Georg von Frundsberg aus Anlaß der Schlacht von Pavia, geliefert hat, zu entnehmen: „Am dritten Tag des Mayen, berichtet der Feldhauptmann, sind wir zu Tampian mit dem Heere neben dem Thyergarten und des Franzosen Leger gegen Pavia auf eine welsche Meile geruckt, daselbst im freyen Veld wider das Leger geschlagen. Des seyn die Veind zwischen unser und der statt gelegen, sich seer vast vergraben, damit wir sy nit überzugend und inen nicht dann mit großem merklichen schaden abbrechen möchten. Die von Pavia uns zugeschrieben durch die Ziffren, wie wir keyneswegs angreifen sollen, auch unser Sach ihrenhalben in keyn gefahr setzen sollen. Darauf wir begert haben einen von ihnen zu uns herauszuschicken und mit ihme zu rathschlagen, damit sie wissen unser und wir ihre Anschleg. Darauf sy uns den Walderstein heraußgeschickt, haben wir uns mit ihme gerathschlagt, damit sie aus dem Schloß heraus ziehen, und hinter ihnen das Schloß besetzen, und 200 knecht an die Orth in der statt da dann es von nöten sey verordnen, sampt etlichen Italionern. Und doch mit ihnen beschlossen, daß sy ihr sach in keyn gefahr setzen, biß daß wir in der Nacht zween schuß mit großen Stucken ihnen zu einem Worzeichen thun, damit sy wissen, daß wir auf seyn, dagegen sy uns feurzeichen geben, und damit angezeigt, daß sy ihr Sach auch in Ordnung haben; darauff seynd die unseren von stund in der Nacht aufgeweßt, den troß von uns hinter sich auf die seytten geschickt an Thyergarten und in Gottis Namen darnach in einer stund von unserem Leger über die seyt an die Mauer gezogen, und als den Tag hergegangen ist, haben wir die Maur gewunnen und haben wir einen lauffenden Hauffen 200 Knecht und 1000 Spanier, die all weiße hemmeter angehabt, verordnet, uß der Ursach, daß wir gemeint haben, die Maur vor tags zu gewinnen, und haben wellen die Kyrisser im Thyergarten überfallen, hat uns der Tag übereylt und verhindert von wegen daß es sich so lang mit der Maur verzogen hat. Seind indem die Kyrisser der Sach gewar worden und auch auf geweßt, zu ihrem Hauffen geruckt, auff sy haben wir verordnet den lauffenden Hauffen und neben ihnen die leichtesten Pferd, und ist uff sy gangen unser Geschütz, darnach Herr Mertein Sittich von Ems mit seinem Hauffen so er (aus Deutschland) hereingeführet, mit sampt den 12 sendlein Knechten so ich, Jerg von Fronsperg, ihme mit sampt Jakoben Vernang meinem Haubtmann von meinem Hauffen zugeordnet. Nach demselben bin ich, der von Fronsperg, mit Herr Kaspar Wintzrer mit dem andern Hauffen Lantsknechte gezogen. Also haben der Zeugmeister, ausserhalb Bevelch oder Geheiß unser, die Büchsen ausgespannen. Nun haben wir, als wir in den Thyergarten kommen seyn, Worzeichen mit denen von Pavia gemacht, daß wir und sy in einer Possetz, Mirabel genannt, zusammen kommen sollten. Do ist Herr Martein durch den Marckes (Marchese von Pescara) entboten worden, er soll eylends ziehen zu dem Hauffen, und ich Jerg von Fronsperg hab müssen warten, damit das Geschütz wieder angespannen wurd, und mochten das Geschütz

nit so geschwind über die Gräben bringen, dadurch des Franzosen reysiger Zeug etlich Paurn, Ochsen und Roß bey dem Geschütz erstochen. Und haben also Geschütz müssen verlassen und seynd also mit meinem Hauffen bis wieder zu Herr Mertein eylends gezogen. Do haben die am Nachzug mit dem Geschütz auch schaden gethon. Also ist der Franzos mit seinem Reysigen Zeug, dergleichen mit seinem Hauffen Lantsknecht und den Schweitzern gegen uns geruckt, und ihr Geschütz vor ihnen geschleift und heftig gegen uns geschossen, Gott hab lob nit darnach schaden gethon. Darnach wir räthig geworden, wiewohl der Hauff zu Pavia noch nit bey uns gewesen, und im Namen Gottis bei 1500 Spanierschützen unserem reysigen inen zu geben (beizugeben), und seyn Herr Mertein und ich mit unseren beden Haufen gestracks neben einander dem Geschütz zugezogen, darauf der Franzosen Hauff Lantsknechte demnächsten uns unter Augen getroffen und Herr Mertein mit seinem Hauffen über ein Orth auch in des Franzosen Hauffen Lantsknechte getroffen und haben indem die Lantsknecht geschlagen und mit beden Hauffen fürgedrückt, ihnen ihr Geschütz abdrungen, also haben die Spanische Schützen und neben ihnen unser Reysigen in des Franzosen Kyrisser so fast gesetzt und geschossen, daß dieselben Kyrisser den Schweitzern zum Theil ihr Ordnung zertrennt, und unser Reysigen also darein mit ihnen gehauen und dem Künig sein Roß geschossen. Sobald wir die Lantsknecht geschlagen, haben die Schweitzer kein stand gethon (als die deutschen Landsknechte Franz I. von den kaiserlichen Landsknechten geschlagen waren, hielten auch seine schweizerischen Söldner nicht mehr Stand). Also seyn Reysigen und sonderlich Grav Niklas von Salm mit sampt seinen reysigen Hoffgesind des Franzosen Reysigen nachgefolgt und sich erlich und wol gehalten und sonderlich der Grav Niklas sich so hart umb den Künig angenommen und dem Künig sein pferd erstochen. Da hat sich der König vast gewert, doch ist er als der Hengst unter ihme gefallen, gefangen worden, und wöllen (ihn) in vil jetzund gefangen haben. Die unser zu Pavia haben inen selbst ein Hauffen Schweitzer, Kastganier (Gascogner) und Lantsknecht in ihrem Auszug fürgenommen, dieselben zu verhindern, und darauff hinausgefallen und sy persort geschlagen, groß Gut gewunnen, dann sy ihnen ihre Läger alle geplundert. Und sind also mit sampt denen, so ertrenkt (ertrunken), ob den zehntausend mannen tod pliben und erschlagen worden, darund' viel guter Leuth umbkommen, und ich acht das wir auf unser seyten über die vierhundert man nit verloren. Und haben sich des Franzosen Lantsknecht tapffer gewert, doch der merteyl das Gloch schon bezalt, und haben viel guter gefangen. Nemlich den künig von Frankreich, den künig von Navarra, auch des künigs von Schotten bruder und vil mechtige französisch Herren. Wann welliche nit gefangen worden, seynd alle erschlagn. Wir haben auch den Veinden genommen 32 Stuck Püchsen und der Schweitzer, so wir gefangen und wieder ledig gelassen, seynd bei vier Tausend. Es seynd auch sonst vil Lantsknecht gefangen und der Langemantel ist erstochen worden."

Der dreißigjährige Krieg änderte natürlich in der Kriegsführung manches, ebenso wie er auf die gesamte Kultur seinerzeit einen wesentlich ändernden Einfluß hatte. Bis zum Beginn desselben konnte wenigstens von den Fürstenhöfen noch gesagt werden, daß sie wesentlich deutsch seien, das war nach dem 30jährigen Krieg anders, und die fremden Elemente, die er in unser politisches und privates Leben brachte, bedeutend. Die sogenannte vornehme Bildung, die sich später mehr und mehr breit machte, hat man wesentlich ihm zu verdanken, wobei freilich auch nicht übersehen werden darf, daß er manche Zustände beseitigte, die für das deutsche Kulturleben nichts weniger als erquick-

lich und förderlich waren. Wir meinen hierbei namentlich auch das Leben und Treiben der Studenten auf den Universitäten, das an Roheit und Barbarei wohl nirgends seinesgleichen findet, und wenn auch nach dem dreißigjährigen Krieg noch in einzelnen Zügen fortlebend, doch allmählich in seinen dunklen Seiten verblaßt und in seiner ärgsten Rohheit gemildert worden war.

Ein weiterer häßlicher Auswuchs dieser Zeitperiode war der Glaube an das Zauberwesen und die Hexen. Der Glaube an einen persönlichen Verkehr des Teufels mit den Menschen entwickelte sich erst langsam im Laufe der Jahrhunderte. Dem Zeitraum zwischen dem 4. und 6. Jahrhundert nach Christus blieb es vorbehalten, die Vorstellung von einem freiwilligen Bund mit dem Teufel, der bis jetzt namentlich in der Person der Besessenen immer noch als ein einseitig vom Teufel ausgehender, gewaltsamer angesehen worden war, auszubilden. So erfahren wir auch in dieser Zeit zum erstenmal von einem Bündnis zwischen dem Teufel und einem Menschen mittelst Verschreibung. Es war dies ein Mönch mit Namen Theophilus, den aber bald wieder Reue über sein sündiges Tun ergriff. Er wandte sich in heißem Gebet an die Jungfrau Maria und diese zwang den Teufel dazu, dem Unglücklichen den Vertrag wieder zurückzugeben. Wo aber eine Bestrafung der Zauberei und Hexen eintritt, geschieht dies in diesem Zeitraum freilich auch deswegen, weil man ein solches Tun und Treiben vom Standpunkt der Religion aus als sündig und verwerflich hielt, aber daneben auch nicht minder, weil man es als dem Staat und Gemeinwesen schädlich betrachtet hatte. Erst in dem zweiten Zeitraum zwischen dem 7. und 13. Jahrhundert entwickelte sich dann der Glaube an ein Bündnis mit dem Teufel, der dem ganzen Charakter des Mittelalters nach immer phantastischer wurde. Man weiß von dem Teufel, daß er in Gestalt eines fliegenden Drachen durch Fenster und Schornsteine fliegt, bei seinen Verbündeten einkehrt und ihnen mancherlei Geschenke bringt. Seine Anhänger, oder richtiger gesagt seine Anhängerinnen, schweifen in der Luft umher und lassen sich nicht durch Schloß und Riegel abhalten, in die Häuser einzudringen und Menschen und Vieh Schaden anzutun. Zauberei und Hexerei vermengten sich allmählich so, daß sie auf der gleichen Stufe der Strafwürdigkeit vor geistlichem und weltlichem Gerichte standen, das es nun als seine Aufgabe erachtete, mit Feuer und Schwert gegen die Unglücklichen zu wüten! Am hellsten und längsten flammten die Holzstöße, auf denen die unglücklichen Opfer brieten, in Deutschland. Wohl war auch in anderen Ländern die Tätigkeit eine äußerst furchtbare; in Frankreich fand im Jahre 1459 zu Arras eine Massenexekution von Zauberern beiderlei Geschlechts statt, in Como in Oberitalien wurden im Jahre 1483 einundvierzig Hexen verbrannt, in Schweden wurden in einem einzigen Ort Mora in einem Jahre zweiundsiebzig Weiber und fünfzehn Kinder der Hexerei angeklagt, verurteilt und hingerichtet; Spanien, Portugal, Dänemark, Polen, Ungarn, sogar Nordamerika mit einigen Kolonien hatten zahlreiche Hexenprozesse und Hexenverbrennungen aufzuweisen. Aber so schauderhaft systematisch und gründlich wie in Deutschland war man nirgends sonst. Nachdem einmal dort gegen das Jahr 1580 die Massenexekutionen ihren Anfang genommen hatten, währten sie auch so ziemlich ein Jahrhundert lang, und man erschrickt, wenn man die Zahl der Opfer liest, die hierbei zugrunde gingen. In der Grafschaft Werdenfels in Bayern wurden im Jahre 1552 in einem und demselben Prozeß 48 Hexen zum Scheiterhaufen verurteilt. Die kleine Reichsstadt Nördlingen erlebte in den Jahren 1590 bis 1594 die Hinrichtung von 32 Zauberern und Hexen; damit, wie sich der dortige Bürgermeister ausdrückte, „die Unholden mit Stumpf

und Stiel ausgerottet werden." In Braunschweig waren zwischen 1590 und 1600 so viele Hexen verbrannt worden, daß die Brandpfähle vor dem Tore wie ein dichter Wald standen. Die kleine Grafschaft Henneberg hatte im Jahre 1612 22 Hexen verbrannt und von 1597—1676 im ganzen 197 hinrichten lassen. In Offenburg starben innerhalb vier Jahren 60 Personen wegen Hexerei durch den Henker und in Rottweil wurden im 16. Jahrhundert binnen dreißig Jahren 42, im 17. Jahrhundert binnen achtundvierzig Jahren 71 Hexen und Hexenmeister verbrannt, und wenn wir erfahren, daß ein Herr v. Ranzow auf einem seiner Güter an einem Tage 18 Hexen verbrennen ließ, so läßt uns schon diese Tatsache allein erkennen, wie es damals mit dem Hexenwahn in Deutschland aussah. Wir lesen in den Prozeßakten Würzburgs, daß wegen Hexerei hingerichtet wurden: „Die Kanzlerin, ferner die Tochter des Kanzlers von Aichstedt, der Ratsvogt, ein fremd Mägdelein von zwölf Jahren, ein Ratsherr, der dickste Bürger in Würzburg, ein klein Mägdlein von neun Jahren, ein kleineres, ihr Schwesterlein, der zwei Mägdlein Mutter, die Bürgermeisterin, zwei Edelknaben, einer von Reitzenstein und einer von Rotenhahn, das Göbel Babele, die schönste Jungfrau in Würzburg, ein Student so viele Sprachen gekonnt und ein fürtrefflicher Musiker gewesen, der Spitalmeister, ein sehr gelehrter Herr, eines Ratsherrn zwei Söhnlein, große Tochter und Frau, drei Chorherrn, vierzehn Domvikarii, ein blindes Mägdelein, die dicke Edelfrau, ein geistlicher Doktor u. s. f." Man sieht, daß dieser Wahn nicht das zarteste Alter, keines Standes und Berufes schonte, und wenn schon die Erwachsenen unseres tiefsten Mitleides wert sind, um wieviel mehr noch die unmündigen Kinder, die eines so jammervollen Todes sterben mußten!

Und wenn man keines Alters und keines Standes in seinem blinden Verfolgungswahn schonte, wie mußten dann auch die Strafen und Martern sein, welche die Gefangenen zu erdulden hatten! Die Hexentürme, die man heute noch in manchen Orten zu sehen bekommt, waren der schauerlichste Aufenthalt, den man sich denken konnte. „In dicken, starken Türmen, schreibt der edle Bekämpfer des Hexenwahnes, der Jesuit Friedrich von Spee, Gewölben, Kellern oder sonst tiefen Gruben sind gemeiniglich die Gefängnisse. In denselben sind große, derbe Hölzer, zwei oder drei übereinander, daß sie auf und niedergehen an einem Pfahl oder einer Schrauben, durch dieselben sind Löcher gemacht, daß Arme und Beine darin liegen können. Wenn nun Gefangene vorhanden, hebet oder schraubet man die Hölzer auf, die Gefangenen müssen auf einen Klotz, Stein oder Erde niedersitzen, die Beine in die unteren, die Arme in die oberen Löcher legen. Dann läßt man die Hölzer wieder fest aufeinander gehen, verschraubt, keilt und verschließt sie auf das härteste, daß die Gefangenen weder Beine noch Arme notdürftig gebrauchen oder regen können. Etliche haben große eiserne oder hölzerne Kreuze, daran sie die Gefangenen mit dem Hals, Rücken, Arm und Beinen anfesseln, daß sie stets entweder stehen oder liegen oder hangen müssen, nach Gelegenheit der Kreuze, daran sie geheftet sind. Etliche haben starke eiserne Stäbe, daran an beiden Enden eiserne Banden sind, daran verschließen sie die Gefangenen an den Armen, hinter den Händen. Dann haben die Stäbe in der Mitte große Ketten in der Mauer angegossen, daß die Leute stets in einer Lage bleiben müssen.

Etliche machen ihnen noch dazu große schwere Eisen an den Füßen, daß sie die weder ausstrecken noch an sich ziehen können. Etliche haben enge Löcher in den Mauern, darin ein Mensch kaum sitzen, liegen oder stehen kann, darin verschließen sie die Leute, mit eisernen Türen, daß sie sich nicht wenden oder umkehren mögen.

Etliche haben fünfzehn, zwanzig, dreißig Klafter tiefe Graben, wie Brunnen oder Keller aufs allerstärkste gemauert, oben im Gewölbe mit engen Löchern und starken Türen, dadurch lassen sie die Gefangenen mit Stricken hinab und ziehen sie wie sie wollen, also wieder heraus.

Nachdem nun der Ort ist, sitzen solche Gefangene in großer Kälte, daß ihnen auch die Füße erfrieren und abfrieren, und sie hernach, wenn sie loskommen, ihr Lebtage Krüppel bleiben müssen. Etliche liegen in steter Finsternis, daß sie den Sonnenglanz nimmer sehen, wissen nicht ob Tag oder Nacht ist. Sie alle sind ihrer Gliedmaßen wenig oder gar nicht mächtig, haben immerwährende Unruhe, werden übel gespeiset, können nicht ruhig schlafen, haben viel Bekümmernis, schwere Gedanken, böse Träume, Schrecken und Anfechtung. Und weil sie Hände und Füße nicht zusammenbringen und wo nötig hinlenken können, werden sie von Läusen, Mäusen, Ratten und Mardern übel geplagt, gebissen und gefressen. Werden überdies noch täglich mit Schimpf, Spott und Dräuung vom Stöcker und Henker gequält und schwermütig gemacht. Und weil solches alles mit den armen Gefangenen bisweilen über die Maßen lang währet, zwei, drei und fünf Monate, Jahr und Tag, ja etliche Jahre, werden solche Leute, ob sie wohl anfänglich gutes Muts, vernünftig, geduldig und stark gewesen, doch in die Länge schwach, kleinmütig, verdrossen, ungeduldig, mißtröstig und verzagt."

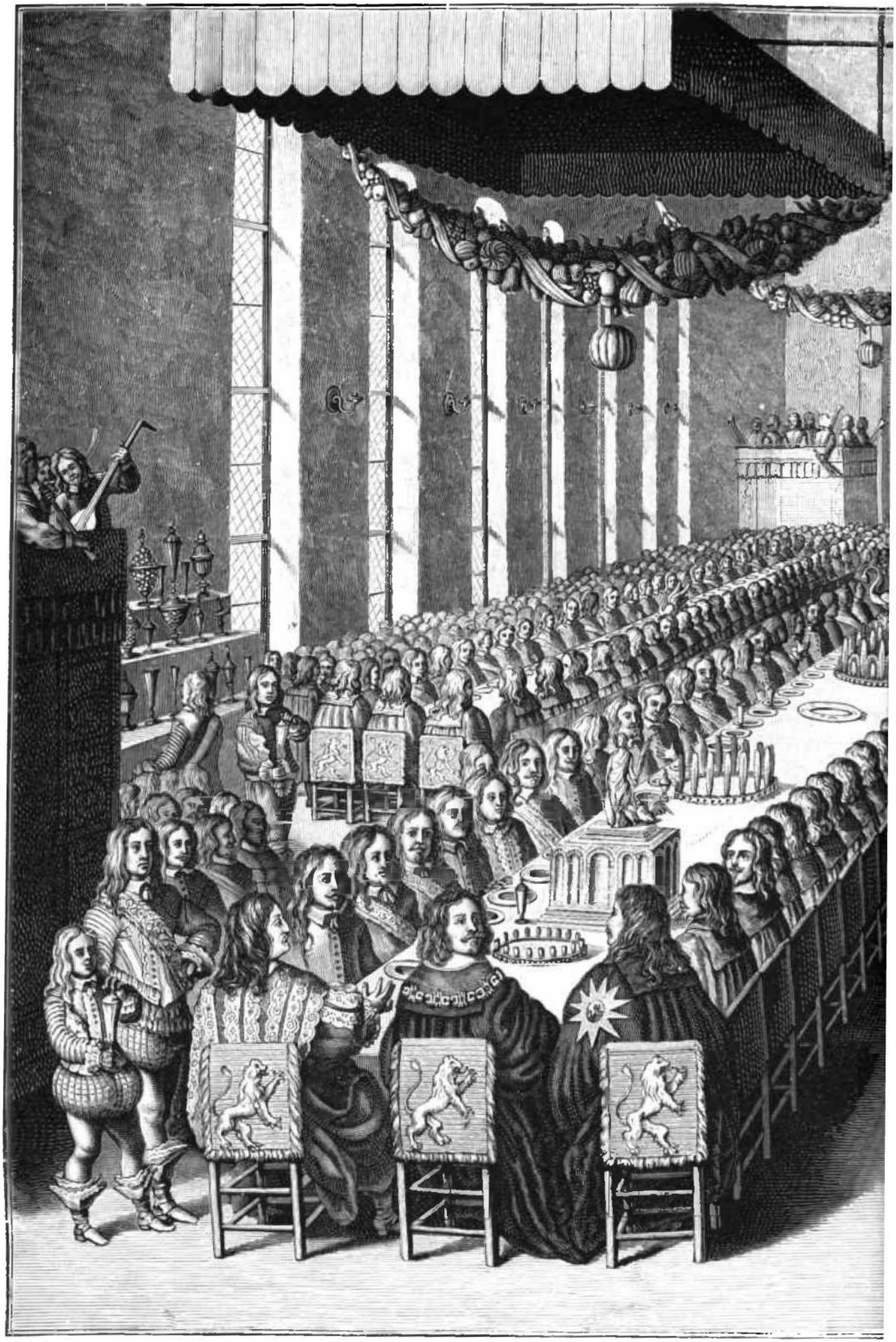
Auf diese Weise waren natürlich am Ende alle Geständnisse, die man haben wollte, leicht zu erhalten. Und wenn dabei das Gefängnis seine Schuldigkeit nicht allein tat, so stand einem ja in der Folter noch ein weiteres Mittel zur Verfügung. Ein Mittel aber auch, dem selten mehr ein Delinquent Widerstand leisten mochte. Denn was man kaum in der erregtesten Phantasie an Martern und Qualen für möglich halten sollte, das wurde angewandt, um Geständnisse zu erpressen. Und Geständnisse manchmal von Verbrechen, die ebenso widerlich und scheußlich als unmöglich und unsinnig waren. Es liegt uns das Protokoll einer solchen Hexenverhandlung vor, in welcher die Anklagen also einzeln aufgeführt sind. Die Angeklagte hat 1) Die Hexerei und Zauberei von ihrer Mutter vor etlich 30 Jahren gelernt. 2) Sich dem leidigen Teufel mit ihrem Blut verschrieben. 3) Auf viel und unterschiedliche Teufelstänz gefahren. 4) Den heiligen Leib Christi nach Reichung desselben wieder aus dem Mund genommen, und dem Teufel gar oft gebracht. 5) Dagegen aber wieder ein teuflisch Nachtmahl genommen. 6) Mit schweren und seelenverderblichen Vermaledeiungen ihre begangenen Missetaten geleugnet. 7) Von dem bösen Geist sich umtaufen lassen. 8) Durch ihre Teufels-Salben und andere zauberische Mittel Menschen umgebracht 9, darunter 2 ihrer eigenen Kinder. 9) Sich von dem leidigen Teufel auf dem Rücken zwischen den Schulterblättern bezeichnen lassen. 10) Behext und bezaubert auf unterschiedliche weiß 24 Personen, darunter ihre eigene Mutter. 11) An unterschiedlichem Vieh durch Beschmierung ihrer Salbe umgebracht 8 Stück. 12) Von dem Teufel zu verschiedenen Malen Geld empfangen. 13) In Keller und verschlossene Ort gefahren. 14) Etliche Personen Haar in den Leib gezaubert. Man sieht aus diesen wenigen Punkten, die sich noch bedeutend vermehren ließen, wie viel die menschliche Phantasie erfand, um die Unglücklichen zu dem zu machen, was sie sein sollten. Und dieser Aberglauben erhielt sich lange, beinahe ein Jahrhundert lang dauerten die Hexengerichte, und erst als der schon genannte edle und mutige Friedrich von Spee seine Stimme nachdrücklich gegen alle diese Schandbarkeiten erhob, begann man die ruhige Vernunft auch hierin walten zu lassen.

Noch möchten wir, ehe wir von dem sechzehnten Jahrhundert Abschied nehmen, um zu demjenigen des dreißigjährigen Krieges überzugehen, zweier Männer etwas ausführlicher gedenken, die für die Poesie und die Wissenschaft damaliger Zeit charakteristisch waren. Wir meinen neben den schon erwähnten Hans Sachs noch den Astronomen und Mathematiker Kepler.

Hans Sachs ist eine derjenigen literarischen Persönlichkeiten, von denen heute wohl jedermann als von einem der bekanntesten Dichter spricht, den aber wohl kaum

Hans Sachs.

jemand mehr aus seinen eigenen Schriften kennt. Geboren am 5. November 1594 in Nürnberg und von seinem Vater dem Schuhmacherhandwerk zugewiesen, begab er sich bald auf die Wanderschaft, die ihn nach Salzburg führte. Schon in der Heimat mit den Meistersingern und ihrem Tun bekannt geworden, suchte nun auch Hans in der Fremde Verbindung mit denselben, sah und hörte auf seiner 5jährigen Wanderschaft gar viel, und nachdem er, in die Heimat zurückgekehrt, erst Meister geworden war und dann geheiratet hatte, regte sich in ihm auch die eigene poetische Schaffenslust. Neben seinen zahlreichen Sprüchen und Liedern ging dann bei Hans Sachs auch sein dramatisches



Schwediſches Friedensmahl i

Aus dem The

ıthaus zu Nürnberg 1649.

ıropaeum.

Schaffen her, und auch hier bewies er eine außerordentliche Regsamkeit. Schon 1517 hatte er mit einem Fastnachtspiel: „Das Hofgesinde Veneris“ begonnen, und nahm nach längerer Unterbrechung diese Tätigkeit wieder auf. „Seine Stücke sind recht eigentlich volkstümliche Stücke, in denen sich das Leben und Treiben der Nürnberger abspiegelt. Mit ihnen hat Hans Sachs die Stimmung der fröhlichen Fastnachtsgäste erhöht und die schwermutvollen Herzen ermuntert, mit ihnen in den Jungen und Alten seiner Zeit die Liebe zum Guten und den Haß gegen das Böse entzündet. Er hat, wie er selbst 1567 sagt, im ganzen 201 Dramen gedichtet, davon sind 198 erhalten. Er selbst bezeichnet sie als Komödien, Tragödien, Fastnachtspiele oder Spiele überhaupt. Im allgemeinen gibt er der Komödie einen heiteren, glücklichen, mindestens tröstlichen, der Tragödie, einen traurigen Ausgang, aber er bleibt sich nicht immer gleich und hält die Unterscheidung nicht fest. Seine Komödien und Tragödien stehen den Fastnachtspielen hinsichtlich des dramatischen Wertes bedeutend nach. Die letzteren sind neben den Meisterliedern und Spruchgedichten das Beste, was seine Muse geschaffen hat. Unter dem tollen Humor, der sie durchweht, verbirgt sich eine sittliche Idee, die Handlung ist wirkungsvoll, die Sprache volkstümlich und lebhaft. Aber die Schauspiele, namentlich die auf biblischer Grundlage ruhenden, entbehren fast alle der dramatischen Technik; das Hauptziel ist die Scenierung des biblischen Stoffes, um die Gottseligkeit, Furcht und Liebe Gottes in die Herzen einzubilden und zu pflanzen.“ In dieser Hinsicht verfolgt er das Ziel fast aller Dramendichter dieser Zeit, zu belehren und zu nützen, den Inhalt der Bibel und heiligen Geschichten dem Volke vermittelst anschaulicher Darstellung zugänglich zu machen. So hatten aber auch seine weltlichen Schauspiele eine Tendenz. Er schöpfte den Stoff aus dem Altertum und suchte seinen Zeitgenossen die Schätze, die die Humanisten gehoben hatten, in dramatischer Form vorzuführen, aber er wollte dabei auch Sittlichkeit und Vaterlandsliebe, Gerechtigkeit und Treue und alle Tugenden, die den Menschen zieren, vor Augen stellen, das Herz veredeln und vor den Sünden, Gebrechen und Lastern seiner Zeit eindringlich warnen. Am 19. Januar 1576 starb Hans Sachs, eine der liebenswürdigsten und anziehendsten Figuren aus der Literatur des sechzehnten Jahrhunderts. Es war in ihm ein echt deutsches, schlichtes und doch kräftiges Gemüt, jener Humor, der alle Lebensverhältnisse in dem freundlichen Lichte der Harmonie erblickt und alle etwaigen Mißverhältnisse darin durch Glauben und Vertrauen aufzulösen weiß.

Neben diesem Vertreter der Dichtkunst steht als einer der bedeutendsten Repräsentanten der Wissenschaft aus damaliger Zeit der Astronom und Mathematiker Kepler da. In Weil der Stadt in Württemberg geboren, bezog er später die Universität Tübingen, um sich der Theologie zu widmen. Allein durch Mästlin, der dort Astronomie und Mathematik lehrte, in diese beiden Wissenschaften eingeführt, widmete er sich denselben bald mit ungeteiltem Eifer, und folgte 1593 einem Ruf an die Universität nach Gratz, wo er sich freilich nicht lange aufhielt. Er ging nach Prag, allein auch dort gestaltete sich sein Los nicht so günstig, wie er erwartet hatte, und er folgte 1613 einem Ruf nach Linz. Daß er ein Mann der freiesten Anschauung war, bewies sein Mut, mit dem er sich seiner als eine Hexe verklagten Mutter annahm, der ihm auch deren Freisprechung ermöglichte. Oftmals hatte er den Wunsch geäußert, in seiner Heimat eine Anstellung zu finden. Derselbe sollte ihm nicht erfüllt werden. Er starb zu Regensburg im Jahre 1630. „Keplers Hauptverdienste beruhen auf seinen astronomischen Arbeiten. Erst seine Entdeckungen bestätigten die kopernikanischen Behauptungen aufs vollständigste,

und seine Anschauungen über die physikalische Natur des Weltalls zeigen einen prophetischen Blick in eine viel spätere Zeit. Neben dem Geist einer strengen und ernsten Wissenschaftlichkeit geht durch Keplers Werk ein Zug von Phantasie und poetischem Gemüt. Er liebt es, im Geiste Platos und der Pythagoräer die Ergebnisse der ernsten Forschung in Verbindung zu setzen mit den phantastischen Gebilden über die Harmonie der Zahlen- und Raumverhältnisse, und wenn ihn diese Neigung auch bisweilen zu Aussprüchen verleitet, die mit der objektiven Wahrheit nicht vereinbar sind, so gibt sie doch einen neuen Beweis seiner Schöpferkraft und des hohen Schwunges seiner Seele. Diese Züge einer schwärmerischen Einbildungskraft treten besonders hervor in den Werken „Ueber die Geheimnisse des Weltbaus", die „Weltharmonie" und „Keplers Traum". Mehrfach fand Kepler Veranlassung, in seinen Berufsgeschäften mit den astrologischen Wahngebilden sich zu befassen. Als Professor der Mathematik in Gratz lag ihm die Pflicht ob, den Kalender zu machen, und dieser mußte nach dem Gebrauch der Zeit mit allerlei astrologischen Wahrsagungen über Witterungsverhältnisse, über Krieg und Frieden, ausgestattet sein. Kepler entledigte sich dieser Pflicht mit Feinheit; er hatte die Regeln der Astrologie sorgfältig studiert, so daß er seine Prophezeiungen in die verlangte Form kleiden konnte, und da er seine Urteile abgab, mit genauer Berücksichtigung aller Nebenumstände und geleitet durch seinen Scharfblick, so hatte er in seinen Vorhersagungen Glück. Er gelangte zu großem Ansehen als Astrolog, und viele der hervorragendsten Männer Oesterreichs ließen sich von ihm die Nativität stellen. Sehen wir ihn doch noch gegen das Ende seines Lebens in den Diensten des der Astrologie sehr ergebenen Wallenstein. Aber wiewohl er sich die größte Mühe gab, auch dieser Pflicht nach Kräften zu genügen, so gesteht Kepler doch mit offenem Freimut die Unzuverlässigkeit seiner Wahrsagungen ein, und aus mehreren Stellen seiner Briefe geht hervor, wie aufgeklärt er selbst über diesen herrschenden Aberglauben seiner Zeitgenossen dachte."

Der dreißigjährige Krieg
1618—1648.

Der Krieg in Böhmen und Gustav Adolfs Auftreten 1618—1630.

Im August des Jahres 1618 waren auf Bemühen Ferdinands die Truppen soweit gerüstet, daß man mit ihnen nun ins Feld rücken konnte. Allein die Kaiserlichen, die nun unter Graf Dampierre und Khuen die böhmische Grenze überschritten, sahen sich in ihren Erwartungen einer Unterstützung im Lande selbst ziemlich getäuscht, ein entscheidendes Zusammentreffen mit den Aufständischen gelang ihnen nicht, und manchmal brachte sie die feindliche Stimmung des Landvolkes in bittere Not. Noch einmal entspann sich unter den Aufständischen eine heftige Debatte darüber, ob man sich dem Kaiser unterwerfen sollte; allein die gegenteilige Meinung behielt die Oberhand und man beschloß von neuem ein Aufgebot, zumalen nun auch noch die Kunde kam, daß Ernst von Mansfeld zum Beistand der Aufständischen heranziehe. Es wurden trotzdem zwischen Prag und Wien noch immer Verhandlungen gepflogen, allein die Kaiserlichen fanden von Wien aus durchaus keine tatkräftige Unterstützung. Von dem Grafen Thurn erlitten sie wiederholt empfindliche Niederlagen, Pilsen wurde von dem Grafen von Mansfeld genommen, und Graf Thurn überschritt nun die österreichischen Grenzen, um wenige Meilen vor Wien vorzurücken. Wenn man auch dort nicht öffentlich seine Abneigung gegen den Kaiser kundgab, so waren doch viele Sympathieen für Böhmen da, allein eine Vereinigung der mährischen und österreichischen Truppen mit den böhmischen, die Graf Thurn angenommen hatte, fand nicht statt, das böhmische Heer erlitt durch Niederlagen und Krankheiten empfindliche Verluste, und es trat nun in dem kriegerischen Gang der Dinge ein Stillstand ein, den man zu häufigen diplomatischen Unterhandlungen benutzte. Allein dieselben führten zu keinem Resultate, und als am 20. März 1619 Kaiser Matthias aus dem Leben schied, war von weiteren Friedensverhandlungen ohnedem nicht mehr die Rede. Ferdinand war bei den Böhmen zu sehr verhaßt, als daß seine Vermittelungsversuche hätten Erfolg haben können; auch die österreichischen Städte erhoben Einsprache gegen seine Nachfolge; mit einem böhmischen Heer von 16000 Mann rückte Graf Thurn ins Feld und bekam bald ganz Mähren in seine Gewalt. Nun trat auch Mähren den

Insurgenten bei, mit Mühe und Not rettete der Oberst von Waldstein die Kriegskasse nach Oesterreich und bald stand Thurn vor den Toren Wiens.

Während dieser Zeit stand den Kaiserlichen, die unter dem Grafen Bucquoy einen glänzenden Sieg über die Böhmen errungen hatten, der Weg nach Wien offen. Allein Bucquoy war zu vorsichtig und bedachtsam, und die Böhmen riefen nun den Grafen Thurn von den Mauern Wiens zurück.

Im Reiche war indessen sofort nach Matthias Tod durch den Erzkanzler Kurfürst Johann Schweickard von Mainz ein Wahltag ausgeschrieben worden. Man hatte die Frage der Nachfolgerschaft schon mehrere Jahre zuvor lebhaft erörtert; die

Krönung Kaiser Ferdinands II.

protestantischen Fürsten knüpften an ihre Zusage Bedingungen, allein die geistlichen Kurfürsten waren längst für Ferdinand gewonnen, und die weltlichen waren zu uneinig und unentschieden in ihren Zielen und Bestrebungen, um eine standhafte und wirksame Opposition machen zu können.

So wurde denn König Ferdinand am 28. August 1619 zum Kaiser erhoben.

Ferdinand II. (1619—1637) kam unter den schwierigsten Umständen zur Regierung: Die Böhmen in den Waffen, und Wien selbst mit einem Ueberfall bedrohend, Schlesien und Mähren ihnen befreundet, Oesterreich sehr geneigt sich mit ihnen zu verbinden, Ungarn nur an schwachen Fäden gehalten, und von außen durch die Türken

geschreckt, dazu der Haß der Protestanten gegen ihn. Aber Ferdinand zeigte eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Die Böhmen erklärten ihn ihres Thrones für verlustig und wählten das Haupt der protestantischen Union, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu ihrem Könige. Friedrich wurde von Sachsen, Bayern und selbst von seinem Schwiegervater, den König Jacob I. von England, vor der Annahme einer so gefährlichen Krone gewarnt, allein seine Räte und namentlich seine Gemahlin redeten ihm umso eifriger zu. Friedrich folgte ihnen, nahm die Königskrone von Böhmen an, und wurde am 25. Oktober 1619 gekrönt.

Morgen vor der Schlacht am weißen Berge. Von Carl v. Piloty.

Ferdinand begab sich auf seiner Rückreise von Frankfurt nach München und schloß mit dem Herzog von Bayern ein Bündnis. Herzog Maximilian übernahm den Oberbefehl über das katholische Verteidigungswesen. Auch mit Spanien schloß der Kaiser ein Bündnis ab, und der spanische Feldherr Spinola erhielt Befehl, von den Niederlanden aus in die pfälzischen Länder einzufallen. Selbst der lutherische Kurfürst, Johann Georg II. von Sachsen, als Feind des reformierten Böhmenkönigs nahm Partei für den Kaiser. Die Union und die Liga rüsteten sich, ganz Deutschland glich einem Werbeplatz. Aller Augen waren auf den schwäbischen Kreis gerichtet, wo die beiden Heere zusammentreffen mußten. Da schlossen sie unerwartet zu Ulm (3. Juli 1620) einen Vertrag, in

welchem die Uniierten versprachen, die Waffen niederzulegen, und beide Teile einander Ruhe und Frieden gelobten. Die Uniierten fühlten sich zu schwach, Böhmen war von diesem Vergleiche ausgeschlossen.

Maximilian brach sogleich auf, brachte auf dem Wege die Stände von Oesterreich zum Gehorsam gegen Ferdinand, vereinigte sich mit dem kaiserlichen Heere und fiel rasch in Böhmen ein. Von der andern Seite besetzte der Kurfürst von Sachsen in des Kaisers Namen die Lausitz. Friedrich dagegen war sorglos und in allerlei äußere Dinge verloren, ohne die innere Würde und Besonnenheit, welche die Zeit erforderte.

Bei der Annäherung des Feindes zogen sich die böhmischen Scharen nach Prag und verschanzten sich dort auf dem weißen Berg nahe vor der Stadt. Ehe aber die Verschanzungen fertig waren, zogen Oesterreicher und Bayern heran, und die Schlacht begann. In weniger als einer Stunde war Böhmens Schicksal entschieden, Friedrichs Heer geschlagen (8. November 1620). Friedrich selbst hatte die Schlacht aus der Ferne, von den Wällen der Stadt aus angesehen. Er entfloh in der folgenden Nacht mit dem Grafen von Thurn, und einigen andern aus Prag nach Schlesien, konnte sich auch hier nicht zum bleiben entschließen, um seine Freunde zu sammeln, sondern floh nach Holland, und lebte dort ohne Länder und ohne inneren Mut auf Kosten seines Schwiegervaters. Der Kaiser erließ gegen ihn die Achterklärung, wodurch ihm alle seine Länder abgesprochen wurden; der größte Teil der Pfalz nebst der Kurwürde kam an Bayern. Prag ergab sich sogleich, ganz Böhmen, außer Pilsen, welches Ernst von Mansfeld kühn besetzt hielt, folgte dem Beispiel; die pfälzischen Länder wurden durch Spanier unter Spinola besetzt, die Union löste sich auf (1621). Schmerzhaft für Böhmen war die Strenge Ferdinands. Drei Monate lang geschah nichts; dann plötzlich, da viele der Geflohenen zurückgekehrt waren, wurden in einer Stunde 48 der Anführer der protestantischen Partei gefangen genommen, 27 derselben wurden hingerichtet, ihr Vermögen, sowie das der Abgesandten und als Verbrecher Erklärten, eingezogen. Nach und nach wurden alle protestantischen Prediger aus dem Lande gewiesen, endlich allen Herren, Rittern und Bürgern angekündigt, daß kein Untertan in Böhmen geduldet werde, der sich nicht zum katholischen Glauben bekenne.

Der Streit schien nun wohl entschieden, allein er war es in der Tat nicht. Die Tätigkeit eines Mannes leistete Widerstand. Ernst von Mansfeld sammelte, nachdem er endlich Pilsen verlassen, neue Scharen, und erklärte, er werde die Sache Friedrichs von der Pfalz noch länger verfechten. In kurzer Zeit hatte er an 20 000 Mann beisammen, und zwang das ligistische Heer unter Tilly, dem bayrischen Feldherrn, immer zu Feld zu liegen. Er verheerte die katholischen Stifte in Franken, Würzburg, Bamberg und Eichstädt, dann Speier, Worms und Mainz, und endlich das blühende Elsaß. Da trat auch der Markgraf Friedrich von Baden-Durlach für die Sache des pfälzischen Hauses auf den Kampfplatz, sammelte ein schönes Heer und vereinigte sich mit Mansfeld. Da er nicht als deutscher Reichsfürst kriegen wollte, so übergab er vorher seinen Söhnen die Regierung seines Landes. Ihm mit Mansfeld vereinigt, war Tilly nicht gewachsen. Nachdem sich die beiden aber getrennt hatten, wurde er in der blutigen Schlacht bei Wimpfen (6. Mai 1622) besiegt. Da fand Mansfeld einen neuen Helfer in dem Herzog Christian von Braunschweig, des regierenden Herzogs Bruder. Mit einem ansehnlichen Haufen stieß er nach manchen Abenteuern zu Mansfeld, beide suchten nun zum zweitenmal das Elsaß heim. Dann wandten sie sich bald hierhin, bald dorthin, fielen in Loth-

Flucht des Winterkönigs Friedrich von der Pfalz aus Prag. Von Faber du Faur.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstängl in München.

ihm folgen. Mansfeld fand aber bei Bethlen Gabor keine gute Aufnahme, weil er nicht, wie dieser erwartet hatte, große Geldsummen mitbrachte. Verfolgt von Wallenstein, vom Rückweg abgeschnitten, ohne Mittel, sich in dem fernen Lande zu behaupten, verkaufte er Geschütz und Heergerät, entließ seine Krieger und nahm mit kleinem Gefolge den Weg durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig; von dort wollte er nach England schiffen, um Geld zu holen. Allein in dem Dorfe Urakanitz bei Zara wurde er infolge all der Anstrengungen krank und starb am 30. November 1626 im 46. Jahre seines Lebens, nachdem ihm sein Kampfgenosse Herzog Christian von Braunschweig im Tode vorangegangen war.

Unterdessen errang Tilly über die Dänen unter ihrem König Christian IV. bei Lutter am Barenberg in Hannover einen entscheidenden Sieg (27. August 1626). Die Stände des niedersächsischen Kreises unterwarfen sich nun dem Kaiser und die Dänen zogen sich, nachdem Tilly und Wallenstein ihre Vereinigung bewirkt hatten, nach Fünen zurück. Nach langen Verhandlungen erhielt Christian im Frieden zu Lübeck 1629 seine Länder zurück, mußte aber versprechen, sich nicht weiter in die deutschen Angelegenheiten zu mischen.

So war der Kaiser Herr von ganz Norddeutschland. Die Herzöge von Mecklenburg wurden wegen ihrer Verbindung in die Reichsacht und ihrer Länder für verlustig erklärt. Wallensteins Heer war unterdessen auf 100 000 Mann angewachsen, und noch immer wurden die Werbungen betrieben. Selbst die katholischen Fürsten sahen mißtrauisch auf ihn, denn es war offenbar, daß er nur danach strebte, auch die Liga ohnmächtig zu machen. Tilly war ihm, als seinem Nebenbuhler, ohnehin gram. Die Fürsten wendeten sich nun an Ferdinand, damit er die drückende Kriegslast von Deutschland abnehme, aber vergeblich. Wallenstein selbst lebte mit mehr als kaiserlicher Pracht, und seine Feldherrn ahmten ihm nach, während viele Menschen umher in unbeschreiblichem Elend schmachteten, und in der Tat den Hungertod starben. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde Wallenstein mit Mecklenburg belehnt und in den Reichsfürstenstand erhoben (1628). Von Mecklenburg aus richtete er nun seine Augen auf Pommern. Der alte Herzog Bogislaw war kinderlos und nach seinem Tode konnte das Land füglich mit Mecklenburg vereinigt werden. Zuerst wandte sich Wallenstein nach Stralsund. Die Stadt hatte große Summen zur Unterhaltung des kaiserlichen Heeres gegeben, jetzt sollte sie auch eine Besatzung annehmen. Da sie sich dessen weigerte, ließ sie Wallenstein belagern. Aber die Bürger verteidigten tapfer ihre Mauern und die Könige von Dänemark und Schweden schickten Ueberfluß an Kriegsvorräten von der Seeseite. Erzürnt rief Wallenstein aus: „Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte ich es haben!“ Er rückte selbst vor die Stadt und ließ sie stürmen, aber vergeblich. Nachdem er einige Wochen vor Stralsund gelegen und wohl 12 000 Mann verloren hatte, mußte er abziehen.

Die lauten Klagen über die unerträgliche Tyrannei und die schrecklichen Erpressungen des Wallensteinschen Heeres sowie über das hochfahrende Wesen Wallensteins, erhoben sich endlich von allen Seiten. Das Heer schonte weder befreundete noch feindliche, weder katholische noch protestantische Gegenden. Des Kaisers eigener Bruder Leopold machte diesem in einem Briefe die schauderhafteste Schilderung von den Gelderpressungen der Befehlshaber, von dem Brennen, Morden und allen Schandtaten der Gemeinen gegen die friedlichen Einwohner. Auf dem Kurfürstentagzu Regnbsurg im Februar 1630

strömte eine noch größere Flut von Klagen auf den Kaiser ein; die pommerschen Gesandten machten eine grauenhafte Schilderung. Die kaiserlichen Soldaten seien als Freunde in Pommern aufgenommen worden, sagten sie, dennoch hätten sie allein im Fürstentum Stettin 10 Millionen mit Brandschatzungen beigetrieben. Sieben pommerische Städte seien durch ihren Mutwillen in Asche gelegt, ganze Landstriche verödet. Ja der kaiserliche Rittmeister lebe fürstlicher als der Herzog Bogislaw; dabei werden die Wirte der Krieger täglich mißhandelt, Menschen gemordet und ihre Körper den Hunden vorgeworfen, und es sei fast keine Greuel zu denken, die sie nicht übten. Viele der verarmten Bürger entleibten sich selbst, um dem Hungertode zu entfliehen. Den einstimmigen Klagen konnte Ferdinand nicht widerstehen, und als die Fürsten, namentlich Maximilian von Bayern, darauf drangen, daß Wallenstein vom Oberbefehl entfernt werde, willigte der Kaiser nach einigem Zaudern ein. Wider alles Erwarten gehorchte Wallenstein ohne Widerrede. Seine astrologischen Berechnungen schienen ihn besänftigt zu haben. Er messe dem Kaiser keine Schuld bei, sagte er, denn die Sterne zeigen, daß des Kurfürsten von Bayern Spiritus den des Kaisers beherrsche, übrigens werfe dieser mit dem Abdanken seiner Truppen den edelsten Stein aus seiner Krone weg. Er zog sich auf seine Güter nach Mähren zurück, die kaiserlichen Scharen aber, die nicht entlassen wurden, vereinigten sich mit denen der Liga und das ganze Heer kam unter dem Oberbefehl Tillys.

Gustav Adolf in Deutschland.

Der Kaiser hätte sich seines Sieges freuen, der Krieg hätte jetzt beendigt werden können, wenn die siegende Partei, namentlich Ferdinand, sich hätte mäßigen können. Allein der Augenblick schien der katholischen Partei zu günstig, um nicht einen großen Gewinn daraus zu ziehen. Sie verlangten von den Protestanten alle die geistlichen Güter zurück, welche seit dem Passauer Religionsfrieden (1552) von ihnen waren in Besitz genommen worden, zwei Erzbistümer, Bremen und Magdeburg, zwölf Bistümer und eine außerordentliche Menge von Stiften und Klöstern. Diese Zurückgabe wurde durch das Restitutionsedikt vom 6. März 1629 befohlen. Die Heere wurden zur Ausführung des Ediktes bestimmt und befehligt, den kaiserlichen Abgeordneten, welche zu diesem Zwecke im Reiche umhergeschickt wurden, überall hilfreiche Hand zu leisten. Man schritt bald zur Vollstreckung und fing im südlichen Deutschland an. Augsburg z. B. mußte die geistliche Gerichtsbarkeit seines Bischofs anerkennen, und auf den protestantischen Gottesdienst verzichten; der Herzog von Württemberg mußte seine Klöster herausgeben, dazu faßte die Liga den Beschluß, keines der eroberten Länder, weder weltliche noch geistliche herauszugeben, es sei denn, daß der Bund zuvor des Ersatzes der Kriegskosten gewiß sei. Auf solche Weise schien den Protestanten von Seiten der Liga noch größere Gefahr zu drohen, als von der des Kaisers.

Zu derselben Zeit suchte Frankreich, besorgt für das Gleichgewicht Europas, der drohenden Uebermacht des Hauses Habsburg in Deutschland und Spanien entgegenzuarbeiten. Es wollte daher die Protestanten, die es im eigenen Lande mit blutiger

Strenge verfolgte, in Deutschland unterstützen, um sie gegen den Kaiser zu gebrauchen. Der staatskluge Kardinal Richelieu, der damals unter König Ludwig XIV. an der Spitze der französischen Regierung stand, ermunterte darum den schwedischen König Gustav Adolf, der durch glückliche Kämpfe mit den Polen bereits als ein tüchtiger Feldherr sich gezeigt hatte, zu einem Zuge nach Deutschland und versprach Unterstützung an Geld. Mit 15 000 Mann landete Gustav Adolf am 4. Juli an der Insel Rügen. Die Kaiserlichen, die in der Gegend der Ostsee nicht stark waren, wurden schnell aus Rügen und von den kleineren Inseln der Ostsee vertrieben, und Gustav rückte auf Stettin, die Hauptstadt des Herzogs von Pommern los. Dieser, furchtsam und verzagt, wagte es nicht sich entschieden dem fremden König anzuschließen, und doch konnte er auch nicht widerstehen. Nach langem Zaudern übergab er ihm seine Stadt, welche für diesen Krieg nun ein Hauptwaffenplatz werden sollte.

Auch die übrigen protestantischen Fürsten waren unentschlossen, wie sie sich gegen Gustav Adolf benehmen sollten. Er hatte sie alle zu einem großen Bündnis aufgerufen, allein viele fürchteten die Strenge des Kaisers, andere fürchteten die Herrschaft eines Fremden. Die Besten mögen aus alter Ehrfurcht an dem Namen des Kaisers und Reiches festgehalten haben. Gustav war unzufrieden über diese Stimmung der Fürsten. Namentlich schwankte Sachsen, das sowohl Oesterreich als Schweden fürchtete, und der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, ein schwacher Fürst, der von seinem Minister Schwarzenberg geleitet wurde, welcher unter österreichischem Einfluß stand. Von den kleineren Fürsten schlossen sich nur der Landgraf von Hessen-Kassel und das Haus Sachsen-Weimar an ihn an.

Gustav rückte rasch in Pommern vorwärts und vertrieb oder überwältigte die kaiserlichen Besatzungen. Weil aber Gustav Adolf mit Sicherheit gehen und keinen festen Ort in seinem Rücken lassen wollte, so forderte er von dem Kurfürsten von Brandenburg die Festungen Küstrin und Spandau, nachdem er Frankfurt a. O. wo 8000 Kaiserliche lagen, erobert hatte. Als der schwache Kurfürst zagte, rückte Gustav gegen Berlin vor, und es gelang ihm endlich seinen Zweck zu erreichen. Der Weg von Spandau nach Magdeburg war nur kurz, die von Tilly hartbedrängte Stadt flehte um schleunige Hilfe, der König fand es aber nicht möglich, auf dem geraden Wege über die Elbe zu gehen, im Angesicht des Feindes. Er bat den Kurfürsten von Brandenburg um die Erlaubnis durch sein Land ziehen zu dürfen, allein dieser schlug das Gesuch ab. Man unterhandelte noch, da war der Tag der Eroberung schon vorüber, die Stadt war verloren.

Die Stadt Magdeburg, welche sich von jeher durch ihren Eifer für die protestantische Sache bemerkbar gemacht hatte, war auch jetzt die erste gewesen, welche sich Schweden anschloß. Die Stadt lud ihn ein an die Elbe zu kommen, versprach ihm ihre Tore zu öffnen, und stellte sogar Werbungen für ihn an. Gustav Adolf freute sich ihres Anerbietens, allein auch Tilly erkannte, wie viel auf ihren Besitz ankomme, und eilte, sie vor dem König zu gewinnen. Im März dieses Jahres fing er, unterstützt von dem tapferen Oberst Pappenheim ihre Belagerung an. In der Stadt waren nur ein paar hundert Schweden, welche der König unter Melchior von Falkenberg geschickt hatte, allein die Einwohner kühn und entschlossen, gingen mutig an ihre Verteidigung. Sie hatten sogar Verschanzungswerke außerhalb der Stadt angelegt, und nannten eines Trutz-Tilly und das andere Trutz-Pappenheim.

Tillys Gebet vor der Schlacht in der Kirche von Wimpfen. Nach dem Gemälde von W. Trübner.

Allein trotz aller mutigen Verteidigung fiel Magdeburg am 20. Mai 1631 und Tilly rückte als Sieger in die verwüstete Stadt ein. Gerne hätte er nun den Schwedenkönig zu einer Schlacht gebracht. Dieser aber hielt sich nicht für stark genug, und blieb in seinem verschanzten Lager bei Werben in der Altmark. Da wendete Tilly sich nach dem sächsischen Lande, besetzte die Städte Merseburg, Zeitz, Nürnberg und Weißenfels, um dann gegen Leipzig vorzurücken. Nun warf sich der Kurfürst unbedingt dem Schwedenkönig in die Arme, schloß mit ihm ein festes Schutz- und Trutzbündnis und vereinigte sich am 10. September bei Düben mit ihm. Auch andere protestantische Fürsten schlossen sich dem Schwedenkönig an.

Noch am nämlichen Tage beschoß der kaiserliche Feldherr die Stadt Leipzig und nahm sie ein. Allein der Schwedenkönig rückte mit den verbündeten Heeren näher, und nun sollte ein Tag zwischen beiden entscheiden. Der König zauderte, das ganze Schicksal des Krieges auf einen Schlag ankommen zu lassen, der Kurfürst aber verlangte dieselbe dringend, und der König gab nach, indem er gegen Leipzig zog. Auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld trafen die Heere am 17. September zusammen. Gustav Adolf stellte die Sachsen getrennt auf seinen linken Flügel, weil die Unerfahrenheit der angeworbenen Truppen ihm bedenklich erschien. Um Mittag fing das Feuer der Geschütze an und wütete schrecklicher in den tiefen Reihen der Kaiserlichen, als in den dünneren der Schweden. Um dem ein Ende zu machen, warf sich der kaiserliche rechte Flügel mit solcher Gewalt auf die Sachsen, daß diese bald in Verwirrung und Flucht gerieten und erst weit vom Schlachtfeld sich wieder um ihren Kurfürsten sammelten. Zu gleicher Zeit hatte sich Pappenheim mit dem Kern der Reiterei auf die Schweden geworfen, um ihre Reihen im Sturm zu brechen. Allein er traf auf eine undurchdringliche Mauer; sieben seiner heftigen Angriffe wurden zurückgeschlagen. Da drang auch Tilly, von der Verfolgung der Sachsen ablassend, in die entblößte Flanke der Schweden ein, aber auch hier wendete Gustav Adolf zur rechten Zeit seine Nachhut gegen den Feind, dessen Sturm sich an diesen starren Linien brechen mußte. Mehr und mehr wandte sich das Kriegsglück den Schweden zu, Furcht und Bestürzung kam über die Kaiserlichen, ihrer sieben Tausend lagen auf dem Schlachtfeld, die übrigen flohen in der größten Verwirrung. Tilly selbst war in Lebensgefahr, und entkam nur mit mehreren Wunden; erst in Halle traf er mit Pappenheim und einem kleinen Haufen seines einst so gefürchteten und nun beinahe vernichteten Heeres zusammen.

Gustav Adolf drang nun kühn und rasch in Deutschland ein, sein Zug ging durch Thüringen nach Franken, von da gegen den Rhein, und von da nach kurzer Winterruhe wieder durch Franken gegen Bayern. Die wichtigsten Städte kamen nach kurzem Widerstand oder freiwillig in seine Hände. Tilly hatte zwar wieder ein größeres Heer zusammengebracht, als das des Königs war, er wagte es aber nicht, sich ihm ernsthaft in den Weg zu stellen. Nach Bayern hatte ihn der dortige Kurfürst berufen, er sollte dem König den Uebergang über den Lech wehren. Allein nach einem heftigen Geschützfeuer mußten die Ligistischen von dort zurückweichen, der König ging hinüber, verfolgte sie scharf und da geschah es, als Tilly sich beim Auskundschaften der Feinde zu weit vorwagte, daß ihn eine Stückkugel über dem rechten Knie traf und vom Pferde riß. Schwerverwundet wurde er nach Ingolstadt getragen. Dorthin zog auch der Kurfürst und der König rückte ihm nach. Er ließ sogleich einen Sturm auf die Stadt wagen die Besatzung schlug denselben ab, und der König selbst kam in Lebensgefahr, da eine

Graf von Pappenheim.

Kugel ſein Pferd tötete und ihn ſelbſt zu Boden warf. Tilly munterte noch im Sterben die Seinigen auf, er ſtarb 15 Tage nach ſeiner Verwundung. Der König gab die Belagerung von Ingolſtadt auf und zog nach München. Guſtav Adolf empfing die

Gesandten der Stadt, die ihm die Schlüssel überreichten, gnädig; das bayrische Land war größtenteils in des Königs Händen, der Kurfürst hatte nach Regensburg fliehen müssen.

Indessen waren die Sachsen, dem Kriegsplane gemäß, unter dem Feldmarschall von Arnim in Böhmen eingedrungen, und hatten das schlecht verteidigte Prag leicht erobert; am 16. November 1631 hielt der Kurfürst selbst seinen Einzug in die Stadt. So hatte der einzige Tag bei Leipzig dem Kaiser die Früchte eines zwölfjährigen Krieges geraubt, er sah sich in seinen eigenen Erblanden bedroht. In solcher Not schien ihm und seinen Räten nur ein Rettungsmittel übrig, die Wiederberufung Wallensteins. Allein es war offenbar eine schwere Aufgabe, ihn wieder zu gewinnen. Aeußerlich schien er ruhig, allein sein brennender Ehrgeiz ruhte nicht. Mit Schadenfreude hatte er die Erfolge des Schwedenkönigs verfolgt, weil sie ihn an dem Kaiser und dem verhaßten Kurfürsten rächten. Ja, er hatte sogar versucht, dem Könige seine Dienste anzutragen, und mochte seinen stolzen Sinn sogar zur böhmischen Königskrone erheben. Gustav wies seine Anerbietungen nicht gerade ab, allein ihm einen Teil seines Heeres anzuvertrauen, wagte er nicht, und indessen trafen bei diesem die kaiserlichen Unterhändler ein. Wallenstein gab erst nach vielen Bitten das Versprechen, in drei Monaten ein Heer von 30 000 Mann zu werben; es anzuführen versprach er aber nicht. Und nun sandte er seine Anhänger in alle Gegenden aus, seine Werbefahnen aufzupflanzen. Tausende strömten herbei, denn es war in dieser stürmischen Zeit leichter, im Kriege sein Bestehen zu finden, als in der Werkstätte oder hinter dem Pfluge. Schon im März 1632 waren die 30 000 Mann beisammen. Wallenstein übernahm endlich auch den Oberbefehl und vermehrte dann, nachdem die von ihm gestellten Bedingungen angenommen waren, das Heer auf 40 000 Mann, eroberte Prag schon im April und vertrieb mit leichter Mühe die Sachsen aus Böhmen. Dann wandte er sich nach Bayern, aber nur langsam und zögernd, weil er vor allem dem Herzog Maximilian grollte. Auch mußte dieser versprechen, sich allen seinen Befehlen, sowie seiner Führung im Kriege unterzuordnen.

Wallenstein rückte mit dem Kurfürsten zur Vereinigung nach Eger ein, um von dort aus gegen Nürnberg, einen der wichtigsten Waffenplätze des Königs, zu ziehen. Allein Gustav kam ihm zuvor, erschien unvermutet mit seinem Heere bei der Stadt, verschanzte sie mit Hilfe der für ihn begeisterten Einwohner, und erwartete den Feind. Dieser zog heran und verschanzte sich gleichfalls auf den Höhen der Stadt im Angesicht des feindlichen Lagers. Elf Wochen lang lagen beide einander gegenüber und keiner wollte weichen. In beiden Heeren war jede Zucht und Ordnung verschwunden, hüben und drüben lebte man von Raub und Plünderung. Gustav Adolf beschloß endlich durch ein kühnes Wagestück der ganzen Unordnung ein Ende zu machen. Am 4. September stürmte er gegen die Wallenstein'schen Berge, mußte sich aber am Abend mit großen Verlusten wieder zurückziehen. Noch vierzehn Tage wartete er in seinem Lager, und als Wallenstein dort ganz ruhig liegen blieb, zog er an dem Feinde vorüber, der ihn nicht anzugreifen wagte, und wandte sich nach Bayern. Wallenstein verließ ebenfalls sein Lager, zündete es an, und da er den Krieg nach dem nördlichen protestantischen Deutschland zu verlegen gedachte, so wandte er sich nach Sachsen. Schnell eilte nun Gustav Adolf zur Hilfe herbei, und traf am 4. November in Naumburg an der Saale ein.

Da gerade um diese Zeit eine strenge Kälte eingetreten war, so glaubte Wallenstein, der König werde vor dem Frühjahr im Felde nichts unternehmen, und schickte Pappenheim nach dem Rheine ab. Sogleich rückte Gustav Adolf nach Weißenfels und

Das Gaſtmal

llensteins.

stand am 13. November abends dem Heer Wallensteins bei Lützen gegenüber. Beide bereiteten sich zur Schlacht vor und Wallenstein rief den Pappenheim zurück; er konnte am folgenden Tage eintreffen.

Der König brachte die kalte Herbstnacht in seinem Wagen zu und beredete mit seinen Heerführern die Schlacht. Der Morgen brach an, ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde. Nach elf Uhr führte Gustav Adolf seine Scharen gegen die Kaiserlichen, welche wohlverschanzt auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führte, und in den tiefen Gräben auf beiden Seiten derselben aufgestellt waren. Ein mörderisches Feuer empfing die Schweden, viele fanden hier ihren Tod, aber dennoch gewannen die Nachfolgenden den Platz, setzten über den Graben und die Wallensteinschen wichen überall zurück. Indessen war Pappenheim mit seiner Reiterei herbeigekommen und die Schlacht erneuerte sich mit größter Wut. Der linke schwedische Flügel wankte, ihm zu Hilfe eilte der König mit einem Reiterhaufen nach jener Seite hin und sprengte weit vor, um des Feindes Blöße auszuspähen. Nur wenige Begleiter und der Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg folgten ihm. Seine Kurzsichtigkeit führte ihn zu nahe an eine Schwadron kaiserlicher Reiter; er erhielt einen Schuß in den Arm, daß er beinahe ohnmächtig vom Pferde sank, und indem er sich wendete, um sich aus dem Getümmel hinwegführen zu lassen, erhielt er einen zweiten Schuß in den Rücken. Ueber den Gefallenen hinweg jagten die schnaubenden Pferde und zertraten ihn mit ihren Hufen, so daß er ganz entstellt war. Sein zurückkommendes blutiges Pferd verkündigte den Seinen die traurige Botschaft unter der Führung des Herzogs Bernhard von Weimar, welcher mit heldenmütiger Entschlossenheit die Scharen von neuem ordnete, drangen sie wieder über die Gräben und stürzten sich auf den Feind. Dieser konnte nicht widerstehen; der Generalleutnant Piccolomini bestieg blutbedeckt das fünfte Pferd, und Pappenheim, der ritterlich gekämpft hatte, fiel von einer Kugel tötlich verwundet. Wallenstein ließ angesichts der allgemeinen Flucht und Verwirrung zum Rückzug blasen. Ein dicker Nebel und die einbrechende Nacht verhüteten ebenso wie Ermüdung, daß die Feinde ihnen nachsetzten; sie brachten die Nacht auf dem Schlachtfeld zu und die kaiserlichen Geschütze blieben in ihren Händen. Wallenstein aber zog mit seinen Scharen nach Böhmen, obwohl er früher beschlossen hatte, sein Lager in Böhmen zu nehmen. So endete der Erfolg unzweideutig für den Sieg der Schweden, obwohl Wallenstein die Schlacht für unentschieden ausgab, und der Kaiser einen Sieg feierte.

Die Leiche des Königs, die erst am folgenden Tage gefunden wurde, brachte man nach Weißenfels und von da nach Stockholm. Der blutige Koller, welchen der König in der Schlacht getragen hatte, wurde dem Kaiser Ferdinand nach Wien gebracht, er soll bei dessen Anblick Tränen vergossen haben, durch welche er den gefallenen Gegner und sich selbst ehrte.

Die Teilnahme Frankreichs am Krieg und dessen Ende 1633–1648.

Eine Reihe von Männern, unter ihnen namentlich Herzog Bernhard von Weimar, setzten in Deutschland das Werk Gustav Adolfs fort. Allein diese Generale trennten sich, da sie sich über einen Oberbefehlshaber nicht einigen konnten. Daher sind auch nicht mehr solche Geschehnisse zu verzeichnen wie bis zum Tode des Schwedenkönigs.

Auch die Reichsfürsten, besonders Sachsen, ertrugen es schwer, den Befehlen eines schwedischen Edelmannes Folge zu leisten. Es gelang zwar dem Kanzler Oxenstierna die protestantischen Stände der vier oberen Kreise, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein, im Frühling 1633 zu Heilbronn zu einem Bunde zu vereinigen, aber doch war an der Unentschlossenheit der einen, dem Widerwillen der andern, dem Mangel der Eintracht unter den Heerführern zu erkennen, daß der Zusammenhalt fehlte. Hauptsächlich dem Einfluß Frankreichs hatte es Oxenstierna zu verdanken, daß er die Leitung des Ganzen in seine Hände bekam.

Diesen Augenblick des Wankens hätte Wallenstein benutzen können, um den Krieg zur Entscheidung zu bringen, und den Kaiser zum Sieger zu machen; allein seine Seele war mit andern Dingen beschäftigt, er dachte sich selbst eine Herrschaft zu gewinnen. Nach der Schlacht bei Lützen hielt er zuerst ein Strafgericht über sein Heer, damit die Schuld des Verlustes von ihm abgewälzt wurde; er ließ mehrere seiner Anführer enthaupten, gemeine Krieger henken, und die Namen von mehr als 50 seiner Soldaten als ehrlos am Galgen anschlagen. Darauf stellte er neue Werbungen an, ersetzte seine Geschütze durch eingeschmolzene Glocken und stand bald so furchtbar da, wie zuvor. Allein anstatt sich nun gegen die Schweden unter Gustav Horn und Bernhard von Weimar zu wenden, zog er nach Sachsen, wo die Gegenwart eines solchen Heeres nicht nötig war, und unterhandelte dort lange über die Räumung des Landes. Zugleich suchte er zu erfahren, was die Feinde ihm anbieten würden, wenn er zu ihnen überträte; denn daß ihm ein Königreich bestimmt sei, das glaube er schon lange in den Sternen gelesen zu haben. Um indessen doch etwas auszurichten, damit der Kaiser nicht Verdacht schöpfe trieb er endlich die Sachsen und Schweden mit Gewalt aus Schlesien und nahm auch den alten Grafen Thurn, den ersten Urheber des Krieges gefangen, schenkte ihm aber gegen alles Erwarten, wieder die Freiheit. Auch mit Oxenstierna trat er in Unterhandlungen, und machte ihm vorteilhafte Vorschläge. Allein der kluge Kanzler wollte sich nicht mit ihm einlassen, weil er einem Mann, der seinen Herrn verraten wollte, kein Vertrauen schenken konnte.

Unterdessen war Bayern von Horn und Bernhard von Weimar hart bedrängt, und auf des Kurfürsten dringende Bitten hatte der Kaiser seinen Feldherrn schon angewiesen, dem Lande zu Hilfe zu eilen. Wallenstein zögerte, dann zog er langsam durch Böhmen heran, in die Oberpfalz, von da nach Böhmen zurück und bezog dort Winterquartiere. Seinen Unterfeldherren, welche einzelne Heereshaufen befehligten, verbot er aufs strengste, den Befehlen des Kaisers zu folgen, und als dieser ein spanisches Heer aus Italien nach Deutschland kommen ließ, welches nicht unter Wallensteins Oberbefehl stehen sollte, ja einen Teil der Seinigen zur Vereinigung mit den Spaniern abrief, klagte Wallenstein laut über Verletzung des mit ihm geschlossenen Vertrags. Er wünschte die Führer seines Heeres so für sich zu gewinnen, daß sie ihm mehr anhingen, als dem Kaiser, damit er seine Bedingungen stellen und den Lohn seiner Arbeit ertragen könnte. Viele hatte er schon gewonnen, auch von den Schweden war ihm Hilfe zugesagt, allein im entscheidenden Augenblick zögerte er und darüber wurden seine Anschläge verraten. Er hatte ein blindes Vertrauen auf den Italiener Oktavio Piccolomini, seinen Waffenbruder von früher her, gehegt, allein dieser klagte ihn an, zog auch andere der Heerführer von Wallenstein ab, und einer derselben, Buttler, erhielt vom Kaiser den Befehl, Wallenstein gefangen zu nehmen. Dieser wagte das nicht mit offener Gewalt,

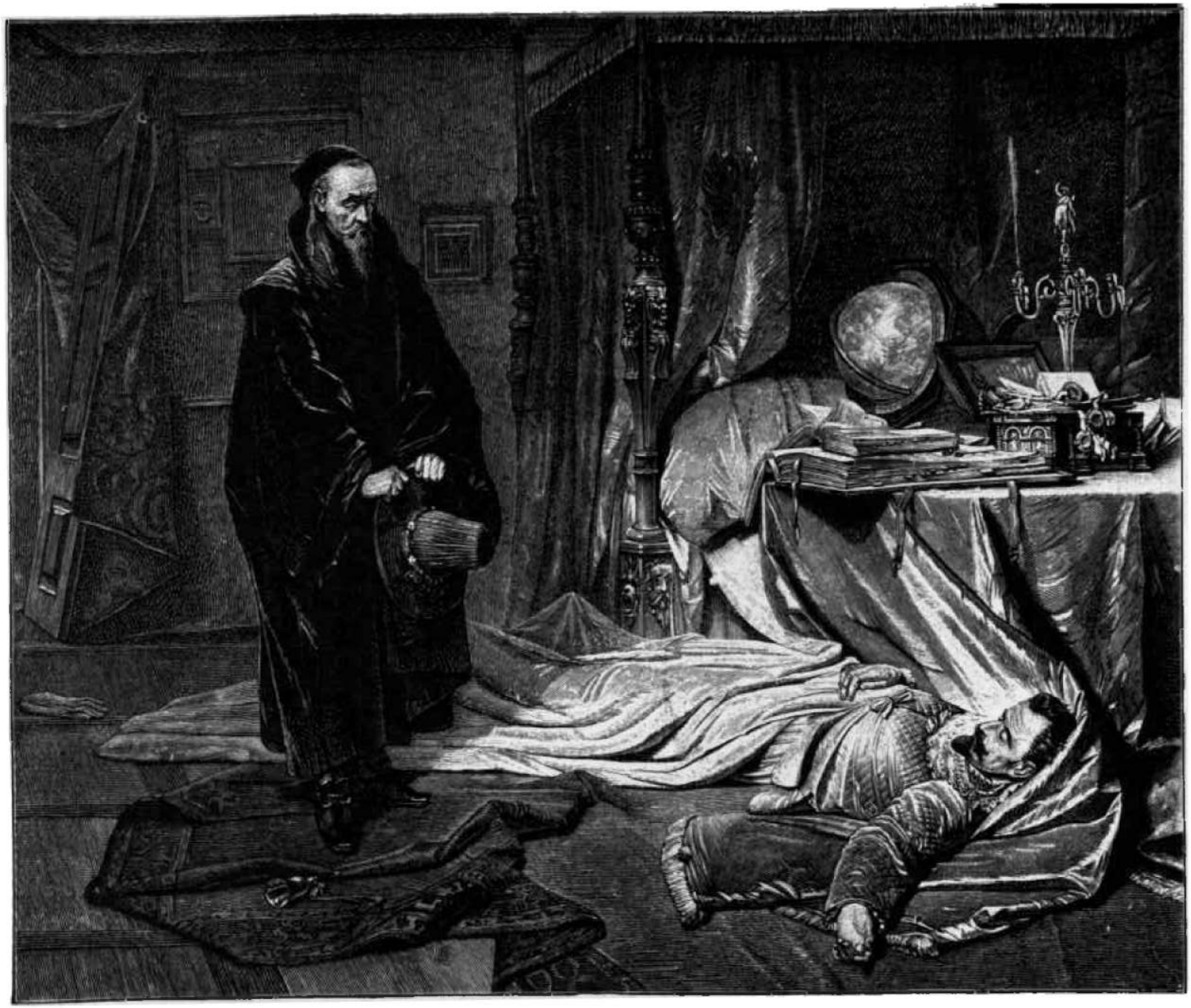
Uebergabe der Schlüssel Münchens an Gustav Adolf im dreißigjährigen Krieg.

denn ein Teil des Heeres hielt noch immer zu Wallenstein, aber er umstellte ihn mit Verrat. Als Wallenstein nach Eger zog, um dort die Schweden zu erwarten, begleitete ihn der Oberst Buttler, den Wallenstein selbst emporgehoben. Dieser hatte den geheimen Auftrag, ihn tot oder lebendig dem Kaiser in die Hände zu liefern. Demgemäß ließ er ihn in der Nacht vom 25. Februar 1635 von einigen seiner Dragoner ermorden. In seinem Schlafgemach empfing Wallenstein schweigend den Todesstreich.

Nach seinem Tode erhielt der römische König Ferdinand (als Kaiser Ferdinand III. 1637—1657), des Kaisers Sohn, den Oberbefehl über das Heer, und das Glück krönte den Anfang seiner Laufbahn mit dem glänzendem Erfolg der Schlacht bei Nördlingen Sein Heer war ausgesucht und durch 15 000 Spanier vermehrt, die schwedischen und deutschen Völker dagegen standen unter geteiltem Oberbefehl. Der besonnene Feldherr Gustav Horn, riet von einer Schlacht ab, allein Bernhard von Weimar jugendlich ungestüm, verlangte sie. Am 7. September 1634 erfolgte sie; aber die geringere Zahl, die schlechte Stellung und Mißverständnisse aller Art waren daran schuld, daß die Schweden nach achtstündigem Kampfe völlig geschlagen wurden. Es wurden gegen 20 000 Mann getötet oder gefangen, unter den letzteren war auch Horn, Bernhard aber zog sich mit den wenigen Ueberresten gegen den Rhein hin; er trat mit seinem Heer in französischem Sold, das Heilbronner Bündnis löste sich auf.

Diese Schlacht konnte für die Katholischen ebenso entscheidend werden, wie diejenige bei Leipzig für die Protestanten gewesen war. Die schwedische Macht in Deutschland schien vernichtet, und dies hatte die wichtige Folge, daß Sachsen das schwedische Bündnis verließ. Der Kurfürst, Johann Georg, sah schon lange die Lausitz in den Händen der Kaiserlichen. er fürchtete sie nie wieder zu bekommen, vielleicht noch mehr zu verlieren. Daher schloß er im Frühling 1635 zu Prag Frieden mit dem Kaiser. Er erhielt die Lausitz zurück und bekam sogar einen Teil des Magdeburgischen. Bald folgten mehrere evangelische Stände seinem Beispiel und verglichen sich mit dem Kaiser; Brandenburg, Mecklenburg, Weimar, Braunschweig, Lüneburg usw.; und es schien fast, als werde dieser blutige Krieg sein Ende in der Entkräftung der Parteien finden. Denn fürchterlich lag das arme Deutschland, auf welchem sich Krieger aus fast allen europäischen Völkern herumtummelten, verwüstet da, von Menschen entblößt, die Saatfelder zertreten oder unbebaut, die Städte verödet, an hundert und aber hundert Stellen Schutthaufen und Brandstätten, wo blühende Orte gestanden. Unsicherheit des Lebens und Wirkens, überall daher Verwilderung der Gemüter und der Sitten und Verzweiflung. Was das Schwert nicht vernichtete, wurde durch Hunger, Elend, Seuchen verzehrt und so unselig wütete dieser Krieg, daß, wenn auch ein abgelegener Landstrich einige Zeit verschont geblieben war, er doch bald entdeckt und verwüstet wurde. Denn viele Gegenden waren schon so öde, daß ein Heerhaufen nicht einmal wagte, hindurchzuziehen.

In solch allgemeiner Not, bei der Neigung der deutschen Reichsstände zum Frieden, bei der Bereitwilligkeit des Kaisers, das Restitutionsedikt wenigstens zum Teil zurückzunehmen, bei der Erschöpfung, fast Vernichtung des schwedischen Heeres, durfte das geängstigte Vaterland das Ziel seiner Leiden nahe hoffen. Da griff wieder die unselige Hand in des Reiches Schicksal ein, welche früher und noch mehr nachher, soviel Unglück über Deutschland gebracht hat. Der französische Minister Richelieu hatte schon lange mit Freuden der Not des österreichischen Hauses zugesehen. Jetzt bot er dem Kanzler Oxenstierna französische Hilfe an, bedingte sich dafür die Festung Philippsburg am Rhein



Seni an der Leiche Wallenſteins.

aus, und ließ auch seine Absicht auf das noch wichtigere Elsaß durchblicken. Es war das erste Mal, daß die Fremden über die Grenzen unseres Vaterlandes verhandelten. Die Zeit der Schmach hebt mit diesem Vertrag zwischen Richelieu und Oxenstierna an, denn auch dieser strebte darnach, Teile des Deutschen Reiches an sein Volk zu bringen. An dem Herzog Bernhard von Weimar, welcher sich selbst ein Land am Rhein zu erkämpfen strebte, fanden sie einen erwünschten Helfer. Mit französischem Geld warb er bald ein ansehnliches Heer und wurde den Kaiserlichen und Bayern ein furchtbarer Feind. Die Rheingegenden wurden von nun an ebenso vom Fußtritt des Krieges niedergestampft, als vorher die der Oder, Elbe und Weser. Auch die Schweden hatten an dem Feldmarschall Baner einen tapfern und schnellen Führer. Durch Scharen aus Schweden verstärkt, drang er rasch aus Pommern, wohin sich die Ueberbleibsel des Heeres nach der Schlacht bei Nördlingen geflüchtet hatten, gegen die Sachsen vor, schlug sie und überströmte ihr Land. Der Krieg nahm eine immer fürchterlichere Gestalt an. Plündernde Heere durchzogen Deutschland von einem Ende zum andern und verwüsteten Freundes- und Feindesland. Keine höhere Idee lebte mehr in den Führern, Eigennutz und Rachsucht herrschte überall.

Kaiser Ferdinand starb am 15. Februar 1637; ihm folgte sein Sohn Ferdinand III. (1637—1657).

In den Jahren 1637 und 1638 verfolgte Herzog Bernhard seine Siegeslaufbahn am Rhein. Er überfiel das ligistische Heer bei Rheinfelden, schlug es und machte vier Heerführer zu Gefangenen. Sein Ziel war die mächtige Festung Breisach, welche er zum Grundstein seiner Herrschaft am Rhein machen wollte. Er belagerte sie, schlug die zum Entsatze heranrückenden Heere nochmals in die Flucht und eroberte die Stadt, nachdem Mangel und Not in derselben aufs Höchste gestiegen waren. Richelieu hatte eine große Freude über den Fall Breisachs, denn er zweifelte nicht, daß Bernhard ihm diese Festung, die für Frankreich der Schlüssel zu Deutschland war, übergeben werde. Allein Bernhard wollte sie zum Elsaß schlagen, das ihm von Richelieu versprochen war. Dieser schlug vor, französische Truppen einzulegen oder doch wenigstens zu versprechen, daß Bernhard nach seinem Tode die Festung an Frankreich übergehen lassen werde. Allein dieser wies alle Anträge ab. Von dieser Zeit an betrachtete ihn Richelieu als einen Feind der aus dem Wege geräumt werden mußte. Gerade da sich Bernhard zu neuen Kriegstaten rüstete, erkrankte er plötzlich und starb am 18. Juli 1639. Sogleich nach seinem Tode waren französische Unterhändler bei dem Heere und brachten es samt den besetzten Festungen durch Geld an sich, nur drei schwedische Regimenter wollten von keinem französischen Solde wissen und schlugen sich zu den Ihrigen durch.

Schon seit dem Jahre 1636 hatten die Tausende von Stimmen, die nach dem Frieden verlangten, bewirkt, daß einige Versuche zur Aussöhnung gemacht wurden. Allein Richelieu wollte keinen Frieden, weil es zu Frankreichs feindlicher Staatsklugheit paßte, daß Deutschland durch seine eigenen Söhne, sowie durch Fremde zerfleischt werde. Vom Jahre 1640 an wurden die Versuche ernstlicher und im Jahre 1643 versammelten sich die Abgesandten der Parteien in Münster und Osnabrück, allein die Verhandlungen dauerten fast fünf Jahre lang und während dieser Zeit wütete der Krieg mit allen seinen Greueln weiter.

Baner war im Jahre 1641 zu Halberstadt gestorben, nachdem er, ein wilder Mann, auf grausamen Zügen Böhmen und andere Länder verwüstet hatte. Nach ihm führte den Oberbefehl über dieSchweden Bernhard Torstenson, der geschwindeste und gewandteste

Held dieses Krieges; obgleich körperlich so schwach, daß er sich in einer Sänfte mußte tragen lassen. Er brach 1642 in Schlesien ein, schlug den Herzog Franz von Sachsen-Lauenburg, der in kaiserliche Dienste getreten war, eroberte Schweidnitz und rückte von da in Mähren ein, eroberte Olmütz und rückte gegen Wien vor. Allein Krankheiten in seinem Heer nötigten ihn zum Rückzug. Doch schlug er noch im Herbste dieses Jahres den kaiserlichen Feldherrn Piccolomini, welcher ihn verfolgte, bei Leipzig aufs Haupt. Das war die größte Schlacht in dieser letzten Hälfte des Krieges. Im Anfang des folgenden Jahres drang er von neuem bis Olmütz vor und seine Soldaten streiften schon nahe bei Wien. Dann stand er plötzlich an den Küsten der Ostsee in Schleswig und

Trachten zur Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Holstein. Den Vorwand zum Kriege gegen Dänemark fand man leicht in der Eifersucht, mit welchen dasselbe die schwedischen Siege immer betrachtet hatte. Neugestärkt brachen die Schweden im Jahre 1644 wieder ins deutsche Reich ein, vernichteten das kaiserliche Heer unter Gallas, und im Frühling 1645 schlug Torstenson die kaiserlichen Feldherren Goetz und Hatzfeld bei Jankau in Schlesien aufs Haupt, daß ihr Heer vernichtet wurde. Nun ging der Zug durch Mähren gegen Wien, und hätte nicht die Stadt Brünn durch heldenmütigen Widerstand den schwedischen Feldherrn aufgehalten, so wäre die kaiserliche Hauptstadt vielleicht in seine Hände gefallen. Allein bei der Belagerung von Brünn schmolz sein Heer durch Krankheiten so zusammen, daß er den Rückzug antreten mußte, von körperlicher Schwäche überwältigt, legte er den Oberbefehl nieder.

Gustav Wrangel folgte ihm und setzte den Krieg glücklich fort. In den Rheingegenden fochten die französischen Heere unter berühmten Feldherren, wie Condé, Turenne, gegen die Oesterreicher und Bayern und in Verbindung mit ihnen durchzog Wrangel noch in den letzten Jahren des Krieges die bayrischen Lande, so daß der Kurfürst gezwungen war, einen Waffenstillstand zu schließen. Auch Brandenburg hatte dies schon vor mehreren Jahren getan, Dänemark und Sachsen waren dem Beispiel gefolgt. So stand der Kaiser gegen glückliche Feinde allein. Das Unglück seiner Waffen rührte in diesen letzten Zeiten vorzüglich von dem Mangel an tüchtigen Heerführern her. Die besseren waren gefallen; der Kaiser sah sich gezwungen, sein letztes Heer dem von den Hessen zu ihm übergetretenen General Melander von Holzapfel, einem Protestanten, anzuvertrauen. Die Feinde griffen von neuem die kaiserlichen Erbstaaten an; der schwedische Feldherr Königsmark belagerte Prag; schon hatte er die sogenannte kleine Seite eingenommen, und Wrangel bereitete sich vor, ihn mit seinem Heere zu verstärken, da erscholl das Friedenswort aus Westfalen.

Der Krieg endigte da, wo er angefangen hatte. Während Königsmark 1648 einen Teil Prags eroberte, kam der längst ersehnte Frieden zu Osnabrück und Münster in Westfalen endlich zu Stande, 24. Oktober 1648, und setzte der unsäglichen Kriegsnot ein Ziel.

Der westfälische Friede.

Die vorzüglichsten Bedingungen dieses wichtigsten Friedens sind:

1. Frankreich bekam den größten Teil von Elsaß und das Sundgau, als eine vom deutschen Reich ganz unabhängige Provinz; Schweden aber wurde deutscher Reichsstand und erhielt den größten Teil von Pommern, die Insel Rügen nebst Bremen, Verden und Wismar. Ebenso gut wurden die Anhänger Frankreichs und Schwedens in Deutschland durch Gebietsvergrößerungen oder Geld entschädigt. So bekam Hessen-Kassel die Abtei Hersfeld nebst 600 000 Talern, Brandenburg erhielt die Stifte Magdeburg, Halberstadt, Minden usw.
2. Der Kurfürst von Bayern behielt zwar die Oberpfalz, aber die Rheinpfalz wurde dem Sohn des geächteten Friedrich zurückgegeben und für ihn eine achte Kur geschaffen, so daß, als später (1692) das Haus Braunschweig-Hannover zur Kurwürde erhoben wurde, die Zahl der den Kaiser wählenden Fürsten auf 9 Stimmen stieg. — Mecklenburg erhielt durch die rastlosen und klugen Bemühungen von Barnbülers sein voriges Ländergebiet wieder.
3. Was die Religion betrifft, so wurde der Augsburger Religionsfriede von 1555, welcher den Lutheranern oder Augsburger Konfessionsverwandten Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den Katholiken in Deutschland zusicherte, von neuem bestätigt, und nun auch auf die Reformation ausgedehnt. Inbezug aber auf die Ausübung der Religion und den Besitz der Kirchengüter wurde festgesetzt, daß das Jahr 1642 als Normaljahr gelten sollte.

4. Außerdem ward den deutschen Fürsten und Reichsständen die Landeshoheit und sogar das Recht mit Fremden Bündnisse zu schließen, zugestanden, nur sollte es nicht gegen Kaiser und Reich sein.
5. Dem Kaiser verblieb als Oberhaupt des Reiches kaum der Schein einer Macht; die oberste Gewalt sollte eigentlich der Reichstag haben. Dieser aber, höchst unvollkommen zusammengesetzt, hatte weder Kraft noch Ansehen, besonders als er 1663 zu Regensburg permanent erklärt wurde. Frankreich und Schweden aber warfen sich zu Bürgen der deutschen Verfassung und alles dessen auf, was im Frieden zu Osnabrück und Münster beschlossen wurde.
6. Die französische List trennte durch einen Artikel des westfälischen Friedens die schweizerische Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche, indem diese als unabhängiger Staat anerkannt wurde.
7. Wie mit der Schweiz eine feste Grenze im Südwesten weggerissen ward, so fiel eine andere im Nordwesten ab, indem Spanien in diesem Frieden die Unabhängigkeit der Niederlande anerkannte und Deutschland sie der Reichspflicht entband.

Aber noch jahrelang kam es nicht zur völligen Ruhe. Die Franzosen wollten aus den eroberten Festungen nicht weichen, bis jede, auch die kleinste Bedingung erfüllt war, und die Schweden blieben noch zwei Jahre in Deutschland, in sieben Kreisen des Reichs, bis sie die 5 Millionen als Kostenersatz, die nur mit Mühe von den verarmten Ländern erpreßt werden konnten, erhalten hatten. Im Bistum Münster brandschatzten einige schwedische Regimenter noch sechs Jahre nach dem Frieden das Land, und der Herzog Karl von Lothringen, den die Franzosen aus seinem Lande vertrieben hatten, hielt noch länger mehrere deutsche Festungen am Rheine feindlich besetzt.

Die Folgen des dreißigjährigen Krieges.

Die Folgen dieses langen Krieges waren für Deutschland höchst traurige. Es verlor nicht nur einige seiner schönsten Provinzen an Fremde, sondern auch seine Einheit im Innern und seine Kraft nach außen waren zu Grunde gegangen.

Fast zwei Drittel der Bevölkerung waren umgekommen. Die einst durch Wohlstand und Kultur blühenden Städte waren verarmt, oder lagen in Schutt.

Die fürstliche Macht hob sich nun von Stufe zu Stufe, einerseits, indem die Fürsten die Kräfte ihres Landes immer ausgedehnter benutzen konnten, anderseits, indem sie sich immer unabhängiger vom Kaiser machten. Sie dachten nicht daran, daß dadurch das Reich deutscher Nation immer schwächer werden mußte.

Die Schulen hörten im dreißigjährigen Kriege am Ende ganz auf. Der Gemeinsinn schwand, und an die Stelle der ererbten frommen Sitte trat eitle Nachahmung des Fremden. Irreligiosität und Aberglaube nahmen durch sittlichen Verfall im dreißigjährigen Kriege in erschreckender Weise überhand, das deutsche Volk, aus dessen Mitte so vieles Große und Herrliche der neueren christlichen Welt hervorgegangen war, schien in eine völlige Barbarei zu versinken.

Und dennoch erhob sich dasselbe — ein tröstlicher Beweis für die unverwüstliche Tüchtigkeit deutscher Kraft — aus der unermeßlichen Not des dreißigjährigen Krieges wieder so, daß es im Laufe der Jahrhunderte wieder in allen Errungenschaften des geistigen und politischen Lebens jeden Wettkampf aufzunehmen vermag.

Die innere Verfassung Deutschlands und die Kulturzustände nach dem 30jährigen Krieg.

Eine niedersächsische Nonne hatte vor 500 Jahren prophezeit: „Es werden die Kaiser von ihrer alten Hoheit herabsteigen, ihr Szepter wird zerbrechen und niemals wieder hergestellt werden. Der Verfall des Reiches wird kommen, und jedes Volk und jedes Land wird sich einen König setzen und sagen, das heilige Reich brachte uns mehr Last als Ehre.“ „Wenn je in der deutschen Geschichte, sagt Weber, so war dies Seherwort erfüllt in der Periode nach dem 30jährigen Krieg, in den staatsrechtlichen Zuständen Deutschlands, wie sie der westfälische Frieden geschaffen. Die Anstrengungen, welche noch einmal das Haus Habsburg gemacht, die monarchischen Bestandteile der Reichsverfassung zu beleben und zusammenzufassen, war für immer gescheitert; als Herrscher des weiten österreichischen Ländergebiets, nicht als Träger der heiligen Krone des Reichs, sprachen fortan die Kaiser ein gebietendes Wort auf der Weltbühne. Die Zentralgewalt war vernichtet, der deutsche Reichsstaat aufgelöst. Von nun an wandelte jedes deutsche Territorium seine eigenen Wege, die Reichsstandschaft schloß sich nach innen und außen zur vollen Landeshoheit ab, und je weniger alle diese unzähligen fürstlichen, geistlichen, städtischen, ritterschaftlichen Gebiete die innere Fähigkeit der Staatsbildung besaßen, um so traurigeren und unwürdigeren Zuständen ging das zerbröckelte deutsche Gemeinwesen entgegen, zumal in einer Zeit, wo sich allenthalben der moderne, straff zentralisierte nationale Staat über die ungebundenen politischen Bildungen des Mittelalters erhob. Die staatsrechtliche Form, wie sie der westfälische Friede für Deutschland schuf, entsprach ganz dem Zustande, wie ihn die Politik der fremden Kronen, insbesondere der französischen, erstrebte; ein zur ernsten Gegenwehr, zu gemeinsamen Unternehmungen so unfähiger Nachbar war ja ein überaus günstiges Ziel für die Eroberungssucht, die aggressiven Gelüste, denen die französische Politik seit den Tagen Franz I. huldigte. Bald fehlte es nicht an Gelehrten, wie Kassan und Auberg, welche das Recht der französischen Krone auf den größten Teil Deutschlands geschichtlich und wissenschaftlich zu begründen sich erdreisteten. Die Hand der Fremden ist denn auch auf jeder Seite des Friedensvertrages zu erkennen. Freilich wurde in dem westfälischen Frieden nichts durchaus Neues geschaffen; es war eine Jahrhunderte lange Entwicklung, die hier reichsgesetzliche und völkerrechtliche Anerkennung und Besiegelung fand. Die konföderative Natur des Reiches war auch schon vorher eine praktisch und wissenschaftlich festgestellte Tatsache, und die Versuche Karls V. und Ferdinands II., das monarchische Prinzip wieder zur Geltung zu bringen, zeigten nur, wie fest der deutsche Staatenbund bereis gewurzelt war. Wo das Reich fortan noch als politische Einheit auftrat, war es nur in der Form einer Assoziation der einzelnen Landesherren. Das höchste Reichsgericht beruhte auf ständischer Grundlage,

das Reichsheer bestand aus einer Vereinigung landesherrlicher Kontingente, das Reichsfinanzwesen war auf die Beiträge und den guten Willen der Reichsstände gegründet. Das Reich als solches besaß nicht einen einzigen Soldaten und nur wenige tausend Gulden jährlicher Einkünfte."

Ging so das deutsche Kaisertum seinem offenbaren Verfall entgegen, so hielt damit derjenige des Reichstages gleichen Schritt. Man nahm den Reichstag von 1582 als Normaljahr für die Stimmenführung an, das Recht des Kaisers, Reichsstände zu ernennen, wurde beschränkt, und namentlich auch das Justizwesen litt empfindlich unter diesen Verhältnissen. Daneben zerfiel das Kriegswesen und das Finanzwesen immer mehr. Nur für den Fall eines Reichskrieges konnte man über eine Armee gebieten, die allerdings ohne einheitliche Verfassung, zusammengewürfelt aus aller Herren Ländern, ohne einheitliche Führung, den Feinden nur ein Gegenstand des Spottes sein konnte. Man bestimmte im Jahre 1681 die Reichsarmee auf 40 000 Mann, der oberste Befehlshaber wurde von dem Kaiser und dem Reichstag ernannt, die unteren Führer wurden von den einzelnen Ständen gewählt.

Nicht minder als das Kriegswesen befand sich auch das Finanzwesen in einem bedeutenden Zerfall. Das Reich hatte streng genommen gar keine eigenen Einnahmen, und wenn einmal das Bedürfnis nach solchen sich geltend machte, so mußten außerordentliche Reichssteuern ausgeschrieben werden. Danebenher ging eine Menge von unerledigten Fragen über das Reichsstaatsrecht. „Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie spät in Deutschland eine wissenschaftliche Erforschung und Darstellung des Staatsrechts erwachte, und als man sich endlich mit solchen Studien abgab, wie lange es dauerte, bis man aus dem Dunstkreis mystischer Phantasie und philosophischer Abstraktion den Weg zu nüchterner Kritik und unbefangenem praktischen Urteil fand. Wir kennen die mittelalterlichen Ideen von einer christlichen Universalmonarchie, von einer Weltherrschaft, die sich von den Römern auf die Griechen, und von da durch Karl d. Gr. auf die Deutschen fortgepflanzt habe, alle Könige und Völker der Christenheit umfasse und dauern werde bis an das Ende der Dinge. Diese phantastischen Ideen wurden fortgesponnen von Geschlecht zu Geschlecht, auch in Zeiten, da die Träger der Krone des heiligen Reiches längst von der stolzen Höhe der großen Kaisergestalten des Mittelalters herabgestiegen waren. Der deutsche Reichsstaat, wie er sich seit dem Untergang der Hohenstaufen gestaltet, widersprach freilich in jedem Zuge dem kunstreichen Bilde, welches Philosophen, Dichter und Staatsgelehrte von dem allumfassenden und allmächtigen römischen Reich entwarfen; aber dennoch dauerte es unendlich lange, bis man das deutsche Staatsrecht auf treuem historischen Studium und unbefangener Würdigung der konkreten Tatsachen aufzubauen lernte. Die alten Philosophen und Kirchenväter Aristoteles und Cicero, Augustin und Thomas von Aquino, das kanonische und das longobardische Lehnrecht, und insbesondere das Corpus juris und die Glossatoren galten als Quellen für das deutsche Staatsrecht, nicht aber Reichsgesetze und geschichtliche Tatsachen. Unbedenklich wurden nicht nur die privat-, sondern auch die staatsrechtlichen Grundsätze der späteren römischen Kaiserzeit auf die gänzlich anders gearteten deutschen Verhältnisse unmittelbar übertragen; das absolute Cäsarenrecht den ohnmächtigen, auf Schritt und Tritt gebundenen deutschen Kaisern zugelegt, der Reichstag als Senat, die Fürsten als Präfekten und Statthalter betrachtet. So entstand eine tiefe Kluft zwischen der Wissenschaft und dem realen Leben, und noch ein Jahrhundert nach dem westfälischen Frieden

gab es Köpfe, die es nicht anerkennen wollten, daß die Summe und der Inbegriff des deutschen Staatsrechts nicht in dem Gesetzbuch Justinians enthalten sei, und daß man einen modernen Staat auch nach andern Gesichtspunkten betrachten könne, als nach dem Schema des Aristoteles."

Hand in Hand mit diesem sichtbaren Zerfall auf den politischen Gebieten ging auch die Verderbnis auf dem Gebiete des allgemeinen Kulturlebens. Noch im sechszehnten Jahrhundert hatten Handel und Industrie in Deutschland geblüht, und erst der fürchterliche Krieg hatte alles zerstört. Statt blühender Felder unabsehbare Wüsteneien, Schutt, Asche und Trümmer da, wo einst stolze Schlösser und Städte gestanden. Augsburg war vor dem Kriege eine Stadt mit 90000 Einwohnern gewesen, nach Beendigung desselben zählte sie kaum noch 6000. Als Simplicissimus in die Schweiz kam, da mochte er billig sich wundern: „Das Land kam mir gegen andere deutsche Länder so fremd vor, als wenn ich in Brasilien oder China wäre. Da sah ich Leute im Frieden handeln und wandeln, die Ställe standen voll Vieh, die Bauernhöfe liefen voll Gänse, Hühner und Enten, die Straßen wurden sicher von den Reisenden gebraucht, die Wirtshäuser saßen voll Leute, die sich lustig machten, da war gar keine Furcht vor Feinden, keine Sorge vor Plünderung und keine Angst, sein Gut, Leib und Leben zu verlieren." Das waren Zustände, von denen man in Deutschland kaum noch durch Hörensagen etwas wußte. Die zahllosen Heerscharen beider Parteien hatten das Land zu einem öden und verwahrlosten gemacht; im Gefolge des Krieges war die Not im deutschen Lande eingekehrt, das „Kipper- und Wipperwesen", jenes unehrliche Handwerk mit falschen Münzen, das namentlich in Braunschweig in Blüte stand, beutete dieselbe nach allen Richtungen aus, und die Menschen gefielen sich im Erdenken aller irgendwie möglichen Qualen. „Es stehet leider noch vor Augen, meldet ein gleichzeitiger Bericht, wie die Croaten und andere Truppen mit Feuer und Schwert das ganze Land zu einem im römischen Reich und auch bei den Türken unerhörten Exempel erbärmlich verderbet, fast alles, so unter ihre Hand gekommen, niedergehauen, den Leuten die Zungen, Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, Nägel in die Köpfe und Füße geschlagen, heiß Pech, Zinn, Blei und allerhand Unflath durch die Ohren, Nasen und den Mund in den Leib gegossen, etliche durch allerhand Instrumente schmerzlich gemartert, viele teils mit Stricken aneinander gekoppelt, ins offene Feld gestellt und mit Büchsen auf sie zum Ziel geschossen, teils mit Pferden geschleift, wie die wilden Tiere in die Kinder gefallen, sie gesäbelt, gespießt und in Backöfen gebraten, viele Wohnungen, Städte, Flecken und Dörfer angezündet und verbrannt, anderer barbarischer Verübungen, so in die Feder nicht alle zu fassen, zu geschweigen. Wie jämmerlich stehen die Städte, da zuvor tausend Gassen gewesen, sind nun nicht mehr hundert, da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Türen oder Fenster zu sehen sind. Ach Gott, wie jämmerlich stehts auf den Dörfern. Man wandert bei zehn Meilen und sieht nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller toten Leichname gelegen, von der Pest und von Hunger erwürgt, von Wölfen, Hunden, Raben gefressen, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. Das blühende Bayerland glich einer Wüste; da lebte kaum noch der zehnte Mann, und wer noch lebte, stillte den Hunger mit dem Fleisch von Hunden, Katzen und den Leibern der schon Verhungerten. Die reichen Getreidefluren lagen unbebaut, voller Disteln und

Dornen. Es setzte sich Wald über den Acker, weil ihn kein Pflug mehr aufbrach. Wo die Menschen seltener geworden, mehrten sich die Wölfe und reißenden Tiere. Sie zogen furchtlos aus den früheren Schlupfwinkeln zu den Brandstätten ehemaliger Dörfer, und wühlten in der Erde nach Leichnamen. Zigeuner, Gauner und Strolche aller Gattung schwärmten bandenweise im Land frei umher. Wollte der Kurfürst ausfahren, mußte er vorher zu eigener Sicherheit Strafen gegen das Gesindel anordnen, die Straße zu säubern."

Ebenso war natürlich das geistige und sittliche Leben des Volkes vollständig in Zerfall geraten. Und ebenso ging auch das nationale Leben seinem vollständigen Verfall entgegen. „Der verwitterte Bau des deutschen Reichsstaates vermochte begreiflicherweise das nationale und patriotische Gefühl nicht zu stärken und zu beleben. Vaterländischer Sinn, deutschnationales Bewußtsein waren für lange Zeit vollständig erstorben; daß das deutsche Volk unfähig sei, politisch eine Rolle zu spielen, ein mächtiges Staatswesen gleich andern zu gründen, wurde seitdem fast ein Glaubenssatz. Und selbst die Blüte geistigen und künstlerischen Lebens, die für politische Ohnmacht oft einen Ersatz bieten muß, war unter dem eisigen Hauche des großen Krieges erstarrt und verdorben. Die Kunst, die noch im vorigen Zeitalter so schöne Früchte gezeitigt, war auf lange zu Grunde gegangen, die Wissenschaften waren verknöchert, in unfruchtbarem Formelkram und geistloser Pedanterie erstickt; die Universitäten und die strahlenden Leuchten der Bildung waren während des Krieges fast eingegangen und erholten sich nur langsam wieder zu einiger Bedeutung; unter den Professoren herrschte geist- und gedankenlose Schulgelehrsamkeit oder erschreckende Unwissenheit, unter den Studenten, die während des Krieges häufig vorübergehend oder dauernd der Fahne folgten, eine entsetzliche Roheit und Wüstheit der Sitten, und jene in der Geschichte der pädagogischen Verirrungen berühmte Erscheinung der systematischen Ausnutzung, Mißhandlung, geist- und leibverderbenden Verführung der Neulinge durch die älteren Genossen, die als Pennalismus bezeichnet wird, und sogar den Reichstag in Regensburg zum Einschreiten gegen dieses Benehmen veranlaßte, das Volksschulwesen endlich, für welches das sechzehnte Jahrhundert so viel getan, war im tiefen Verfall, im traurigsten Niedergang begriffen, und es bedurfte der eifrigen und hingebenden Fürsorge wohlmeinender Fürsten, verständiger Pädagogen und Staatsmänner, um das deutsche Unterrichtswesen wieder in die Höhe zu bringen. In der Literatur verdrängte die Nachahmung die nationalen Geisteserzeugnisse; die Sprache und der literarische Geschmack Frankreichs beherrschten das geistige Leben des vordem so reichen und schöpferischen deutschen Volkes, und es dauerte lange, bis sich die zurückgedrängte vaterländische Natur- und Geistesart wieder Bahn brach. Auch im äußern Auftreten herrschte die fremde, insbesondere die französische Mode. Mit der oberflächlichen Politur, welche die jungen Herren der vornehmen Stände auf ihren zum guten Ton gehörenden Reisen nach Paris sich aneigneten, brachten sie auch die Kleidermoden, die geschmacklosen Trachten, die gepuderten Haare und Perrücken, und häufig auch die leichtfertigen Sitten der dortigen eleganten Welt in ihr deutsches Vaterland zurück. Im innersten Kerne war das deutsche Wesen vergiftet und entstellt; politisch, geistig und sittlich die deutsche Nation krank und gebrochen. Es bedurfte der ganzen inneren Lebenskraft dieses Volkes und Landes, um aus dem tiefen staatlichen, materiellen und geistigen Verfall sich wiederum zu erheben."

Das zu vollbringen und zu erreichen war die Aufgabe der nächsten Zeitperiode, in die wir nun eintreten. Nicht mit der sanguinischen Hoffnung, als ob die anzustrebenden

Aenderung und der erhoffte Aufschwung sich in allerkürzester Zeit hätte vollziehen können. Die Geschichte eines Volkes, und namentlich eines solchen wie des deutschen, kennt keine Sprünge und keine unvermittelten Uebergänge. Aus sich selbst heraus schafft sie die Bedingungen und Grundlagen, auf denen sie sich weiter entwickeln kann; manchmal scheint die Kraft, die vorwärts treibt, zu erlahmen und die Entwickelung zu hemmen; allein all das auch nur scheinbar. Im Innern wächst und dehnt sich neues Leben, da und dort bricht glückverheißend eine neue Blüte hervor, schon wächst das Samenkorn im Boden, aus dem einst ein so gewaltiger Stamm sich emporheben sollte, und dieser Stamm heißt: ein einiges deutsches Reich!

Vom großen Kurfürsten bis zu Friedrich dem Großen

1640—1740.

Das Emporkommen Preußens.

Immer mehr trennte sich Oesterreich von deutschem Leben, immer mehr erstarrte das deutsche Reich in schwerfälligen, ausgelebten Formen und blieb so hinter der neuen fortschreitenden Entwickelung des deutschen Volksgeistes zurück. Umsomehr erhob sich aber auch die Triebkraft des deutschen Lebens mit jugendlicher Frische im Nordosten des deutschen Reiches. Aus den Marken des einst so gewaltigen Sachsenvolkes, wie aus den Kolonieen der gesamten norddeutschen Stämme war hier unter der ruhmvollen Herrschaft der Askanier früh ein festgeschlossener Staat — Brandenburg — erwachsen, der halbzerrüttet allerdings, 1455 an die Hohenzollern kam und von diesen mit Energie und unermüdlichem Eifer wieder neu gegründet, befestigt und ausgebaut wurde. Eine Zeit lang gab es ja wohl auch hier Stillstand und sogar Rückschritt. Seit Johann Cicero zeigten die Kurfürsten lange Zeit nicht mehr die kühne Größe, welche den ersten hohenzollerischen Brandenburgern, einem Friedrich I. und II., sowie einem Albrecht Achilles eigen gewesen war. Seit der Reformation saßen auch in dem ehemaligen Ordensland Preußen Hohenzollern auf dem Herzogstuhle, mit ihnen verschwägerte sich die stammverwandte kurfürstliche Familie aufs engste, und erwarb so auch noch Erbansprüche auf rheinische Gebiete, auf die klevischen Länder. Beide Gebiete, Kleve 1614, Preußen 1618 fielen nach dem Tode des letzten Herzogs Albrecht Friedrich an das brandenburgische Haus, gerade als hier ein Kurfürst herrschte (Johann Sigismund 1608—1619) der sich durch seinen Uebertritt zur reformierten Kirche entschieden an die Habsburg entgegenwirkenden Mächte Holland, Frankreich, England anschloß, und dadurch auf freiere Bahnen gelenkt, selbständigere Entschlüsse fassen mußte, während sich länger als ein Jahrhundert seine Vorfahren zu sehr von Rücksichten auf den Kaiser hatten leiten lassen.

Als Georg Wilhelm (1619—1640) seinem Vater folgte, hatte der brandenburgische Staat bereits eine Ausdehnung, die ihm erlaubt hätte, in dem großen Krieg eine mächtige Rolle zu spielen. Aber der Kurfürst, gelähmt durch die weite Entlegenheit und völlige Verschiedenartigkeit seiner Länder, durch das Mißtrauen seiner lutherischen Brandenburger

gegen ihn, den reformierten Herrscher, und durch die kurzsichtige Selbstsucht der Stände, die auch in äußerster Gefahr kaum die Mittel zur dürftigsten Rüstung bewilligten, suchte auf den Rat des katholischen Grafen Adam von Schwarzenberg, der sein leitender Ratgeber war, sein Heil in der Neutralität des Staates. So duldete er ruhig, daß nach der Schlacht am weißen Berg das Herzogtum Jägerndorf vom Kaiser seinem Oheim und damit dem hohenzollernschen Hause entrissen wurde; diese zaghafte Handlung schadete seinem Lande mehr, als eine bestimmte Entscheidung nach dieser oder jener Seite hin es hätte tun können. Mansfeld, Wallenstein und die Schweden zogen nacheinander verwüstend durch das Land. Seitdem Georg Wilhelm dem Prager Sonderfrieden beigetreten war, hatte er die Schweden zu Feinden, während er in den Festungen Besatzungen aufnehmen mußte, die dem Kaiser geschworen hatten. Er sah sein Land dem steten Durchzug der streitenden Mächte ausgesetzt, verließ zuletzt fast ganz verzweifelnd seine zur Wüste gewordenen Marken, und ging nach dem weniger berührten Preußen, hier starb er im Jahre 1640.

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst 1640–1688.

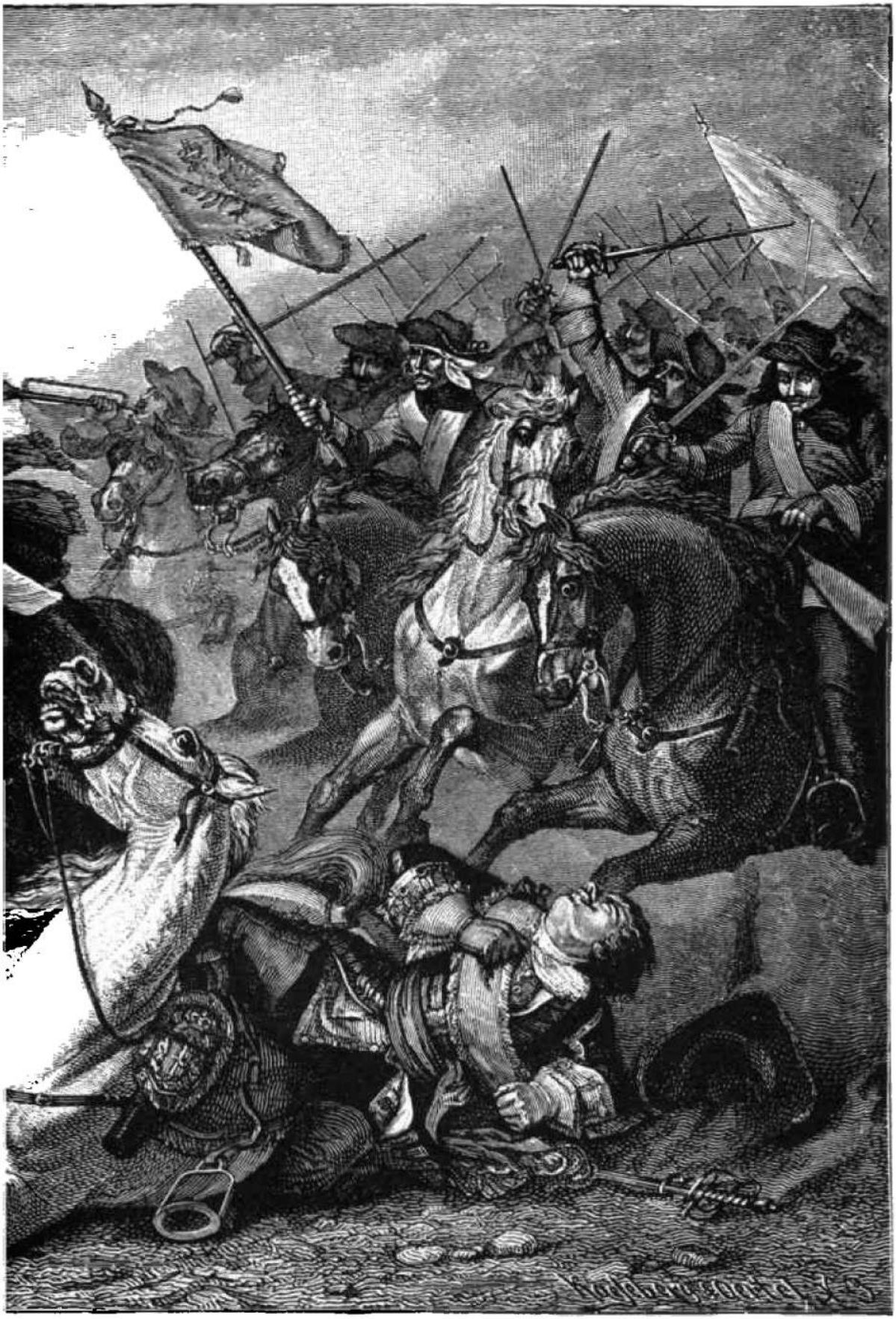
Unter den schwierigsten Verhältnissen trat Friedrich Wilhelm die Regierung an. Er hatte keinen Freund und keinen ergebenen Diener, in seiner Umgebung befanden sich nur Leute, denen eine Fortsetzung ihres bisherigen zügellosen Lebens erwünscht war, und die deshalb von vorneherein dem jungen Kurfürsten mit Mißtrauen entgegentraten. Auf irgend welche Hilfe durfte er nicht rechnen, einzig seiner Kraft blieb die Aufgabe, sein Land wieder emporzubringen.

Vor allem mußte ihm daran gelegen sein, Schwarzenberg zu entfernen. Allein er konnte dies nicht sofort tun, da er sonst zugleich mit dem Kaiser gebrochen hätte. Schwarzenberg starb bald darauf, im März 1641, und nun kamen allmälig bessere Zustände ins Land.

Nach Schluß des dreißigjährigen Krieges war es eine der ersten Sorgen des jungen Kurfürsten, sein Kriegswesen mehr und mehr zu heben. Bereits im Jahre 1655 war er im Stande, 26 000 Mann und 72 Geschütze ins Feld zu stellen; der Generalfeldmarschall Otto von Sparr, und Georg Derfflinger, ein Mann niederer Bildung, aber ein außerordentlich tüchtiger Soldat, standen ihm in diesen Bestrebungen hilfreich zur Seite. Daneben mußte natürlich auch das Licenz- und Steuerwesen des Landes neu geregelt, und es durfte auch die Pflege von Kunst und Wissenschaft nicht aus dem Auge gelassen werden. Es gelang dem großen Kurfürsten für alles das die richtigen Leute herauszufinden. Neben dem Wohlwollen das er der Universität Frankfurt bewies, indem er dieselbe aus tiefem Verfall zu neuer Blüte emporhob, wandte er seine Aufmerksamkeit namentlich auch dem Schulwesen zu, und erwarb sich besonders auch durch seinen kirchlich duldsamen Sinn ein großes Ansehen und Verdienst.

Der schwedisch-polnische Krieg brach aus, Karl X. hatte mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, gegen Johann Kasimir König von Polen ins Feld zu ziehen. Dabei galt es ihm vor allem für wichtig, den Kurfürsten von Brandenburg in seine Interessen zu ziehen, und Friedrich Wilhelm hatte nun die allerbeste Gelegenheit, seine Meister-

Der große Kurfürst in der Schlacht bei Fehr



n Nach dem Gemälde von A. Eybel.

schaft in diplomatischen Verhandlungen zu zeigen. Es mußte ihm in Gedanken an den Verlust der besseren Hälfte Pommerns schwer fallen mit Schweden Hand in Hand zu gehen, allein es war ihm nun auch die Möglichkeit geboten, sich von der polnischen Lehensherrschaft zu befreien. Der Gedanke freilich, daß die Schweden unter einem eroberungslustigen König auch für Brandenburg gefährlich werden konnten, bestimmte

Friedrich Wilhelm der große Kurfürst.

ihn am Ende zu dem Entschluß, die Entwicklung der Dinge ruhig abzuwarten, nach keiner Seite hin sich zu binden, und am Ende den Erfolg möglichst zu seinen Gunsten auszunützen.

Schon war indessen der schwedische Feldmarschall in Polen eingerückt. Posen und Kalisch wurden ohne Schwertstreich genommen, Litauen stellte sich unter schwedischen Schutz, und nachdem sich auch Warschau den Schweden ergeben hatte, floh Johann Kasimir

nach Schlesien. Unter diesen Umständen nun sah sich Friedrich Wilhelm zu einer Entscheidung gedrängt. Allein auf die Bedingung Schwedens, ein Bündnis gegen Polen zu schließen, glaubte er nicht eingehen zu können, und hielt es nun für das einzig Richtige, selbst eine Armee auszurüsten. Er brach die Unterhandlungen mit dem Schwedenkönig vollständig ab, rückte, nachdem er seine Rüstungen mit großem Eifer betrieben, in Polnisch-Preußen ein und begünstigte überall das Bestreben, sich unter brandenburgischem Schutz von der schwedischen Souveränität zu befreien. Allein nun rückte auch Karl Gustav von Schweden in Polen ein. Die brandenburgischen Truppen mußten zurückweichen, und der Kurfürst sah sich genötigt, in dem Königsberger Vertrag am 17. Januar 1656 die schwedische Landesoberherrlichkeit für das Herzogtum Preußen anzuerkennen. Es waren für ihn demütigende Bedingungen, unter denen dieser Vertrag abgeschlossen werden mußte. Er verpflichtete sich zur Stellung von 1500 Mann Truppen an die Schweden, gewährte Karl Gustav freien Durchmarsch, stellte ihm den Gebrauch der Seehäfen frei, verpflichtete sich den Feinden Karl Gustavs keinen Vorschub zu leisten, verzichtete auf jede Verbindung mit den preußischen Ständen, räumte das polnische Preußen vollständig und erhielt dafür das Bistum Ermland als schwedisches Lehen.

Kaum hatte Karl den Polen den Rücken gewandt, so erhoben sich dieselben von Neuem. Johann Kasimir wurde von einer Anzahl Magnaten aufgefordert, sich an die Spitze eines polnischen Heeres zu stellen, und bald hatte es den Anschein, als ob die schwedische Herrschaft in Polen verloren sei. Allein Karl ließ sich nicht so rasch entmutigen. Noch einmal drang er unter fortwährenden Kämpfen gegen die Aufständischen bis Jaroslaw vor, die Polen aber wichen einer entscheidenden Schlacht aus, und am Ende sah Karl doch die Unmöglichkeit ein, sich noch länger in Polen zu halten. Nur in einem engeren Bunde mit Brandenburg bestand für ihn Rettung, und er eilte deswegen nach Danzig, um denselben zu Stande zu bringen. Dem Kurfürsten selbst war ein Bündnis nicht so ganz nach Wunsch; er glaubte durch selbständiges Handeln weit eher seine Macht zu verstärken und entschloß sich nur schwer zu dem Bunde von Marienburg am 26. Juni 1656, in welchem er sich zur Stellung von 4000 Mann verpflichtete.

Bald darauf mußten die Schweden Warschau räumen, und hier kam es nun vom 28.—30. Juli zu einer gewaltigen, dreitägigen Schlacht, deren Ende eine vollständige Niederlage der Polen war. Allein auch jetzt noch nicht dachte Friedrich Wilhelm an eine vollständige Niederwerfung Polens. Es lag ihm weit mehr daran, beide Mächte im Gleichgewicht zu erhalten, da er von der Uebermacht Schwedens für seine eigene Sicherheit fürchtete. Er kehrte nach Preußen zurück und dadurch gewann Polen von Neuem Gelegenheit sich zu erholen und von allen Seiten wurde zu einer neuen Erhebung aufgefordert. Schweden sah sich dadurch, da es da und dort wiederum neue Niederlagen erlitt, in eine schlimme Lage gebracht, und um seine Stellung zu behaupten, mußte es die weitgehendsten Ansprüche des Kurfürsten als Ersatz für dessen Hilfe befriedigen. In dem Vertrag von Labiau am 20. November 1656 wurde der Kurfürst samt seinen männlichen Nachkommen als souveräner Herzog von Preußen anerkannt, wogegen sich beide Teile zur gemeinsamen Verteidigung ihrer Länder verbindlich machten. Trotzdem glaubte der Kurfürst auch jetzt noch mit Polen unterhandeln zu müssen, und da auch Johann Kasimir nach der letzten stürmischen Zeit außerordentlich friedensbedürftig war, so kam am 19. September 1657 zu Wehlau der polnisch-preußische Friedensvertrag zustande. Fortan war Friedrich Wilhelm souveräner Herr in Preußen.

Nun erst konnte Friedrich Wilhelm daran denken, die verschiedenen Länder, die er beherrschte, zu einem Staate zu verschmelzen. Es waren namentlich die Stände der einzelnen Gebiete, die sich der Staatseinheit widersetzten. Ihre „Libertät" d. h. die Unbeschränktheit, mit der sie in ihren Kreisen schalteten, ward dadurch gefährdet. Statt mit Hilfe der Herren-Stände wollte der Kurfürst mit seinen Beamten das Land regieren und diese Beamten wählte er nicht nur aus dem engen Gebiet, indem sie arbeiten sollten, er nahm sie auch aus „Fremden". Dem traten die Stände scharf entgegen. „Aber ihre Zeit war vorbei. Nur die in Cleve behielten im allgemeinen ihre Stellung, nachdem sie dem Kurfürsten das Recht, Truppen im Lande zu werben und zu halten, und die Beamten zu bestellen, eingeräumt hatten; die brandenburgischen und preußischen verloren sie fast ganz. Die ständischen Gerechtsame in Brandenburg waren veraltet, ihre Handhabung schwerfällig, und da der Kurfürst dank der neuen Verbrauchssteuer der Geldbewilligung der Stände wenig bedurfte, so rief er sie fortan nur noch sehr selten zusammen, bis sie allmählich in Vergessenheit gerieten. Schwerer war der Kampf in Preußen. Die preußischen Stände waren gewohnt, gewissermaßen mitzuregieren, und erwiesen sich der strengen brandenburgischen Ordnung wenig geneigt. Das Beispiel der ungezügelten Freiheit der polnischen Stände wirkte für sie verführerisch. Dem Großen Kurfürsten gegenüber behaupteten sie von vorn herein, Polen habe die Souveränität an ihn nicht ohne ihre Zustimmung übertragen können, und beharrten absolut gegen ihn in einer trotzigen Haltung; ja die heftigste Partei unter ihnen trat mit Polen in Unterhandlungen, und dieses war nicht abgeneigt, sich die Unbotmäßigkeit der preußischen Stände zu Nutzen zu machen. An der Spitze der Gegner des Kurfürsten standen der Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Roth und der Oberst von Kalckstein. Der Kurfürst aber griff, als er weder mit Milde noch mit Drohungen zum Ziele kam, mit eiserner Faust durch, Roth wurde 1662 des Hochverrats angeklagt und zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, in dem er ungebeugt gestorben ist (1668); Kalckstein, der Drohungen gegen das Leben des Königs ausgestoßen hatte, und verhaftet, dann aber begnadigt worden war, floh gegen sein gegebenes Wort zu den Polen. In Warschau gab er sich für einen Vertreter der preußischen Stände aus, und forderte in ihrem Namen unter heftigen Schmähungen gegen den Kurfürsten, Polen sollte seine alten Rechte wieder erwerben. Da ließ ihn Friedrich Wilhelm durch seine Gesandten heimlich aufheben, nach Preußen bringen und 1672 enthaupten. Nun war jeder Widerstand der Stände gebrochen, und Friedrich Wilhelm unbeschränkter Herr in seinem Staat. Wenn er in dieser rücksichtslosen Handlungsweise dem Vorbild der Zeit, Ludwig XIV. glich, so stellte sich doch bald der Unterschied des preußischen absoluten Herrschertums von dem französischen heraus; er diente dem Staat, aber opferte ihn nicht seiner Eitelkeit und Selbstsucht, und so war er für den Staat, dessen Einheit er begründete, und den er von kleinlichen Einflüssen befreite, segensvoll."

Während all dieser Kriege und Fehden war Kaiser Ferdinand III. am 2. April 1657 aus dem Leben geschieden und ihm folgte nach einem ziemlich langen Interregnum sein Sohn Leopold auf den Thron. Von Anfang an war die Stellung des Kurfürsten zum neuen deutschen Reiche eine zufriedenstellende, da Leopold wohl wußte, welche großen Dienste ihm dieser bei seiner Wahl erwiesen hatte. Freilich hatte man trotzdem von Anfang an in Wien darüber sich klar zu werden gesucht, daß die brandenburgische Macht sich auf keinen Fall weiter ausdehnen dürfe, und daß man die nächste Gelegenheit

benutzen müsse, um dieselbe wiederum zurückzudrängen. Dabei mußte man freilich sehr vorsichtig zu Werke gehen, denn bei der nun drohenden Türkengefahr mußte man auf die brandenburgische Hilfe zählen können, und die Niederlage, welche die Türken in dem Treffen von Lewenz und in der blutigen Schlacht von St. Gotthard erlitten, waren wesentlich auch den Hilfstruppen des Kurfürsten zu verdanken. Allein den Vorschlag des Kaisers, nun seine Hilfstruppen zu verstärken, nahm Friedrich Wilhelm nicht an, da er glaubte, durch verschiedenartige Intriguen in manchen seiner Rechte verkürzt worden zu sein.

Daneben nahmen die politischen Verhältnisse eine immer bedenklichere Gestalt an. Ludwig XIV. von Frankreich, in seinem Bestreben nach Gründung einer Universalmonarchie mit Frankreich an der Spitze, glaubte nun die Zeit gekommen, wo er seine ehrgeizigen Pläne verwirklichen könnte.

Nach Mazarins, des allmächtigen Mannes in Frankreich, Tode hatte Ludwig freie Hand und suchte nun auch seine Macht soviel wie möglich auszunutzen. Namentlich war es Holland, gegen welches er vorzugehen dachte, und nachdem er sich für diesen Fall erst einmal der Hilfe Schwedens versichert hatte, nachdem er sich auch mit den deutschen Fürsten in Verbindung gesetzt hatte, glaubte er nun auch sich dem Kurfürsten nähern zu müssen. Friedrich Wilhelm hatte durchaus keine Veranlassung, den Holländern besonders gewogen zu sein. Allein es lag in seinem Interesse sich gegenüber den Anerbietungen des Königs von Frankreich nicht allzu schnell zu entscheiden, und so suchte er vorerst die Verhandlungen möglichst in die Länge zu ziehen. Dadurch waren nun die Franzosen mißtrauisch geworden und indessen an den Rhein vorgerückt. Friedrich Wilhelm suchte auch jetzt noch Zeit zu gewinnen und die Franzosen mit Versprechungen hinzuhalten. Am 6. Mai 1672 schloß er dann ein Bündnis mit Holland, schon war Frankreich mit erschreckender Schnelligkeit gegen den Niederrhein vorgedrungen. Der Kurfürst gab sich alle Mühe, den Kaiser zu einem Bunde gegen Frankreich zu bewegen und während Leopold dem Kurfürsten versprach bis Ende Juli ein Hilfsheer von 12 000 Mann stellen zu wollen, waren die Franzosen immer weiter vorwärts gedrungen. Trotzdem es den Amsterdamern gelungen war, durch Oeffnen ihrer Schleusen dem weiteren Vordringen der Franzosen Einhalt zu tun, sahen sich die Holländer nun doch veranlaßt, den Frieden nachzusuchen. Indessen war der Kurfürst am französischen Hofe unablässig tätig gewesen, und auf seine Drohung hin, er werde sich mit Frankreich verbinden, um seine Lande zurückzuerhalten, sah sich der Kaiser bewogen, eine Allianz mit dem Kurfürsten zu schließen, in welcher der Kaiser versprach, bis zu 24 000 Mann Hilfstruppen zu stellen. Im August 1672 stießen die kaiserlichen Hilfstruppen unter Montecuculi zu ihm, allein als nun Friedrich Wilhelm den geraden Weg nach Westfalen nehmen wollte, suchte ihn Montecuculi seine geheimen Aufträge befolgend, davon zu überzeugen, daß man besser an den Oberrhein marschiere und der Kurfürst ging auf diesen Vorschlag ein. Die Kurfürsten von Trier und Mainz aber verweigerten ihm den Uebergang über den Rhein, ebenso tat Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, und am Ende erklärte Montecuculi einfach, ihm nicht weiter folgen zu wollen. Trotz einiger kleiner Scharmützel war denn auch dieser Feldzug ein vollständig erfolgloser, und Friedrich Wilhelm zeigte sich bald zum Frieden geneigt. Der französische Feldherr Turenne, sobald er von diesen Absichten erfuhr, stellte dann auch sofort alle Feindseligkeiten ein und wenn auch der Kurfürst im Anfang glaubte, auf die von Frankreich

Friedrich III. Kurfürſt und erſter König von Preußen.

gestellten Bedingungen nicht eingehen zu können, so eröffnete er doch bald, da dieselben günstiger wurden, dem Kaiser, Holland, Braunschweig und Dänemark, daß er gesonnen sei, mit Frankreich Frieden zu schließen. Am 16. Juni 1673 wurde zwischen Ludwig und ihm in dem Dorfe Vossem der Friede geschlossen, nach welchem sich Friedrich Wilhelm verpflichtete, keinem der Feinde Frankreichs Hilfe zu leisten, sich dagegen freie Hand vorbehielt, wenn das Deutsche Reich angegriffen werden sollte.

Friedrich Wilhelm hatte indessen keineswegs die Absicht, nun untätig zu bleiben. Eine Gelegenheit seinen Bestrebungen eine neue Förderung zu geben, sollte sich bald finden. Auch im Deutschen Reiche hatte man endlich ebenso wie in Spanien Grund, vor Frankreich auf der Hut zu sein, um nicht seinen ganzen Einfluß an dasselbe zu verlieren, und der Kaiser trat im August 1673 dem Bunde mit Spanien und den Generalstaaten bei. Bald darauf rückte ein kaiserliches Heer in die Oberpfalz ein, Turenne wurde zum Rückzug über den Rhein gezwungen und bald stand Frankreich seinen Feinden völlig isoliert gegenüber, da indessen auch König Karl II. von England mit den Niederlanden Frieden geschlossen hatte. Auch Friedrich Wilhelm sah sich nun gezwungen Stellung zu nehmen, allein erst am 1. Juli 1674 kam zwischen ihm und dem Kaiser eine Coalition zu Stande. Sein Drängen, das die Kaiserlichen zu einer Entscheidungsschlacht veranlassen sollte, fand aber keinen Beifall, die Schlacht von Seneffe war unentschieden geblieben, und indessen hatte Turenne so bedeutende Verstärkung erhalten, daß die Kaiserlichen nun eine Schlappe nach der anderen erhielten. Neben diesen Mißerfolgen hatte der Kurfürst in dieser Zeit einen schweren persönlichen Verlust zu beklagen. Der Kurprinz Karl Emil war in Straßburg plötzlich an einem heftigen Fieber gestorben. Allein er hatte keine Zeit, länger seinem Schmerze nachzuhängen. Auf dem Rückwege aus dem Elsaß schon traf ihn die Kunde, daß die Schweden in die Mark eingebrochen seien. Sie hatten durchaus friedliche Absichten kund gegeben, als sie unter dem Feldmarschall Karl Gustav v. Wrangel in die Obermark einrückten.

„Das kann den Schweden Pommern kosten", rief Friedrich Wilhelm aus, als er von ihren Greueltaten erfuhr. Trotzdem beeilte er sich nicht gar zu sehr mit der Rückkehr in sein Land. Im Haag, wohin er selbst eilte, erhielt er die Zusicherung der Hilfe zur See; allein wenn ihm auch noch einige andere Fürsten einen Einfall in Bremen versprachen, so mußte er sich in der Hauptsache doch auf seine eigene Kraft verlassen, und traf seine Vorbereitungen in aller Stille. Die Schweden ahnten nichts von einem Ueberfall, bei Rathenow bekam der Kurfürst durch einen kühnen Handstreich den Havelpaß in seine Gewalt und es gelang ihm dadurch die beiden Flügel des schwedischen Heeres zu trennen. Sofort schickte er kleine Streifscharen voraus, denen es glückte die Pässe bei Fehrbellin, Kremmen und Oranienburg zu besetzen. Eine halbe Meile entfernt von Fehrbellin traf auch die brandenburgische Vorhut mit den Schweden unter Wrangel zusammen. Trotz des Verbotes des Kurfürsten war der Befehlshaber der brandenburgischen Truppen, Friedrich von Hessen-Homburg sofort in ein Gefecht verwickelt worden, und auf die Kunde hiervon zog Friedrich Wilhelm schleunig heran. Es war am 28. Juni 1675 als die Schlacht bei Fehrbellin geschlagen wurde, die in der brandenburgischen Kriegsgeschichte einen der ersten Plätze einnimmt. Derfflinger zeichnete sich auch hier wieder aus; hin und her schwankte und wankte das Kriegsglück und der Kampf war ein furchtbarer, endigte aber mit einem glänzenden Siege des Kurfürsten.

Am folgenden Tag ward Fehrbellin genommen, die Schweden mußten sich immer

mehr zurückziehen. Allein der Kurfürst wollte sie ganz aus dem Lande gedrängt wissen und jetzt endlich erklärte Leopold die Schweden für Reichsfeinde, obgleich er im Grunde nur eifersüchtig auf die Erfolge des Kurfürsten war. Zugleich schloß sich Dänemark dem Bunde gegen Schweden an. Aber Zwietracht und Mißtrauen herrschte unter den Verbündeten und erst im Spätherbst konnte man daher wagen die militärische Operation wieder aufzunehmen. Es war ein beständiges Hin- und Herdrängen, in welchem sich niemand eines entscheidenden Sieges rühmen konnte. Die Flotte Schwedens rechtfertigte die in sie gesetzten Erwartungen nicht, in Schweden herrschte Verzweiflung und Ratlosigkeit, Karl XI. von Schweden gelang es in einem tollkühnen Angriff das Dänenheer zu zersprengen, dagegen richtete nun der Kurfürst sein ganzes Bestreben darauf, Stettin und Pommern zu erobern. Allein Stettin hielt sich von August bis September 1697 und als die Stadt endlich kapitulierte, sah man nur noch einen rauchenden Trümmerhaufen. Bald fiel auch Rügen in seine Hände; Stralsund mußte kapitulieren und zuletzt ergab sich auch Greifswald. Ein Versuch der Schweden in Preußen sich festzusetzen, mißlang gleichfalls. In der berühmten Schlittenfahrt über das frische und kurische Haff drängte Brandenburg die Schweden aus allen ihren Positionen zurück; allein so groß der militärische Erfolg aller dieser Operationen war, der Gewinn, den der Kurfürst für sich daraus erzielte, war dagegen verschwindend klein. Kaiser und Reich hatten mit Frankreich den schimpflichen Frieden von Nijmwegen geschlossen, zürnend mußte nun auch der Kurfürst nachgeben. Nicht einmal Stettin konnte er für sich erhalten, einen seiner Ansprüche um den andern mußte er aufgeben. Alle seine pommerschen Eroberungen gingen für ihn verloren. Am rechten Oderufer blieb ihm nur eine ganz unbedeutende Länderstrecke; „es ist nicht der König von Frankreich, der mich zum Frieden zwingt, sondern der Kaiser, das Reich, meine eigenen Verwandten und alle Alliierten", äußerte sich Friedrich Wilhelm, „aber sie werden es auch bereuen, und ihr Verlust wird so groß sein wie der meinige."

Bei Ludwig XIV. konnten all diese diplomatischen Erfolge auch insofern Wert haben, als ihm eine Gelegenheit zu weiteren Uebergriffen reichlich geboten war. Zunächst lag ihm daran, das Elsaß ganz in seine Gewalt zu bekommen, und das deutsche Reich stellte diesen seinen Bestrebungen nur matte Proteste und nichtssagende Erklärungen gegenüber. Scheinbar ging Ludwig auf alle diese Beschwerden ein, ja er erklärte sogar auf einem Kongreß in Frankfurt alles untersuchen zu lassen. „Aber die französischen Bevollmächtigten verweilten so lange auf der Reise, daß die Deutschen hinreichend Muße fanden, sich über Rang und Titel, über die Form der Tische und Sitze, über die Frage, ob man sich bei den künftigen Beratungen, der lateinischen oder französischen Sprache bedienen solle, zu streiten. Mittlerweilen wurde auf Louvois Anordnung in aller Heimlichkeit durch General Montclar Truppen im Elsaß gesammelt und die Netze ausgespannt, um das Kleinod des Reiches an Frankreich zu bringen. Dem Raubsysteme, durch welches seit zwei Jahren die Gemüter der an Frankreich grenzenden Völker in Unruhe und angstvoller Erwartung gehalten wurden, setzte Ludwig dadurch die Krone auf, daß er mitten im Frieden die freie Stadt Straßburg dem Reiche entriß.

Das Gelingen des Gewaltstreichs war so sicher vorbereitet, die Einteilungen zur Besetzung der Rheinstadt so geschickt getroffen, daß Louvois auf die Nachricht von der Einschließung der Festung durch Montclar eilen mußte, um rechtzeitig zur Kapitulation, die er sich selbst vorbehalten, von Versailles einzutreffen. Nicht als ob es der Bürgerschaft

an deutscher Gesinnung, an Pietät für das Reich und die geschichtliche Vergangenheit gefehlt hätte; man hatte oft genug in dringenden und flehenden Worten den Schutz des Reiches angerufen, aber ohne Hilfe vom Kaiser und von den Stammesgenossen, ohne genügende Wehrmannschaft und Verteidigungsanstalten in den eigenen Mauern, verlassen und verraten von dem zaghaften, in kläglicher Ratlosigkeit hin und her schwankenden Magistrate, was sollte die Bürgerschaft beginnen gegenüber einem Feinde, der im Falle eines Widerstandes mit Krieg und Verwüstung drohte, bei friedlicher Unterwerfung dagegen Verfassung, Recht und die Religionsfreiheit zu achten versprach. So fügte sich denn die Bürgerschaft Straßburgs in das unvermeidliche Schicksal und brachte der Sicherheit des Lebens und der materiellen Wohlfahrt ihre politische und kirchliche Selbständigkeit und so manches ideale Gut, das die Vorfahren errungen und behauptet zum Opfer."

Ein Schrei der Entrüstung ging ob dieser Gewalttat durchs deutsche Land. Kaiser Leopold hatte der Stadt ein halbes Jahr vor der Gewalttat 6000 Mann als Besatzung angeboten, allein der französisch gesinnte Rat hatte sich nicht veranlaßt gesehen, dieses Anerbieten anzunehmen. Und Leopold hätte auch nicht allein helfen können, denn schon wieder drohte den österreichischen Landen ein Ueberfall durch die Türken; Friedrich Wilhelm wollte von einer Unterstützung des Deutschen Reiches, das sich mehr und mehr seinem Untergang näherte, nichts wissen; am 11. Januar 1682 schloß er mit Frankreich einen definitiven Allianzvertrag. Für den nun wieder ausgebrochenen Türkenkrieg hatte er allerdings dem Kaiser seine Hilfe angeboten, allein dieser vermutete in diesem Anerbieten ganz andere, auf Schlesien gerichtete Absichten und lehnte das Anerbieten ab. Er war nun der Hilfe Polens sicher, und er hätte gerne den Krieg gemieden, allein Frankreich schürte unablässig an der Kampfeslust der Türken und bald brach ein türkisches Heer von Adrianopel auf. Ein Gefecht bei Raab, in welchem „Prinz Eugen" zum erstenmal kämpfte, nötigte den Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, Karl von Lothringen, sich auf Wien zurückzuziehen. Der Kaiser floh nach Linz, und dann weiter nach Passau, die Tore Wiens wurden verschlossen und bald stand der Feind vor den Mauern. Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg, dem der Kaiser das Oberkommando der Stadt übertragen hatte, ließ alle Vorstädte von Wien in Brand stecken und es gelang seiner heldenmütigen Entschlossenheit, sowie der Tapferkeit der Bevölkerung sechzig Tage lang die Belagerung auszuhalten, bis endlich die deutschen Hilfstruppen und ein polnisches Heer unter Johann Sobiesky herbeieilten. Die Entscheidungsschlacht am 12. September 1863 war eine blutige.

In Hofkreisen freilich merkte man von einer dauernden Erhebung nach diesem Sieg nur wenig; selbst der Polenkönig wurde mit feierlicher Etikette behandelt; mit Frankreich schloß der Kaiser am 15. August 1685 den Regensburger Frieden und überließ damit Straßburg „vorläufig" auf 20 Jahre an Frankreich. All das wäre vielleicht nicht geschehen, wenn der Gegensatz zwischen Friedrich Wilhelm und dem Kaiser ausgeglichen gewesen wäre; die Aufhebung des Ediktes von Nantes am 18. Oktober 1685 belehrte den Kurfürsten, daß sein Heil im Befolgen einer nationalen Politik liege und so begann er wieder Annäherung an seine früheren Freunde zu suchen. Dem Erlaß Ludwigs XIV. antwortete er mit seinem Potsdamer Edikt vom 8. November 1685, nach welchem er versprach, daß alle Familien, welche um der Religion willen ihr Vaterland Frankreich verlassen mußten, in seinen Staaten Schutz und Sicherheit finden sollten.

Noch gelang es dem Kurfürsten 1686 einen Vertrag mit dem Kaiser abzuschließen, in welchem der Kurfürst gegen Abtretung des kleinen Schwiebuser Kreises allen seinen schlesischen Ansprüchen entsagte und mit dem Kaiser ein gegenseitiges Bündnis zur Stellung von Hilfstruppen einging. In demselben Jahr noch zogen 8000 Brandenburger dem Kaiser gegen die Türken zu Hilfe und trugen in der Schlacht bei Ofen wesentlich zu einer günstigen Entscheidung bei.

Mitten unter allen diesen Vorgängen nahte das Ende des Kurfürsten heran. Gicht und Wassersucht hatten ihn schon lange gequält und als er seinen Tod herannahen fühlte, nahm er von all den Seinen rührenden Abschied. Am 24. April 1688 verschied er still und gottergeben.

Deutschland bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen.

Nach und nach mußte man sich auch in Deutschland darüber klar werden, welche Wünsche Frankreich betreffend die Ausdehnung seiner Macht hatte. Alle früheren Versuche, den Bestrebungen Ludwigs XIV. mit Energie entgegenzutreten, waren an der Zersplitterung und gegenseitigen Eifersucht der partikularistisch gesinnten deutschen Fürsten gescheitert. Allein man sah nun doch allmählich die Notwendigkeit ein, seinem rücksichtslosen Vorschreiten entgegenzutreten, da man von ihm noch weit Schlimmeres, als bis jetzt geschehen, zu erwarten hatte. Sollte das Gleichgewicht in Europa nicht einfach verloren gehen, so mußte man gegen Frankreich nun eine entschiedene Haltung einnehmen, und so vereinigten sich denn von neuem mehrere europäische Mächte zu einem Bunde gegen die Gewaltherrschaft Ludwigs. Zunächst waren es Wilhelm von Oranien, der Kurfürst von Brandenburg und Karl XI. von Schweden, die sich zu gegenseitiger Hilfe gegen jeden Uebergriff Frankreichs verpflichteten. Ludwig entging es nicht, daß man irgend einen Plan gegen ihn ins Werk zu setzen gesonnen sei, und um sich zu sichern, suchte er zugleich mit den verbündeten Mächten einen definitiven Frieden zu schließen. Die am 6. Juli 1686 geschlossene Augsburger Ligue wollte aber von einem solchen nichts wissen, und Ludwig glaubte nun zu den Waffen greifen zu müssen, da ihm jetzt gerade der geeignete Moment gekommen zu sein schien, um seine Macht noch zu vergrößern. So unternahm er denn zunächst den Feldzug gegen die Rheinpfalz, ohne zuvor eine Kriegserklärung abgegeben zu haben. Kaiserslautern, Alzey, Neustadt und Oppenheim wurden besetzt, Worms, Speyer und Mainz mußten eine französische Besatzung aufnehmen. Bis Heidelberg drang der Dauphin mit seinem Generalstab vor, und als nun Wilhelm von Oranien im Bund mit England und Holland seine Macht gegen Frankreich wandte, da entschloß sich dieses, die Rheingegenden vollständig zu vernichten. „Louvois schrieb an den Marschall Duras: es sei des Königs Wille, daß alle Orte und Plätze, welche den Feinden zum Aufenthalt oder zu Winterquartieren am Rheine dienen, oder den französischen Plätzen an diesem Flusse zu Schaden gereichen könnten, zerstört werden sollten. Diesem Befehl eines hartherzigen Ministers und eines tyrannischen Königs wurde mit unerhörter Grausamkeit Folge geleistet. Vor der Kriegsräson verschwand jede Rücksicht der Menschlichkeit. Wie Mordbrenner fielen die wilden Scharen über die blühenden Dörfer an der Bergstraße, über

die reichen Städte am Rhein, über die Ortschaften der südlichen Pfalz her und verwandelten sie in Aschenhaufen. Der gesprengte Turm des Heidelberger Schlosses ist noch jetzt ein stiller Zeuge von der Barbarei, mit der Melac und andere Anführer die Befehle einer grausamen Regierung vollzogen. Vom März bis tief in den Sommer hinein dauerte das Werk der Zerstörung. Heidelberg ging zum Teil in Flammen auf, nachdem die Neckarbrücke in die Luft gesprengt worden; Rohrbach, Wiesloch, Kirchheim, Baden, Bretten, Rastatt, Pforzheim und andere Orte wurden niedergebrannt, Handschuchsheim, Lodenburg, Dossenheim, Schriesheim erholten sich nie wieder ganz von den Verheerungen, womit sie der „allerchristliche" König heimsuchte; vom Haardgebirge bis zur Nahe, Frankenthal, Alzey, Kreuznach rauchten Städte und Dörfer, Weinberge und Fruchtfelder; in Mannheim mußten die Einwohner selbst zerstörende Hand an die Festungswerke und Gebäude legen. Worms wurde mit Ausnahme der Domkirche in eine öde Brandstätte verwandelt; in Speyer verjagten die Franzosen die Bürgerschaft, zündeten die ausgeplünderte Stadt und den altehrwürdigen Dom an und trieben Hohn mit den Gebeinen der alten Kaiser. Oppenheim wurde verwüstet. Die Festung Mainz und die meisten Städte des Kölner Erzstifts erhielten französische Besatzungen; tief in Schwaben und in Franken trieb der Reichsfeind Brandschatzungen ein. „Man kann noch heute die Holzschnitte jener Zeit, auf denen über den Türmen und Dächern so vieler altberühmten und kunstgeschmückten Städte die herausschlagenden Flammen und die darüber liegenden Rauchwolken abgebildet sind, nicht ohne Herzeleid ansehen."

Die Franzosen hielten sich in ihren Stellungen. Im Anfang war das Rheinland, von Köln bis nach dem Breisgau, der Kriegsschauplatz. Mainz und Bonn wurden erst nach mehrwöchentlicher Belagerung von brandenburgischen und sächsischen Truppen zurückerobert. In den Niederlanden behaupteten die Franzosen ebenso wie in den Alpengegenden ihren Kriegsruhm, und von Jahr zu Jahr wuchs ihre Macht. Eine Niederlage mußten sie immer wieder durch zwei Siege gut zu machen, und die Erfolge, die die Franzosen namentlich am Rhein hatten, entschädigten für alles andere. An denselben war freilich nicht in erster Linie die Tüchtigkeit der französischen Generale, sondern vielmehr die Unfähigkeit der Gegner schuld, und namentlich der Kommandant Heidersdeck, war es, der von seinem Hauptquartier in Heidelberg aus durch Feigheit und Verrat den Franzosen Vorschub leistete. Denn wenn auch die Heidelberger Bürger die Stadt nunmehr wieder notdürftig befestigt hatten und entschlossen waren, dieselbe bis zu ihrem Untergang zu verteidigen, so brachte es doch die Kopflosigkeit und Feigheit des obengenannten Kommandanten fertig, daß die Stadt beinahe ohne Schwertstreich sich den Franzosen ergab. Die Verwüstung, welcher sich nun die Pfalz ausgesetzt sah, beschreibt Häusser in seiner Geschichte der rheinischen Pfalz anschaulich genug: „Jetzt holten die Truppen Ludwig XIV. das nach, was sie 1689 noch unterlassen hatten. Nur einige Hundert der in der Stadt Zurückgebliebenen nahm man sich die Mühe, zu Gefangenen zu machen. Die übrigen erlitten schmachvolle Mißhandlung, am grausamsten verfuhr man gegen Wehrlose und Schwache. Fünf Regimenter zogen plündernd durch die Stadt; das Morden der Bürger, die ausgedachten Qualen der Greise und Kinder wurden von den Flammen beleuchtet, womit die Kämpfer des „allerchristlichen Königs" die Stadt zum zweitenmale heimgesucht hatten. Was noch übrig blieb, trieb man in die heil. Geistkirche; als sie gefüllt war, wie ein Pferch und man am Altar mit den Hilflosen schreckliche Mißhandlung getrieben, ward auch die Kirche angezündet.

Wilhelm III., Prinz von Oranien.

An dem Heulen der Eingesperrten, über deren Köpfen die Glocken schmolzen, der Turm einzustürzen drohte, weideten sich die Mordbrenner behaglich; erst als der äußerste Moment der Lebensgefahr gekommen, ließ man die Armen heraus, um sie in einer andern Kirche weiteren Qualen preiszugeben. Die Stadt stand indessen in vollen Flammen, die meisten Kirchen wurden verbrannt oder stark beschädigt; die Gebäude der Universität gingen ganz zu Grunde und von den Privathäusern sind nur wenige vom Feuer verschont geblieben. Alle Bewohner ohne Unterschied der Religion wurden mißhandelt oder verjagt; die Mauern selbst dem Erdboden gleich gemacht. Sogar die Gräber der Kurfürsten schonte man nicht, selbst der alte König Ruprecht ward in seinen sterblichen Ueberresten aus der beinahe dreihundertjährigen Ruhe hervorgerissen; auch Karl Ludwigs Ahnung, daß sein Leichnam im Grabe nicht sicher sein würde, fand jetzt ihre Erfüllung. Bis in den September lagen die Franzosen noch auf dem Schloß, um die Zerstörung zu vollenden. Die Stadtmauern und die Schanzen um die Stadt verschwanden spurlos; die Tore des Schlosses und die meisten Befestigungen wurden gesprengt, der Otto Heinrichsbau verbrannt und ein Teil der Gewölbe entweder verschüttet oder durch Minen zerstört. Man zählte nach dem Abzug der Feinde noch einige Dutzend Wohnungen, die der Verwüstung nicht unterlegen waren. In Paris ließ Ludwig XIV. ein Tedeum feiern und eine Denkmünze mit der verbrannten Stadt schlagen, deren Inschrift: Rex dixit et factum est Gottes Allmacht in lächerlichster Weise parodierte."

Allein am Ende wurde man von beiden Seiten des Krieges müde, Zwietracht herrschte unter den deutschen Fürsten, überall mochte man Friedensneigungen entdecken; ein Staat nach dem andern schloß seinen Sonderfrieden mit Frankreich, und am 30. Oktober 1697 kam zu Ryswijk unter schwedischer Vermittelung auch der Friede mit dem Kaiser zustande. Kehl, Philippsburg, Zweibrücken, Freiburg und Breisach wurden an das Reich zurückgegeben, allein Ludwig versäumte trotz seiner scheinbaren Nachgiebigkeit doch nicht, diesen Friedensbedingungen eine Klausel anzuhängen, die recht unbequem war. Er verlangte nämlich, daß in allen denjenigen Ortschaften, in welchen, wenn auch nur vorübergehend, während deren Besetzung katholische Gottesdienst gehalten worden war, dieser Kultus auch fernerhin geduldet werden müsse. Die Hauptschuld an dem Zustandekommen dieser Klausel fiel freilich auf die Vertreter des Kaisers, die nicht den Mut hatten, einer solchen Bestimmung entgegenzutreten.

Der Kaiser hatte freilich gerade jetzt wichtigeres zu tun, als derartigen Kleinigkeiten nachzugehen. Wiederum, und zwar mehr denn je, drohte Türkengefahr dem Reiche, und wenn es auch bis zum Jahre 1696 nicht gelungen war, einen entscheidenden Erfolg herbeizuführen, so gelang es nun einem der genialsten Feldherrn seiner Zeit, dem Prinzen Eugen von Savoyen, einen entscheidenden Sieg zu erringen.

Prinz Eugen von Savoyen-Carignan hatte schon durch die Schicksale seiner Mutter, einer Nichte Mazarins, die nach dem Tode seines Vaters, des Grafen von Soissons, hatte Frankreich verlassen müssen, einen Haß gegen Frankreich. Vergeblich hatte er, den man zum Geistlichen bestimmt hatte, sich in Frankreich um ein militärisches Kommando beworben, und sich dann in seinem Unmut nach Oesterreich gewandt. „Dieser junge Savoyarde," hatte Markgraf Ludwig von Baden von ihm prophezeit, „wird mit der Zeit alle diejenigen erreichen, welche die Welt jetzt als große Feldherrn betrachtet." Bei Zenta, am linken Ufer der Theiß, lieferte Eugen dem Sultan am 11. September 1697 eine Schlacht, die mit der Vernichtung des türkischen Heeres endigte. Mehr als 20000

Türken fanden in der Schlacht ihren Tod, 10 000 ertranken in der Theiß und im ganzen sollen kaum 2000 entkommen sein. Trotz dieses Sieges mußte dem Kaiser daran liegen, mit der Pforte Frieden zu schließen. Derselbe kam am 20. Januar 1699 in Karlowitz zustande; ganz Siebenbürgen sowie alles Land zwischen Donau und Theiß fielen an Oesterreich, und der Friede von Karlowitz muß als Anfang des nun immer rascher sich entwickelnden Verfalls des osmanischen Reiches betrachtet werden.

Was aber den Kaiser bewog, so schnell seinen Frieden mit der Pforte zu machen, das war die Frage der spanischen Erbfolge, die nun wie ein Gewitter drohend am politischen Horizonte stand. Man hatte diese Frage im Frieden von Ryswijk unberührt gelassen, und Frankreich hatte die dadurch gebotene Frist nicht unbenutzt gelassen, um durch allerhand diplomatische Unterhandlungen schon jetzt sich den Erfolg dieser Angelegenheit zu sichern.

Der Tod Karls II. von Spanien mußte, so wie die Dinge lagen, der Beginn langdauernder Streitigkeiten werden. Der Ryswijker Friede hatte die spanische Erbfolge nicht erwähnt. Frankreich hatte schon seit einem halben Jahrhundert alles Mögliche getan, um diese Erbschaft für sich zu gewinnen. Am allerwenigsten glaubte man dort irgend einem der andern Staaten ein Vorrecht einräumen zu dürfen; allein auch der deutsche Kaiser wollte von einer Bereicherung anderer Fürsten dadurch nichts wissen, der Oranier hatte ihm versprochen, seinem jüngeren Sohn Karl eventuell zur Nachfolge zu verhelfen, später aber seine Absicht geändert und dem bayrischen Kurprinzen Joseph Ferdinand die spanische Krone zuzuwenden gesucht.

„Es war vorauszusehen," erzählt Weber, „daß Ludwig nicht verfehlen würde, die dynastischen Ansprüche seines Hauses bei der Erledigung des spanischen Thrones geltend zu machen, wie er oft genug kundgegeben, und bei dem schwankenden unsicheren Erbfolgerecht war es ganz natürlich, daß er ein gewichtiges Wort mitzureden habe. Wir wissen, daß weder er selbst noch das Pariser Parlament die Verzichtleistung der Königin Maria Theresia anerkannt hatte, da niemand die Rechte seiner Nachkommen veräußern und ein Reichsgesetz nicht durch willkürliche Bestimmung beseitigt werden könne. Und war denn die Erbberechtigung des Kaisers Leopold außer allen Zweifel gestellt? Allerdings hatte König Philipp IV., als er seine zweite Tochter Margarethe dem österreichischen Verwandten in die Ehe gab, ihr und ihrer Nachkommenschaft die Erbfolge zugesichert. Allein die Kaiserin war tot, ihre einzige Tochter Maria Antonia hatte ihrem Gemahl, den bayrischen Kurfürsten Max Emanuel, im tötlichen Wochenbett ein Söhnchen geboren, dem nach der Abstammung und nach der Bestimmung des Großvaters somit das nächste Anrecht zustand. Wohl hatte Leopold die Tochter dahin gebracht, daß auch sie bei ihrer Verheiratung ihren Erbansprüchen entsagte, aber dabei wiederholte sich derselbe Einwand. Maria Antonia konnte nach dem erwähnten Grundsatz so wenig ihre Nachkommenschaft der erblichen Rechte berauben, als ihre Tante. Die Söhne des Kaisers Leopold von einer anderen Gemahlin hatten somit gesetzlich kein besseres Recht, als die Nachkommen Ludwigs XIV. Da lag es denn nahe, daß bei der großen Bedeutung der Erbfolgefrage für den Frieden und das Gleichgewicht Europas die unbeteiligten Mächte eine Verständigung und friedliche Lösung herbeizuführen suchten. Niemand aber hatte ein höheres Interesse, daß kein anderer Großstaat in Spanien einen überwiegenden Einfluß gewinne als England und Holland. Seit dem wirtschaftlichen Verfall des spanischen Reiches hatten die beiden Seevölker den Warenumsatz in allen Teilen der Monarchie in

ihre Hände gebracht, sie bezogen die Rohstoffe, insbesondere Wolle und Metalle aus den spanischen Ländern diesseits und jenseits des Ozeans, und führten dafür Fabrikate auf die spanischen Märkte. Ueber die Zölle wurden sie mit der Regierung und dem geldbedürftigen Hofe in Madrid leicht einig. Und da die beiden rivalisierenden Handelsstaaten, die sonst so oft entgegengesetzte Richtungen einschlugen, damals mehr als je einig waren, indem der Oranier Wilhelm III. zugleich das Statthalteramt in den Niederlanden und den Thron in dem britischen Reich inne hatte, so wurde hier der eifrigste Versuch gemacht, einen Ausgleich zustande zu bringen, ehe die Entscheidung des Schwertes gesucht wurde. Die diplomatische Mission Wilhelm Bentinks, Grafen von Portland, dem der englische König sein ganzes Vertrauen zugewendet hatte, sollte den Weg bahnen. Man glaubte am besten zum Ziele zu kommen, wenn der bayrische Kurprinz Joseph Ferdinand das spanische Pyrenäenland und die Kolonieen beherrsche, die übrigen Länder der Monarchie zwischen Frankreich und Oesterreich verteilt würden. Die Statthalterschaft der Niederlande, welche Max Emanuel, der Vater des jungen Prinzen, verwaltete, konnte, wie ihm schon früher Hoffnung gemacht worden, in seiner Person „perpetuiert" werden. Auf diese Weise glaubte man zugleich dem Erbrecht und dem Grundsatz des europäischen Gleichgewichts zu genügen.

Auffallend war immerhin, daß man in dieser wichtigen Frage dem König von Spanien selbst keine Entscheidung einräumte. Allein dieser, schwach und krank, war einer selbständigen Entschließung kaum mehr fähig, seine zweite Gemahlin, Maria Anna, war ob ihrer Leidenschaftlichkeit und Intriguensucht bei jedermann verhaßt, und als nun die Kunde nach Spanien drang, daß die Westmächte noch bei Lebzeiten des Königs sich über dessen Nachfolger vereinbart hätten, da ergriff allgemeine Erregung das Land. Noch lebte dort die Erinnerung an vergangene Zeiten, wo die Vorfahren einst eine entscheidende Stimme im europäischen Völkerrat besessen hatten, und König Karl begegnete nur der allgemeinen Zustimmung, als er nun seinen Großneffen in Bayern, Joseph Ferdinand, zum Erben seines Reichs einsetzte. Allein noch ehe derselbe nach Spanien kam, starb er rasch an den Pocken, und von neuem war nun den politischen Intriguen und den diplomatischen Künsten ein weites Feld eröffnet. Allerlei Vorschläge wurden nun von neuem betreffend die Erbfolge gemacht, allein keiner derselben fand ungeteilten Beifall, und die Hauptsache war nun, den mehr und mehr seinem Ende nahenden König zu einer endgültigen Entscheidung zu bewegen. Diese Aufgabe war den beiden Gesandten Graf Harrach und dem Marquis von Harcourt zugefallen Allein so tüchtig auch der deutsche Gesandte sein mochte, so gelang es doch dem französischen Vertreter, mehr und mehr Einfluß zu gewinnen, und dem Zureden desselben an den kranken König, daß Frankreich allein stark genug sein werde, um die erwünschte Einheit zu erhalten, konnte König Karl auf die Dauer nicht widerstehen. So entschloß er sich denn, wenige Wochen vor seinem Tode eine Urkunde zu unterzeichnen, nach welcher Herzog Philipp von Anjou zu seinem Nachfolger eingesetzt wurde. Allein als nun die Nachricht von dem am 9. November 1700 erfolgten Tod des Königs eintraf, zögerte Ludwig trotzdem, dessen testamentarische Bestimmung zu realisieren, und erst am 12. November wurde in Versailles Philipp von Anjou zum König von Spanien erklärt. Die wichtige Frage schien damit gelöst, auch im Ausland schien man mit dieser Erledigung derselben zufrieden zu sein, denn wenn auch Kaiser Leopold entschlossen schien, seine Ansprüche in der spanischen Erbfolgefrage mit den Waffen zu verteidigen, so waren dagegen die übrigen Mächte wenig gesonnen,

ihm Beistand zu leisten, und weder das englische Parlament noch die „hochmögenden Herren in Holland" glaubten irgend einen Grund zum Kriege zu haben. Im Gegenteil sah man sowohl in London wie im Haag mit vollkommener Zufriedenheit auf die Lage der Dinge, allein in Frankreich wurde durch diesen scheinbaren Erfolg zugleich der alte Uebermut wieder rege, und trotz allen Abmahnungen machte Ludwig aus seiner Absicht, daraus möglichst Vorteile für Frankreich zu ziehen, durchaus keinen Hehl. Bald verbreitete sich die Nachricht, Max Emanuel habe in Verbindung mit französischen Hilfstruppen die von Holländern besetzten Grenzstädte überrumpelt und die Besatzung zum Abzug gezwungen, und da man glaubte, daraus deutlich entnehmen zu können, daß Frankreich nun wiederum darnach strebe, die Alleinherrschaft in Europa zu gewinnen, so machte sich auch bald ein Umschwung in der Strömung bemerkbar. Im englischen Parlament glaubte man energisch vorgehen zu müssen; in den Haager Konferenzen setzte man den französischen Gesandten lebhaften Widerstand entgegen; man war sich klar darüber, daß Holland und England gleichermaßen von Frankreich bedroht seien, und daß eine Erledigung der ganzen Angelegenheit auf dem Weg des Friedens kaum werde möglich sein. Allein noch immer glaubte man wenigstens den Schein hiefür wahren zu sollen. Es lag in der Hand der französischen Fürsten, den andern Mächten beruhigende Zusagen in Betreff der Unabhängigkeit Spaniens namentlich zu geben. Allein der Tod Jakobs II. von England, des Schwiegervaters Wilhelms III., änderte mit einem Schlage die ganze Sachlage. Der Dauphin namentlich war es gewesen, der für Uebertragung der Nachfolge auf den Sohn gestimmt hatte, und als nun verkündigt wurde, daß Jakob III. König von England, Schottland und Irland sei, da ging ein Schrei der Entrüstung über dieses eigenmächtige Eingreifen Frankreichs durch das Land. Aber gerade jetzt, da der Oranier die schönste Gelegenheit hatte, in der Tat der Retter gegen französische Vergewaltigung zu werden, griff das Schicksal machtvoll ein; am 8. März 1702 starb er an den Folgen einer Blutvergiftung, und nach seinem Tode bestieg seine Schwägerin Anna Stuart den englischen Thron, welche denn auch die Leitung des Kriegs- und Staatslebens vollständig in die Hände Marlboroughs legte.

Indessen hatte der Krieg zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon bereits begonnen. Rasch war Herzog Viktor Amadeus gegen Mailand gezogen, die Dinge lagen möglichst günstig für Frankreich, und Ludwig hatte allen Grund, an neue Siege zu glauben. Allein die Dinge hatten sich doch ziemlich geändert; während auf seiner Seite die tüchtigen Feldherren einer nach dem andern dahingegangen waren, standen dagegen auf feindlicher Seite Männer von erprobter Tüchtigkeit, und so war es namentlich Prinz Eugen, der die Seele aller militärischen Unternehmungen und Anschläge bildete. Ihm gelang es denn bald, gegen Frankreich nennenswerte Vorteile zu erringen, und dadurch in Oesterreich das Zutrauen zu gewinnen, dessen es zu einem gemeinsamen Vorgehen bedurfte.

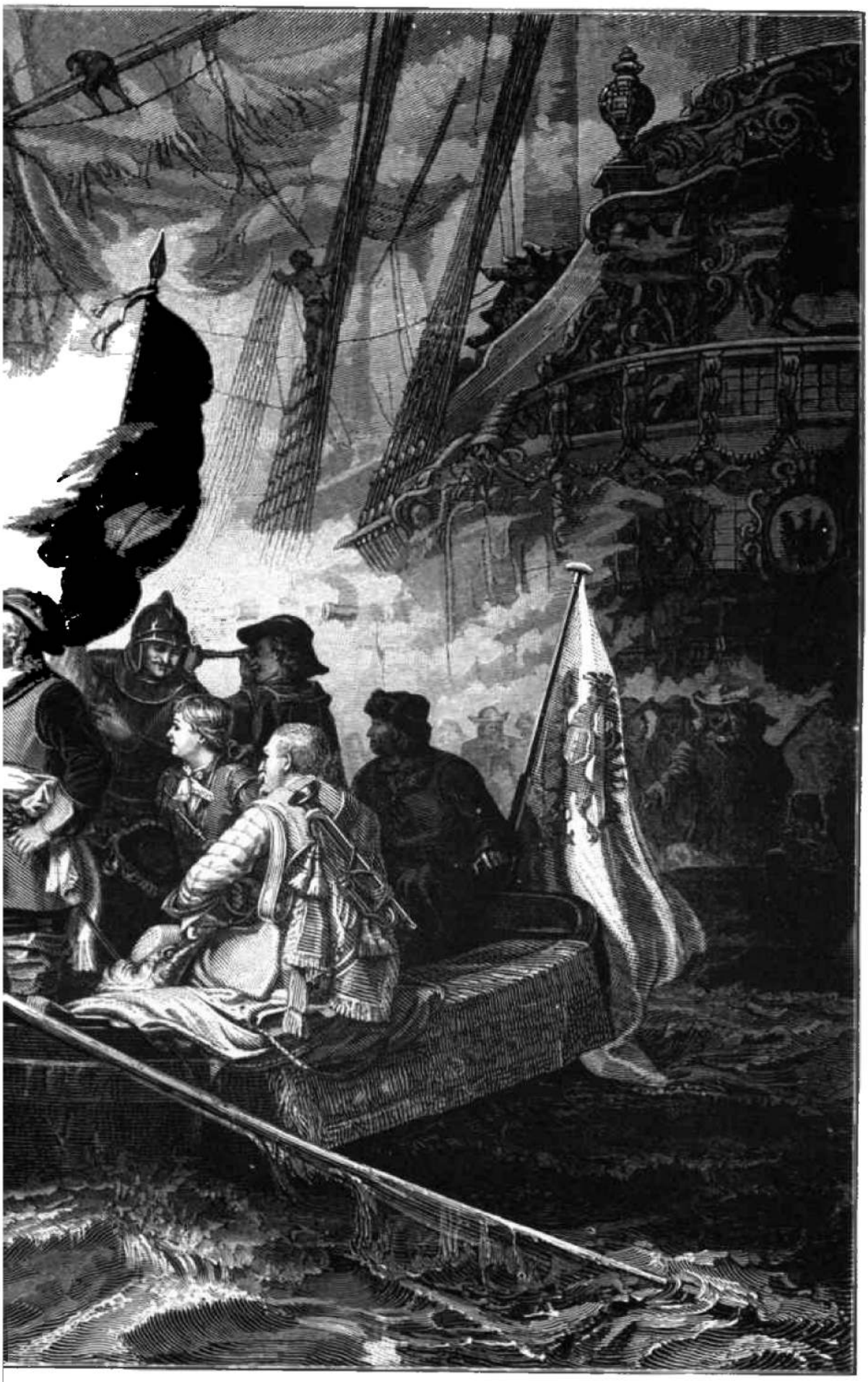
Im südwestlichen Deutschland war es Ludwig von Baden, welcher namentlich eine Verbindung der Franzosen mit den Bayern zu verhindern suchte. Er fand bald eine willkommene Hilfe an dem Herzog von Marlborough, der nach der Maas und dem Niederrhein vorrückend, den französischen Feldherrn zwang, sich auf seine Selbstverteidigung zu beschränken. In kurzem kamen die wichtigsten Festungen in die Hände der Verbündeten, die bald am ganzen Niederrhein die Oberhand erlangten, trotzdem man auch der französischen Armee und ihrer ganzen trefflichen Organisation die Bewunderung nicht

versagen kann. „Und betrachtet man die Lage der Dinge auf dem weiten Kriegsschauplatz, so wird man diese Bewunderung gerechtfertigt finden. Während in Languedoc der Bürgerkrieg gegen die „Camisarden" seine greuelvollste Gestalt erreicht hatte, und nicht nur die Miliz der Provinz, sondern auch regelmäßiges Militär unter dem Marschall de la Baume Mautrevel in Anspruch nahm, waren die Franzosen stark genug, die spanischen Niederlande durch ausgedehnte Linien zu beschützen, vermochte Villars, nachdem er Kehl besetzt und sich in dem glücklichen Treffen bei Sindlingen den Marschallstab verdient, den Markgrafen Ludwig aus seinen Stellungen zu drängen und sich den Weg zur Verbindung mit dem Kurfürsten von Bayern zu öffnen, der sich der Festung Ulm bemächtigt hatte. Der Reichsfeldherr, der von dem unfähigen und unbotmäßigen kaiserlichen General Styrum in allen Unternehmungen gehemmt, von den Reichsständen mangelhaft unterstützt ward, dessen Truppen hungerten und in Lumpen gingen, war nicht im stand, mit seiner Armee, die durch massenhafte Desertionen sich täglich verminderte, die Vereinigung der Franzosen und Bayern zu hindern."

Einem Vorschlag der Franzosen, gegen Wien einen Handstreich auszuführen, zeigte sich der bayrische Kurfürst nicht geneigt; ihm lag die Erwerbung Tirols am Herzen. Allein wenn auch die Tiroler mit der österreichischen Herrschaft durchaus nicht zufrieden waren, so wollten sie doch noch weniger von Bayerns Regiment etwas wissen. Ueberall wurde so Max Emanuel in seinem Vorrücken gehindert und mußte sich denn auch bald zum Rückzug entschließen, ohne daß indessen durch diese Mißerfolge sein Mut gebrochen worden wäre. Kufstein und Regensburg blieben in seinem Besitz; bei Höchstädt besiegte er den General Styrum und nötigte Ludwig von Baden zum Rückzug; Augsburg und Passau wurden von ihm erobert und in Wien sorgte man sehr, daß er am Ende in Oesterreich einrücken und mit den unzufriedenen Ungarn gemeinschaftliche Sache machen möchte. Zu gleicher Zeit gelang es auch der französischen Armee, da und dort die Oberhand zu gewinnen. Das meiste Vertrauen hatte Frankreich zu Spanien. Allein wenn auch dort Philipp mit Jubel begrüßt worden war, so zeigte er sich doch nicht fähig, den auf ihn gesetzten Erwartungen zu entsprechen. Die Unzufriedenheit, die sich bald gegen ihn bemerklich machte, veranlaßte denn auch die spanischen Granden Anschluß bei Portugal zu suchen und dieses zu einem Bündnis mit den Alliierten zu bewegen. In der Tat gelang dies auch und Don Pedro trat dem Bundesvertrag bei. Bald nachher gelang es denn auch der englisch-holländischen Diplomatie, den Hof in Wien dazu zu bewegen, daß dieser seine Rechte auf die spanische Monarchie an Erzherzog Karl abtrat und denselben nach Spanien sandte.

Die Notwendigkeit eines entscheidenden Schlages trat mehr und mehr in den Vordergrund. Weder die Ermahnungen des Kaisers und des Reichsfürsten, noch die Bedrohung des bayrischen Landes durch deutsche, böhmische und dänische Truppen vermochten den Kurfürsten Max Emanuel von seinem Bunde mit Frankreich abzubringen. Da faßte Prinz Eugen, der damals an der Spitze des ganzen österreichischen Kriegswesens stand, den Plan, durch einen kombinierten Angriff die französisch-bayrische Heeresmacht außer stand zu setzen, den kriegerischen Bestrebungen, die sich von Süddeutschland bis nach Ungarn erstreckten, Vorschub zu leisten. Seine hohe Stellung machte es ihm möglich, bei allen Unternehmungen seinem eigenen Geiste zu folgen, und niemand übersah damals die Lage der Ding so klar, als er. „Mit jenem Talente ausgerüstet, welches das Allgemeine und Große fest im Auge behält und dabei das Kleinste nicht

Landung des Großen K



ürſten auf Rügen.

übersieht, und mit der Autorität, die auf Erfahrung und Einsicht gegründet, sich jeden Augenblick geltend macht, entwarf er den Feldzug und Schlachtplan. Von Wien aus hatte er mit dem englisch-holländischen Heerführer Verbindungen eingeleitet, daß derselbe ihm mit seiner Armee nach Süddeutschland zu Hilfe ziehen möchte, und wurde in seinem Bemühen von dem kaiserlichen Hofe unterstützt. Marlborough ging gerne auf den Vorschlag ein. Er war mit Eugen ganz einverstanden, daß man durch einen großen Schlag eine Entscheidung herbeiführen, in die lahme Kriegsweise Leben und Bewegung bringen müsse. Aber es war für ihn keine leichte Arbeit, die spröden Elemente, die ihm allenthalben im Wege standen, zu überwinden; in England, wo die Fraktionswut zwischen Tories und Whigs, zwischen Hochkirchlichen und Dissenters einen hohen Grad erreicht hatte, konnte der Herzog nur durch die Gunst und die persönliche Unterstützung der Königin zwischen den fast gleichstarken Parteien sich in seiner Machtstellung behaupten; er bedurfte glänzender Erfolge im Felde, wenn nicht der Landkrieg ganz erschlaffen sollte." Als Marlborough sich mit seinen Truppen dem Neckar zuwandte, erriet man endlich auf französischer Seite den Grund dieser Operation. Dem Marschall Balland gelang es, sich bei Villingen mit dem Kurfürsten zu vereinigen, und kurz darauf fanden sich Eugen und Marlborough in dem württembergischen Städtchen Großheppach zusammen.

Die zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten angebahnten Vermittelungsversuche hatten zu keinem Resultat geführt. Ein Angriff auf den Schellenberg nötigte die bayrischen Truppen zum Abzug, und die Schlacht bei Höchstädt am 13. August 1704 nötigte das französisch-bayrische Heer zur Unterzeichnung einer Kapitulation, wie sie die Sieger in dieser entscheidenden Schlacht vorschrieben.

Kurz darauf starb Kaiser Leopold I. und sein ältester Sohn Joseph I. bestieg den kaiserlichen Thron. Der Gang des Krieges wurde dadurch in keinerlei Weise geändert. Joseph I. war in manchen Stücken das gerade Gegenteil seines Vaters. Eine seiner ersten Handlungen war, daß er Marlborough zum Fürsten des Reichs erhob und zugleich aufs eifrigste die Achtserklärung gegen den Kurfürsten Max Emanuel erhob.

Indessen hatte der Krieg überall seinen ungestörten Fortgang. In den Schlachten bei Ramillier am 23. Mai 1706 und bei Turin am 7. September 1706 errangen die Verbündeten bedeutende Siege, während dagegen am Oberrhein und in Süddeutschland die Franzosen mannigfache Vorteile gewannen. Am 4. Januar 1707 schied Ludwig von Baden aus dem Leben, Prinz Eugen wurde zu seinem Nachfolger ernannt, allein er empfahl als seinen Stellvertreter, da er selbst noch in Italien beschäftigt war, den General von Thungen. Statt dessen wählte man im Fürstenrat den Markgrafen Christian von Anspach-Bayreuth, und die schlimme Folge davon war, daß Marschall Villars bis nach Schwaben und Franken vordrang. Allein die Vorgänge in Spanien, wo die französische Sache immer mehr ins Wanken kam, brachten Ludwig XIV. in eine immer schlimmere Lage. Das Jahr 1708 hatte mit Unglücksfällen aller Art seine letzten Hoffnungen vernichtet, und der Winter hatte im Bunde mit einer Hungersnot ihn zu Demütigungen gezwungen, wie er sie noch niemals erlebt. Wenn er auch äußerlich seine Fassung zu bewahren wußte, so nagte doch der Kummer bitter genug an seinem Herzen, denn die Forderungen, welche die Verbündeten an ihn stellten, waren so weitgehende, daß sie alle Früchte seiner bisherigen Siege zu vernichten drohten. „Man verlangte von ihm die unbedingte Entsagung auf das preußische Königreich, auf die spanischen Nieder-

lande, auf Mailand, auf die Besitzungen in Westindien und Südamerika. Umsonst machte Ludwig durch Torcy den Generalstaaten große Zugeständnisse, um sie zu einer Separatübereinkunft und zu einer Trennung von der Allianz zu bewegen, umsonst suchte er den Herzog von Marlborough, dessen Habsucht und Geldgier bekannt war, durch verlockende Anerbietungen zu gewinnen, wenn man seinen Enkel nur im Besitz von Neapel und Sicilien lassen würde; die „Triumvirn" hielten in ungeschwächter Eintracht zusammen, die gesamte spanische Monarchie sollte an Karl III. übergehen. - Ja als die Versailler Regierung sich geneigt zeigte, sogar auf dieser Basis in Friedensunterhandlungen einzutreten, wurden neue Forderungen gestellt, selbst Elsaß mit Straßburg, selbst die Freigrafschaft, wo Kundgebungen für die Rückführung des alten Regiments im Volke hervortraten, selbst die lothringischen Bistümer, selbst die Festungen Condé und Valenciennes sollten herausgegeben werden. In England sprach man davon, daß man den französischen König zwingen müsse, den Stuartschen Prätendenten aus seinen Staaten zu weisen, die Festungswerke von Dünkirchen zu schleifen, den Hugenotten ihre alten Rechte zurückzugeben. Wie tief ehedem in den Zeiten seines Glücks und seiner Größe der französische Gewalthaber durch Stolz und Uebermut die andern europäischen Mächte verletzt haben mochte, jetzt wurde ihm in vollem Maße vergolten. Er mußte den Becher der Demütigung bis auf den Grund leeren. Im Lager der Verbündeten sprach man davon, daß man die Waffen in das Herz Frankreichs tragen, in Versailles den Frieden diktieren müsse. Torcy verlangte einen zweimonatlichen Waffenstillstand, um auf Grund der von den Alliierten gestellten Forderungen einen Friedensschluß zustande zu bringen; die drei gebietenden Herren, nicht zufrieden mit der Zusage, daß dem König von Spanien jede Hilfeleistung von seiten Frankreichs entzogen werden sollte, wollten die Waffeneinstellung nur unter der Bedingung gewähren, daß Ludwig seinen eigenen Enkel entthrone, daß er demselben nicht nur jeden Beistand versagen, sondern ihn aus Spanien vertreiben helfe. Französische Truppen sollten, mit den Verbündeten vereinigt, den habsburgischen König auf den Thron von Madrid führen. Zu solchem Grade der Schmach und Entehrung konnte Ludwig nicht gebracht werden. Stand denn nicht in Flandern noch ein kampfbereites Heer unter Villars, einem Feldherrn, der bei allem großsprecherischen Wesen und räuberischen Eigennutz doch auch militärische Talente besaß, und die Soldaten in Ordnung und Zucht zu halten wußte."

So entschloß sich denn Ludwig, den Krieg fortzusetzen. Bei Malplaquet kam es am 11. September 1709 zu einer blutigen Schlacht, und wenn dieselbe auch unentschieden blieb, so hatte doch Ludwig so empfindliche Verluste erlitten, daß Frankreich nun wohl unter allen Bedingungen den Frieden annehmen mußte. Allein mit einemmale traten Umschläge ein, die auch diese Tatsache in Ungewißheit zu stellen schienen. Die Ereignisse in Spanien, wo das Kriegsglück zwischen beiden Parteien hin und her schwankte, hatten es am Ende doch möglich gemacht, daß Philipp V. gegenüber Karl III. die Oberhand behielt. Ludwig XIV. war darüber sehr erfreut; auch in England schien man, gezwungen durch die inneren Verhältnisse, dem Frieden durchaus nicht abgeneigt zu sein, und als Kaiser Josef I. am 17. April 1711 ohne männliche Nachkommen starb, konnte man wohl einen baldigen Frieden als gesichert annehmen. Frankreich und England suchten Anknüpfungspunkte miteinander, in Utrecht wurde alles aufs eingehendste besprochen und beraten, und als im Frühjahr 1713 das Pacifikationswerk abgeschlossen wurde, schien das Gleichgewicht nun einigermaßen wiederhergestellt zu sein. Man hatte dabei

Prinz Karl Alexander in der Schlacht bei Peterwardein. Nach dem Gemälde von Prof. C. Häberlein.

freilich auf die habsburgischen Interessen nur wenig Rücksicht genommen, und Karl VI., der nun den deutschen Kaiserthron bestieg, konnte sich nur schwer entschließen, die Utrechter Bestimmungen anzuerkennen. Erst der Friede von Rastatt und Baden im Jahre 1714 brachte einigermaßen Ordnung in diese verwickelte Angelegenheit, die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden wieder in Land und Würden eingesetzt, Landau überließ man den Franzosen, während Freiburg, Breisach und Kehl dem Reich zurückgegeben wurden.

Bei allen diesen Bestimmungen und Friedensschlüssen hatte man den jungen preußischen Königsstaat, auf dessen Entstehen wir später eingehend zu sprechen kommen werden, wenig berücksichtigt. König Friedrich I. hatte sich nur einmal zu einer energischen Regierungshandlung aufgeschwungen, nach Karls XII. von Schweden Niederlage von Pultawa; allein er war nicht der Mann, um einen solchen Erfolg auch nach allen Seiten hin auszunützen. Ein Neutralitätsvertrag war von den Schweden nicht respektiert worden, und Friedrich I. selbst war nicht der Mann, um die Grenzen seines Reichs mit dem Schwert zu erweitern. Der preußische Thronwechsel am 25. Februar 1713 war immerhin ein glückbringendes Ereignis für den Staat. Lediglich der strammen Persönlichkeit des neuen Herrschers war es zu danken, daß man Preußen beim Utrechter Friedensschluß nicht ganz übergangen hatte; man hatte Preußen für seine Ansprüche an die Güter des Hauses Oranien zumeist mit Geld entschädigt, Frankreich und Spanien hatten die preußische Königswürde anerkannt, und als nach Friedrich II. Tod Friedrich Wilhelm I. den preußischen Königsthron bestieg, schien nun auch der Friede im Lande ein ziemlich gesicherter. Der Unterschied zwischen Friedrich I. und seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm I. war freilich ein ziemlich bedeutender. Friedrich I. hatte an Prunk und Glanz mehr Freude gehabt, als an dem einfachen soldatischen Wesen, dem nun sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm I. huldigte. Die Prachtliebe des ersten Königs von Preußen hatte zudem eine ziemlich bedeutende Summe verschlungen, und es war nun ein Glück, daß Friedrich Wilhelm I. eine von seinem Vater so durchaus verschiedene Natur zeigte. „Eine gesunde, derbe, rauhe Soldatennatur, allem äußeren Schein und feineren Schmuck des Lebens abgeneigt, den Blick auf das Nächstliegende, Praktische gerichtet, voll einfach bürgerlicher Tugend, sparsamer Wirtschaftlichkeit und patriarchalischen Sinns, in einer Zeit, da die frevelhafteste Volksbedrückung und wahnsinnigste Genußsucht als das ganze Recht des Fürsten angesehen ward, ein Mann von nüchternster Realität, unzugänglich für die luftigen Gebilde einer weitausgreifenden Politik und die Lockungen eines schwindelhaften Ehrgeizes, so steht Friedrich Wilhelm I. vor uns, und die Frucht seiner Regierung ist die Sammlung der gediegenen Kräfte, die es dem preußischen Staat ermöglichten, bald darauf eine schwere entscheidungsvolle Prüfungszeit glücklich zu bestehen. Es waren redliche, wohlmeinende und rechtschaffene Absichten, die der König im Sinne trug und mit zäher Energie verwirklichte. Herrisch, durchfahrend, unbezähmbar heftig, rechthaberisch und eigensinnig, ein strenger Autokrat, der alles selbst beobachtet und leitet, von einer unermüdlichen Arbeitskraft, ein Feind aller Verweichlichung und Bequemlichkeit, setzte er seinen eisernen Willen allen Schwierigkeiten zum Trotz durch und verlangte den unbedingtesten Gehorsam all seiner Untertanen. „Gehorchen und nicht räsonnieren" war sein beliebter Bescheid auf Eingaben und Vorstellungen. Alles zitterte vor dem zornigen Mann, der nicht den leisesten Widerspruch ertragen konnte, der mit seinen Untergebenen, vom Minister und General, bis zum Lakaien und Soldaten, in der heftigsten Weise

Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen.

umging, wohl auch eigenhändig mit dem Stock dreinfuhr; die Straßen wurden öde und leer, wenn sich der gefürchtete König zeigte und selbst nachsah, ob seine polizeilichen Anordnungen befolgt wurden. Niemals gab es härtere Kriminalgesetze und nie wurden sie strenger vollzogen. Für Blutschuld Gnade zu üben, ging ihm geradezu gegen das Gewissen, aber auch auf Diebstahl, namentlich wenn es sich um Veruntreuung fiskalischer Gelder handelte, stand meist der Galgen. Die ganze Justiz war im höchsten Grade patriarchalisch willkürlich und summarisch; der König selbst griff beliebig in die Rechtsprechung ein und entschied nach seinen gesunden, oft freilich auch recht rohen und gewalttätigen Begriffen; den schwerfälligen und verwickelten Formen der zünftigen Jurisprudenz war er äußerst abgeneigt. An die Arbeitskraft und Pflichttreue seiner Beamten, die er ohne Rücksicht auf Stand, Rang und Konfession auswählte, stellte er die höchsten Anforderungen. Wehe dem, der eine Sitzung ohne Grund versäumte oder zu spät auf dem Bureau erschien; unaufhörlich wurde betont, daß man die Beamten bezahle, damit sie arbeiten. Eine neue Behördenorganisation mit vom König selbst verfaßten Instruktionen, die Gründung des „Generaldirektoriums", eines Zentralkollegiums zum Zweck größerer Einheit in der Verwaltung und einer systematischen Ordnung des Staatshaushaltes, und die zahlreichen eigenhändigen, durch ihre kanonische Kürze und Derbheit berühmten, überall die Sache treffenden Randbemerkungen auf den amtlichen Berichten und Aktenstücken zeugen von der genauen Einsicht des Monarchen in alle Zweige der Verwaltung, von seinem praktischen Sinn und Sachverständnis.

Die materielle Seite der Staatsverwaltung nahm dagegen sein ganzes Interesse in Anspruch. Er scheute keine Mittel, um die Einkünfte des Staates zu erhöhen, und die rücksichtslose Energie, mit welcher er seine darauf bezüglichen Prinzipien durchführte, kann nicht immer gutgeheißen werden. Die 15 000 Salzburger, die wegen ihres Glaubens vertrieben worden waren, fanden denn auch bei ihm aus materiellen Gründen freundliche Aufnahme, und es war bei ihm nur eine einzige Leidenschaft, welche ihn keine Sparsamkeitsrücksichten kennen ließ, das war diejenige für seine Soldaten und das ganze Militärwesen. Seine „lieben blauen Kinder" hatten sich denn auch seines ganz besonderen Interesses zu erfreuen, ihre Verpflegung, ihre Einexerzierung war ihm die liebste Beschäftigung, und schon damals stand die preußische Armee besonders auch in der technischen Ausbildung einzig da. Leopold von Dessau namentlich war es, welcher dem König in diesen seinen organisatorischen Bestrebungen treu zur Seite stand, wenngleich er die Vorliebe seines Königs für die „langen Kerle", Soldaten von außergewöhnlich großem Wuchse, doch nicht zu teilen schien. Um solche zu bekommen, erschien dem König alles willkommen, kein Mittel war ihm zu schlecht, kein Weg zu weit, wenn es galt, einen langen Menschen für seine Armee zu gewinnen.

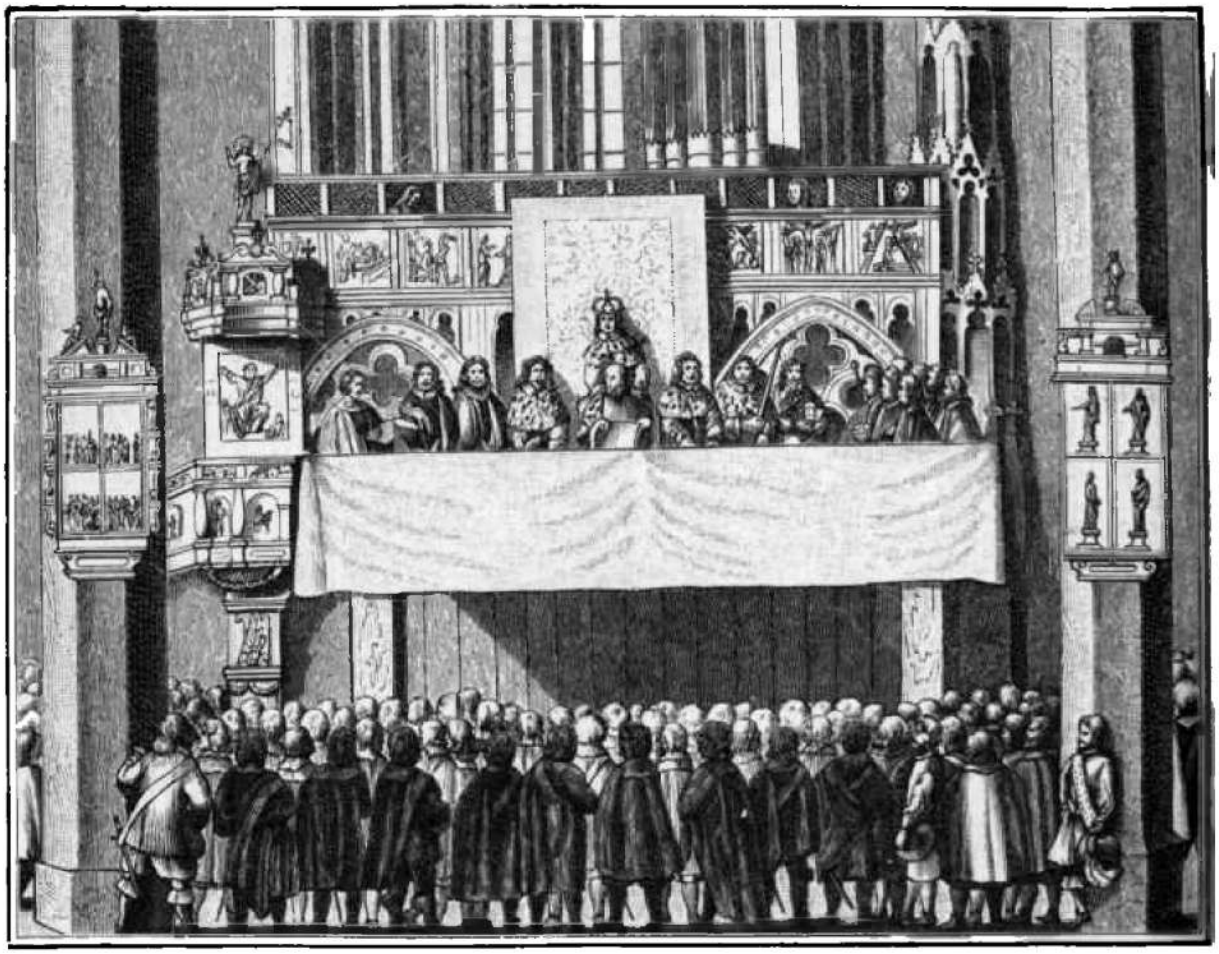
In dem indessen ausgebrochenen nordischen Krieg gelang es ihm feste Stellung zu nehmen. Allein da Karl XII. nachträglich von den Streitigkeiten nichts wissen lassen wollte, kam es 1715 zu einem Kampfe, in welchem die Insel Rügen eingenommen und Stralsund erobert wurde. Schon damals hatte Zar Peter deutlich bei einem jeden Anlaß gezeigt, daß er keineswegs mit einem weiteren Fortschreiten Preußens einverstanden sein könne, und der König hatte dagegen die Notwendigkeit erkannt, den Wünschen des Zaren vorerst keine Rechnung zu tragen. Zudem war nun neuerdings Preußens Lage um so schwieriger, als das Haus Hannover mit aller Gewalt darnach strebte, an die Stelle von Schweden, als dem bisherigen Unterhandlungsorte, sich selbst als Führer in

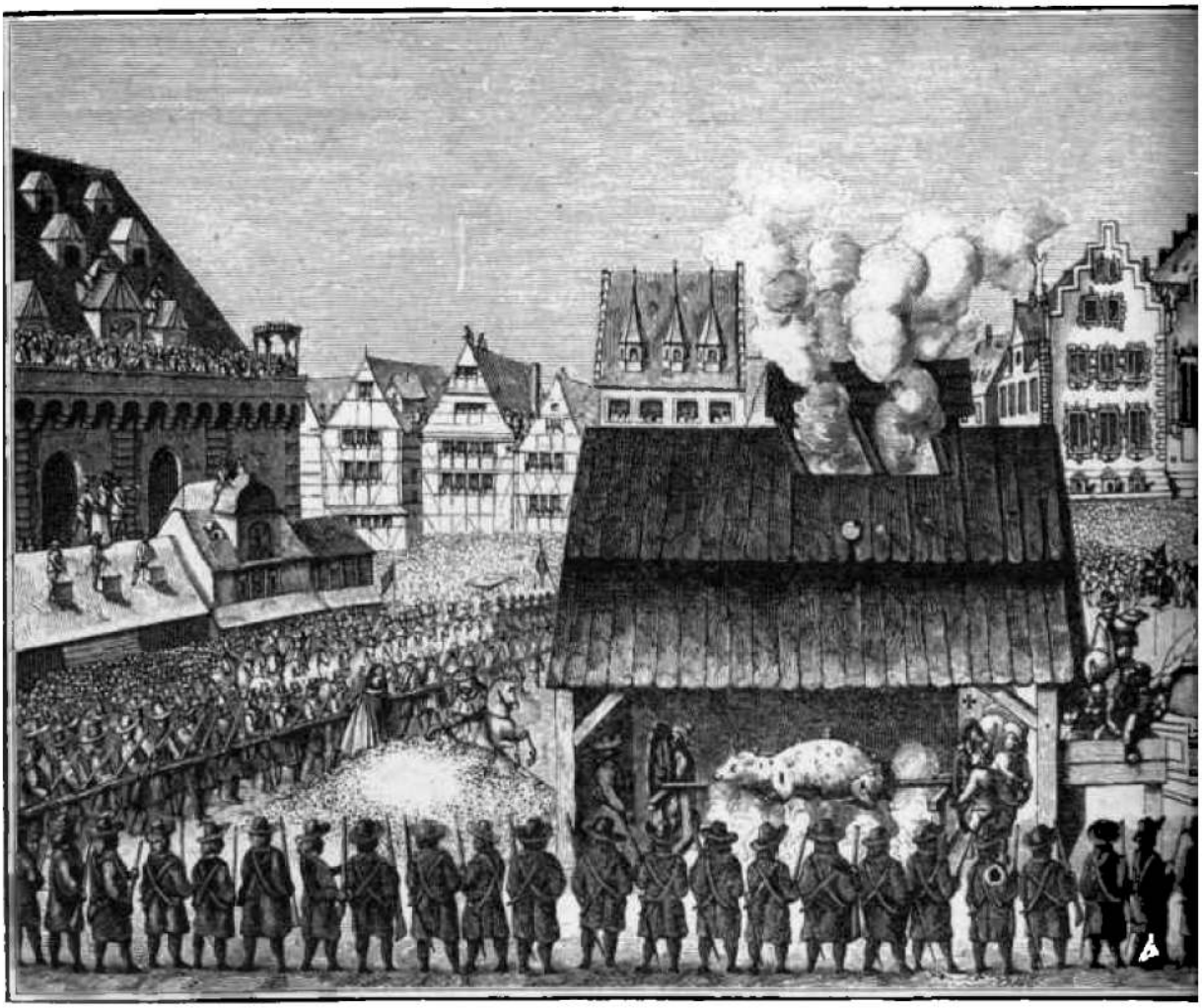
Norddeutschland aufzustellen. So hatte man denn im Jahre 1719 zwischen dem Kaiser, Hannover und Sachsen ein förmliches Attentat auf Preußen verabredet. Allein so eifrig man auch in Hannover für einen solchen Plan war, in London und in Wien dachte man bald kühler, und Friedrich Wilhelm schloß am 1. Februar 1720 mit Schweden den für ihn nicht ungünstigen Frieden zu Stockholm ab. Während Friedrich Wilhelm so in den nordischen Krieg eingriff, hatte Oesterreich gegen die Türken einen von dem glänzendsten Erfolg begleiteten Feldzug unternommen. Die Schlacht von Peterwardein hatte eine vollständige Niederlage der Türken herbeigeführt, Temesvár, die letzte Besitzung der Türken in Ungarn, war bald von Prinz Eugen erobert worden, und dessen Sieg vor Belgrad 1717 veranlaßte endlich den Frieden von Passarowitz, in welchem Oesterreich für alle seine Mühen und Verluste reichlich entschädigt wurde.

Riesengarde Friedrich Wilhelm I.

Friedrich Wilhelm mußte die Erfolge, die er im Stockholmer Frieden errungen hatte, als die einzigen bezeichnen, deren er sich rühmen konnte. Seine ganze Politik ging darauf aus, dem kaiserlichen Hause, soweit nur irgend möglich, treu und gehorsam zu sein, allein seitdem sich Preußen in ein Königreich verwandelt hatte, lag es im eigensten Interesse des Kaisers, den jungen Staat nicht allzu mächtig werden zu lassen. So mußte denn der König von Preußen beständig auf der Hut sein, und eine vorsichtige Zurückhaltung schien ihm in allen Fällen geboten. Zudem war zwischen Preußen und Habsburg noch manches zu klären; der Jülichsche Erbfolgestreit war für Preußen noch immer nicht endgültig entschieden, und wenn es dafür nur einen Bundesgenossen fand, so mochte ihm niemand eine Entscheidung darin streitig machen.

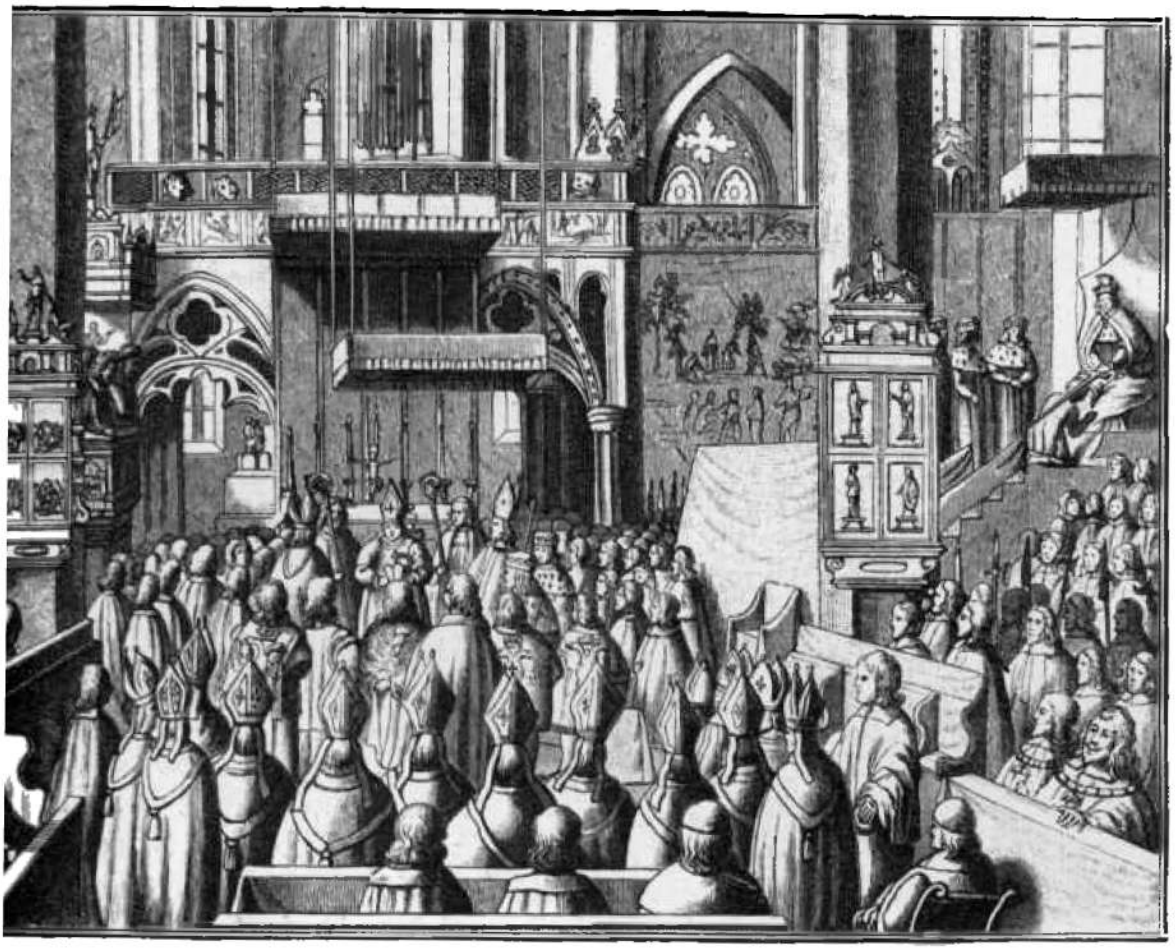
Leopold, König von Ungarn und Böhmen wird zum Römiſchen König erklärt.

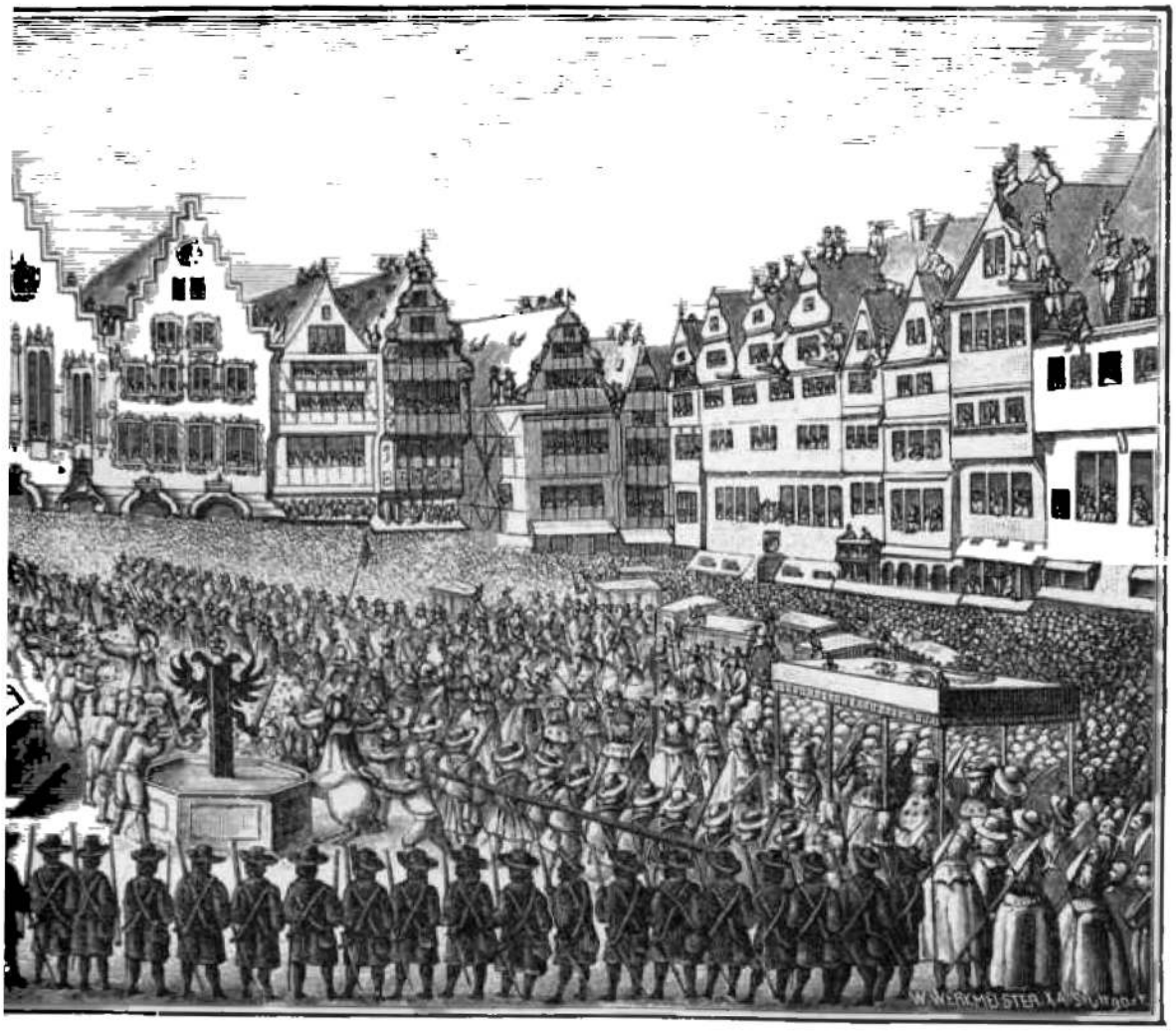




Der Römerplatz zu Frankfurt a. M.

Krönung Kaiser Leopold I. im Dom zu Frankfurt a. M.





ch der Krönungs-Prozession 1658.

All in zugleich mußte dem habsburgischen Hause behufs Wahrung seiner Interessen an einer freundlichen Stellung Preußens gelegen sein, und schon im Jahre 1712 hatten Leopold I., Joseph I. und Karl III. von Spanien einleitende Schritte getan, um dies bezüglich der Jülichschen Erbfolge zu erreichen. Im Jahre 1713 hatte man den Entwurf der pragmatischen Sanktion, nach welcher die Herrschaftsansprüche der weiblichen Nachkommenschaft im habsburgischen Hause vereinigt werden sollten, dem Kabinet vorgetragen, allein dieselben zunächst noch als Staatsgeheimnis betrachtet. Seit 1725 indessen verhandelte man darüber auch mit den auswärtigen Mächten, und die Entscheidung in dieser Angelegenheit erschien um so wichtiger, als seit 1717 die Ehe Karls VI. nur weibliche Nachkommenschaft aufzuweisen hatte.

Wohl hätte man unter solchen Umständen ein Zusammengehen Preußens und Oesterreichs erwarten sollen, allein das Verhältnis zwischen beiden war ein zu gespanntes, als daß etwas Derartiges hätte zustande kommen können. Und als sich nun 1725 Spanien und Oesterreich mit einander aussöhnten, da hätte der König von Preußen erst eines Freundes bedurft, wie er einen solchen in dem kurz zuvor verstorbenen Kaiser von Rußland besessen hatte. Man hatte die Vermählung des spanischen Infanten Don Carlos mit der österreichischen Kaiserstochter Maria Theresia in Aussicht genommen, und dadurch mußten die Interessen Englands und Preußens aufs empfindlichste verletzt werden. Unter solchen Umständen sahen sich Rußland, Preußen und Frankreich gezwungen, gegenseitig einen engeren Anschluß zu suchen, und verbanden sich denn auch 1725 auf fünfzehn Jahre zu gegenseitiger gemeinsamer Verteidigung. Oesterreich freilich erkannte gar bald, welche Gefahr ihm drohe, wenn der König von Preußen bei diesem Bündnis beharre, und es war nun sein eifrigstes Bemühen, denselben davon abzubringen. General von Grumbhorn, bestochen durch Habsburg, verstand es denn auch bald, bei Friedrich Wilhelm eine solche Abneigung gegen König Georg von England zu erzeugen, daß damit der Zweck Oesterreichs vollständig erreicht schien. Man verstand es, dem König bald Mißtrauen gegen seine eigenen Verbündeten einzuflößen, und der Vertrag von Wusterhausen näherte denselben schon wieder bedeutend der österreichischen Freundschaft. Allein erst das „ewige Bündnis" vom 23. Dezember 1728 bestätigte das beiderseitige gute Einvernehmen, das Verhältnis zu England nahm einen immer schrofferen Charakter an, am kaiserlichen Hofe schätzte man die Verbindung mit Preußen so lange, als sich der spanische Bourbon an England und Frankreich anschloß; als sich England und Spanien mit dem Kaiser verglichen, trat eine rasche Aenderung ein. Im Jahre 1732 konnte der König bei einer Zusammenkunft mit Seckendorf erkennen, wie man am kaiserlichen Hofe gegen ihn gesinnt war, und bei einer darauf folgenden Zusammenkunft mit dem Kaiser in Prag nahm man keinen Anstand, ihm zu erklären, daß ihm ein Teil des ihm 1728 garantierten Herzogtums Berg genügen müsse, daß er auch auf die Hauptstadt Düsseldorf verzichten müsse. Allein so streng und deutlich auch die Gegensätze zwischen Oesterreich und Preußen waren, namentlich soweit man sich in religiösen und konfessionellen Fragen nicht einigen konnte, so konnte sich doch Friedrich Wilhelm nicht zu einer offenkundigen Opposition gegen die kaiserlichen Pläne und deren Durchführung entschließen. Die Gelegenheit, die sich aus Anlaß der Regelung der polnischen Erbfolge im Jahre 1732 bot, einmal wiederum die Größe Preußens und seine Macht zu zeigen, ließ Friedrich Wilhelm beinahe ungenützt vorübergehen. Dem Plane Frankreichs, nach dem Tode des Königs August, dem Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Lescinzki auf den Thron

zu helfen, zeigte sich sowohl Oesterreich als Rußland und Preußen abgeneigt; man hatte bei Preußen eine Teilung Polens beantragt, allein Friedrich Wilhelm hatte sich gegen

Friedrich der Große im Anfang seiner Regierung.

das Versprechen der Rückgabe von Berg und Düsseldorf bestimmen lassen, im Vertrag von Königswusterhausen 1732 für die Kandidatur des Infanten Emanuel zu stimmen;

Oesterreich aber trat nach Augusts II. Tod sofort für August III. ein, und Friedrich Wilhelm hielt es trotz der glänzendsten Versprechungen Frankreichs für angezeigt, sich an Oesterreich anzuschließen. Er erbot sich, mit seinem ganzen Heer für den Kaiser einzutreten, allein dieser glaubte das Anerbieten nicht annehmen zu können, und die Entscheidung dieses Feldzuges zeigte keineswegs glänzende Resultate. In Polen und Italien entbrannte der Kampf hauptsächlich, das erste Kriegsjahr schloß mit dem Verluste der Lombardei, und ebenso gingen Neapel und Sizilien an den Kaiser verloren.

Dem Wunsche des Friedens trat unter Führung des Hofkanzlers Sinzendorf eine Gegenpartei gegenüber, welche zur Fortsetzung des Kampfes riet. Allein als nun Oesterreich am 3. Oktober 1735 mit Frankreich den Frieden zu Wien schloß, fand man es wiederum nicht für nötig, den König um Rat anzugehen. Dieser war natürlich über ein solches Vorgehen aufs Höchste empört, nun endlich sah er ein, was man hinter einer Freundschaft mit dem Hause Habsburg zu suchen habe, und sein Sohn Friedrich erschien nun als der einzige Rächer seiner gekränkten Fürstenehre. Als der König im Mai 1740 zu seinen Vätern versammelt ward, da durfte er wohl trotz all der Unterschiede, die sich zwischen ihm und seinem Sohne geltend machten, die Ueberzeugung mit sich nehmen, daß das, was er erstrebt und gewollt hatte, sich in dem Sohne herrlich vollenden werde. Und der preußische Staat verdankte diesem Fürsten viel. „Schon ein Blick auf den wohlgefüllten Schatz und das stattliche Heer bewies die Gediegenheit der Grundlage dieses „spartanischen" Staatsbaus, doppelt wertvoll in einer Zeit, da gewaltige Entscheidungen am politischen Horizont aufstiegen. Ueberall waren die natürlichen Hilfsquellen erschlossen, die Erträgsfähigkeit gehoben, der Wohlstand und die Kultur gesteigert. Von dem aufgeklärten, einsichtigen und wohlwollenden Sinn des neuen Königs durfte man eine gesegnete Zeit für Preußen, voll Regentenweisheit und tätiger Fürsorge für das Wohl der Untertanen erwarten. Und schon die ersten Regierungshandlungen geben den großen einsichtigen Geist, die unermüdliche Arbeitskraft, das ernste landesväterliche Streben wie auch den selbstbewußten Willen des jungen Monarchen kund. Im ganzen wurde das System der Staatsverwaltung des Vaters fortgesetzt, nur wurde eine große Reihe von Mißbräuchen und überlebten Einrichtungen in der militärischen und bürgerlichen Administration abgeschafft. Des Königs humaner Geist zeigte sich u. a. alsbald in Milderung der barbarischen Kriminaljustiz, in der Aufhebung der Folter, die damals noch überall ein wesentlicher Bestandteil des Strafprozesses war. Am meisten wußte Friedrich die militärischen Leistungen des Vaters zu schätzen. Wohl wurden auch hier mancherlei Aeußerlichkeiten und Spielereien, wie das große Leibregiment abgeschafft, allein an dem Wesen der trefflichen Armeeorganisation hielt Friedrich fest und baute auf den bewährten Grundlagen im Sinne des Vaters fort. Wir werden den Staat Friedrichs des Großen an einem andern Ort kennen lernen; zunächst war es mehr der Feldherr, als der Staatsordner, der seinen gefeierten Namen durch die Welt erschallen ließ."

Friedrich der Große und seine Zeit.

Die Jugend Friedrichs des Großen.

Die Hinterlassenschaft seines Vaters wußte Friedrich II. wohl zu benutzen. Von seinem Vater mit übermäßiger Strenge behandelt, hatte er eine prüfungsvolle Jugend hinter sich. Von dem Vater sogar in seinen Lieblingsstudien und Neigungen gestört und selbst mißhandelt, faßte Friedrich den Plan, nach England zu Georg II., dem Bruder seiner Mutter, zu entfliehen. Sein Freund, der Leutnant Katt, wollte ihm dabei behilflich sein, allein die Sache wurde verraten und der Prinz in Frankfurt verhaftet. Er wurde nach Mittenwalde, einem Städtchen bei Berlin gebracht. Der König setzte ein Kriegsgericht ein und hoffte, dieses würde den Kronprinzen als Deserteur zum Tode verurteilen. Mehrere sprachen dafür, andere dagegen, und als der König wild auffuhr, riß der General Buddenbrock die Weste auf und rief: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie das meinige“. Das brachte den König zur Besinnung, er stand von seinem Vorhaben ab und ließ den Prinzen nach Küstrin abführen, wo er in einem engen Stübchen sein Gefängnis erhielt und mit äußerster Strenge behandelt wurde. Die Leutnants Keith und Katt hatten von der Flucht Friedrichs gewußt, dem ersteren gelang es über die Grenze zu entfliehen, der letztere wurde zum Tode verurteilt und in Küstrin hingerichtet. Endlich erhielt Friedrich seine Freiheit unter der Bedingung, daß er in Küstrin als Privatmann bleiben, als jüngster Rat bei der dortigen Regierung arbeiten, in allen Dingen dem Vater gehorchen und kein Französisch sprechen sollte. Erst nach zwei Jahren erhielt er die Erlaubnis, an den Hof zurückzukehren. Seit dieser Zeit war das Einvernehmen zwischen Vater und Sohn gut, der Kronprinz gehorchte dem Vater in allen Stücken und ließ sich auch, gegen seinen Willen, zu einer Heirat bestimmen mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig. Allein nichts konnte ihn bewegen, mit der ihm aufgezwungenen Gemahlin zu leben; das Glück einer Häuslichkeit hat Friedrich nie gekannt. Die letzten Regierungsjahre seines Vaters brachte er im Schlosse Rheinsberg zu, das ihm sein Vater gekauft hatte

und wo er ihn nach Gefallen leben ließ. Dies waren Friedrichs glücklichste Jahre. Er hatte einen Kreis vertrauter und geistreicher Freunde um sich, mit denen er den Wissenschaften oblag, allein er sorgte zugleich immer dafür, daß sein Vater mit ihm zufrieden war.

Die Thronbesteigung Friedrichs des Großen.

Im Jahre 1740 bestieg Friedrich, 28 Jahre alt, den Thron und zeigte, daß er das nicht unvorbereitet tue. Die vorzüglichen Einrichtungen seines Vaters behielt er bei, ebenso wie dessen Minister und Räte und erteilte jedem seiner Untertanen, sowie jeder Behörde die Erlaubnis, sich an ihn selbst zu wenden. Friedrich, einer der tätigsten Fürsten, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, Preußen in die Reihe der europäischen Großmächte zu erheben. Er erreichte dieses Ziel auch durch glückliche Kriege, durch welche er von Oesterreich das wichtige Schlesien gewann, und die Einwohnerzahl Preußens von kaum $2\frac{1}{2}$ Millionen auf 6 Millionen brachte.

So wie Friedrich in jenem Kriege sich als einen der größten Feldherrn aller Zeiten bewies, so zeigte er sich auch gleich groß im Frieden, durch eine weise Verwaltung, durch strenge Gerechtigkeit und Sparsamkeit, durch Beförderung der Künste und Wissenschaften, des Handels und der Gewerbe. Die unglückliche Sitte der Zeit wollte, daß französische Lehrer und Bücher den Gedankenkreis des Knaben und Jünglings gänzlich beherrschten. Und früh schon wurde der Mann, welcher einen unübersehbar verderblichen Einfluß auf sein Zeitalter und die Nachwelt geübt, dessen scharfer Verstand und schneidender Witz nichts Heiliges unangetastet ließ, Voltaire, das größte Vorbild für Friedrichs empfängliche Seele. Dieses Mannes Schriften waren des Jünglings tägliche Beschäftigung; sie nahmen sein Gemüt so gefangen, daß er ihn in seiner Bewunderung über alle Sterbliche erhob und nach seiner Freundschaft trachtete, wie nach dem schönsten Kleinod. Der eitle, eigensüchtige Fremde, wußte diese Stimmung, die er aus des Prinzen Briefen sah, trefflich zu benutzen. Er schmeichelte dem königlichen Freunde wieder und in diesem gegenseitigen Spiele der Selbstliebe wähnte der Jüngling die glücklichste Freundschaft gestiftet zu haben. Wie aber Freundschaft nur durch strenge Wahrheit bestehen kann, wenn die Seelen klar und offen voreinander daliegen, so konnte jene Verbindung, auf so lockerem Grunde ruhend, die schärfere Prüfung nicht bestehen. Im späteren Zusammenleben, als Voltaire 1750 an des Königs Hof berufen ward, zeigte sich täglich mehr und mehr die kalte, neidische und gehässige Seele des Günstlings. Der frühere Zauber wich von des Königs Augen, die Gemüter wurden einander fremd und endlich trennte man sich in heftiger Erbitterung. Voltaire aber rächte sich bei seiner Rückkehr nach Frankreich durch die bittersten Schmähschriften. Im übrigen erwarb sich Friedrich nicht nur die ungeteilte Liebe seines Volkes, sondern auch die Achtung und Bewunderung Europas.

Karl VI. Der österreichische Erbfolgekrieg.

Kaiser Karl VI., der im Utrechter Frieden von der spanischen Erbschaft so herrliche Länder, wie Mailand, Neapel, Sizilien und die Niederlande erworben hatte, starb am 20. Oktober 1740. Mit ihm erlosch das Haus Habsburg in männlicher Linie, das seit Rudolf (1293) dem deutschen Reiche fünfzehn Kaiser gegeben hatte. Durch den spanischen Erbfolgekrieg gewarnt, suchte er seiner Tochter Maria Theresia, die mit dem Großherzog Franz von Toscana vermählt war, durch seine sogenannte pragmatische Sanktion oder das österreichische Erbfolgegesetz, den Besitz seiner Länder zu sichern. Nach diesem Gesetz sollte nämlich die österreichische Monarchie unteilbar und die Thronfolge in seinem Hause nach der Erstgeburt in männlicher und weiblicher Linie erblich sein.

Maria Theresia.

Um die Anerkennung und Gewährleistung jener Sanktion von den europäischen Mächten zu erhalten, hatte Karl große Opfer gebracht. So trat er, um Spanien zu gewinnen, an einen spanischen Infanten Don Carlos, Neapel und Sizilien ab (1735), wodurch das in Spanien und Frankreich herrschende Haus Bourbon auch zum Besitze jener Länder gelangte. Er gestattete, daß Lothringen an Frankreich kam, der Herzog aber mit Toscana, wo das Haus Medici (1737) ausgestorben war, entschädigt wurde. Karl führte nämlich noch in den Jahren 1733—35 für August III. von Sachsen, den König von Polen, Krieg gegen Frankreich, welches den Stanislaus Leszinski, den Schwiegervater Ludwigs XV. wieder dazu erheben wollte. Aber der Krieg war für Deutschland nicht glücklich; durch den Frieden blieb August III. zwar König von Polen, aber Deutschland verlor dafür Lothringen, das an Stanislaus abgetreten wurde und durch diesen an Frankreich kam. In einem Türkenkriege war das österreichische Heer gleichfalls nicht siegreich und im Belgrader Frieden mußte die Schutzwehr, welche Europa gewonnen hatte, die Festung Belgrad, zurückgegeben werden.

Gegen die Habsucht und Leidenschaft der Menschen sichern keine Verträge. Denn kaum war Karl gestorben, so wurden von allen Seiten Ansprüche auf das österreichische Erbe erhoben, so besonders von dem Kurfürsten von Bayern, Karl Albrecht, vermöge seiner Verwandtschaft und eines alten Erbvertrags mit dem Hause Habsburg, ebenso auch von Sachsen und Spanien. Friedrich II. von Preußen fiel sogar am 17. Dezember 1740 bewaffnet in Schlesien ein und verlangte mit Berufung auf alte Erbschaftsrechte seines Hauses die Abtretung von vier schlesischen Fürstentümern.

Der erste schlesische Krieg 1740–1742.

Zugleich mit dem Heere in Schlesien erschien auch Friedrichs Abgesandter in Wien mit Anerbietungen zu einem Vergleich; für die gütliche Abtretung der Fürstentümer bot er der Königin von Ungarn seinen Beistand zur Behauptung ihrer übrigen Länder und seine Stimme für ihren Gemahl Franz Stefan von Toscana, bei der Kaiserwahl an; allein seine Vorschläge wurden in Wien verworfen. Die wenigen österreichischen Truppen, die in Schlesien standen, wurden noch in diesem Jahre vertrieben, nur die Festungen leisteten noch Widerstand und wurden eingeschlossen. Der Feldmarschall von Neuperg, ein Feldherr aus Eugens Schule, führte die österreichischen Truppen zur Wiedergewinnung Schlesiens herbei. Die ersten Waffenproben des preußischen Heeres fielen zu seinem Ruhm aus. In der Nacht des 9. März 1741 stürmte der Erbprinz von Dessau die Festung Glogau und am 10. April stieß der König mit dem Hauptheere bei Mollwitz auf die Oesterreicher, die ihn nicht erwarteten, aber eben noch Zeit hatten, sich zu ordnen. Die Schlacht begann um 2 Uhr nachmittags und blieb lange unentschieden, denn die österreichische Reiterei focht mit der größten Tapferkeit. Der König, der hier zuerst den Krieg in seiner furchtbaren Gestalt sah, verlor schon die Fassung; der erfahrene Feldmarschall Schwerin, welcher das Ganze mit freierem Blick überschaute und mit dem Wechsel des Waffenglücks vertraut war, beredete ihn, sich zu dem rückwärts stehenden Heeresteil zu begeben. Er tats und wäre beinahe in dem Städtchen Oppeln, das er von Preußen besetzt glaubte, in das aber Tags zuvor Oesterreicher eingerückt waren, gefangen genommen worden. Schwerin gewann indessen die Schlacht. Der Sieg ermunterte die übrigen Streitenden, ebenfalls mit Waffengewalt ihre Forderungen an das österreichische Erbe geltend zu machen.

Diese traten im Verein mit Frankreich zu Nymphenburg 1741 zu einem Bunde zusammen, um Oesterreich zu teilen. Maria Theresia sollte nur Königin von Ungarn bleiben. Bald fiel ein großer Teil von Oesterreich nebst Böhmen in die Hände der Verbündeten. Der Kurfürst von Bayern eroberte sogar am 26. November 1741 Prag durch Ueberrumpelung, ließ sich zum König von Böhmen ausrufen, und von den Ständen huldigen. Auch dessen Absicht auf die Kaiserkrone gelang; er wurde am 24. Juni 1742 zum Kaiser gewählt (1742—1745), indem Frankreich und Preußen seine Sache unterstützten.

Maria Theresia war seit ihrem neunzehnten Jahre mit Franz, Herzog von Toskana vermählt, und lebte mit ihm äußerst glücklich, obgleich sie ihn an Verstand weit über-

ragte. Er wurde später unter dem Namen Franz I. deutscher Kaiser; die Regierung der österreichischen Staaten aber führte sie selbst. Sie war eine wahre Landesmutter. Viele treffliche Einrichtungen traf sie in ihren Staaten. Sie verbesserte und vermehrte die Schulen, errichtete Waisenhäuser und Schulen für Soldatenkinder, schaffte die Folter, die Hexenprozesse und die Inquisition ab, verbesserte den Zustand der Landwirtschaft, hob überflüssige Feiertage auf und erklärte, daß Protestanten, Griechen, selbst Juden in ihren Staaten geduldet werden sollten. Sie war die Tätigkeit selbst. Ob sie gleich keine wissenschaftlichen Kenntnisse besaß, und nicht einmal das Deutsche richtig zu schreiben verstand, so leitete sie doch, durch Erfahrung und richtige Einsicht geführt, die Regierung ihrer weitläufigen Länder mit fester Hand.

Karl VII. Kaisertum war kurz und jammervoll. An dem Tage, an welchem er in Frankfurt gekrönt wurde (12. Februar 1742) nahm der österreichische General Bärenklau seine Hauptstadt München ein. Maria Theresia hatte diese günstige Wendung ihres Geschickes ihrer eigenen Seelenstärke zu verdanken, indem sie richtig erkannte, worin die Macht der Herrscher ihre Sicherheit hat. Im Herbst des Jahres 1742 berief sie einen Reichstag der Ungarn nach Preßburg ein und hier trat sie, die bedrängte, vom Feinde geängstigte Frau mit ihrem Kinde, dem nachmaligen Kaiser Josef II. auf dem Arm in die Mitte der Männer, und mit tränenvollen Augen, welche den Eindruck ihrer Anmut und Hoheit unwiderstehlich machten, rief sie den Beistand des ungarischen Volkes an. In kurzer Zeit waren 15 000 Edelleute zu Pferde und in den Waffen und aus Kroatien, Slavonien, der Walachei, sowie aus Oesterreich und Tirol sammelten sich Scharen zu ihnen. Oberösterreich war schon in sechs Tagen von Feinden befreit.

Um nun auch den Feind, der noch immer das mächtige schlesische Land besetzt hielt und schon in Mähren eingedrungen war, vielleicht durch eine glückliche Schlacht um seine bisherigen Vorteile zu bringen, erhielt der Prinz Karl von Lothringen den Befehl, ein Treffen mit dem preußischen Heere zu suchen. Er folgte demselben nach Böhmen und beide trafen in gleicher Stärke bei Czaslau aufeinander. Das Kriegsglück schwankte lange hin und her, bis der König, der hier schon seinen kriegerischen Scharfblick entwickelte, eine sehr gelegene Anhöhe, von welcher die Flanke der Oesterreicher bedroht wurde, rasch besetzen ließ und dadurch die Schlacht entschied. Karl von Lothringen befahl den Rückzug.

Georg II. von England, der einzige Verbündete der Maria Theresia, vermittelte unterdessen zwischen dieser und Friedrich II. den Frieden, zu dem Maria Theresia infolge der Schlacht bei Czaslau geneigt war. Es war in ihr der Entschluß gereift, dem jungen vom Glück begünstigten König seine Eroberung zu lassen, und mehr verlangte er nicht. Die Friedensunterhandlungen gingen daher rasch von statten; schon am 11. Juni 1742 wurden die vorläufigen Bedingungen zu Breslau, und am 28. Juli der völlige Frieden zu Berlin unterzeichnet. Der König behielt Ober- und Niederschlesien, und die Grafschaft Glatz, ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf, und das schlesische Gebirge jenseits der Opper. Dagegen bezahlte er dem Engländer 700 000 Taler, die pfandweise auf Schlesien geliehen waren. Bald trat auch Sachsen diesem Frieden bei.

Von einem so mächtigen Feinde befreit, konnten die Oesterreicher alle ihre Kräfte gegen die Franzosen und Bayern wenden. Das französische Heer stand noch in Böhmen und hatte Prag besetzt; gegen dieses rückte der Prinz von Lothringen und schloß die Stadt ein. Die Not in derselben stieg bald aufs höchste. Als alles aufgezehrt war, als

tausende von Soldaten und Einwohnern das Leben verloren hatten, und die Stadt einem großen Krankenhause glich, entschloß sich der französische Marschall Bellisle, zu dem Aeußersten. Er nahm den Kern der noch übrigen Besatzung etwa 14 000 Mann zusammen, verließ in der Nacht vom 17. Dezember 1742 die Stadt und zog sich in bitterer Winterkälte durch Gebirge und unwegsame, vom Schnee verschüttete Schluchten nach Eger, wo er nach 11 Tagen mit einem Verluste von 4000 Mann ankam. Georg II. als Kurfürst von Hannover trat dann selbst an die Spitze einer Armee in Deutschland zu Gunsten der Maria Theresia auf. Zur See wurden die französischen Schiffe genommen

Ansprache Friedrichs d. Gr. an seine Generäle vor der Schlacht bei Leuthen.

und die französischen Kolonien erobert. Georg schlug die Franzosen in der Schlacht bei Dettingen im Juni 1743 und trieb sie über den Rhein zurück. Jetzt fiel auch ganz Bayern in die Hände Oesterreichs. Der Kaiser Karl VII. mußte nach Frankfurt flüchten, wo er in sehr bedrängten Umständen lebte.

Dieses unerwartete Glück Oesterreichs machte Friedrich besorgt für sein kaum errungenes Schlesien. Er verband sich daher mit Karl VII. und mit Frankreich, und so begann

Der zweite schlesische Krieg 1744—1745.

Friedrich rüstete sich schnell zum erneuten Kampf, und erschien im Jahre 1744 mit 10 000 Mann im Felde, rückte in Böhmen ein und eroberte Prag. Aber der Prinz von

Preußiſche Werber zur Zeit Friedrichs des Großen.

Lothringen wendete sich mit einem starken Heere gegen ihn, und zwang ihn Böhmen wieder zu verlassen und sich nach Schlesien zurückzuziehen. Es war ein unglücklicher Feldzug für den König; viele Menschen und viel Heergeräte war verloren gegangen, der Schatz erschöpft, und die Franzosen waren als schlechte Bundesgenossen erprobt worden. Maria Theresia erklärte öffentlich Schlesien als dem österreichischen Hause heimgefallen, weil Friedrich den Breslauer Frieden gebrochen habe. Oberschlesien wurde von Oesterreichern überschwemmt, mehrere Festungen fielen in ihre Hände. Es gehörte Friedrichs Mut dazu, um nicht zu verzagen. Aber im Vertrauen auf sein Heer und sein Glück griff er den Prinzen von Lothringen am 4. Juni bei Hohenfriedberg an. Dieser hatte ihn so schnell nicht erwartet; er war auf dem Angriff schlecht gefaßt, und schon um 9 Uhr morgens war die Schlacht für den König entschieden. Schlesien war gerettet, und die Oesterreicher eilten nach Böhmen zurück. Zwar kamen sie im nächsten Jahr wieder und überraschten den König am 30. September bei Soos. Es war ein harter Kampf, aber Friedrich blieb auch hier Sieger. Auch diese Schlacht hatte noch nicht alle Gefahr abgewendet. Es war der Plan entworfen worden, ein österreichisches Heer vereint mit den Sachsen noch in diesem Winter rasch nach Berlin zu senden, um den König durch den Verlust seiner Hauptstadt zur Herausgabe Schlesiens zu zwingen; ja Sachsen hoffte noch überdies von ihm das Herzogtum Magdeburg zu gewinnen. Als aber Friedrich die Bewegungen seiner Feinde merkte, raffte er schnell sein Heer in Schlesien zusammen und rückte in die Lausitz ein. Der alte Fürst von Dessau mußte gleichzeitig in das Kurfürstentum Sachsen einfallen und gerade auf Dresden ziehen. Er fand die Sachsen und eine Abteilung Oesterreicher auf den Höhen bei dem Dorfe Kesselsdorf, griff sie dort am 15. Dezember an, und errang trotz ihrer vorteilhaften Stellung einen Sieg über sie. Dieser verschaffte dem König die Hauptstadt Dresden, wo er am 18. Dezember seinen Einzug hielt, und schon am 25. desselben Monats den Dresdener Frieden schloß, welcher den zweiten schlesischen Krieg beendete, und von neuem Preußen in dem Besitz von Schlesien befestigte.

Der alte Dessauer vor der Schlacht bei Kesselsdorf.

Unterdessen starb Kaiser Karl VII. in München, wo er wieder eingezogen war, worauf sein Sohn Maximilian Josef mit Oesterreich Frieden schloß und die pragmatische Sanction anerkannte. Auch wurde jetzt der Gemahl der Maria Theresia als Franz I. (1745—1767) zum Kaiser gewählt.

In den Niederlanden und in Italien dauerte der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich noch einige Zeit fort; die Franzosen, von dem großen Marschall von Sachsen, einem Halbbruder August III., angeführt, errangen mehrere glänzende Siege über die Engländer und Oesterreicher. Als aber die Kaiserin Elisabeth von Rußland sich für Maria Theresia erklärte und bereits ein Heer nach Deutschland sandte, war Frankreich zum Frieden geneigt, der zu Aachen im April 1748 geschlossen wurde. Maria Theresia hatte außer Schlesien und den Gebieten Parma und Piazenza in Italien, welche sie an Philipp, den jüngsten Sohn des Königs von Spanien abtrat, ihr ganzes Erbe behauptet.

Der siebenjährige Krieg 1756–1763.

Maria Theresia, die nach dem Aachener Frieden alle Sorge der inneren Verbesserung ihrer Staaten widmete, konnte denn doch das ihr so gewaltsam entrissene schöne Schlesien nicht vergessen und fühlte ihren Verlust um so härter, als sie erfahren mußte, daß der König von Preußen durch eine zweckmäßige Behandlung die Einkünfte dieses Landes zu verdoppeln gewußt hatte. Friedrichs Auge dagegen war scharf genug, um einen dritten Kampf mit ihr als unvermeidlich vorauszusehen. Auch zwischen den übrigen Mächten Europas herrschte eine unruhige Bewegung; sie schlossen Bündnisse, sahen sich bald hier, bald da nach Freunden um und vermehrten ihre Macht zu Wasser und zu Lande. Der österreichische Minister Kaunitz wußte bald gegen das neu emporgekommene Preußen, dessen Aufschwung zu einer europäischen Großmacht vielfach Eifersucht und Neid erregte, eine geheime Verbindung zwischen Oesterreich, Rußland, Frankreich und Sachsen zu stande zu bringen. Der Zweck war, Preußen nicht nur Schlesien wieder zu entreißen, sondern überhaupt ersteres zu teilen.

Zu gleicher Zeit verband sich Georg II. von England enge mit Preußen, damit dieses seine deutschen Länder, nämlich Hannover, gegen Frankreich schütze. Denn England und Frankreich waren bereits über Bestimmungen der Grenzen ihrer Besitzungen in Nordamerika in Streit geraten. Zu Friedrich hielten ferner der Herzog von Braunschweig und der Landgraf von Hessen.

So standen in Europa zwei große feindliche Verbindungen einander gegenüber, und der blutige siebenjährige, der dritte schlesische Krieg begann. Friedrich wußte nun alle Anschläge seiner Feinde. Durch einen bestochenen Schreiber in Dresden hatte er die Abschriften aller Verhandlungen zwischen den Höfen von Wien, Petersburg und Dresden erhalten und sah daraus das Ungewitter, welches sich über seinem Haupte zusammenzog. Er traf seine Rüstungen so geheim, daß keiner seine Absicht erraten konnte; und plötzlich, als seien sie aus der Erde herausgewachsen, standen im August 1756 in Sachsen 100 000 Preußen und verlangten freien Durchzug nach Böhmen. Friedrich versuchte August III. zu einem Bündnis zu bewegen; da dieses aber nicht gelang, vielmehr Graf Brühl, Augusts erster Minister, nichts als Neutralität versprach, so glaubte Friedrich einer zweideutigen Macht in seinem Rücken die Waffen nicht in den Händen lassen zu dürfen und griff zur Gewalt. Die sächsischen Krieger, 17 000 an der Zahl, hatten sich, unerwartet überrascht, in der Eile ohne Gepäck und Vorräte in das nahe Tal zwischen

Pirna und der Festung Königstein gezogen und ein verschanztes Lager angelegt, welches mit Gewalt nicht zu erobern war. Während Friedrich dasselbe einschloß, zog der kaiserliche Feldmarschall Brown über die Eger gegen die von den Preußen besetzte Stellung in den Gebirgen, welche Sachsen und Böhmen von einander trennen. Mit einem kleinen Teil seines Heeres zog ihm der König entgegen. Am 10. Oktober 1756 trafen die Heere bei dem kleinen Städtchen Lobositz zusammen. Schon war es hoch am Mittag, die Tapferkeit der Preußen konnte der Standhaftigkeit der Oesterreicher nichts abgewinnen; durch das sechsstündige heftige Feuer hatte sich der linke preußische Flügel verschossen, die Soldaten verlangten Patronen und waren ungeduldig, daß sie fehlten. Mit dem Bajonett in der Hand warfen die Preußen wie ein reißender Strom alles nieder, und Lobositz wurde im Sturm genommen. Brown führte sein Heer wieder über die Eger nach Böhmen. Unterdessen war im Lager in Pirna die größte Not eingerissen. Die Sachsen hofften auf Rettung durch Brown; statt jener erschienen die Preußen. Alle Versuche nach Böhmen sich durchzuschlagen, scheiterten, sowohl durch Wind und Wetter und furchtbaren Regen, als durch die Wachsamkeit der Preußen. Endlich, nachdem die Sachsen drei Tage lang nichts gegessen und nicht geschlafen hatten, legten die 14 000 Mann die noch übrig waren, die Waffen nieder und ergaben sich als Gefangene. Die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen, die Gemeinen aber gezwungen in preußische Dienste zu treten.

Grenadier Friedrich des Großen.

Jetzt (1757) erklärte auch der deutsche Reichstag wegen Verletzung des Landfriedens den Krieg gegen Friedrich. Dieser schien verloren. Denn von allen Seiten rückten seine Feinde mit überlegenen Heeren gegen ihn heran. Oesterreich bot alle Kräfte seiner reichen Länder auf, Frankreich noch mehr, Rußland setzte 100 000 Mann in Bewegung, Schweden konnte nicht mehr als 20 000 Mann aufbieten, das Deutsche Reich stellte dem Kaiser 60 000 Mann. Aber Friedrich entwickelte nun eine Tätigkeit und Feldherrngröße, die selbst seine Feinde, deren Unternehmungen ohne Uebereinstimmung und oft von Männern ohne alle Fähigkeiten geleitet wurden, in Erstaunen setzten.

Maria Theresia hatte den Bruder ihres Gemahls, den von Friedrich schon zweimal geschlagenen Prinzen Karl von Lothringen zum Oberfeldherrn ernannt. Der erfahrene Brown sollte unter ihm dienen. Das war für den König ein großer Gewinn. Karl, sonst vorschnell genug, zögerte dieses Mal, zog den Verteidigungskrieg vor und wollte erst viel Macht an sich ziehen. So wünschte es Friedrich. Er wußte den Prinzen in dem Glauben zu bestärken, daß er selbst nur an Verteidigung denke, und plötzlich, als jener sicher war, brachen die preußischen Heere in vier Zügen über die Grenze nach Böhmen hinein, nahmen alle Vorräte der Kaiserlichen weg, und vereinigten sich zur festgesetzten Stunde am Morgen des 6. Mai in der Nähe von Prag. Der Prinz von

Lothringen hatte eine sehr feste, verschanzte Stellung auf der Höhe von Prag eingenommen. Friedrich wollte sogleich die Schlacht. Der alte Feldmarschall Schwerin jedoch, welcher erst am Morgen mit ermüdeten Soldaten angekommen war, und das Schlachtfeld gar nicht kannte, riet, den folgenden Tag abzuwarten. Aber Friedrich verwarf jeden Aufschub. Die Schlacht begann nach 9 Uhr morgens. Der Boden war ungünstig, teils sumpfig, teils bergig, und als sich die Preußen nun durcharbeiteten, wurden sie von einem mörderischen Kartätschenfeuer empfangen, das ganze Reihen niederstreckte. Alle Angriffe mißlangen, die Schlachtordnung fing an zu wanken. Da ergriff Schwerin eine Fahne, rief seinen Soldaten zu, trug sie selbst gegen die Feuerschlünde, sank aber im nächsten Augenblick von vier Kugeln durchbohrt und starb den Heldentod. General Manteuffel nahm die Fahne aus seiner Hand und führte die noch mehr entflammten Soldaten weiter. Des Königs Bruder, Prinz Heinrich sprang vom Pferde, führte seine Haufen gegen eine Batterie und eroberte sie, der Herzog Ferdinand von Braunschweig drängte den linken österreichischen Flügel von Berg zu Berg zurück und eroberte sieben Schanzen. Doch war der Sieg so lange unentschieden, als Brown mit ordnendem Geiste in den Reihen waltete, als er aber gefallen war, wichen die Oesterreicher zurück. Der größere Teil warf sich nach Prag, ein anderer zog zu dem Feldmarschall Daun, der mit einem Hilfsheer bei Kuttenburg stand. Wenn es dem König gelang, auch diesen zu schlagen, so war der Friede vielleicht schon im zweiten Jahre gewonnen, denn mehr wollte Friedrich nicht, als daß Schlesien ihm bliebe.

General von Zieten.

Nachdem er fünf Wochen vor Prag gelegen, zog Friedrich gegen Daun und griff diesen am 18. Juni bei Kollin an. Er wendete dabei die schiefe Schlachtordnung an. Der erste Angriff unter den Generälen Zieten und Hülsen auf den rechten Flügel der Oesterreicher warf alles nieder. Die Mitte und der andere Flügel durften nur folgen, um einen Teil der österreichischen Schlachtreihe nach dem andern zu überwältigen. Da befahl der König selbst, wie wenn ihm auf einmal die Klarheit seines eigenen Gedankens verdunkelt wäre, halt zu machen. Durch dieses Halten wendete sich das Glück. Daun hatte schon auf einen Zettel den Befehl zum Rückzug geschrieben. Er sollte von Haufen zu Haufen an die Befehlshaber gehen. Aber im rechten Augenblick hielt der Anführer

eines sächsischen Reiterregiments, der die Reihen der Preußen dünner werden und sich lösen sah, den Zettel auf. Die Oesterreicher erneuerten ihren Angriff, und Friedrich, wenn er nicht alles verloren geben wollte, mußte den Rückzug befehlen. Daun, sehr zufrieden, den ersten Sieg über die Preußen erfochten zu haben, störte ihn nicht. Er hatte den Preußen einen Verlust von 14 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen und von 45 Geschützen zugefügt.

Die für Preußen unglückliche Schlacht bei Kollin wirkte auf Oesterreichs Bundesgenossen und ihre bisherige Untätigkeit. Die Russen drangen in das Königreich Preußen ein, die Schweden betrieben ihre Rüstungen ernstlicher, über den Rhein setzten zwei französische Heere, um Hessen und Hannover und dann Preußen anzugreifen. Das eine wendete sich nach Thüringen, um sich mit dem deutschen Reichsheer zu vereinigen; der Marschall d'Etrers aber, der das französische Hauptheer anführte, schlug den Herzog von Cumberland mit seinem englisch-deutschen Heere bei Hastenbeck an der Weser in Hannover, der darauf eine Convention zu Kloster Zeven schloß, in der er sein Heer aufzulösen versprach, und den Franzosen Hannover, Hessen, Braunschweig und das ganze Land zwischen Weser und Rhein einräumte. Der Herzog von Richelieu der dem Marschall im Oberbefehl folgte, sog diese Länder durch unerhörte Erpressungen aus. In Pommern breiteten sich die Schweden aus, und trieben Brandschatzungen ein. In Preußen war der russische General Apraxin mit 100 000 Mann eingerückt und ihm stand der Feldmarschall Lewald mit nur 24 000 entgegen. Zwar lieferte dieser den Russen, um ihrem Vordringen ein Ziel zu setzen, bei Großjägerndorf ein Treffen, konnte aber gegen ihre überlegene Macht nichts ausrichten. Aber unvermutet zog sich das russische Heer zurück. Der russische Kanzler hatte bei einer gefährlichen Krankheit der Kaiserin Elisabeth das Auge schon auf ihren Nachfolger, den Großfürsten Peter richtend, der ein Freund Frankreichs war, den Befehl hierzu gegeben. Lewald wandte sich nun gegen die Schweden, die schnell nach Stralsund und Rügen zurückwichen.

General von Seydlitz.

Der König selbst, nachdem er in der Lausitz vergeblich auf die Gelegenheit zu einer Schlacht mit den Oesterreichern gewartet hatte, brach im August nach der Saale auf,

um die Franzosen aus Sachsen zu vertreiben. Nach manchem Hin- und Herziehen traf er sie und das Reichsheer bei Roßbach, unweit der Saale. Friedrich hatte nur 22 000, der Feind aber 60 000 Mann, und sie frohlockten schon, daß ihnen der König dieses Mal mit seinem kleinen Haufen gewiß nicht entgehen sollte. Er war auf einem Hügel gelagert; die Franzosen zogen mit klingendem Spiel vorbei, sie gedachten ihn einzuschließen. Von Seiten der Preußen fiel kein Schuß, sie schienen von allen diesen Anstalten nichts zu merken. Aber als es nun Friedrich Zeit dünkte, erging sein Befehl, schnell waren die Zelte verschwunden, und das Heer zur Schlacht geordnet. Die verdeckten Batterien begannen ihr schreckliches Spiel, und allen voran brach Seydlitz an der Spitze seiner trefflichen Reiterscharen in die Haufen der erschrockenen Feinde. Solche Schnelligkeit hatten die Franzosen noch nie von den Deutschen gesehen, es war ihnen unmöglich eine Schlachtreihe zu bilden, ehe anderthalb Stunden vergangen waren, war die Schlacht entschieden, und das ganze französische Heer auf der Flucht (5. November 1757). Sie hielten nicht eher stille, als bis sie mitten im Reiche waren, und viele glaubten sich nur jenseits des Rheins sicher. In den Händen des Königs blieben 7000 Gefangene, darunter 320 Offiziere, 63 Kanonen und 22 Fahnen, den Preußen kostete der Sieg nur 91 Tote und 274 Verwundete.

Sachsen war gerettet, aber Schlesien bedurfte der Hilfe des Königs, denn während seiner Abwesenheit war sein Liebling Winterfeld dort gefallen. Die mächtige Festung Schweidnitz war gefallen, bei Breslau waren die Preußen von den Oesterreichern geschlagen worden, und Breslau selbst war in Feindeshand übergegangen. Schlesien schien verloren, Friedrich berief seine Heerführer und hielt eine begeisternde Rede an sie. Das ganze Heer wartete mit Ungeduld auf das Vorrücken gegen den Feind. Dieser hatte feste Stellung hinter der Lohe genommen. Dann riet hier zu bleiben, der General Lucchesi aber und andere redeten dem Prinzen Karl zu, dem Könige entgegen zu gehen. Dieser Rat gefiel dem Prinzen; er verließ sein Lager. In der Gegend von Leuthen trafen beide Heere am 6. Dezember 1757 aufeinander. Das kaiserliche Heer nahm mit seiner Schlachtreihe fast eine deutsche Meile ein. Friedrich wählte wieder die schräge Schlachtordnung, ließ einen verstellten Angriff auf den rechten feindlichen Flügel machen, während der Hauptstoß auf dem linken geschah, der über den Haufen geworfen wurde. Kein Widerstand half nun mehr, in drei Stunden war ein völliger Sieg erfochten; das Schlachtfeld war mit Toten bedeckt und ganze Haufen ergaben sich den Preußen, so daß ihre Zahl auf 21 000 geschätzt wurde. Rastlos verfolgte Friedrich den Sieg, bis die Oesterreicher von dem Boden Schlesiens über die Grenzen Böhmens hinaus getrieben waren. Das tat Zieten, während der König Breslau angriff, und dort wieder 17 000 Mann gefangen nahm. Auch Liegnitz ergab sich. Am Ende des Jahres waren alle preußischen Länder, mit Ausnahme von Westfalen vom Feinde befreit.

Friedrich ließ nun (1758) in Wien Friedensvorschläge machen. Allein Maria Theresia war noch zu erbittert gegen den Eroberer Schlesiens, der französische Hof redete eifrig für Fortsetzung des Kriegs, weil er sonst den Kampf gegen die Engländer allein hätte führen müssen. Von allen Seiten rüstete man sich. Der russische General Fermor brach im Januar in Preußen ein, und eroberte das Königreich ohne Widerstand, weil der General Lehwald gegen die Schweden nach Pommern gezogen war. Gegen ein so ernstes Vorhaben der Feinde mußte Friedrich die äußersten Kräfte seiner Länder, sowie des sächsischen Landes aufbieten. Mannschaft und Geld mußten mit angestrengter Tätig-

keit herbeigeschafft werden, ja der König sah sich schon jetzt durch die Not gezwungen, schlechteres Geld prägen zu lassen, um damit seine Soldaten bezahlen zu können. An Bundesgenossen hatte er nur England und die kleineren deutschen Fürsten, und alle waren durch die unglückliche Konvention von Kloster Zeven gelähmt. Allein das englische Volk war durch die Schlacht von Roßbach für Friedrich begeistert. Der englische Premier-Minister Pitt verwarf jene Konvention, und beschloß den Krieg mit neuem Ernst fortzusetzen, indem er dem verbündeten Heere den Herzog von Braunschweig sandte. Dieser setzte nach einem mit Friedrich verabredeten Plane sein kleines Heer schon im Februar in Bewegung, und vertrieb die sorglosen Franzosen aus dem Lande zwischen Aller und Weser, Weser und Rhein, so daß sie bei Düsseldorf über den Rhein gingen. Allein Ferdinand verfolgte sie auch über den Rhein, griff sie bei Krefeld an und schlug sie in die Flucht. Nun ging Düsseldorf an ihn über, und seine leichten Scharen streiften sogar in die österreichischen Niederlande, bis vor die Tore von Brüssel.

Friedrich entriß indessen den Oesterreichern den wichtigen ersten Platz, den sie noch in Schlesien besaßen, Schweidnitz (18. April). Daun, der in Böhmen stand, wandte alles an, dieses Land dem König unzugänglich zu machen, aber Friedrich ging in Eilmärschen statt nach Böhmen nach Mähren und belagerte Olmütz, das er aber nicht gewann. Nun war der Rückgang nach Schlesien versperrt; der vorsichtige Daun hatte die Pässe besetzt, und glaubte den König in seiner eigenen Schlinge gefangen zu haben. Allein Friedrich wendete sich plötzlich, drang über die Gebirgspässe nach Böhmen ein und würde vielleicht aus diesem Lande nicht so bald vertrieben worden sein, wenn ihn nicht das Eindringen der Russen in Pommern und der Neumark, das sie schrecklich verwüsteten, dorthin getrieben hätte. Er zog daher wieder über die Gebirge Böhmens nach Schlesien, ließ dort den Feldmarschall Keith zur Deckung des Landes, und eilte selbst gegen die Russen. Ueberall stieß er auf Verwüstungen des barbarischen Feindes, der nichts verschonte. Küstrin lag bis auf drei Häuser in Asche, das flache Land glich einer Einöde. Bei Zorndorf kam es nun am 25. August zur Schlacht, die von morgens 9 Uhr bis abends 10 Uhr wütete. 37 000 Preußen kämpften gegen 70 000 Russen, Friedrich hatte geboten, keine Schonung zu gewähren. Am Abend lagen 19 000 Russen auf dem Schlachtfeld aber auch 11 000 Preußen waren gefallen. Fermor zog sich nach Polen und Preußen, Friedrich nach Sachsen, wo sein Bruder Heinrich von dem österreichischen Heere hart bedrängt war. Daun zog sich in ein festes Lager in der Lausitz und wollte den König, von Schlesien abschneiden. Aber Friedrich eilte, die Straße über Bautzen und Görlitz zu gewinnen, rückte dicht an das österreichische Heer und legte sich zwischen den Dörfern Hochkirch und Kotitz in ein offenes Lager. Hier lag das Heer drei Tage lang, jedem Angriff des überlegenen Feindes ausgesetzt, und der König beachtete keine Warnung. Er war durch einen Kundschafter getäuscht, den sich die Oesterreicher erkauft und mit falschen Nachrichten zurückgesandt hatten. Am 14. Oktober früh, ehe der Tag anbrach, wurde das preußische Heer durch den Donner der Geschütze geweckt; die Oesterreicher hatten sich während der Nacht stille in das Dorf Hochkirch geschlichen, und so wie die Uhr des Dorfes fünf schlug, fielen sie über die preußischen Vorposten her, bemächtigten sich der großen Schanze am Eingang des Dorfes, richteten das Geschütz rückwärts und schmetterten alle Preußen nieder, welche sich in demselben sammelten. Es war ein furchtbares Blutbad. Vergeblich suchten die Feldherrn die Reihen zu ordnen, dem Prinzen Franz von Braunschweig riß eine Kanonenkugel den Kopf weg, als er eben im Begriff war, den Feind

Friedrich der Große. Von W. Camphausen.

auf den Höhen anzugreifen, der Feldmarschall Keith wurde von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt, Prinz Moritz von Dessau schwer verwundet. Der anbrechende Tag brachte keinen Vorteil, ein undurchdringlicher Nebel verhinderte den König die Lage der Feinde und der Seinigen zu erkennen. Doch hatten sich seine Scharen wieder gesammelt, und als um 9 Uhr die Sonne durchbrach, sah er, daß ein Teil des österreichischen Heeres schon seine Seiten umging, und gab den Befehl zum Rückzug, der mit so großer Ordnung geschah, daß der österreichische Feldherr ihn garnicht störte, sondern in sein altes Lager zurückkehrte.

Friedrich verlor den Mut nicht. Er setzte durch künstliche Märsche und Wendungen seine ursprüngliche Absicht durch, täuschte den Gegner, umging seine Stellung, erschien plötzlich in Schlesien und zwang den General Horst die Belagerung von Neisse aufzuheben. Schlesien wurde ganz vom Feinde befreit; Daun kehrte mißmutig, nachdem auch ein Angriff auf Dresden mißlungen war, nach Böhmen zurück. So war Friedrich trotz aller Unfälle am Ende des Jahres im Besitze aller seiner Länder; wie am Ende des vorigen, ja die Festung Schweidnitz, welche ihm damals noch fehlte, hatte er jetzt in seiner Gewalt, und auch seine westfälischen Länder waren durch den tapferen Prinzen Ferdinand von Braunschweig, den Franzosen entrissen. Ferdinand hatte sich zwar jenseits des Rheines nicht behaupten können, aber am Ende des Feldzugs zwang er doch die Franzosen ihm das ganze rechte Rheinufer zu lassen und ihr Winterlager zwischen dem Rhein und der Maas zu nehmen.

Das folgende Jahr (1759) war für den König das herbste des ganzes Krieges. Die österreichischen Heere wurden trefflich ergänzt, ja sie erschienen mit jedem Jahre schöner auf dem Kampfplatze, weil die Ergänzungen aus der kräftigsten Jugend der österreichischen Erbländer genommen und gut geübt waren; bei der Stärke der österreichischen Heere war, der blutigen Schlachten ungeachtet, doch ein beträchtlicher Kern alter Soldaten übrig geblieben. Friedrichs Heer dagegen bestand größtenteils aus Neugeworbenen. Seinem eigenen, sowie dem sächsischen und mecklenburgischen Land wurden durch die erdrückenden Abgaben und das Ausheben der jungen Mannschaft fast unheilbare Wunden geschlagen. Der Herzog von Mecklenburg hatte sich auf dem Reichstage zu Regensburg an die Spitze der Fürsten gestellt, welche Friedrich am heftigsten anklagten, und die Reichsacht über ihn aussprechen wollten. Dafür wurde sein Land wie ein feindliches behandelt. Zur Reichsacht kam es nicht. Denn da dieselbe Strenge gegen den Kurfürsten von Hannover nötig gewesen wäre, so wiedersetzten sich die meisten evangelischen Reichsstände der Verurteilung zweier ihrer bedeutendsten Glieder.

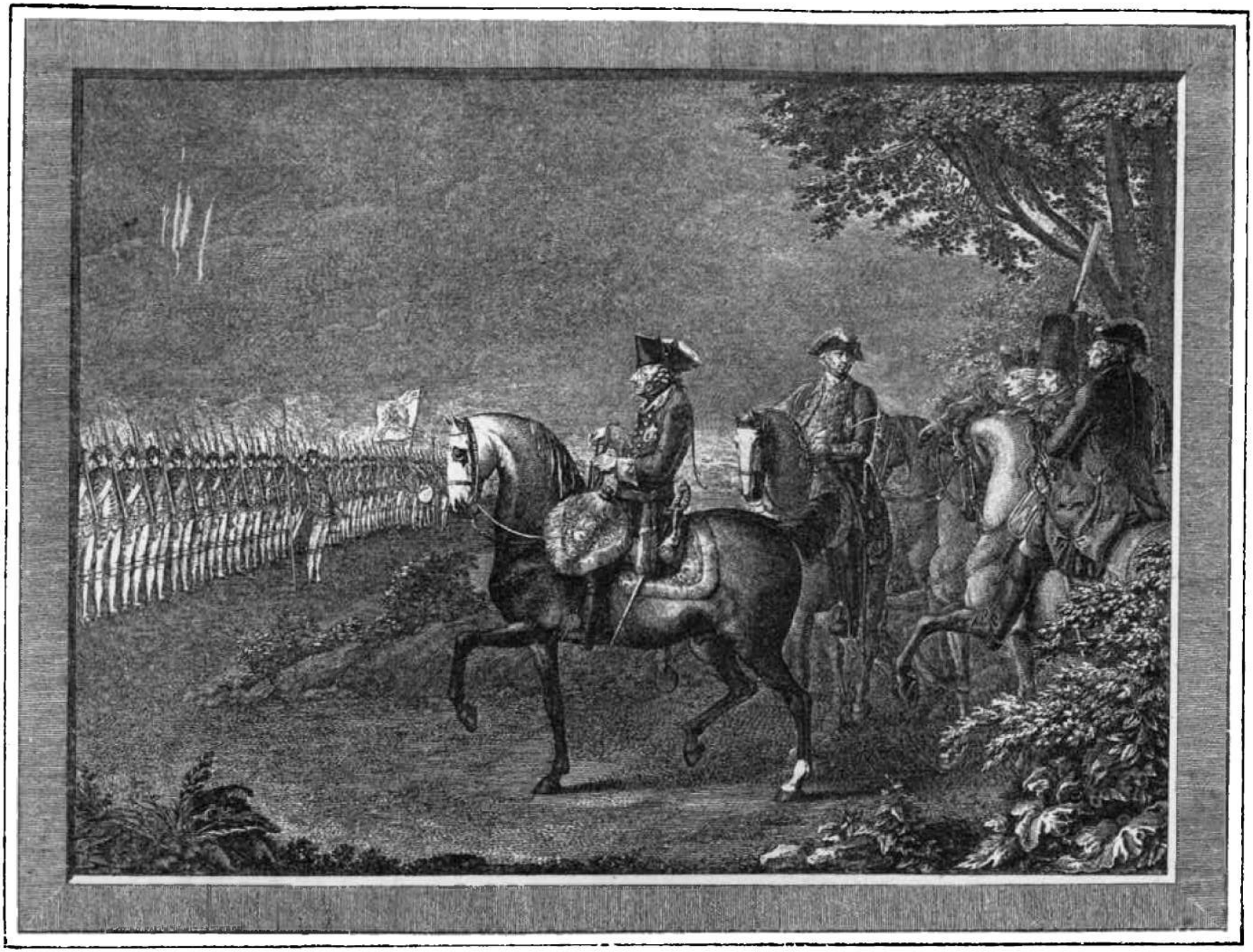
Die russische Kaiserin sandte neue Scharen und in dem General Koltikow einen tapferen Feldherrn; auch Frankreich bot noch einmal alle Kräfte auf, um den Besitz von Westfalen, Hannover und Hessen mit Uebermacht zu erzwingen. An Hannover wollte Frankreich Rache nehmen für die großen Verluste, die es auf dem Meere und jenseits des Meeres durch England erlitten hatte. Durch glorreiche Siege der britischen Seehelden war Frankreichs Seemacht hart beschädigt; in Ostindien wie in Nordamerika waren beträchtliche Landstrich: verloren. Den Racheplänen Frankreichs in Deutschland sollte nun Herzog Ferdinand mit kleiner Macht einen Damm entgegenstellen. Der Herzog war von zwei Seiten bedroht. Am Main stand der Herzog von Broglie und hatte seinen Mittelpunkt in Frankfurt, welches er durch Ueberrumpelung in seine Gewalt gebracht hatte. Vom Niederrhein her sollte der Marschall von Contades mit dem Haupt-

Das geliebte Flötenſpiel.

heere auf Hannover losrücken. Gegen Broglie zog Ferdinand und traf ihn am 13. April bei dem Dorfe Bergen, unweit Frankfurt. Sogleich griff er ihn an, aber die Stellung der Franzosen war zu fest, er mußte sich nach dreimaligem tapferen Angriff zurückziehen und bald alle seine Feldherrnkünste aufbieten, um Niedersachsen gegen Contades zu verteidigen, der bei Düsseldorf über den Rhein gegangen war, sich durch den Westerwald nach Gießen gezogen, mit Broglie vereinigt, und Kassel, Paderborn, Münster und Minden a. W. genommen hatte. Allein Ferdinand drang zur rechten Zeit gegen das gesamte bei Minden in ungünstiger Gegend gelagerte französische Heer vor. Am 1. August kam es zur Schlacht, in welcher die Franzosen geschlagen wurden. Contades zog sich, immer verfolgt, an der Weser nach Kassel zurück, dann noch weiter südlich nach Gießen. Ferdinands Soldaten aber eroberten nacheinander Marburg, Fulda, Münster i. W. und so sah sich Ferdinand am Ende des Jahres wieder im Besitz der Länder, die er im Anfang in seiner Gewalt gehabt hatte.

Friedrich wollte die Vereinigung der Russen und Oesterreicher so lang wie möglich hindern. Er legte sich daher in ein festes Lager bei Landeshut und ließ den Oesterreichern durch rasche Streifzüge in Böhmen, sowie den Russen in Polen ansehnliche Magazine zerstören. Endlich rückten die Russen mit 40 000 Mann gegen die Oder heran, und Laudon war mit 20 000 Oesterreichern bereit, sich mit ihnen zu vereinigen. General Wedel wurde abgesandt, um sie anzugreifen, wo er sie finde. Er tat dies bei dem Dorf Kay, am 23. Juli, wurde aber zurückgeschlagen.

Nun trug Friedrich seinem Bruder Heinrich die Beobachtung Dauns auf, und bestellte ihn überdies zum Verwalter des Staats, wenn er auf dem Zuge, den er vorhatte, umkommen oder in Gefangenschaft geraten sollte. Daun zog er gegen die Russen. Am 12. August fand er Russen und Oesterreicher, 60 000 Mann stark, auf den Anhöhen von Kunersdorf bei Frankfurt a. O. verschanzt. Er entwarf seinen Schlachtplan solcher Gestalt, daß der Feind nicht etwa nur aus dem Felde geschlagen, sondern vernichtet wurde. Sein Angriff auf den linken Flügel der Russen war durch große Anstrengungen der Seinigen gelungen; 70 Kanonen waren erbeutet, der ganze Flügel in die Flucht getrieben. Der König hatte schon einen Siegesboten nach Berlin abgefertigt. Der Tag neigte sich; die Feldherren rieten, die ermatteten Soldaten zu schonen, weil die Oesterreicher noch gar nicht zum Kampf gekommen waren, und der rechte Flügel der Russen unerschüttert stand. Allein der König, dem jedes halbe Werk unerträglich war, befahl den erneuten Angriff. Und nun sollten die durch schwere Anstrengungen und einen sehr heißen Tag ermüdeten Scharen Anhöhen erstürmen und feste Stellungen erobern, aus denen die Feuerschlünde Tod und Verderben in ihre Reihen schleuderte. Da half die größte Tapferkeit nichts mehr gegen die Uebermacht; so oft auch die Anführer und der König selbst die Reihen wieder ordneten, sie wurden immer wieder zurückgeworfen. Und endlich, weil die Spannung zu groß gewesen war, schlug sie plötzlich in die größte Erschlaffung um; Schrecken und Verwirrung kam über das Heer, alles floh in größter Unordnung. Die österreichische Reiterei richtete unter den Fliehenden ein schreckliches Blutbad an, und an eine Ordnung des Rückzugs war nicht mehr zu denken. Der König selbst, den beim Anblick einer solchen Niederlage, wie er noch nie gesehen, eine starre Verzweiflung ergriff, dachte nicht an die Rettung seines Lebens; gleichgiltig hielt er zwischen Todten, Verwundeten und Fliehenden stand, zwei Pferde wurden unter ihm erschossen, und eine Kugel drang durch sein Kleid in die Westentasche, wo sie durch ein



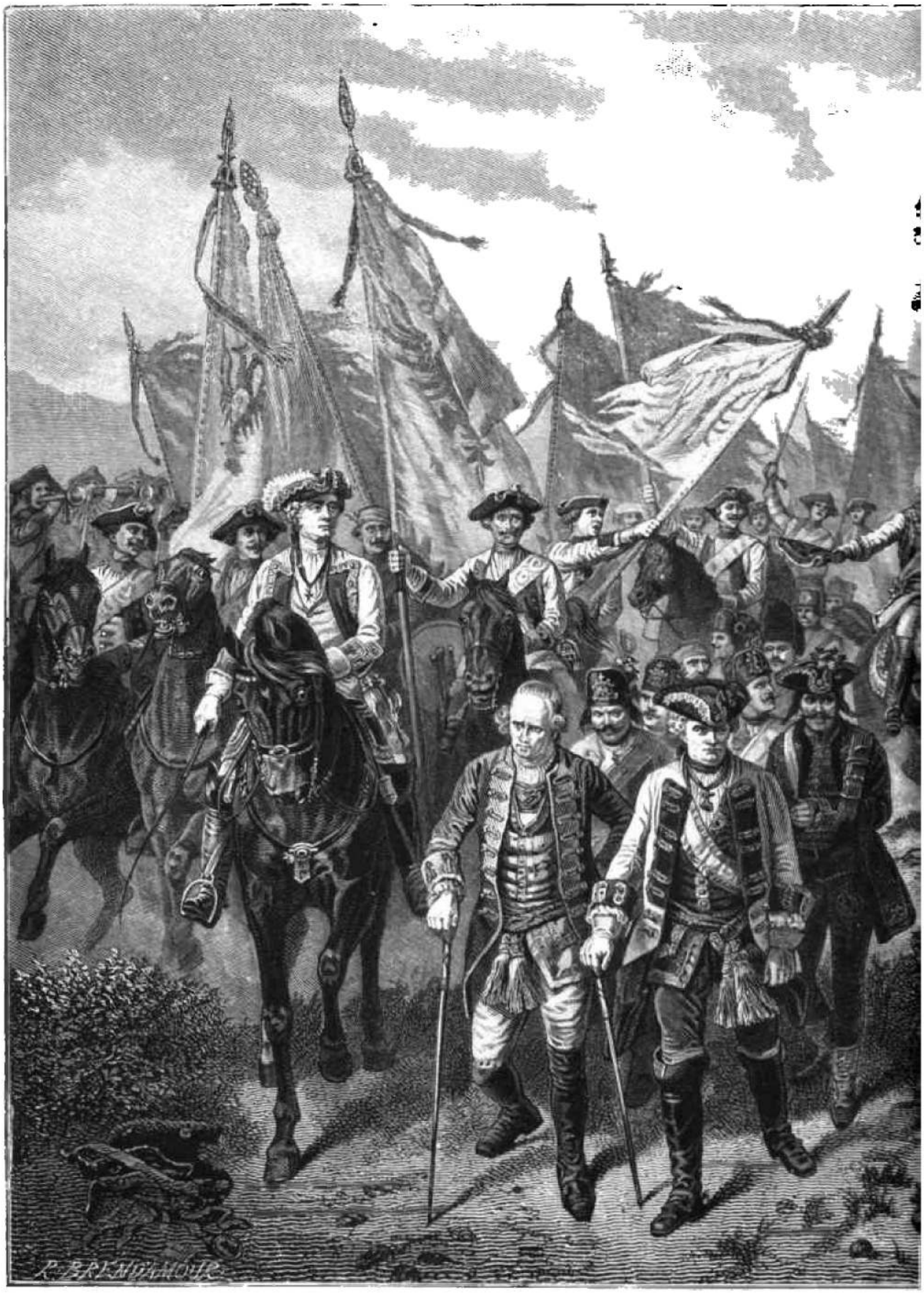
Friedrich der Große, eine Parade abhaltend. Nach dem Kupferstich von Chodowiecky.

goldenes Etui in ihrem Laufe aufgehalten wurde. Endlich als die österreichischen Reiterhaufen heransprengten, ergriffen seine Begleiter die Zügel seines Pferdes und führten ihn halb mit Gewalt aus dem Schlachtgetümmel. Es war der Rittmeister von Prittwitz, der ihn mit seinen Husaren in Sicherheit brachte. In diesem Augenblick schrieb der König an seinen Minister von Falkenstein diesen Zettel: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie", und einige Stunden später: „Die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein als die Schlacht selbst. Ich werde den Ruin des Vaterlandes nicht überleben. Gott befohlen auf immer."

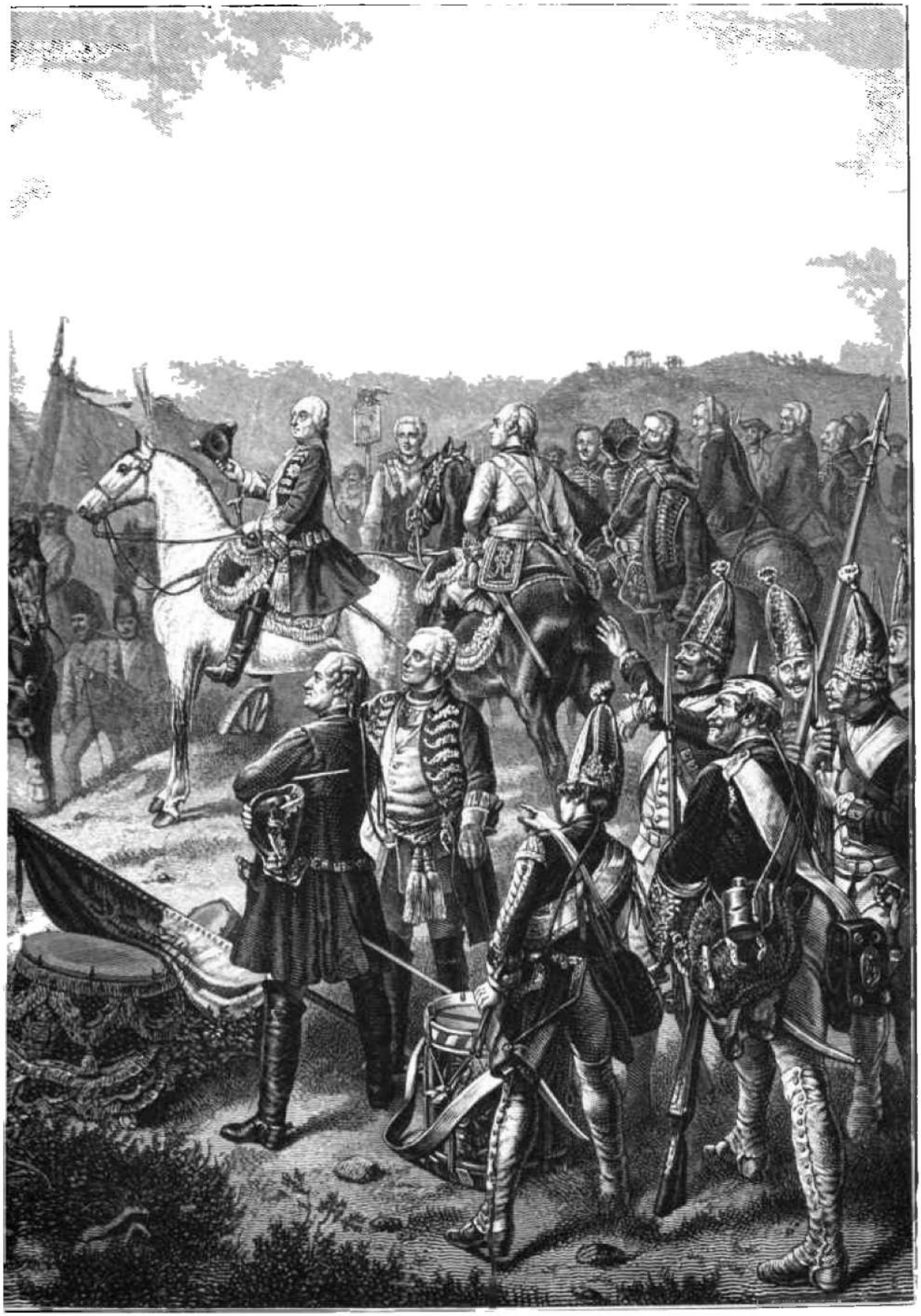
So finster und hoffnungslos war es in der Seele des Königs. Am Abend warf er sich in dem Dorfe Oetscher in einer halbzerstörten Bauernhütte schlaflos auf ein Strohlager, sein Gefolge schlief ringsumher auf bloßer Erde. Hätte nicht ihn und sein Volk eine höhere Hand gerettet, so wären sie verloren gewesen. Dem Feind stand der Weg nach Berlin offen; von des Königs großem Heere fanden sich am Morgen nur ungefähr 5000 Mann zusammen. Erst nach einiger Zeit, da er die Flüchtlinge gesammelt und alles an sich gezogen hatte, konnte er bis 18 000 Mann zusammenbringen, und nur mit Mühe für die 165 Kanonen, die er verloren hatte, einige Geschütze aus Berlin herbeischaffen. Dennoch ward seine Hauptstadt gerettet. Der russische Feldherr verfolgte seinen Sieg nicht, vielleicht aus heimlicher Rücksicht für den russischen Thronerben Peter, vielleicht auch nur aus Unzufriedenheit über die Untätigkeit des österreichischen Hauptheeres.

Der österreichische Feldherr wurde indes durch des Königs Bruder, Heinrich, der alle Listen der Kriegskunst aufbot, in der Lausitz aufgehalten und durch treffliche Wendungen und Märsche ohne eine Schlacht sogar gezwungen, sich in die böhmischen Gebirge zurückzuziehen. Doch zwei große Verluste konnte Heinrich nicht abwenden. Der erste war die Räumung von Dresden, dem wichtigsten Platze für Preußen in dem ganzen Kriege. Friedrich hatte seinem dortigen Befehlshaber, dem Grafen Schmettau in der ersten Niedergeschlagenheit nach der Kunersdorfer Schlacht den Befehl zugeschickt, wenn er ernsthaft angegriffen würde, nur die Kriegskasse mit 7 Millionen Thalern zu retten. Daher übergab Schmettau, der Reichsarmee an demselben Tage (4. September) die Stadt, als der später vom Könige zum Entsatze abgesandte General Wunsch schon in der Nähe war. Die Kriegskasse war gerettet. Aber alle Vorräte und der Platz selbst, der dem Feldmarschall Daun die Möglichkeit bot, zum erstenmal sein Winterlager in Sachsen zu nehmen, waren verloren. Der König versuchte alles, ihn aus seiner Stellung zu vertreiben. Er sandte den General Fink mit 15000 Mann in den Rücken des österreichischen Heeres nach Maxen. Dieser aber verlor, als er angegriffen wurde, den Mut und die Besonnenheit und gab sich nach blutigen Gefechten mit 11000 Mann gefangen. Daun zog mit den Gefangenen wie im Triumphe in Dresden ein und nichts konnte ihn von seinem Entschlusse abbringen, in Sachsen sein Winterlager zu nehmen. Der König wollte ihn durch Ausdauer ermüden und blieb noch sechs Wochen lang in fürchterlicher Kälte im offenen Feldlager bei Wilsdruf stehen, wodurch Daun dasselbe zu tun und zu leiden gezwungen war. Endlich aber zwang die Strenge des Winters 1760 beide ihren Heeren Ruhe zu gönnen. Der König blieb in den ihm noch übrigen Teilen von Sachsen und nahm seinen Standpunkt in Freiburg.

Mit jedem neuen Jahre (1760) wurde Friedrichs Lage schwieriger. Der Umfang des Raumes, den er noch sein nennen konnte, war wohl nicht verengert worden, allein die inneren Hilfsquellen versiegten immer mehr. Die Heere wurden kleiner und schlechter;



Das Dragoner-Regiment Ansbach-Bayreuth nach der Schla



·i Hohenfriedberg. Nach dem Gemälde von W. Camphausen.

die Zahl der Feinde dagegen schien selbst nach den Verlusten zu wachsen. Friedrich mußte sich jetzt zum Verteidigungskriege entschließen. Er selbst wollte in diesem Feldzug Sachsen decken, sein Bruder Heinrich sollte die Mark gegen die Russen, der General Fouquet Schlesien gegen Laudon beschützen. Aber dieser, der ein den Preußen wohl dreimal überlegenes Heer hatte, konnte die Preußen in Untätigkeit erhalten, während eine seiner Abteilungen die wichtige Festung Glatz belagerte. Darum verließ Fouquet seine Stellung in den schlesischen Gebirgen und da nun Städte und Dörfer von den österreichischen Streifscharen arg verwüstet wurden, so befahl ihm Friedrich seine Stellung in den Bergen bei Landshut wieder einzunehmen. Fouquet, ein tapferer entschlossener Soldat, sah die Gefahr in welche er ging und beschloß mit Mut sein Schicksal zu be-

Der König überall.

stehen. Als er am 23. Juli früh um 2 Uhr mit seinen 8000 Mann durch 30000 Oesterreicher von allen Seiten angegriffen wurde, hielt er acht Stunden lang den Kampf aus. Endlich stürzte er selbst unter sein verwundetes Pferd und wäre von den Reitern, die ihn schon mit Wunden bedeckt hatten, getötet worden, hätte sich nicht sein Reitknecht über ihn geworfen, und mit seinem Leibe die Hiebe aufgefangen. Ein feindlicher Oberst erkannte und rettete ihn. Die preußische Reiterei hatte sich durchgeschlagen, aber das Fußvolk wurde bis auf 4000 Gefangene niedergehauen.

Schlesien lag nun den Feinden offen da. Aber Friedrich, um durch eine kühne Tat den Eindruck des Unglücks zu verwischen, täuschte den Feldmarschall Daun durch künstliche Märsche, erschien plötzlich vor Dresden und fing an, die Stadt zu beschießen. Es gelang ihm aber nicht sie zu gewinnen; er hob die Belagerung auf und eilte nach Schlesien. Hier hatte Laudon die Festung Glatz durch einen schnellen Angriff und durch

die Feigheit oder Verräterei des Befehlshabers, eines Italieners, in einem Tage erobert. Sie war der Schlüssel zum schlesischen Land. Glücklicherweise fand Laudon an dem Befehlshaber Breslaus, dem General Tauentzien einen entschlossenen Gegner. Dieser ließ sich nicht schrecken, und schnell kam Prinz Heinrich zur Rettung herbei.

Auch der König war schon in Schlesien angekommen, begleitet auf der einen Seite seines Heeres von Feldmarschall Daun, auf der anderen vom General Lascy. Unter steten Gefahren und Gefechten ging der Zug bis in die Gegend von Liegnitz. Dort verschloß Daun dem König die Wege nach Breslau und Schweidnitz, wo seine Vorräte waren. Prinz Heinrich wurde an der Oder von den Russen festgehalten. Am 15. August sollte nun der König von allen Seiten angegriffen und womöglich vernichtet werden. Um 2 Uhr weckte der Führer einer Husarenrunde den König mit der unerwarteten Botschaft, der Feind sei da und nur 400 Schritte entfernt. In wenigen Augenblicken waren die Anführer zu Pferde, die Scharen unter Waffen, das Donnern der Geschütze erscholl. Laudon machte mehrere tapfere Anfälle; vielleicht mochte der Feldmarschall Daun den Kanonendonner vernehmen und ihm Hilfe leisten. Aber der Wind trieb den Schall abwärts. Daun hörte nichts und nach dreistündigem Gefecht war die Schlacht für die Preußen entschieden. Daun der am Morgen noch gegen des Königs Heer vorrücken wollte, traf auf den rechten preußischen Flügel unter Ziethen, er wurde mit einem nachdrücklichen Geschützfeuer empfangen und da er Laudons Niederlage erfuhr, zog er sich gleichfalls zurück.

Dieser Sieg verbesserte die Lage des Königs. Drei Stunden nach der Schlacht war des Königs Heer wieder auf dem Zuge, und nun konnte der Weg nach Breslau und zu den Vorräten nicht mehr versperrt werden. Schlesien war größtenteils gerettet, aber die Russen hatten sich von Breslau wieder an der Oder hinabgezogen, und entschlossen sich jetzt 20000 Mann in Verbindung mit 15000 Mann Oesterreicher nach Berlin zu senden. Dieses mußte sich am 4. Oktober dem russischen General Totleben ergeben. Acht Tage lang dauerte die Besetzung der Stadt und beträchtliche Geldsummen mußten bezahlt werden, dann verscheuchte der Ruf von dem Anzuge des Königs schnell die Gegner nach Sachsen und über die Oder.

Während Friedrich in Schlesien beschäftigt war, hatte sich die Reichsarmee in Sachsen eingefunden, und legte sich in ein sehr festes Lager bei Torgau. Wollte der König das für ihn so wichtige Land nicht verloren geben, so mußte Sachsen noch vor dem Winter erobert werden. Er mußte noch einmal einen großen Verlust gegen großen Gewinn setzen; sein Verderben schien unvermeidlich, wenn das gefährliche Spiel mißlang. Er selbst scheint sich in diesem Falle auf seinen Tod gefaßt gemacht zu haben. Der Angriff auf die stark verschanzten Weinberge von Torgau sollte am 3. November von zwei Seiten gemacht werden. Der König wollte die eine Abteilung, Ziethen sollte die andere im Rücken der Oesterreicher gegen die Höhen führen. Ein Wald verbarg das Anrücken des Königs; aber seine Züge verwickelten sich in demselben und hielten sich auf. Als er nun mit den ersten herankam, hört er ein starkes Feuer von Ziethens Seite und glaubte diesen im vollen Kampfe. Es war aber nur ein Vorpostengefecht und Daun konnte noch seine ganze Kraft gegen den Angriff des Königs wenden. Als dieser seine Grenadiere gegen die Schanzen der Oesterreicher führte, da empfing sie ein mörderisches Feuer, daß die Reihen wie vom Blitz niedergeschmettert, und im Tode noch wie zusammengeordnet dalagen, die Kanoniere nicht einmal zum Laden ihrer Geschütze kommen konnten,

Roßbach (1757). Nach dem Gemälde von W. Camphausen.

sondern gleichfalls zerschmettert samt den Pferden hinstürzten. Den König traf ein Streifschuß an der Brust, doch ohne ihn bedeutend zu verletzen. Neue Haufen der Preußen rückten heran, und gewannen einigen Raum, doch wurden sie von der österreichischen Reiterei zusammengehauen. So wurde bis in die Nacht mit abwechselndem Glück gefochten. Aber der Kern des preußischen Fußvolkes lag auf dem Schlachtfeld, und die österreichischen Schanzen waren nicht erobert. Daun hatte sogar schon einen Eilboten mit der Siegesnachricht an die Kaiserin gesandt. Aber während von den Preußen noch hin und wieder in der Dunkelheit in einzelnen Haufen gefochten wurde, während in kalter Herbstnacht unzählige Feuer auf der Torgauer Heide brannten, und Gesunde und Verwundete von allen Seiten sich um sie sammelten, während der König in der Kirche des Dorfes Elsnig, auf der untersten Stufe des Altars sitzend, Befehle schrieb, focht Ziethen noch um den Besitz der Siglitzer Höhen bis 10 Uhr Nachts und gewann sie. Dadurch wurde die Stellung der Oesterreicher gebrochen; sie konnten den Kampf am andern Morgen nicht aufnehmen, und Daun, der in der Schlacht selbst verwundet worden war, zog sich in der Stille zurück nach Dresden, so daß die Preußen nichts davon merkten. Als der König in der ersten Morgendämmerung aus dem Dorfe ritt, fand er das Schlachtfeld leer und wurde von seinen eigenen Soldaten als Sieger begrüßt.

Die letzten Jahre des Krieges sind weniger mit großen Unternehmungen angefüllt, die Ermattung der Völker wurde immer sichtbarer, und Friedrich mußte wieder auf Verteidigung nur dessen bedacht sein, was er schon besaß. Er selbst befehligte in Sachsen. Nachdem er lange alle Kunst angewendet hatte, die Russen und Oesterreicher an einer Vereinigung zu hindern, gelang diese doch und Friedrich mußte mit seinen 50000 Mann gegen 130000 des Feindes ein festes Lager bei Bunzelwitz beziehen, in welches er zwanzig Tage eingeschlossen blieb, und solche Wachsamkeit nötig hatte, daß seine Soldaten die ganze Nacht in den Waffen in Reih und Glied stehen mußten, dennoch konnten die Feinde, deren Führer nicht einig waren, ihn nicht überwältigen; zudem war Mangel an Unterhalt; sie trennten sich, ohne etwas auszurichten, und Friedrich war befreit. Um vor den Russen nun sicher zu sein, ließ er durch einen kühnen Streifzug unter dem General Platen ihre großen Vorräte in Polen zerstören. So war das russische Heer für diesen Feldzug gelähmt.

Laudon brach plötzlich aus dem Gebirge hervor, während der König sein Lager bei Bunzelwitz verließ, um die Oesterreicher in die ebenen Gegenden Schlesiens zu locken, wendete sich plötzlich gegen Schweidnitz und eroberte es. So waren Glatz und Schweidnitz, diese beiden wichtigen Festungen und mit ihnen die Hälfte Schlesiens in den Händen der Feinde. Damit auch die Pommern zum erstenmal ihr Winterquartier in Pommern nehmen konnten, mußte ihnen Kolberg nach einer fast viermonatlichen tapferen Gegenwehr in die Hände fallen (13. Dezember 1761). Aber am 3. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland. Ihr Nachfolger, Peter III., ein begeisterter Verehrer Friedrichs, schloß sogleich mit diesem Frieden; er gab nicht nur ganz Preußen ohne Entschädigung heraus, sondern schloß auch sofort ein Bündnis mit Friedrich, und ließ seinen Heerführer Czernitschef mit 20000 Russen zu dem preußischen Heere in Schlesien stoßen. Rußland erhielt den Frieden aufrecht, wiewohl Peter noch in demselben Jahre von seiner eigenen Gemahlin Katharina II., einer Prinzessin von Anhalt-Zerbst vom Thron gestoßen wurde.

Diesem Beispiel folgte Schweden, das am 22. März 1762 mit Preußen den Frieden von Hamburg abschloß.

Friedrich konnte nun ſeine ganze Kraft gegen Oeſterreich wenden und zog gegen Schweidnitz, um dasſelbe dem Feinde zu entreißen. Zwar hatte Katharina in der Meinung, Friedrich habe ihren Gemahl bei ſeinen unvorſichtigen Neuerungen unterſtützt, Czernitſchef zurückgerufen, aber nach Peters Tode fanden ſich Briefe, welche das Gegenteil bewieſen, und ſie hielt den Frieden. Schweidnitz mußte ſich nach langer tapferer Gegenwehr ergeben. Sachſen hielt Prinz Heinrich beſetzt, außer Dresden, und machte manche glückliche Streifzüge in Böhmen und im Reiche. Als ihn die Oeſterreicher aus ſeiner feſten Stellung bei Freiburg verdrängen wollten, griff er ſie am 29. Oktober an und ſchlug ſie gänzlich in die Flucht. Dieſes war das letzte Treffen im ſiebenjährigen Krieg. Auch der Herzog Ferdinand von Braunſchweig hatte Niederſachſen und Weſtfalen trefflich behauptet, obgleich die Franzoſen alles aufboten, um dieſe Länder zu gewinnen.

So kam 1763 der Friede zu Paris zwiſchen Frankreich und England zuſtande, und zu gleicher Zeit wurde zu Hubertusburg, einem ſächſiſchen Jagdſchloſſe, zwiſchen Preußen, Oeſterreich und Sachſen Friede geſchloſſen, in dem Friedrich die Abtretung Schleſiens von neuem beſtätigt erhielt, und das was er in Sachſen erobert hatte, zurückgab.

In ſechzehn Schlachten hatten in dieſem Kriege die Preußen gefochten, 125 Millionen Reichstaler betrugen die Kriegkoſten Friedrichs.

Maria Thereſia 1740–1780 und Joſef II. von Oeſterreich 1730–1790.

Maria Thereſia führte die Regierung Oeſterreichs auch dann weiter, als nach dem Tode Franz I. ſein jüngerer Sohn Joſef II., der ſchon ſeit 1764 römiſcher König war, zu Frankfurt unter den herkömmlichen Feierlichkeiten zum Kaiſer (1765—1790) gekrönt wurde. Auf Joſefs Gemüt wirkte das Beiſpiel Friedrichs d. Gr., ſeines ehemaligen Feindes, mehr, als auf dasjenige irgend eines Fürſten dieſes Jahrhunderts. Mit Feuereifer widmete er ſich als Kaiſer den verſchiedenartigſten Reformen; er verſuchte zunächſt an der Verbeſſerung der höchſten Reichsgerichte ſeine Kraft, mußte aber freilich bald erkennen, daß die kaiſerliche Macht nicht ſtark genug war, gegen die verrotteten Zuſtände im Reiche durchzudringen.

So wandte er denn ſeine Beſtrebungen der Erweiterung der öſterreichiſchen Hausmacht zu. Um einen Erſatz für Schleſien zu erhalten, ſuchte er einen Teil von Bayern zu gewinnen. Mit dem Kurfürſten Maximilian Joſef erloſch 1777 die bayriſche Kurlinie, der nun die pfalz-ſulzbachſche mit Karl Theodor dem Landesherrn von Pfalz, Jülich und Berg folgte. Karl Theodor ließ ſich auch leicht beſtimmen, zu Gunſten von Joſef auf faſt ganz Niederbayern ſowie auf Teile von Oberbayern und der Oberpfalz zu verzichten, und Joſef, in der Hoffnung, vielleicht ganz Bayern zu gewinnen, beſetzte ſofort das Land. Dagegen trat nun freilich Friedrich auf. Oeſterreich durfte nicht mächtig werden, und er beſtimmte darum den künftigen Erben Karl Theodors, Karl von Pfalz-Zweibrücken, gegen dieſen Verkauf zu proteſtieren, indem er ihm den Schutz ſeiner Rechte zuſagte. Darüber kam es nun in den Jahren 1778—1779 zum bayriſchen Erbfolgekrieg, der aber ohne größere Kämpfe durch die Vermittlung Maria Thereſias am 13. Mai 1779 im

Frieden von Teschen beendigt wurde. Oesterreich entsagte der bayrischen Erbfolge, bekam aber doch einen kleinen Teil des Landes, nämlich das Innviertel, d. h. den Streifen des Landes rechts vom unteren Inn zwischen Salzach und Donau.

Nach dem Tode seiner Mutter (1780) nahm Josef sofort wieder seine Reformpläne auf und machte noch einmal im Einverständnis mit Karl Theodor den Versuch, Bayern an Oesterreich zu ziehen. Er gewann ihn für den Plan, Bayern gegen die österreichischen Niederlande umzutauschen, die er ihm als Königreich Burgund abtreten wollte. Allein einem solchen Plane war Frankreich nicht geneigt, und der künftige Erbe von Bayern, Karl von Pfalz-Zweibrücken, wandte sich sofort mit der Bitte um Hilfe an Friedrich, so daß Josef II. rasch seine Absichten aufgeben mußte. Um weiteren Uebergriffen Oesterreichs, dessen Freundschaft mit Rußland ihm ohnedem nicht behagte, begegnen zu können, rief Friedrich 1785 den deutschen Fürstenbund ins Leben, eine Vereinigung mittlerer und kleinerer deutscher Staaten unter Preußens Leitung. Diesem Bunde, dessen Gründung namentlich ein Werk des Ministers Hertzberg war, und dessen Zweck es sein sollte, die einzelnen Reichsstände gegen widerrechtliche Anmaßungen und Zumutungen zu schützen, traten bei: Hannover, Sachsen, Braunschweig, Baden, beide Mecklenburg, Weimar, Anhalt, Hessen, Kur-Mainz, Zweibrücken, Ansbach u. s. w. Der Bund verlor jedoch mit Friedrichs Tode seine Bedeutung.

„Auch in seinen Erblanden konnte Josef erst nach dem Tode Maria Theresias seinem brennendem Verlangen zu regieren, zu bessern, zu beglücken, freien Lauf lassen. Edel und groß gesinnt, glich er Friedrich darin, daß er sich nie genug tun konnte, daß er jedem zugänglich war, gern persönlich eingriff und half. Aber ihm fehlte der praktische Sinn und die kühle Besonnenheit des alten Meisters auf dem preußischen Thron. Eine Menge unvorbereiteter übereilter Neuerungen drängten eine die andere. Die Folter hörte auf, eine zeitlang sogar die Todesstrafe, strenge Rechtsgleichheit wurde eingeführt und die Leibeigenschaft abgeschafft. In kirchlicher Beziehung gab er Glaubensfreiheit und gewährte den Protestanten, Juden und Griechen fast gleiche Rechte wie den Katholiken."

Sein Bestreben freilich, einen Einheitsstaat herzustellen, fand wenig Beifall. In Bayern beleidigte er durch Aufhebung der Leibeigenschaft den Adel und durch Einführung der deutschen Sprache als Amtssprache die ganze Nation. In den Niederlanden machten ihm seine kirchlichen Neuerungen die Geistlichkeit zu Feinden, so daß dort eine offene Empörung ausbrach. Auch in Ungarn und Böhmen drohte eine solche, da starb der Kaiser schnell und in der Blüte der Mannesjahre (20. Februar 1790). „Er hatte an einem Kriege der Kaiserin Katharina II. von Rußland teilgenommen, da er auch hier auf Eroberungen hoffte. Der Krieg aber ward von den Oesterreichern nicht glücklich geführt, und in der Fieberluft der unteren Donaugegend hatte der Kaiser den Keim tötlicher Krankheit eingesogen. Die tiefe Verstimmung über das Scheitern fast aller seiner Pläne und so vieler wohlmeinender Absichten hatte seine Gesundheit schon vorher untergraben. Nicht lange vor seinem Tode bekannte er, als er das Sakrament in seiner Schloßkapelle nahm, öffentlich und feierlich, er habe nur das Gute gewollt; sollte er gefehlt haben, so hoffe er auf die göttliche Barmherzigkeit und Nachsicht. Nach seinem Tode lenkte zwar Oesterreich wieder mehr in die alten Bahnen ein, doch waren durch Josefs Neuerungen auch in diesem Staate die Kräfte geweckt und eine völlige Umkehr zum Alten unmöglich gemacht."

„Schon schreckte die große Bewegung der französischen Revolution Europa, und machte auch die freier denkenden Herrscher mißtrauisch gegen jede Neuerung und gegen die Stimme ihrer Völker. Als auf Josef dessen Bruder Leopold II. sowohl in Oesterreich als auf dem deutschen Kaiserthrone gefolgt war, verfuhr dieser genußsüchtige aber kluge Herrscher, der bisher als Großherzog von Toskana gleichen Grundsätzen wie Josef gehuldigt hatte, mit äußerster Vorsicht, bezwang die Revolution in den Niederlanden mit Waffengewalt und versöhnte Ungarn. Er brachte einen Zug welscher Listigkeit mit auf den Kaiserthron, die auch in den äußeren Beziehungen des Staats, besonders in denen zu Preußen ihre Anwendung fand. Im Innern schuf er eine wachsame geheime Polizei, führte die Zensur wieder ein und wußte alle revolutionären Regungen klug und streng zu begegnen."

Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Krieg.

In dem Bestreben, die durch den Krieg seinem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, kannte Friedrich d. Gr. keine Grenzen. Vor allem galt es ihm, den Staatsschatz wieder zu füllen, und da er selbst außerordentlich sparsam lebte, so konnte er nicht nur nach und nach in den letzten 23 Jahren seiner Regierung über 40 Millionen Taler auf die Förderung des Wohlstandes seiner Provinzen verwenden, sondern hinterließ am Ende seiner Laufbahn auch noch einen Kriegsschatz von beinahe 60 Millionen Talern. Sein stehendes Heer vermehrte er um ein beträchtliches und führte eine eiserne Disziplin ein, die durch mancherlei grausame Strafen, wie das Gassenlaufen noch verschärft wurde. Dagegen blieb freilich der Bauernstand auch unter ihm nach wie vor ein armseliger, gedrückter und geknechteter Stand. Das Bürgertum in den Städten aber wurde wohlhabender, es wuchs ein reicher Kaufmannsstand empor, und schon zeichneten sich, namentlich in Berlin, auch jüdische Familien durch Reichtum und Bildung aus.

Neun Jahre nach dem Hubertusburger Frieden fiel die erste Teilung Polens. Dort war das Königtum allmählich zu einem bloßen Schattenbild herabgesunken; der zahlreiche Adel hatte beinahe alle Rechte an sich gerissen, und auf den polnischen Reichstagen, wo ein jeder Einzelne das Recht hatte, durch seine Einsprache die Beschlüsse der ganzen Versammlung umzustürzen, kam es manchmal zu stürmischen Auftritten. Der Bürger- und Bauernstand waren gedrückt, die Städte entbehrten jeden Rechtsschutzes und jeder Selbständigkeit; Wohlstand, Handel und Gewerbefleiß zerfielen immer mehr, während sich der Luxus und die Vergnügungssucht des Adels steigerte. Es fehlte nicht an umsichtigen Patrioten, die ihre warnende Stimme gegen derartige Mißstände erhoben, allein ihre Reformvorschläge scheiterten ebenso an dem Widerstand des Adels, wie an dem Entgegenwirken Rußlands und Preußens. Zwischen Friedrich und Katharina II. kam im April 1764 ein Schutz- und Trutzbündnis zustande, in welchem Friedrich der Kaiserin seine Mitwirkung zur Wahl des Grafen Poniatowski zum König von Polen zusagte. Dieser wurde dann auch am 4. September 1764 auf den Thron Polens gesetzt. Nun verlangte Katharina im Einverständnis mit Friedrich für die polnischen Dissidenten — die Anhänger der griechischen und protestantischen Kirche — vollständige bürgerliche Gleichstellung mit den Katholiken, und als sich im Jahre 1766 der dissidentische

Adel zur „Konföderation von Radom“ zusammentat, vereinigte sich ihm gegenüber der polnische Adel zur „Konföderation von Bar“. Während Katharina in einen Krieg mit der Türkei verwickelt war, wurde Poniatowski durch die Konföderation im Jahre 1770 abgesetzt, allein Katharina sah sich bald in der Lage, ihrem Schützling zu Hilfe zu eilen.

Friedrich der Große am Schreibtisch.

Friedrich hielt nun den Zeitpunkt für geeignet, seinen lang gehegten Plan einer Teilung Polens zu verwirklichen, allein er fand damit in Rußland, wo man Polen ganz haben wollte, keinen Anklang. Erst als dieses sah, daß es ohne Krieg mit Oesterreich nicht zu den erstrebten Vergrößerungen in der Türkei kommen könne, kam es auf den Teilungsplan zurück, und so wurde 1772 die erste Teilung Polens vollzogen. Rußland erhielt

den größten Anteil, das Gebiet östlich von der Düna und dem Dnjepr, Oesterreich das fruchtbare Galizien und Lodomerien, Preußen das Bistum Ermland, Westpreußen und den Netzedistrikt, mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn, 36 000 qm, gerade halb soviel als Oesterreich mit etwa 600 000 ihrer Abkunft nach meist deutschen Bewohnern.

Das Land, das Friedrich zufiel, war öde und verkommen, Friedrich ließ den Bromberger Kanal von der Brahe zur Netze ziehen, und so Weichsel- und Odergebiet mit einander verbinden. So hob sich der Verkehr schnell. Im ausländischen Verkehr huldigte Friedrich freilich noch den Grundsätzen seines Vaters. Durch hohe Steuern auf ausländische Produkte sollte die inländische Fabrikation gehoben werden. Zum alten Salzmonopol kam das Tabaks- und Kaffemonopol.

Denkmal Friedrich des Großen in Berlin.

Großes tat Friedrich für das Reichswesen und noch kurz vor seinem Tode ließ er sich den Entwurf zu einem allgemeinen Landrecht vorlegen, dessen Ausführung er freilich nicht mehr erlebte. So wirkte Friedrich nach allen Seiten hin. Nun gewöhnte sich das Volk leider daran, alles fertig von oben her vom Könige zu bekommen, und seine Selbsttätigkeit war zu wenig geweckt. Im Kriege war allerdings eine Reihe ausgezeichneter Generäle, die gewohnt waren, auch einmal selbständig zu handeln, neben dem großen Könige erwachsen; aber fast alle starben schon vor Friedrich dahin. Von den Staatsgeschäften wurde selbst der Thronfolger, der „Prinz von Preußen“ ferngehalten, nur Hertzberg, der Unterhändler beim Hubertusburger Frieden, war hier der Vertraute Friedrichs; doch war auch er kein Staatsmann ersten Ranges. So ruhte Preußens Größe vorläufig nur auf zwei Augen, denen des Königs; der Staat konnte leicht eine geistlose Maschine werden, wenn sein unermüdlich für des Volkes Wohl schlagendes Herz stillstand.

Am 17. August 1786 schied Friedrich, den die Geschichte mit Recht den Großen nennt, aus dem Leben. „Meine letzten Wünsche“, so lautet der Schluß seines Testaments „in dem Augenblick, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reichs sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es, durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und Ruhm strebt, der am tapfersten verteidigte Staat sein. So möge es in höchster Blüte bis an das Ende der Tage fortdauern.“

Friedrich Wilhelm II. 1786–1797.

Nach Friedrichs d. Gr. Tod bestieg sein Neffe Friedrich Wilhelm II. den preußischen Königsthron. Mit dem Beginn seiner Regierung suchte er einige Einrichtungen ins Leben zu rufen, die ihm die erwünschte Popularität sichern sollten. Er beseitigte die französische Regie samt dem Kaffee- und Tabaksmonopol, ließ die französischen Beamten durch preußische ersetzen, der Armeeverwaltung ließ er eine oberflächliche Reform angedeihen, das Erziehungs- und Unterrichtswesen nach einem bestimmten Plane ordnen, und verwandte auf die Unterstützung von Industrie und Landwirtschaft ansehnliche Summen. Allein von allen diesen Reformen war nicht eine einzige durchgreifender Art. Zudem drängten sich bald Günstlinge und Emporkömmlinge in die Nähe des Königs, die seine wohlgemeinten Pläne bei Seite schoben, und nur für ihren Vorteil besorgt waren. Manches Wohltätige, was Friedrich II. angeregt und begonnen, fiel gänzlich zu Boden, z. B. das Bestreben der willkürlichen Belastung des Bauernstandes durch Aufstellung geordneter Notarien und genaue Regelung der Dienstpflicht Schranken zu setzen. Ganz besonders glaubte die neue Regierung der rationalistischen Geistesrichtung der Zeit entgegentreten zu müssen. Freilich war diese vielfach in flache Frivolität und Trivialität ausgeartet, daß sich tiefere und ernstere Geister davon angewidert fühlten. Nur bestand die Reaktion, die sich jetzt dagegen erhob, nicht in einer gesunden Belebung des religiösen Gefühls, der inneren Gläubigkeit und der strengern Sitte, sondern in einer von oben gepflegten mystisch-frömmelnden Richtung, zu der die Unsittlichkeit des äußeren Lebens am Hofe, einen keineswegs wohltuenden Gegensatz bildete. Der König hatte, wie so oft sinnliche und schwache Naturen, von selbst eine Neigung zum Pietismus und schwärmerischem Wunderglauben und wurde darin von seiner schlau berechnenden Umgebung bestärkt. Unter denen, die Friedrich Wilhelm dauernd zu leiten, und ihn am tiefsten in diese krankhaft religiöse Richtung hineinzutreiben wußten, standen neben der Rietz der Major von Bischofswerder und der Geheime Finanzrat von Moellner oben an.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen.

Die geistige und kirchliche Reaktion hatte nun freien Spielraum. Möllner erließ sofort nach seiner Ernennung zum Minister der Justiz und der öffentlichen Angelegenheiten am 9. Juli 1788 das Religionsedikt, das sich in allerschärfster Weise gegen alle

König Friedrich Wilhelm begegnet einem Zuge Salzburger Emigranten. Nach dem Gemälde von E. Neuhaus.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Neuerungen auf religiösem Gebiet, wie gegen die Aufklärung aussprach. Den Geistlichen, die nur im Geringsten von den kirchlich festgesetzten Lehren abwichen, wurde mit Absetzung gedroht. Die Prediger und Lehrer unterzog man einer strengen Kontrolle über ihre Rechtgläubigkeit, und als sich nun ein Sturm des Unwillens über all diese Maßregeln erhob, da legte man, um alle mißliebigen Stimmen zum Schweigen zu bringen, auch an die Freiheit der Presse die Hand, indem man das Zensuredikt vom 19. Dezember 1788 erließ, das allen schriftlichen Aeußerungen über Politik und Literatur die schwersten Fesseln auferlegte, ohne doch eine Menge von boshaften und manchmal recht schmutzigen Pasquillen hindern zu können. Auch in der auswärtigen Politik ging man nun seine eigenen, ganz von Friedrichs d. Gr. abweichenden Wege. Die Trippelallianz vom Jahre 1788 verschaffte Preußen in der Tat eine zeitlang eine glänzende Stellung im europäischen Staatsleben. Das wichtigste Ereignis aber waren die Eroberungspläne, die jetzt gerade Oesterreich mit Hilfe von Rußland gegen die Türkei in Bewegung setzte. Diese Allianz hatte schon Friedrich d. Gr. schwere Sorgen bereitet, Josef hatte wohl einmal den Gedanken gehabt, den Thronwechsel von Preußen dazu zu benutzen, um mit diesen ein aufrichtiges Freundschaftsbündnis zu schließen, allein die politischen Vertreter dieser beiden Staaten, Kaunitz und Hertzberg, waren zu sehr in den alten Traditionen befangen, als daß sich hier eine Einigung hätte erzielen lassen. Hieraus entstand dann naturgemäß eine Verbindung Preußens mit den Gegnern der russisch-österreichischen Allianz. England, Holland und Schweden sollten helfen, das Gleichgewicht in Europa wiederherzustellen, und die Türkei und Polen gegen die beiden Kaisermächte zu beschützen. So kam ein preußisch-englisch-türkisches Bündnis zustande, und als die österreichischen Waffen den Türken gegenüber nicht die erhofften Vorteile errangen, als belgische und ungarische Unruhen Oesterreich bedrängten, da hätte Preußen wohl Gelegenheit gehabt, diese Situation zu einem namhaften Vorteil für sich auszubeuten. Und weder der König noch Hertzberg verkannten die Bedeutung der Verhältnisse, allein um die Konsequenzen aus denselben zu ziehen, dazu fehlte Mut und Entschlossenheit. Es kam am 20. Januar 1790 wohl ein preußisch-türkisches Bündnis zustande, und ein Zusammenstoß zwischen Preußen und Oesterreich schien unvermeidlich, da starb Josef, und sein Nachfolger Leopold hatte nun das einzige Bestreben, die Verhältnisse auf den Stand vor dem Krieg zurückzuführen, was ihm dann auch mit Hilfe Englands gelang.

Nun glaubte Friedrich Wilhelm seinerseits seine Friedensliebe betätigen zu müssen, und so kam am 29. Juli 1790 der vielbesprochene und vielgetadelte Vertrag zu Reichenbach zustand; allein auch jetzt gestaltete sich das Verhältnis zu Oesterreich zu einem keineswegs erfreulichen; die russischen Eroberungsgelüste im Süden hatten nun freien Weg, und die Türken konnten aus ihrer Verbindung mit Preußen keinen Vorteil ziehen, da dieses nun selbst schwer geschädigt in seinem Ansehen war. Diesem ersten Rückzug von der großen und energischen Politik Friedrich II. sollten bald weitere folgen, die Preußen und seine Weltstellung in ihren Grundfesten erschütterten. Wohl hatte die preußische Monarchie durch die zweite und dritte Teilung Polens sich einen bedeutenden Zuwachs erworben, allein dadurch keineswegs an innerer Kraft gewonnen. Ohne irgendwelche Schwierigkeiten vollzog sich nun Leopolds Wahl zum deutschen Kaiser, man freute sich des wiederhergestellten Friedens, ohne daran zu denken, daß die alten Gegensätze damit nicht aus der Welt geschafft waren. Gerade in einer der entscheidendsten Fragen, der polnischen, gingen die Interessen doch zu weit auseinander, und als die Polen 1791

das russische Joch abschüttelten und sich noch einmal zum Kampf um ihre Freiheit erhoben, geschah dies nicht ohne Rat und Veranlassung von österreichischer Seite.

Weit eher einen Anlaß zur freundschaftlichen Annäherung bot die indessen ausgebrochene französische Revolution. Die ersten Nachrichten vom Ausbruch derselben hatte nicht nur das deutsche Volk, sondern auch der Hof zu Berlin mit lebhafter Sympathie begrüßt. Allein als dieselbe sich nicht mehr nur gegen Adel und Geistlichkeit mit ihren Privilegien, sondern nun auch gegen die königliche Macht wandte, erhielt Friedrich Wilhelm bald andere Ansichten und als ein Fluchtversuch des Königs von Frankreich mißlang, da entschloß er sich, die in ihm beleidigte Majestät mit dem Schwerte zu rächen. Bischoffswerder wurde nach Oesterreich geschickt, um Leopold zu einem Bündnis zu veranlassen, und am 25. Juli 1791 kam der Wiener Vertrag zustande, nach welchem sich beide Mächte ihren Besitzstand verbürgten und einander im Falle innerer Unruhen gegenseitige Hilfe zusicherten.

Inzwischen schien in Frankreich noch einmal eine friedliche Wendung einzutreten. König Ludwig XIV. erkannte die neue Verfassung Frankreichs, wie sie von der Nationalversammlung beschlossen war, feierlich an, und beschwor dieselbe. So schien die Revolution zum Stillstand gelangt, der Kaiser war völlig beruhigt, und selbst der alte Fürst Kaunitz, der ernstlich an einen europäischen Krieg gegen Frankreich gedacht hatte, gestand, nunmehr sei jede Kriegsgefahr vorüber. Die Verhandlungen über die Rechte des Reiches im Elsaß führte Leopold nach altem Reichsbrauch mit einer Mäßigung, die der Schwäche gleichkam; er unterließ alle militärischen Sicherheitsmaßregeln, und forderte nur Entschädigung nicht Wiederherstellung des Beraubten. Oesterreich und Preußen bewogen auf Frankreichs Wunsch den Kurfürsten von Trier, daß er die Rüstungen des Emigrantenheeres zu Koblenz untersagte, dieses einzigen Heeres das ohnehin bei dem Todhaße der Franzosen wider die adligen Verräter dem neuen Frankreich nie gefährlich werden konnte, und wenn Leopold hinzufügte, er wolle durch seine belgischen Truppen den Trierer gegen den Ueberfall französischer Freischaren decken, so tat er nur, was die unabweisbare Pflicht des Reichsoberhauptes gebot. Am 20. Februar 1792 wurde die österreichisch-preußische Allianz geschlossen, die indessen nur ein Verteidigungsbündnis gegen Frankreich sein sollte, und sich ausdrücklich dagegen wahrte, mit Hilfe der Emigranten das konstitutionelle System in Frankreich stürzen zu wollen.

Der Untergang des alten deutschen Reiches.

Frankreich im Krieg gegen die erste Koalition bis zum Frieden von Campo Formio.

Als in Frankreich die jakobinische Partei die Oberhand gewann und selbst das Leben des Königs bedroht erschien, hatte man sich in Deutschland doch auf ernstere Maßregeln besonnen. Zu Pillnitz bei Dresden waren schon im Sommer 1791 als Gäste des Kurfürsten von Sachsen, Kaiser Leopold II. und König Friedrich Wilhelm zusammengekommen, um sich darüber zu beraten. Allein von einem sofortigen Einschreiten wollte Leopold nichts wissen, Friedrich Wilhelm dagegen drängte mehr zum Krieg. Erst Leopolds Nachfolger, Franz II. (1792—1835) schien auch seinerseits mehr zum Kriege geneigt, und als nun in Frankreich das girondistische Ministerium am 20. April 1792 dem „König von Ungarn und Böhmen" wirklich den Krieg erklärte, mußte diese Herausforderung auch angenommen werden.

Einem schnellen Angriff von außen hätte Frankreich nicht widerstehen können. Aber die Wehrkraft des deutschen Reichs war eine nichtige und erst im April überschritten die Preußen von Luxemburg her die Grenze, während die Oesterreicher von den Niederlanden und von dem Oberrhein aus sich anschließen sollten. Keines dieser Heere aber erreichte die verabredete Zahl, und dazu kam noch der Zwiespalt in der Heeresleitung. Friedrich Wilhelm war für schnelles Handeln, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, sein Oberbefehlshaber, für langsames und bedächtiges Vorgehen. Nachdem die Preußen Longney und Verdun genommen hatten, richteten sie ihren Marsch auf die Champagne. Vor dieser Provinz lagen die schluchtenreichen Wege des Argonner Waldes. Aber unschlüssig ließen die Preußen die beiden französischen Generale Dumouriez und Kellermann sich vereinigen, und auch als letzterer am 20. September 1792 bei Valmy in einer unvorsichtig vorgeschobenen Stellung überrascht wurde, beschränkte sich der Herzog von Braunschweig auf eine nutzlose Kanonade, so daß die Truppen abends beiderseits wieder in gedeckte Stellungen zurückgehen konnten. Diese Schwäche Preußens benutzte Dumouriez,

der innerhalb 8 Tagen Verstärkungen herbeizog, und sich, nachdem sich die Preußen an den Rhein zurückgezogen hatten, auf die Oesterreicher in Belgien warf. In der Schlacht von Jemappes am 6. November 1792 erfocht er einen glänzenden Sieg, die Niederlande wurden erobert, und noch vor Schluß des Jahres hatten die Franzosen auch Lüttich und Aachen besetzt. Die französische Rheinarmee unter Kustine überfiel von Speyer und Worms her die deutsche Bischofsstadt Mainz, und diese ergab sich am 20. Oktober 1792 ohne Widerstand den Franzosen. Auch Frankfurt wurde in diesem Jahre noch besetzt und gebrandschatzt, allein von hier wurden die Neufranken von Preußen und Hessen und der wackeren Bevölkerung selbst noch vor Ablauf des Jahres wieder vertrieben.

Im Januar 1793 war Ludwig XVI. hingerichtet worden. Entrüstet und von der wachsenden Revolution immer mehr bedroht, traten fast alle Mächte Europas zu einem Bündnis gegen Frankreich, der ersten Koalition zusammen. Nur Katharina II. von Rußland hielt sich diesem Bunde fern, weil sie hoffte in der bestehenden Verwirrung ihre Pläne gegen die Türken und Polen besser zur Ausführung bringen zu können. Wieder aber dankte es die französische Republik der Uneinigkeit und dem gegenseitigen Mißtrauen der Verbündeten, wenn sie auch diesesmal siegreich blieb. Wohl siegten die Oesterreicher am 18. März bei Neerminden, eroberten Belgien wieder und rückten sogar im nördlichen Frankreich ein; die Preußen nahmen Mainz wieder, und drangen siegreich in der Pfalz und im Elsaß vor. Allein zwischen beiden Mächten wurde die Mißstimmung immer größer, und König Friedrich Wilhelm II., der sein Auge auf die bevorstehende zweite Teilung Polens wandte, verließ im September das Heer.

Bei Hondscoten, südlich von Dünkirchen schlugen die Franzosen die Hannoveraner und Hessen, und bei Wattignies die Oesterreicher. Dagegen waren die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig in der Pfalz bei Pirmasens und dann bei Kaiserslautern siegreich. Allein schon im nächsten Jahre brachen die Franzosen gegen die Niederlande vor. Am 26. Juni 1744 siegte Jourdans bei Fleurus und was man in Wien schon vorher beschlossen hatte: Belgien aufzugeben, dagegen im Osten bei der bevorstehenden letzten Teilung Polens ein Entschädigungsstück zu gewinnen und im Anschluß an Rußland das eifersüchtig beobachtete Preußen hier zu überflügeln, das wurde nun ausgeführt. „Preußen, dessen Finanzen erschöpft waren, war nur noch im Feld geblieben, weil England den größten Teil der Besoldung seines Heeres übernahm. Dafür aber wollte England die preußischen Truppen wie seine eigenen behandeln und ihnen die Kriegführung namentlich in den Niederlanden aufbürden. Noch waren die Preußen in der Pfalz unter Rollendorf glücklich, und noch zweimal siegten sie bei Kaiserslautern, aber bald genug war den Preußen ihr Verhältnis zu England unerträglich, zumal da Friedrich Wilhelm II. sein ganzes Heer in Polen verwenden zu können wünschte. Doch widerstrebte er noch einem Sonderfrieden, zu dem Frankreich entgegenkommend die Hand bot. Indessen gingen die Preußen nun auf das rechte Rheinufer zurück, und die Franzosen nahmen das ganze linke Rheinufer in Beschlag."

Im Anfang des Jahres 1795 eroberten die Franzosen unter Pichegru auch das von den Engländern besetzte Holland und machten daraus die batavische Republik. Preußen aber schloß am 5. April 1795 mit Frankreich den Frieden zu Basel und die Franzosen konnten das preußische Gebiet auf dem linken Rheinufer (Mörs, Geldern, Cleve), wenn auch eine endgiltige Bestimmung darüber dem zu erwartenden Frieden mit dem Reiche vorbehalten blieb, doch für jetzt besetzt halten. Den kleineren deutschen Ländern,

die unter Preußens Vermittelung binnen drei Monaten den Frieden nachsuchten, wurde Neutralität gewährt. Oesterreich blieb zwar im Kriege, allein von dem Minister Thugut, einem zweifelhaften Mann, geleitet, erweckte es den offenbar nicht unbegründeten Verdacht auf Eroberungen bald in Italien, bald im Osten, vor allen Dingen auf die Erwerbung Bayerns bedacht zu sein. Erst im Sommer begann der Krieg von neuem, in dem zwei Heere der Franzosen unter fürchterlichen Verwüstungen über Düsseldorf und Mannheim her auf das rechte Rheinufer vordrangen. Allein es gelang dem tüchtigen General Clairfait sie zurückzuwerfen und in dem nun eintretenden Waffenstillstande behaupteten die Oesterreicher die alten Stellungen.

Mit dem Jahre 1796 nahm der Krieg eine weit größere Dimension an, und wählte sich nun auch Italien zum Schauplatz. Von beiden Seiten machte man die gewaltigsten Anstrengungen. Neben England, Oesterreich und dem Deutschen Reich hatten sich namentlich auch die italienischen Fürsten zur Koalition zusammengefunden, während sich Spanien eng an Frankreich angeschlossen hatte. Frankreich hatte nach dem Sturze des Terrorismus erst einen Kampf gegen die royalisierende Bewegung der Bourgeoisie in Paris bestehen müssen, und konnte nun erst daran denken sich zum Feldzug zu rüsten. Zwei große Armeen sollten vom Ober- und Mittelrhein in das Herz von Deutschland eindringen, zwei andere sollten an den Alpen und in Holland aufgestellt werden, und ein fünftes Heer sollte die Operationen in Italien beginnen.

An der Spitze des italienischen Korps stand der siebenundzwanzigjährige General Napoleon Bonaparte. Er gehörte zu den seltenen großartigen Erscheinungen, die von der überwältigenden Macht einzelner Persönlichkeiten in der Geschichte Zeugnis geben. Denn schon jetzt ist es nicht mehr Frankreich, sondern Napoleon, von dem die Geschicke der Völker bewegt und gelenkt und die großen Umgestaltungen der Weltverhältnisse hervorgerufen werden. Ja, ein Blick auf seine spätere Laufbahn läßt uns glauben, daß er mit diesem ersten Schritt auf die große Bühne der Weltgeschichte schon das letzte Ziel vor sich gesehen, und fest im Auge behalten habe, zu dem er von Stufe zu Stufe nicht getragen wurde, sondern festen und bewußten Willens emporstrebte. Die Größe und Bedeutung aller Heroen der Geschichte beruht auf ihrem Verständnis für die Zeit und ihrer Aufgabe; denn nur wer die Zeit begreift, vermag sie zu lenken und zu beherrschen. Das Siegreiche und Bewältigende des Napoleonischen Genius beruhte vornehmlich auf der Schärfe und Sicherheit seines Blickes, mit dem er die wilde und chaotische Zerfahrenheit seiner Zeit bis in ihre innersten Tiefen zu durchdringen und in diesen Tiefen die Anfänge einer neuen Zukunft zu erkennen vermochte, die daraus hervorgehen sollte, und die er zu schaffen und zu gestalten sich berufen fühlte. Vor seiner Seele mußte schon damals das Bild dieser Zukunft stehen, die aus dem feindseligen Gegeneinanderstreben der heftigsten Leidenschaften, das Ringen nach einer festen und mächtigen Einigung unter einem allen gemeinsamen Gesetz oder unter einer alles beherrschenden Gewalt entstehen sah. Und er traute sich zu, dieses Gesetz der Welt vorzuschreiben, diese Gewalt sein zu können. Nur aus dem alleinigen Besitze dieses Weltgeheimnisses läßt sich die dämonische Macht erklären, die er auf die verschiedensten Elemente und Kräfte der Zeit, auf Einzelne wie auf Massen, auf Mächtige wie auf Niedrige, auf Monarchien wie auf Republiken mit gleich zwingender Gewalt ausübte. Denn alle wurden sie durch ihn unbewußt dem Ziele zugetrieben, nach dem jene Zeit unzweifelhaft hinstrebte, das aber er allein in seiner ganzen Größe erfaßt zu haben schien. Nur aus diesem Bewußtsein konnte er mit

dem Beginn seiner großen Laufbahn jene abgeschlossene und abwehrende Festigkeit seines Wesens, jene zweifellose Sicherheit seines Tuns gewinnen, mit der er in jedem Moment wußte was er wollte und sollte. Keinem Zweifel, keinem zufälligen Eindruck und keinem fremden Einfluß zugänglich, aber auch keiner schwunghaften Begeisterung fähig, die ihn in seinem kalt berechnenden Streben beirren konnte, war er jeden Augenblick seiner ungeteilten Kraft mächtig und voll von schöpferischen Gedanken, wußte er jeden Vorgang und jede Situation, jeden Fortschritt und jede Wendung der Dinge zur Förderung des großen Zieles zu benutzen, das er verfolgte, und das jederzeit fertig vor seiner Seele stand.

Binnen zwölf Tagen führte Napoleon seine Armee zu sechs Siegen; erst wurden die Oesterreicher und dann die Piemontesen geschlagen. Piemont schloß einen Waffenstillstand, Parma und Modena wirkten sich Neutralitätsverträge aus; am 14. Mai zog Napoleon in Mailand ein, der Papst und Neapel erkauften sich den Frieden mit 30 Millionen Francs.

Als in Italien der Krieg schon beinahe beendigt war, hatte derselbe in Deutschland kaum begonnen. Am Ober- und Niederrhein stand den Heeren Moreaus und Jourdans nur Erzherzog Karl gegenüber, Jourdan überschritt bei Neuwied den Rhein, wurde aber am 15. Juni bei Wetzlar wieder zurückgetrieben. Aber nun überschritt am 20. Juni Moreau den Rhein, und als ihm der Erzherzog entgegen eilen mußte, benutzte auch Jourdan die Gelegenheit, um von neuem vorzudringen. Traurig war das Schauspiel, das sich nun bot; Schwaben und Franken erkauften sich ihre Sicherheit mit 20 Millionen Francs, Baden und Württemberg schlossen Waffenstillstand und bald auch Frieden mit den Franzosen; der Kurfürst von Bayern verließ sein Land, und der hinterlassene Adel machte ebenfalls Frieden mit Frankreich. Schon schien das ganze Reich in unaufhaltsamer Auflösung begriffen, als Erzherzog Karl durch einige glückliche Kämpfe den Franzosen ihre Vorteile wieder entreißen und dieselben zum Rückzug über den Rhein nötigen konnte. Allein was hatten alle diese vorübergehenden Vorteile gegenüber den Siegen Napoleons in Italien zu bedeuten. In und um Mantua verteidigten sich die Oesterreicher unter General Wurmser wohl tapfer, allei Bonapartes Sieg bei Arcola gab den Franzosen auch diese Festung in die Hand, und nachdem Napoleon erst noch die Auflösung der Republik Venedig vorbereitet hatte, rückte er in Oesterreich selbst vor und stand schon im März 1797 bei Klagenfurt. Die energischen Mahnungen Oesterreichs an die Fürsten hatten keinen Erfolg; ein jeder war nur auf seine eigene Sicherheit bedacht, und Oesterreich mußte sich am 8. April 1797 zum Waffenstillstand von Leoben und am 17. Oktober zum Frieden von Campo Formio entschließen.

„Wieder einmal, sagt Treitschke, „sollte das heilige Reich die Buße zahlen, für Oesterreichs Niederlagen, und wieder heuchlerischer, denn je zuvor, erklangen am Reichstag jene weihevollen reichsväterlichen Phrasen, womit die undeutsche Kaisermacht ihre Hauspolitik zu bemänteln pflegte. Während in den geheimen Artikeln von Campo Formio die Verstümmelung der deutschen Westgrenze, die Säkularisation geistlichen Gebiets, die Entschädigung ausländischer Fürsten auf Kosten des Reichs ausbedungen war, sprach der veröffentlichte Wortlaut des Friedensschlusses von der unangetasteten Integrität des Reichs. Ein kaiserliches Hofdekret lud die Reichsstände zu einem Kongresse nach Rastatt, damit dort, „auf der Basis der Integrität Deutschlands Verfassung und Wohlfahrt zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menschheit auf Jahrhunderte befestigt werde." Auf

dem Rastatter Kongreß traten die Gesandten der Republik als die herrischen Schiedsrichter der deutschen Händel auf. An dreihundert deutsche Diplomaten waren versammelt, viele Gelehrte darunter, begierig, die große Rätselsammlung des Reichsrechts durch einige neue Ungeheuerlichkeiten zu bereichern. Man warb wetteifernd durch Schmeichelei und Bestechung um die Gnade der hochmütigen Freunde. Französische Sprache und Sitte herrschten vor; allabendlich rief das amtliche Deutschland den französischen Schauspielern Beifall zu, wenn sie ihre Witze über die Deutschen zum besten gaben. Den österreichischen Staatsmännern fiel die Aufgabe zu, die Verabredungen von Campo Formio vor den Gesandten der Reichsstände geheim zu halten. Das unwahre Spiel glückte eine Zeit lang, da der Kaiser durch drei Gesandtschaften, als Kaiser, als Erzherzog von Oesterreich, als König von Ungarn vertreten war, und immerdar einer seiner Gesandten sich gemächlich hinter den beiden andern verstecken konnte".

Die hauptsächlichsten Bestimmungen dieses Friedens waren die Abtretung der Lombardei und Belgiens samt dem ganzen linken Rheinufer an die französische Republik, Entschädigung der dadurch beeinträchtigten Fürsten durch Säkularisationen in Deutschland und Abtretung des größten Teils von Venetien mit Istrien und Dalmatien an Oesterreich, das außer der französischen auch die batavische Republik anerkannte, in die Umgestaltung der Lombardei in die cisalpinische und diejenige Genuas in die ligurische Republik willigte.

Um nun den Frieden auch mit dem Deutschen Reiche herzustellen, d. h. um die Abtretungen auf dem linken Rheinufer, von denen viele deutschen Fürsten betroffen wurden, zu regeln und auszugleichen, trat im Dezember 1797 ein Kongreß zu Rastatt zusammen, auf dem sich freilich die französischen Gesandten mit frechstem Uebermut benahmen. Der schon heimlich mit Preußen verabredete Plan der Säkularisation brachte eine Reihe der ärgerlichsten Verhandlungen mit sich, während die Franzosen bereits das linke Rheinufer als für immer zu Frankreich gehörig der neuen Republik einverleibten und in Departements teilten.

Friedrich Wilhelm III. von Preußen in seinen Anfängen.

Als Friedrich Wilhelm II. am 16. November 1797 starb, war Preußens Macht und Ansehen nach innen wie nach außen bedeutend gesunken. Der Friede von Basel hatte mit Hilfe Preußens in Europa jene Ländergier wachgerufen, die nur das Recht des Stärkeren anerkannte und in Napoleon ihren gewaltigsten Vertreter fand. Wie der Staat an einem toten mechanischen Wesen, so krankte die Hauptstadt an moralischer Fäulnis schlimmster Art. So mußten sich denn bei allen Bessergesinnten die Blicke hoffnungsvoll auf die Persönlichkeit des neuen Herrschers richten.

Eine der besten Schilderungen Friedrich Wilhelms III. gibt Treitschke: „Ernst und pflichtgetreu, fromm und rechtschaffen, gerecht und wahrhaft, in Art und Unart ein deutscher Mann, besaß er alle Tugenden, die den guten und reinen Menschen bilden und schien wie geschaffen, einen wohlgeordneten Mittelstaat in Ehren durch eine ruhige Zeit hindurch zu führen. Diesem tiefen Gemüte war es ein Bedürfnis, von seinen Unter-

tanen geliebt zu werden. Sein Geist umspannte nur ein enges Gebiet; doch über alle Fragen, die in seinen Gesichtskreis fielen, urteilte er klar und richtig, nach tiefer gründlicher Erwägung, und bewährte immer ein angeborenes glückliches Verständnis für die Mächte der Wirklichkeit. Seine Erziehung hatte alles versäumt, was diese edle, aber schwunglose und im Grunde unpolitische Natur zu der Freiheit königlicher Weltanschauung emporheben konnte. Erst wurde die unbefangene Heiterkeit des Knaben durch die gallige Laune eines pedantischen Lehrers gewaltsam niedergedrückt; dann mußte der sittenstrenge Prinz das leichtfertige Treiben des väterlichen Hofes mit ansehen und den

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.

tiefen Ekel, den sein schamhafter Sinn empfand, scheu verbergen. So lernte er in sich einzukehren und die Welt zu meiden. Eine unbezwingliche Schüchternheit lähmte ihm die Tatkraft, es war sein Verhängnis, daß er nie vermochte, leicht zu leben und mit heiterem Selbstgefühl unter seine Menschen zu blicken. Jedes Hinaustreten in die Oeffentlichkeit, selbst das Reden in größerem Kreise fiel ihm lästig, in barschen abgerissenen Sätzen sprach er dann sein verständiges Urteil, seine zarte Empfindung aus, das gedrückte verlegene Wesen ließ die hohe ritterliche Gestalt mit den schönen treuen blauen Augen nicht zur rechten Geltung kommen. Von Jugend auf an den Umgang mit mittelmäßigen

Köpfen gewöhnt, hat er den Widerwillen gegen das Geniale, Kühne, Außerordentliche selten überwunden. Ihn erschreckte jener laute rücksichtslose Freimut, der den großen Germanen eignet. Von allen den hochbegabten Männern, die ihm dienten, ist ihm nur einer wahrhaft lieb und teuer geworden, Scharnhorsts einfältig anspruchslose Größe.

Dieser König konnte nicht, wie der erste Friedrich Wilhelm und sein Sohn, den Stempel seines eigenen Wesens dem Staate aufprägen, sondern mußte die schöpferischen Gedanken von anderen reicheren Geistern entlehnen. Und doch ist er der Herr geblieben; der monarchische Charakter des preußischen Staates hat sich, im Guten und Bösen, auch unter seiner Regierung nie verleugnet. In Not und Schande, unter Demütigungen, die einen freieren und kühneren Geist zur Verzweiflung bringen konnten, hat er unentwegt ausgehalten bei seiner Pflicht. So ist sein Name unzertrennlich verbunden mit den dunkelsten und den reinsten Erinnerungen unserer neueren Geschichte. Seine Pflichttreue und ein natürliches Gefühl für die Ehre des Königtums gaben ihm die Kraft, allmählich hineinzuwachsen in das Verständnis seiner Stellung. Nach und nach lernte er selbst solche Gebiete des nationalen Lebens schätzen, die seinem nüchternen, hausbackenen Wesen ursprünglich fremd waren. Er lernte sich zurechtfinden in der auswärtigen Politik, und dieser prosaische Mensch, der in seinen jungen Jahren an der weinerlichen Plattheit Lafontainescher Romane Gefallen fand, ist schließlich der Mäcenas seines Hauses geworden, ein Beschützer der Künste und Wissenschaften, wie kein anderer unter den Hohenzollern. Wer ihn in seiner menschlichen Liebenswürdigkeit sehen wollte, der mußte ihn aufsuchen im einsamen Schlößchen zu Pyritz. Dort unter den alten Bäumen am blauen Havelsee verlebte der junge Fürst seine glücklichsten Tage an der Seite seiner lieblichen Gemahlin Luise, in dem munteren Kreise der schönen kleinen Flachsköpfe, die ihm heranwuchsen, dort taute er auf und brachte durch die drolligen Einfälle selbst die gestrenge Wächterin der Etikette, die Gräfin Voß, zu respektwidrigem Lachen. Wohl war es ein Segen für seine schwere, zum Trübsinn geneigte Natur, daß er in den Armen eines heitern und hochherzigen Weibes einmal erwarmen und die ganze Lust des Lebens empfinden durfte; dennoch hat das Glück der Ehe ihn, wie so viele germanische Gemütsmenschen, eine Zeitlang mehr gedrückt als gehoben. Er fand als junger Gatte an den unschuldigen Freuden seines Hauses volles Genügen und widmete dem Staate nur ehrlichen Fleiß, doch nicht jene Hingebung des ganzen Denkens, die das Fürstenamt fordert; befangen in der unbewußten Selbstsucht der Glücklichen trat er ungern aus der reinen Luft seines Heimwesens hinaus und begnügte sich, die Fäulnis, welche den Staat und die Gesellschaft zerfraß, von seiner persönlichen Umgebung ferne zu halten, statt sie nach Königspflicht unbarmherzig zu bekämpfen."

Deutschland bis zum Frieden von Lüneville 1801 und Reichsdeputations-Hauptschluß 1803.

Bei der durch den Frieden von Campo Formio systematisierten Bewerbung der geistlichen Fürsten sollte Preußen leer ausgehen. Man hatte in den geheimen Artikeln nur von der Abtretung des linken Rheinufers, von Basel bis Stette gesprochen, damit

Preußen keine Ansprüche auf Entschädigung erheben könne. Damit war für eine entschiedene preußische Politik der Weg deutlich genug gezeichnet. Nachdem der Kaiser Belgien, Mainz und die Mosellande an Frankreich abgetreten, war Preußens niederrheinischer Besitz unhaltbar, und Preußen mußte sich nun der Aufgabe unterziehen, die Macht Oesterreichs in Deutschland durch die Vernichtung seines geistlichen Anhangs zu brechen, um das Reich in einen Fürstenbund unter Preußens Führung zu verwandeln. Der preußische Gesandte in Rastatt, Dohm, war es, der seinem König riet, die Säkula-

Andreas Hofers letzter Gang. Von F. Defregger.
Nach Photographie aus dem Verlag von Fr. Hanfstängl in München.

risation in solch großem Maßstab zu betreiben, allein Friedrich Wilhelm konnte sich zu einem solchen Gedanken nicht entschließen, und Oesterreich seinerseits hielt sein Mißtrauen gegen Preußen auch jetzt noch aufrecht. So sah sich denn dieses im Bunde mit Bayern bald an der Spitze eines anti-österreichischen Bündnisses, allein es sollte sich bald zeigen, wie wenig machtvoll Preußens Stellung geworden war. Das Königreich war nun das erste unter den beutelustigen Fürstentümern, deren Vertreter sich auf dem Rastatter Kongreß zusammengefunden hatten; nicht einmal den Vorschlag zu einer durchgreifenden Neuordnung der deutschen Verfassung wagte es zu machen, und Bonaparte seinerseits konnte nur mit Befriedigung auf diese traurigen Verhältnisse blicken.

Der Rastatter Kongreß, auf welchem so viel verhandelt und so wenig ausgeführt wurde, ward durch den Ausbruch des zweiten Koalitionskrieges auseinander getrieben. Der österreichische Minister Thugut hatte sich nur mit Widerwillen in die Verträge von Campo Formio gefügt, und als nun Frankreich auf die allgemeine Säkularisation in Deutschland hinarbeitete, da fühlte man in Wien gar deutlich, wie sehr die Existenz der österreichischen Macht bedroht sei. Indessen hatte sich Frankreich mitten im Frieden weitere Gewalttaten zu schulden kommen lassen; der Kirchenstaat war zu einer römischen Republik umgewandelt und der schweizerische Einheitsstaat aufgerichtet worden. Schon im Sommer 1798 hatten Oesterreich, England und Rußland über die Bildung einer zweiten Koalition verhandelt und schritten nun, angesichts solch bedrohlicher Tatsachen, in großem Ernst an die Ausführung ihres Werkes. Man durfte um so sicherer auf einen Erfolg rechnen, als einer der genialsten Feldherren der Republik, Hoche, jetzt gerade gestorben und Bonaparte in Aegypten abwesend war.

Preußen mußte in seinem Anschluß an die Koalition allerlei Bedenkliches erblicken, da die verbündeten Mächte, eine jede, Ziele verfolgten, die der deutschen Politik vollständig fremd waren. Rußland dachte bei dieser Gelegenheit die orientalische Frage nach seinem Sinne lösen zu können, England war nur darauf bedacht, einen festen Grund für seine Handelspolitik zu finden, und der Wiener Hof dachte nur an große Eroberungen in Italien und Wiederherstellung der alten Kaisermacht. Trotzdem sprachen bedeutende Gründe für den Anschluß Preußens. Die Möglichkeit einer Wiedereroberung der Rheinlande war durchaus nicht ausgeschlossen, und Preußen war in diesem Falle tatsächlich die norddeutsche Hegemonie übergeben, die es jetzt nur dem Scheine nach besaß. Allein Friedrich Wilhelm und seine Räte zauderten noch immer, noch glaubten sie die Stunde nicht gekommen, um die französische Republik niederwerfen zu können, und so begann denn der ungeheure Kampf vorerst ohne die Hilfe Preußens. Die Schlacht von Abukir hatte Bonapartes orientalische Pläne vereitelt, Suwarow hatte Italien den Franzosen entrissen, und im Frühling des Jahres 1799 war der Krieg von der Donau bis zum Po in vollem Gange. Jourdan war mit der Donauarmee bei Basel und Straßburg über den Rhein gegangen, stieß bei Osterach zwischen Donau und Bodensee mit Erzherzog Karl zusammen und wurde nach Singen und Tuttlingen zurückgeworfen. In einem zweiten Zusammenstoß bei Stockach wurden die Feinde zum Rückzug nach dem Oberrhein gezwungen, allein der Erzherzog fand es nicht für geraten, die Fliehenden zu verfolgen. Auch Bernadotte zog sich nach dem Rhein zurück, Jourdan eilte nach Paris und das Direktorium legte nun den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht in Massenas Hände. Die Erfolge, welche die Verbündeten errangen, hoben denn auch wieder das nationale Bewußtsein. Den ganzen Sommer hindurch wurden im Spessart, Odenwald und Schwarzwald kleine Scharmützel geliefert, und zugleich waren in Graubünden und im Engadin Franzosen und Oesterreicher hart aneinander geraten. Die Oesterreicher unter General Hitze (Hotze), die Franzosen unter dem Oberbefehl von Lecourbe und Desolles wetteiferten gegenseitig in Mut und Ausdauer. Allein den Franzosen gelang es doch, in wenigen Wochen eine Reihe von glänzenden Erfolgen zu erringen und nur die wichtige Stellung bei Feldkirch vermochten sie nicht zu überwältigen.

Während indessen die Verbündeten in Italien einen Sieg um den andern errangen, sollte die eigentliche militärische Entscheidung auf schweizerischem Boden fallen. Die Oesterreicher unter Erzherzog Karl sollten im Bund mit den Russen, welche durch den

aus Italien zurückberufenen Suwarow Verstärkung erhalten hatten, einen Gesamtangriff auf Massena, Soult und Lecourbe machen. Allein noch ehe Suwarow, der unter unsäglichen Beschwerden die Alpen überschritten hatte, zu den Verbündeten stoßen konnte, hatten diese am 25. und 26. September 1799 bei Zürich schon eine bedeutende Niederlage erlitten, und Suwarow mußte nun unter neuen Mühen und Gefahren abziehen, um bald darauf daheim aus Kummer über die kaiserliche Ungnade, die er sich zugezogen hatte, zu sterben. Nun stand Oesterreich völlig vereinsamt der französischen Republik gegenüber, in welcher indessen am 9. November, am 18. Brumaire, nach dem Sturze des Direktoriums, Napoleon als erster Konsul an die Spitze der Herrschaft getreten war. Sofort nach Befestigung seiner Herrschaft hatte dieser die Notwendigkeit erkannt, den übrigen europäischen Mächten gegenüber als der Friedensbringer aufzutreten, der er freilich tatsächlich nicht war. Er hatte an den König von England einen Brief voll klingender Phrasen geschrieben, allein von dort eine kalte diplomatische Antwort erhalten, während er von Wien aus zwar freundlicher und entgegenkommender behandelt wurde, ohne daß es ihm indessen auch hier gelungen wäre, mit seinen Vorschlägen durchzudringen. Mehr Erfolg hatte Napoleon bei dem König von Preußen und dem Kaiser von Rußland. Sein Gesandter Duroc, ein gewandter und ritterlicher Mann, fand bei Friedrich Wilhelm III. freundliche Aufnahme, und wenn man sich auch in Berlin nicht in der Lage sah, auf das angebotene Bündnis einzugehen, so beschloß man doch, sich in der Neutralität zu halten, und der König machte sich zugleich erbötig, auch die übrigen Kleinstaaten zu einer solchen zu veranlassen. Noch mehr Glück hatte Napoleon in seiner Annäherung an Paul I. von Rußland. Der Zar, ohnedem unzufrieden mit Oesterreich, dem er die Schuld an den Unfällen in der Schweiz zumaß, ließ sich in seiner Verstimmung von Napoleon leicht zu seinen Zwecken gebrauchen, und wollte nun im Bunde mit Napoleon nicht allein Malta dem Johanniterorden wiedergewinnen, sondern auch von den Kaukasusländern aus die britische Herrschaft in Asien erschüttern.

Ob es Napoleon mit seinen friedlichen Gesinnungen ernst war, läßt sich bezweifeln. Jedenfalls trug die Abweisung, die er von England und Oesterreich erhalten hatte, nur dazu bei, seinen Ruhm und sein Ansehen zu vermehren, und von allen Seiten strömten ihm nun kampfeslustige Krieger zu. In aller Heimlichkeit bildete Napoleon ein streitbares Heer, das er namentlich in der Nähe des Genfer Sees sammelte, und erteilte zugleich dem General Moreau den Befehl, den Rhein zu überschreiten und die Schwarzwaldarmee anzugreifen, die in einer Stärke von etwa 100000 Mann sich von Vorarlberg bis zum Rhein und Neckar hinzog, und unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Kray stand, nachdem Erzherzog Karl zurückgetreten war.

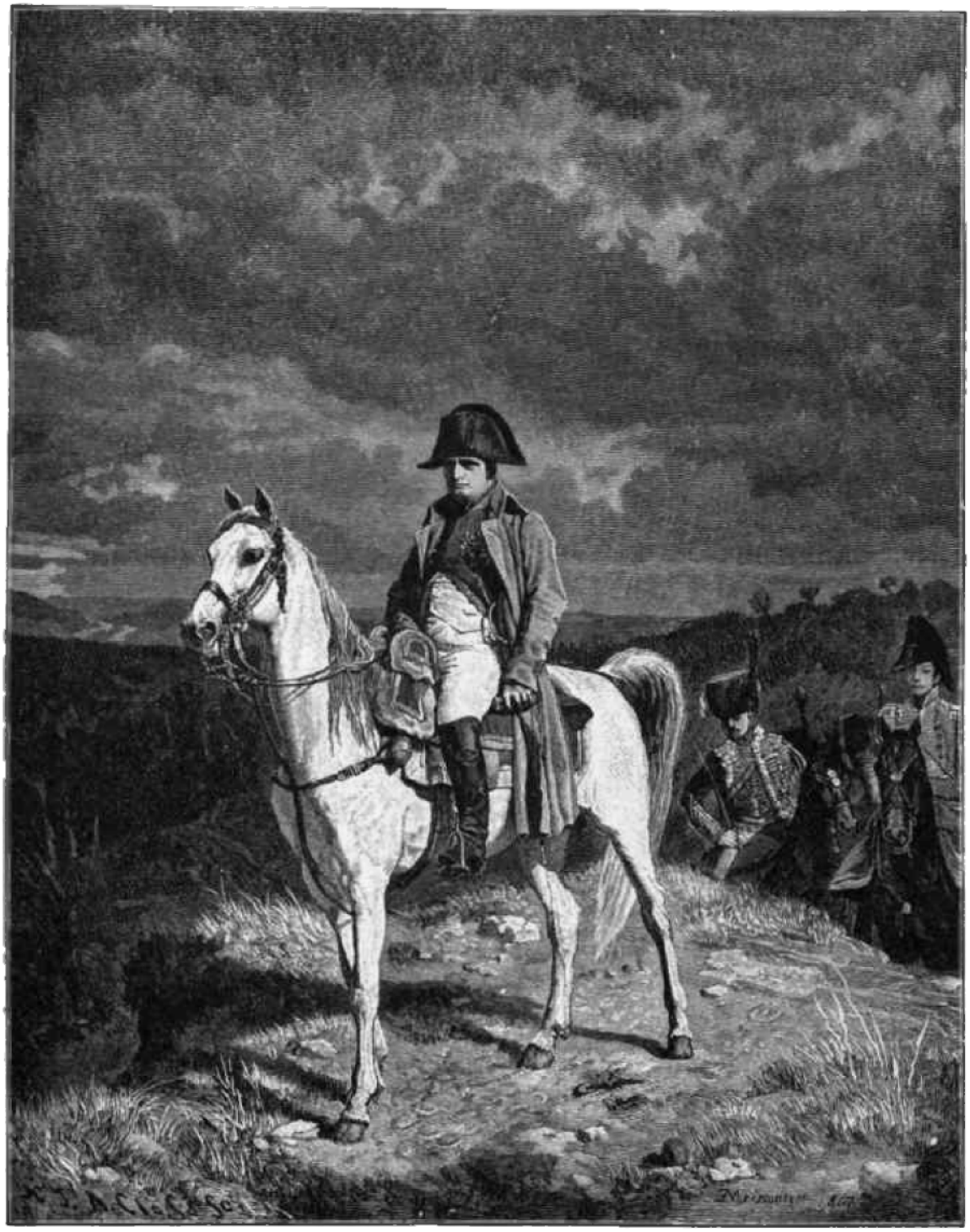
Während indessen Napoleon mit den Vorbereitungen zu einem italienischen Feldzug beschäftigt war, hatte Moreau bei Breisach den Rhein überschritten, den österreichischen Befehlshaber Kray in mehreren Schlachten geschlagen und ihn unter fortwährenden Gefechten nach der Donau zurückgedrängt. Die berühmte württembergische Veste Hohentwiel wurde geschleift und Kray sah sich bald genötigt, einen außerordentlich sicheren Posten bei Ulm aufzugeben und sich unter fortwährenden Kämpfen nach Nördlingen und von da nach Neuburg durchzuschlagen. Im Juli dehnten die Franzosen sich über ganz Bayern aus, allein da sowohl Kray, als auch Moreau der Ruhe bedürftig, kam am 15. Juli 1800 der Waffenstillstand von Parsdorf zustande, der ebenso wie der gleichzeitige in Italien Gelegenheit gab, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen.

Bonaparte hatte indessen Paris verlassen und betrieb nun mit rastlosem Eifer seine Zurüstungen zur italienischen Heerfahrt. Mit der Hauptarmee von 40000 Mann übernahm er selbst den Uebergang über den großen St. Bernhard, kam ganz unerwartet in Oberitalien an, und nach Uebergabe von Genua kam es am 14. Juni 1800 zu der Entscheidungsschlacht bei Marengo, die nach mannigfachem Hin- und Herschwanken mit einem Siege Napoleons endigte. Beinahe die ganze österreichische Artillerie war in die Hände der Franzosen gefallen, eilends wurde der Waffenstillstand von Alessandria geschlossen, und von beiden Seiten benutzte man denselben, um so rasch wie möglich neue Kräfte zu sammeln. Allein den Oesterreichern fehlte eine einheitliche und umsichtige Führung, und als der Sieg bei Hohenlinden nun auch noch den Franzosen den Weg nach Wien eröffnete, da wurde das Bedürfnis nach Frieden immer dringender und am Abend des 9. Februar 1801 erfolgte denn auch die Unterzeichnug des Friedens von Lüneville. Man erneuerte in demselben die durch den Frieden von Campo Formio festgestellten Bedingungen, Belgiens Abtretung an Frankreich, diejenige Venetiens, Istriens und Dalmatiens an Oesterreich wurde dadurch bestätigt, und die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bildete nunmehr der Talweg des Rheins von seinem Austritt aus der Schweiz bis zu seinem Eintritt in Holland.

„Mit dem Lüneviller Frieden, dem der Reichstag in Regensburg ungeachtet des eigenmächtigen Verfahrens von seiten des Kaisers in ungewöhnlicher Eile die Sanktion erteilte, wurde dem römischen Reiche deutscher Nation nach einem tausendjährigen Bestand die Axt an die Wurzel gelegt. Wenn man die als „burgundischer Kreis“ wenigstens dem Namen nach noch zum Reich gehörenden österreichischen Niederlande mitrechnet, so verlor Deutschland 1150 Quadratmeilen Gebiet und nahezu vierthalb Millionen Bewohner, ein Verlust in dem Gesamtkörper der Nation, der zugleich ihre politische Unabhängigkeit bedrohte. Noch ehe das langwierige Geschäft der Ausgleichungen und Entschädigungen auf dem Reichstag in Regensburg in Angriff genommen wurde, verkündete eine Proklamation der Konsular-Regierung dem rheinländischen Volke, daß es fortan unter Frankreichs Schutz, Verwaltung und Rechtspflege gestellt sei und aller Errungenschaften der Revolution, deren sich die französische Nation zu erfreuen habe, teilhaftig sein werde. Die Masse der Bevölkerung trug den tiefen Schnitt in den nationalen Körper nicht schwer. Der partikularistische Sondergeist und der feudal-hierarchische Despotismus hatten das Nationalgefühl erstickt und abgestumpft. Zudem waren in den wechselvollen Jahren seit 1792 die französischen Staats- und Rechtsformen in den cisrhenanischen Gebietsteilen der Republik tatsächlich eingeführt worden, die Bevölkerung hatte sich bereits in die neue Ordnung eingelebt, sie fügte sich schnell und leichten Herzens in die Zustände, welche in politischen und sozialen Dingen den Grund zu einem menschenwürdigen Dasein, zur staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit, zu einem aufgeklärteren, freien Kulturleben legten, und begrüßte mit mehr Freude als Schmerz ein Regiment, das die Wohltaten einer festeren Ordnung und den Schutz einer starken Militärmacht brachte.“

Das Jahr 1801 verging beinahe, bis man sich endlich entschloß, auf Preußens Veranlassung eine Reichsdeputation zu bilden, welche die Beschlüsse des Rastatter Kongresses endgiltig ausführen sollte. Alles das mußte im Einverständnis mit der französischen Regierung geschehen, und namentlich Preußen stand in dem Rufe, als stünde es ganz besonders gut mit Frankreich. Die Briefe Napoleons an den König waren freilich auch überfüllt mit Freundschaftsbeteuerungen, allein damit sollte der Arglose nur getäuscht

und der Friede so lange erhalten bleiben, als man Preußen gebrauchen und fürchten mußte. Als nun die Säkularisation und Vernichtung der kleinen Stände begonnen wurde, da arbeitete Preußen den Franzosen geradezu in die Hände. Es begünstigte die Ver-



Napoleon I. Nach dem Gemälde von E. Meissonier.

größerung der Mittelstaaten, die nach Berechnung des französischen Konsuls dereinst treffliche französische Vasallen abgeben konnten. Und namentlich galt es, sich Bayerns zu versichern, das einmal trefflich gegen Preußen gebraucht werden konnte. Allein in Berlin traute man den Friedensversicherungen der Franzosen doch nicht so unbedingt. Friedrich

Wilhelm suchte namentlich bei Rußland Anschluß und seine Zusammenkunft mit dem jungen Zaren Alexander in Memel sollte das angeknüpfte Bündnis befestigen. Da man indessen bald zu der Ueberzeugung kam, daß das rechtsrheinische Gebiet keineswegs ausreichte, um alle fürstlichen Wünsche und Gelüste zu befriedigen, so kam am 25. Februar 1803 der „Reichsdeputations-Hauptschluß" zustande; „am 27. April wurde durch den jüngsten Reichsschluß die Vernichtung von 112 deutschen Staaten ausgesprochen. Von den geistlichen Ständen blieben nur drei übrig, die beiden Ritterorden, — weil man dem so schwer geschädigten Adel noch einen letzten Unterschlupf für seine Söhne gönnen wollte — und der Reichskanzler in Germanien, weil Bonaparte in der fahrigen Eitelkeit des Mainzer Coadjutors Dalberg ein brauchbares Werkzeug für Frankreichs Pläne erkannte. Die Reichsstädte verschwanden bis auf die sechs größten. Mehr als zweitausend Quadratmeilen mit über drei Millionen Einwohnern wurden unter die weltlichen Fürsten ausgeteilt. Preußen erhielt fünffachen Ersatz für seine linksrheinischen Verluste, Bayern gewann an 300 000 Köpfe, Darmstadt ward achtfach, Baden fast zehnfach entschädigt. Auch einige fremdländische Fürstenhäuser nahmen ihr Teil aus dem großen Raube, so Toscana und Modena, die Vettern Oesterreichs, so Nassau-Oranien, der Schützling Preußens. Vergessen war der fredericianische Grundsatz, daß Deutschland sich selbst angehöre. Die Mitte Europas erschien den Fremden wieder, wie im siebzehnten Jahrhundert, als eine herrenlose Masse, eine Versorgungsstelle für die Prinzen aus allerlei Volk. Das heilige Reich war vernichtet, nur sein geschändeter Name lebte noch fort durch drei klägliche Jahre.

Wenige unter den großen Staatsumwälzungen der neuen Geschichte erscheinen so häßlich, so gemein und niedrig, wie diese Fürstenrevolution von 1803. Die harte, ideallose Selbstsucht triumphierte; kein Schimmer eines kühnen Gedankens, kein Funken einer edlen Leidenschaft verklärte den ungeheuren Rechtsbruch. Und doch war der Umsturz eine große Notwendigkeit, er begrub nur das, was tot war, er zerstörte nur, was die Geschichte dreier Jahrhunderte gerichtet hatte. Die alten Staatsformen verschwanden augenblicklich, wie von der Erde eingeschluckt, und niemals ist an ihre Wiederaufrichtung ernstlich gedacht worden. Die fratzenhafte Lüge der Theokratie ward endlich beseitigt. Mit den geistlichen Fürsten stürzten auch das heilige Reich und die Weltherrschafts-Ansprüche des römischen Kaisertums zusammen. Selbst der alte Bundesgenosse der habsburgischen Kaiser, der römische Stuhl, wollte jetzt nur noch von einem imperium Germanicum wissen; das feine Machtgefühl der Italiener erkannte, daß die Schirmherrschaft über die römische Kirche nunmehr auf Frankreich übergegangen war, und der Papst schrieb seinem geliebtesten Sohn Bonaparte, an ihn wolle er fortan sich wenden, so oft er Hilfe brauche. Das heilige Reich verwandelte sich in einen Fürstenbund, und nicht mit Unrecht, sprach Talleyrand jetzt schon amtlich von der fédération Germanique. Dies lockere Nebeneinander weltlicher Fürstentümer wurde vorderhand fast allein durch den Namen Deutschland zusammengehalten, und in der nächsten Zukunft ließ sich eher die Auflösung des deutschen Gemeinwesens als jene föderative Neugestaltung erwarten. Aber mit den theokratischen Formen war auch jener Geist der starren Unbeweglichkeit entschwunden, der bisher die politischen Kräfte der Nation gebunden hielt. Das neue weltliche Deutschland war der Bewegung, der Entwicklung fähig; und gelang dereinst die Befreiung von der Vormundschaft des Auslands, so konnte sich auf dem Boden des weltlichen Territorialismus vielleicht ein nationaler Gesamtstaat bilden, der minder verlogen war, als das heilige Reich."

Der größte Teil der Nation hatte alle diese Vorgänge gleichgiltig aufgenommen. Ohne Verständnis für die Schmach, die dem deutschen Volk durch alle diese Vorgänge geworden, hatte Deutschland nur einen Mann, der dieselbe damals schmerzlich genug empfand, den Freiherrn Karl von Stein. Allein was nützte sein Zorn, seine Begeisterung, wenn er einsam und verlassen stand mit seinem Glauben an Deutschlands Zukunft, wenn kein Dichter neben ihm stand, der mit kräftigen Versen dieselbe verkündigt hätte!

Wohl hatte Deutschland schon damals Dichter und Denker von einer Bedeutung, wie sie seitdem niemals wieder erreicht worden ist; ein Herder war aufgetreten und ein Klopstock, in Weimar hatte Göthe seine Heimat gefunden und aus Schwaben war Schiller dorthin gekommen, um auch hier Verständnis für seine Ideale zu finden. Aber bei keinem dieser Männer finden wir ein Verständnis für die Lage Deutschlands; einseitig nur den Interessen ihrer eigenen Person oder des kleinen Fürstentums, in dem sie lebten, angehörend, verstanden sie es nicht, ihrer Dichtung jenen nationalen Gehalt zu geben, welcher am deutlichsten die Zeitströmung wiedergibt. Da und dort fanden sich freilich bei einer jüngeren Generation schon Spuren, die auf ein neu erwachendes geistiges Leben, auf die Durchdringung des echt nationalen Geistes im ganzen Leben unseres Volkes hinweisen, allein noch bedurfte es erst großer äußerer Ereignisse, um dieses Leben zu wecken und zu heben. Die „Romantik", ihrem Ursprung und ganzen Wesen nach recht deutsch, hatte mit ihrem Zurückgehen in die deutsche Vergangenheit den Weg gezeigt, auf dem unser Volk, vorerst einmal wenigstens in seiner Literatur, wieder zum Bewußtsein seiner Größe gelangen sollte, ein Tieck, ein Arnim und Brentano, die Brüder Grimm, sie alle schritten mutig auf dieser Bahn vorwärts, und aus dem Munde eines unserer größten dramatischen Dichter tönte es mahnend und warnend zugleich: Ans Vaterland, ans teure schließ dich an, hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Der dritte Koalitionskrieg 1805.

Napoleon war am 25. April 1804 zum Kaiser der Franzosen gewählt worden. „Wie die italienischen Erfahrungen den gewaltigen Mann auf der Bahn des Ehrgeizes, der Selbstüberhebung, der Herrschsucht immer weiter vorantrieben, so waren auch die Eindrücke, die er aus der Begegnung mit den deutschen Fürsten und Völkern schöpfte, derart, daß sie die Vorstellung in seiner Seele erzeugen mußten, er könne alles wagen und alles erreichen, was seine grenzenlose Herrschsucht, sein leidenschaftlicher Drang nach Macht und gebieterischem Einfluß seiner Phantasie vorspiegelte. Zu einem ähnlichen Triumphzug, wie durch die flandrischen und brabanter Städte, gestaltete sich die Kaiserreise, die der Imperator im Jahre 1804 nach den Rheinlanden unternahm, um sich auf altfränkischer Erde, an der Wiege deutscher Macht und Herrlichkeit in seiner neuen Würde und Macht zu zeigen. Die Huldigungen und Schmeicheleien, die ihm in den rheinischen Städten Aachen, Köln, Mainz u. a. von Fürsten, von adeligen Herren und Staatsmännern, von den Häuptern des Volks, von der ganzen lebhaften beweglichen Bevölkerung der ehemaligen Reichslande entgegengebracht wurden, mußten den Glauben in ihm er-

wecken, daß sich alles freue, der großen Nation und ihrem gewaltigen Herrscher anzugehören, daß es nur an ihm gelegen sei, über die kleineren Fürsten und Staaten Deutschlands eine schiedsrichterliche Autorität, eine schutzherrliche Stellung mit gebieterischem Wahleinfluß zu erlangen, wie in Italien."

„Die gewaltsamen Veränderungen sämtlicher europäischer Staatsverhältnisse durch Napoleon veranlaßten Alexander von Rußland, aus seiner bisher beobachteten Zurückhaltung herauszutreten. Anfangs scheint er die Absicht einer Vereinigung mit Preußen gehabt zu haben, um den Westmächten und namentlich Frankreich gegenüber energisch auftreten zu können. Schon im März 1803 hatte Napoleon in Berlin erklären lassen, daß er sich genötigt sehen werde, Hannover besetzen zu lassen. Allein man konnte sich am Berliner Hof zu einer entschiedenen Haltung nicht entschließen. König Friedrich Wilhelm wollte einen solchen Schritt nur tun, wenn er sich durch Rußland gedeckt wußte, allein der englisch-hannoversche Gesandte am russischen Hofe, Graf Münster, wußte dahin zu wirken, daß Alexander seinem königlichen Freunde eine abschlagende Antwort gab. Mitten im Frieden rückte nun der französische General Mortier in Hannover ein, und das feige Adelsregiment dort gab der Bevölkerung den Befehl, „keine Ombrage zu erregen." England ließ den Franzosen gewähren, Mortier sperrte die Elbe und Weser ab und erhob im Gebiete der Hansestädte Kontribution. Der Suhlinger Vertrag vom 3. Juni 1803 bestätigte die Besitznahme der Franzosen, und Hunderte von Soldaten entwichen infolge dessen in die deutsche Legion des Königs von Großbritannien.

Nun erst bemühte sich das Berliner Kabinet, Napoleon zur Räumung des Landes zu bewegen, wandte sich aber zugleich auch an Rußland und schloß mit demselben am 4. Mai 1804 ein Schutzbündnis, in welchem sich beide Staaten zu gegenseitiger Hilfe verpflichteten, wenn Bonaparte die Hand noch nach anderen Reichslanden ausstrecken sollte. Zugleich aber unterhandelte man mit Frankreich und verbürgte sich für die Neutralität Norddeutschlands, und als Napoleon den Herzog von Enghien unter irgend einem nichtigen Vorwand zum Tode führen ließ, wagte man wohl Widerspruch gegen eine solche Gewaltmaßregel zu erheben, allein Baden ersuchte, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen.

Indessen hatte Napoleon, wie oben schon erwähnt, die Kaiserkrone angenommen, und die Regierungen beeilten sich, in unterwürfigstem Tone ihre Glückwünsche zu bringen. Friedrich Wilhelm wollte die Andeutungen auf eine norddeutsche Kaiserkrone, die ihm von seiten Napoleons gemacht wurden, nicht verstehen. Die kleinen Reichsstände, die guten wie die schlechten, Baden und Hessen-Rothenburg, Fürstenberg und Leiningen, Bremen und Augsburg sendeten dem gekrönten Plebejer unterwürfige Glückwunschschreiben, deren byzantinische Niedertracht selbst die Schmeicheleien der Franzosen in Schatten stellte. Sie unterzeichneten sich als seiner Majestät alleruntertänigste und allergehorsamste Diener, feierten den Hort und Beschützer der deutschen Verfassung, den Helden und Friedensbringer, zu dessen glänzendem und wohltätigem Genie der Weltteil in stummer Bewunderung aufblicke, schilderten beweglich, mit welcher Freude alle deutschen Herzen diesen neuen Kaiser empfingen, der ihrem ersten Kaiser Karl so ähnlich sei, dankten inbrünstig für die bei den deutschen Entschädigungshändeln empfangenen Wohltaten und empfahlen sich schließlich zu huldvoller Berücksichtigung für den Fall einer neuen Länderverteilung."

In Mainz hielt er einen glänzenden Hoftag ab. Von allen Seiten strömten die Fürsten herbei, um dem neuen Weltherrscher zu huldigen. Kaiser Franz hatte sich mit dem Titel eines Kaisers von Oesterreich begnügt, um für das Haus Habsburg zu retten, was noch zu retten war; alles huldigte dem Nachfolger Karls d. G., man besprach schon die Pläne für einen zweiten rheinischen Bund und nur am Hofe in Petersburg herrschte eine kriegerische Stimmung. Seit dem Tode des Herzogs von Enghien hatte Alexander von Rußland ganz mit Frankreich gebrochen, und suchte in Wien und London Verbindungen anzuknüpfen, die seinen Plan einer allgemeinen Völkerbefreiung unterstützen sollten. Nach langem Zaudern gab Oesterreich nach und schloß im Dezember 1804 ein Verteidigungsbündnis mit Rußland, für den Fall, daß Napoleon in Italien noch weiter um sich greifen sollte. Napoleon selbst gab den Plan einer Landung in England noch immer nicht auf, in Deutschland sah man die Notwendigkeit ein, das etwaige Gelingen dieses Planes abzuwarten, und sich in aller Stille zu dem Festlandskrieg zu rüsten; Berlin und Wien schien nun die Möglichkeit einer Aussöhnung geboten, Wien glaubte eine Verständigung mit Preußen, wo seit 1797 Friedrich Wilhelm III. herrschte, herbeiführen zu müssen, allein in Berlin hielt man noch immer an der Ansicht fest, daß die Verhältnisse sich würden auf friedlichem Wege ordnen lassen, und man konnte sich dort noch nicht zu einer bestimmten Zusage an die beiden Kaiserhöfe entschließen. Im April 1805 wurde ein geheimes Bündnis zwischen England, Rußland und Oesterreich geschlossen, ein allgemeiner Kongreß sollte eine neue Länderverteilung vornehmen, ja man dachte sogar daran, den Korsen, der sich indessen die italienische Königskrone aufs Haupt gesetzt hatte, zu stürzen. Allein es war unbesonnen, gerade jetzt, wo Napoleon mit seinen Plänen zur Landung in England beschäftigt war, seine Aufmerksamkeit von dort abzulenken. Der Kaiser erwog angesichts der Schwierigkeiten, die sich diesem Plane entgegenstellten, schon die Frage, ob es nicht geratener sei, denselben ganz aufzugeben, und nichts konnte ihm in solcher Lage willkommener sein, als die Nachricht von den Rüstungen der Koalition. Unbemerkt marschierten seine Truppen von Bologna nach dem Rhein, überall wurde der Kriegsschauplatz von französischen Spionen ausgekundschaftet, und zugleich dem Feldzug durch allerlei diplomatische Aktionen der Weg frei gemacht. Vom Reiche selbst hatte Napoleon keinen Widerstand zu erwarten; die süddeutschen Mittelstaaten wurden durch den Köder ihrer Selbständigkeit, den ihnen der Kaiser immer wieder vorhielt, veranlaßt, demselben Heerfolge zu leisten, und auch Preußen dachte Napoleon durch einen plumpen Betrug zu gewinnen. Er ließ in Berlin den Erwerb von Hannover anbieten, wenn dagegen Preußen das rechtsrheinische Cleve mit Wesel abtrete, und an dem Krieg gegen die Koalition teilnehme. In unbegreiflichem Leichtsinn ging Hardenberg auf diesen schmachvollen Vorschlag ein, und riet dringend zum Anschluß an Frankreich; allein Friedrich Wilhelm wies den Antrag entschieden zurück, während dagegen Bayern am 24. August ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich schloß, und Baden und Württemberg veranlaßte, bald auch das Gleiche zu tun. In einer schwungvollen Proklamation feuerte Napoleon seine Soldaten zum Kampfe an, als er sich nach Straßburg begab, um von dort aus den Feldzug zu beginnen. Von dort aus ließ er den Befehl zum Ueberschreiten des Rheines ergehen, sieben Heeresabteilungen, 200 000 Mann, setzten an verschiedenen Stellen über den Strom, und nahmen ihren Marsch nach dem oberen Donaugebiet, während Bernadotte nach den fränkischen Landen am Main vorrückte, um sich mit der dort stehenden bayrischen Hilfsarmee zu vereinigen.

Mit wunderbarer Präzision waren alle Anordnungen getroffen, alle Eventualitäten ins Auge gefaßt, alle militärischen Operationen auf dem großen Kriegsschauplatz in einen organischen Zusammenhang gebracht. Die meisten süddeutschen Fürsten hatten, wie erwähnt, sich durch Sonderverträge insgeheim verpflichtet, dem französischen Heere Beistand zu leisten, oder wenigstens keine Hindernisse in den Weg zu legen; wenn auch einige wie Kurfürst Friedrich von Württemberg sich den Schein gaben, als würden sie durch die feindliche Uebermacht zum Anschluß gedrängt.

Es fehlte nicht an wohldienerischen Federn, welche in geschichtlichen Darstellungen den Nachweis zu führen suchten, daß angesichts der feindseligen Absichten Oesterreichs gegen die süddeutschen Reichsglieder die bedrohten Regierungen um ihrer eigenen Sicherheit und Selbstverteidigung willen zum Bunde mit Frankreich genötigt seien. Und welches Interesse konnten die Reichsstände in Regensburg haben, für Oesterreich einzutreten, das sie in Lüneville im Stich gelassen, während der französische Kaiser bei jeder Gelegenheit hervorhob, daß er die Reichsverfassung beschützen wolle. Aus allem konnte man erkennen, daß der deutsche Reichskörper im letzten Todeskampfe lag. Als Napoleon in Schwaben einrückte, verstärkten die Kurfürsten von Baden, Württemberg, Bayern mit ihren Truppen die Heere des fremden Machthabers, von dessen Gunst sie ebenso viel zu hoffen, als von seinem Zorn zu fürchten hatten. Aehnlich taten die Herzöge von Hessen, von Nassau und andere Reichsstände.

Schon im Oktober hatten die Franzosen die beiden Donauufer besetzt; bei Mertingen, Günzburg und Albach wurden die Oesterreicher geschlagen, Augsburg und München besetzt und Obergeneral Mack, der noch immer in unglaublicher Verblendung in der Festung Ulm blieb, von allen Seiten eingeschlossen. In seiner Ratlosigkeit wußte der Feldherr nichts anderes zu tun, als mit den Franzosen Unterhandlungen anzuknüpfen, die am 20. Oktober die Kapitulation von Ulm zur Folge hatte. Dadurch gerieten 24 000 Oesterreicher mit 18 Generälen in Gefangenschaft und mit dieser schmachvollen Kapitulation war die österreichische Heeresmacht ins Herz getroffen worden. Der Weg nach Oesterreich lag nun wieder einmal den Franzosen offen; die russischen Truppen, die gerade jetzt den Inn erreichten, waren zu erschöpft, als daß sie hätten Wien decken können. Ganz Europa war in Schrecken, und niemand konnte eine Hilfe finden.

Allein so günstig auch dieser Sieg für Napoleon war, gleich im Beginn des Feldzugs hatte er einen Mißgriff gemacht, der sich nun empfindlich rächen sollte. Um Bernadottes Truppen rechtzeitig nach Ulm bringen zu können, hatte er seine Truppen durch das neutrale preußische Gebiet in Franken rücken lassen. „Preußen ist, was es auch sagen mag, in die Reihe der Mächte zweiten Ranges herabgesunken"; hatte er schon früher geschrieben, und getreu dieser Anschauung, glaubte er diesem Staate alles bieten zu dürfen. Allein auf diese offenbare Gewalttat hin flammte in Friedrich Wilhelm der Zorn auf. In einer mutigen Erklärung verwahrte er sich ausdrücklich gegen diese Rechtsverletzung, sagte sich von allen Verbindlichkeiten gegen Napoleon los, gestattete den Russen den Durchzug durch Schlesien und befahl die Mobilmachung seiner gesamten Armee. Wenn auch Hardenberg nun die Notwendigkeit einer entschlossenen Abwehr erkannte, so glaubte er doch immer noch an einen friedlichen Ausgang und riet nur zu einer bewaffneten Vermittlung, die im Potsdamer Vertrag am 3. November ihren Ausdruck finden sollte. Preußen verpflichtete sich in demselben, Napoleon zur Anerkennung des Besitzstandes von Lüneville zu veranlassen. Lehnte er ab, so trat Preußen der

Napoleon in der Schlacht bei Agram. Von H Vernet.
Nach einer Lithographie aus dem Verlag von Piloty & Loehle in München.

Koalition bei und erhielt hierfür eine Gebietsvergrößerung, so daß nun der große europäische Kriegsbund als festgeschlossen erschien.

Zum Ueberbringer dieser Botschaft an Napoleon hatte man den Grafen Haugwitz ausersehen. Der König hielt an dem nun einmal gefaßten Beschluß unverbrüchlich fest. Ein Heer von 200 000 Mann versammelte sich an den Südgrenzen der Monarchie, um die Unabhängigkeit des Deutschen Nordens zu verteidigen, gleichzeitig zog die russische Reserve-Armee gegen Mähren, es mußte abgewartet werden, bis alle Zuzüge an einander waren, dann schien eine Niederlage Napoleons unausbleiblich. Um den Glauben zu erwecken, als fürchte er sich, stellte sich Napoleon bei den Unterhandlungen friedfertig und nachgiebig; Alexander durchschaute seine List vollständig, allein als er nun bei einer glänzenden Heerschau seine schönen Regimenter sah, da hatte er rasch alle guten Vorsätze vergessen, und man beschloß nun, auf Napoleons wohlgesicherte Stellung loszugehen. Am Tage der Kaiserkrönung Napoleons, am 2. Dezember 1805 wurde bei Austerlitz die „Dreikaiserschlacht" geschlagen, in welcher die Wintersonne den glänzendsten Sieg des französischen Imperators beleuchtete. Die beiden Armeen, welche an den zwei Straßen, die von Brünn nach Wien und nach Olmütz führten, im blutigen Ringen unter den Augen der drei Monarchen ihre Kräfte maßen, an dem Bergplateau von Pratzen, in dessen Nähe die beiden Kaiser Franz und Alexander mit ihren Garden Dorf und Schloß Austerlitz bezogen hatten, bei den Gebirgsdörfern Girschikowitz, Tellnitz und Sokolnitz, und an einem Bach mit mehreren kleinen Landseen, waren in der Stärke einander ziemlich gewachsen, die russisch-österreichische Armee wird auf 80 000 Mann berechnet, die französische mochte um 10 000 schwächer gewesen sein. Auch an Mut, Tapferkeit und Ausdauer standen die russischen und österreichischen Soldaten den Franzosen nicht nach. Dagegen wurde der Schlachtplan, den der österreichische General Wegrother ohne die Zustimmung des russischen Oberfeldherrn Kutusow entworfen, von Napoleons strategischem Scharfblick von vornherein richtig erkannt, durch Gegenaufstellungen so erschüttert und vereitelt, daß später in Petersburg die Behauptung auftauchte, derselbe sei dem französischen Kaiser verraten worden, und während Napoleon bei Führern und Soldaten auf pünktlichen Gehorsam und todesmutige Hingebung rechnen konnte, war auf Seiten der Feinde, wo bald Wegrother, bald Kutusow, bald Kaiser Alexander selbst als leitende Persönlichkeit erschien, wenig Eintracht und Uebereinstimmung. So endigte denn nach furchtbarem Ringen der Tag der Kaiserkrönung, den die Soldaten mit Freudenfeuern begrüßten, mit einer vollständigen Niederlage der Verbündeten. Die Russen hatten 21 000 Tote und Verwundete, die Oesterreicher, die in viel geringerer Zahl an der Schlacht teilnahmen, 6 000; 133 Kanonen und eine unzählige Menge von Fahnen fielen in die Hände der Sieger. Die Verluste der Franzosen mochten sich auf 8 000 belaufen, wurden aber in dem Schlachtenberichte Napoleons viel niedriger angegeben.

Am heißesten war der Kampf im Mitteltreffen auf der Hochebene von Pratzen, wo der gegen Kutusows Rat auf Alexanders Befehl angeordnete vorzeitige Abmarsch der Verbündeten dem Feinde entscheidende Vorteile bot. Als man den alten russischen Oberfeldherrn, der, von einer Kugel am Kopf getroffen, aus dem Schlachtgewühl geführt ward, nach der Tiefe seiner Wunde fragte, rief er, die Hand nach Pratzen ausstreckend: „Dort, dort ist die tötliche Wunde." Auf dem Rückzug über die gefrorenen Teiche fanden mehrere Tausend Soldaten von Buxhavdens Armeekorps ihren Tod durch das Einbrechen der Eisdecke. Noch am andern Tage hörte man ihre Hilferufe und ihr Jammern."

Schlacht an der Katzbach. Nach

Gemälde von G. Bleibtreu.

Schon am nächsten Tage sandte Franz einen Gesandten an Napoleon, und dieser gewährte in einer den Kaiser tief demütigenden persönlichen Zusammenkunft einen Waffenstillstand unter der Bedingung, daß das Bündnis zwischen Oesterreich und Rußland aufgehoben werde und daß kein fremdes Heer den Boden Oesterreichs betreten dürfe. Von Seiten der Russen wurde diesen Bedingungen nichts in den Weg gelegt. Mehr und mehr trat die gegenseitige Abneigung hervor und ohne von den Franzosen weiter verfolgt zu werden, räumten die Russen das fremde Gebiet.

Noch war indessen Preußens Lage keine schlimme. Alexander von Rußland hatte sein in Schlesien und Preußisch-Polen stehendes Armeekorps unter den Oberbefehl Friedrich Wilhelms gestellt, und diesem stand nun eine Armee von 300 000 Mann zur Verfügung. Somit durfte man wohl auf Hilfe für das bedrängte Norddeutschland und auf einen leidlichen Frieden für Oesterreich hoffen. Daß man sich auch hierin täuschte, daran war namentlich die Charakterlosigkeit des Grafen Haugwitz schuld, der nun an dem Plan einer absoluten Neutralität festhielt. Als er zu Napoleon gesandt wurde, um demselben im Namen des Königs ein kurzes „Entweder-Oder" vorzustellen, reiste er absichtlich langsam, ließ sich von Napoleon mit leeren Worten vertrösten, und ging dann nach Wien, um den Gang der Ereignisse dort abzuwarten. Sofort nach den Nachrichten der Schlacht bei Austerlitz war er entschlossen, um jeden Preis Frieden mit dem Gewaltigen zu machen, und unterzeichnete ohne jede Vollmacht des Königs am 15. Dezember zu Schönbrunn ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich, in welchem Preußen alle diejenigen Abtretungen, welche Napoleon vom Kaiser Franz zu erzwingen hoffte, im voraus schon anerkannte, Cleve an Frankreich, Ansbach an Bayern überließ, und dafür Hannover erhielt.

Diese Zugeständnisse ermöglichten es denn auch Napoleon am 26. Dezember 1805 den Preßburger Frieden zu erzwingen. In demselben verlor Oesterreich Venedig mit Istrien, Dalmatien und den dazu gehörigen Inseln; trat an Bayern Tirol, Vorarlberg mit mehreren Bistümern und Städten ab, gab an Württemberg und Baden die noch vorderösterreichischen Länder, und erhielt als Entschädigung Salzburg, Berchtesgaden, sowie die Güter des säcularisierten deutschen Ordens. Bayern und Württemberg wurden als Königreiche anerkannt. Zugleich suchte Napoleon einige der deutschen Fürstenhäuser mit sich in verwandtschaftliche Beziehung zu bringen, und dadurch sich dieselben zu sichern.

„Durch die unerhörten Erfolge des Jahres 1805 wurde der Ehrgeiz und Herrscherstolz des französischen Kaisers auf eine schwindelnde Höhe gehoben. Er wollte ein europäisches Weltreich gründen, wie es in den Tagen Karls des Großen bestanden, gestützt auf ein Föderativsystem von abhängigen Königen, Herzögen, Fürsten. Zu dem Ende wurde das römische Reich deutscher Nation, auf dem immer noch der Nimbus einer tausendjährigen Hegemonie und Rechtsstellung beruhte, des letzten armseligen Restes seiner veralteten Verfassung beraubt und eine deutsch-französische Mittelmacht aus souveränen Fürsten geschaffen, die, wie auch das monarchische Staatsoberhaupt der einst zum Reichsverband gehörigen Provinz Holland zu dem französischen Imperator in eine Art Vasallitätsverhältnis traten; zu dem Ende wurde das italienische Festland unter verschiedenen Formen in die Bonapartische Machtsphäre gezogen und durch Errichtung von Reichslehen in den abgetretenen oder eroberten Landschaften und deren Uebertragung an französische Generäle und Staatsmänner mit fürstlichem Rang eine neue Feudalhierarchie geschaffen, die wie ein Kreis von Trabanten um das kaiserliche Gestirn sich bewegen sollte."

Das Zeitalter der Befreiungskriege.

Der Rheinbund. Preußen bis zum Frieden von Tilsit.

Der französische Imperator hatte indessen alle Vorkehrungen getroffen, um Preußen zur Anerkennung des Schönbrunner Vertrags zu zwingen. Haugwitz, eben jetzt von seiner Reise zurückgekehrt, schmeichelte sich, den Staat gerettet zu haben. Man hatte in Berlin nur die Wahl, die Herrschaft über Norddeutschland mit Hannover zu behaupten, oder Hannover als Geschenk aus den Händen Frankreichs entgegenzunehmen, und dafür Cleve und Ansbach abzutreten, ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich abzuschließen und sich dadurch in einen Krieg mit England verwickeln zu lassen.

Noch einmal riet Hardenberg zu einem Mittelweg, er riet die Annahme des Schönbrunner Vertrags unter Bedingungen, welche den Frieden mit England sichern sollten, und gab dadurch Napoleon den Vorwand, sich seinerseits selbst nicht mehr an diesen Vertrag zu binden. Zugleich wurde die Abrüstung der preußischen Armee beschlossen; man glaubte den Friedensversicherungen Napoleons aufs Wort und war daher nicht wenig erschrocken, als Haugwitz, der in Paris die Verhandlungen zum Abschluß bringen sollte, die Nachricht heimsandte, Napoleon anerkenne den Schönbrunner Vertrag nicht. Er wurde gezwungen, am 15. Februar 1806 den Pariser Vertrag zu unterzeichnen, der die Schönbrunner Bedingungen noch verschärfte. Preußen mußte die hannöverschen Flüsse sperren und damit den Krieg gegen England beginnen. Von keiner Seite her war Hilfe zu erwarten, Friedrich Wilhelm mußte den Vertrag genehmigen.

Hardenberg hatte indessen in der Voraussetzung eines nahen Krieges insgeheim Verbindungen mit Rußland gesucht, und nun, da ihm die Augen aufgegangen waren, und er Deutschland in so großer Schmach und Schande sah, sammelte er alle seine Energie, um dasselbe wieder zu heben. Haugwitz hatte darauf gerechnet, daß die französische Armee bald heimkehren werde, allein sich in dieser Hoffnung gründlich getäuscht. Vom Inn her bedrohten die Franzosen Oesterreich, um die geplante Abdankung des Kaisers zu erzwingen, vom Rhein und Main her Preußens Grenzen. Napoleon glaubte nun die Zeit gekommen, um seinen längst gehegten Gedanken, den deutschen

Bund, nach seiner Weise zu verwirklichen. Er mußte sich bald überzeugen, wie schwer es hielt, in Deutschland alle Köpfe unter einen Hut zu bringen, und entschloß sich deshalb, den Fürsten seine neueste Maßregel einfach aufzuzwingen. Er wußte, daß er den Höfen der Mittelstaaten alles zumuten dürfte, wenn er ihnen einen kleinen Beutezug gegen ihre kleinen Mitstände gestattete. An Unterwürfigkeit hatten es die kleinen Herren des Südens freilich nicht fehlen lassen. Die Mehrzahl war zu einer Frankfurter Union zusammengetreten und hielt sich in Paris einen gemeinschaftlichen Gesandten. Fort und fort wurde der Gewaltige von den geängstigten Kleinfürsten mit Bitten und Anliegenheiten behelligt; wenn er bei guter Stimmung war, so ließ er sich auch wohl durch seinen Talleyrand berichten und gab eine gnädige Antwort. Doch mit waffenlosen Vasallen wußte der Eroberer nichts anzufangen, auch beargwöhnte er die Freundschaft, welche einige dieser kleinen Herren mit Preußen, die meisten mit Oesterreich verband. Sein Entschluß war gefaßt: „es liegt in der Natur der gegenwärtigen Verhältnisse, daß die Wiener Fürsten vernichtet werden.“ Schon erhob sich über den Trümmern der alten Staatengesellschaft das neue Föderativsystem, die „Sonnen-Nation“ Frankreich, umgeben von Trabantenstaaten. Zwei Brüder des Kaisers bestiegen die Throne von Holland und Neapel, das übrige Italien und die Schweiz hielt er unter seiner Botmäßigkeit. Für den deutschen Bund, der die Reihe dieser Trabantenvölker zu verstärken bestimmt war, rechnete er zunächst auf die vier deutschen Mittelstaaten und auf das neue niederrheinische Großherzogtum Joachim Murats, von den kleineren dachte er nur wenige zu verschonen, die sich durch Untertänigkeit oder hohe Verwandtschaft empfahlen.

So wurde am 12. Juli 1806 der Rheinbund geschlossen. Mit keinem der deutschen Staaten hatte man zuvor Unterhandlungen darüber gehabt; sechzehn deutsche Fürsten sagten sich vom Reiche los, erklärten sich selbst für souverän und erkannten Napoleon als ihren Vertreter an, wogegen sie sich zur Stellung einer Armee von 63 000 Mann verpflichteten. Kaiser Franz entsagte der deutschen Kaiserwürde; Regensburg, wo der deutsche Reichstag bis jetzt seinen Sitz gehabt, wurde Bayern einverleibt, und damit löste sich „das heilige Reich deutscher Nation“ auf.

„Durch einen Staatsstreich des letzten Habsburgerkaisers ging also jene Krone zu Grunde, die seit tausend Jahren mit den stolzesten und den schmachvollsten Erinnerungen des deutschen Volkes verwachsen war; der Heldenruhm der Ottonen haftete an ihr; aber auch der Fluch des dreißigjährigen Krieges und die lächerliche Schande von Roßbach. Den ganzen Umkreis irdischer Schicksale hatte sie durchmessen, aus einer Zierde Deutschlands war sie zu einem niedrigen Zerrbild geworden, und als sie endlich zusammenbrach, da schien es, als ob ein Gespenst versänke. Die Nation blieb stumm und kalt; erst als sie die Schläge der kaiserlichen Zeit von Grund aus gekostet hatte, ist der Traum von Kaiser und Reich wieder lebendig geworden in deutschen Herzen.“

Nicht überall freilich hatte man Lust, sich dem Gewaltigen auf Gnade und Ungnade zu ergeben; Stimmen wurden laut, die zur offenen Empörung gegen den Korsen aufmunterten. E. M. Arndt gab in seinem „Geist der Zeit“ diesen Gefühlen Ausdruck; eine anonym erschienene Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung“ brachte dem Buchhändler Palm den Tod ein; man träumte in den Kreisen Schleiermachers von einem norddeutschen Bund, und König Friedrich Wilhelm unternahm es, die letzten Deutschen unter Preußens Fahnen zu versammeln. Und als nun die sichere Kunde nach Berlin kam, Napoleon habe England bei der Anknüpfung von Friedensverhandlungen

Hannover in Aussicht gestellt, da glaubte man die Zeit gekommen, um den Feldzug zu beginnen. Am 9. August wurde die Mobilmachung der preußischen Armee befohlen.

„Wohl war es, sagt Treitschke, ein heiliger Krieg, erst durch ihn und sein schreckliches Mißlingen wurde die alte Ordnung des deutschen Lebens völlig vernichtet. Was dort in Regensburg zusammenstürzte, war ein leerer Schatten; was aber auf den Schlachtfeldern Thüringens und Ostpreußens zertrümmert wurde, das war der lebendige deutsche Staat, der einzige, der dem politischen Dasein dieses Volkes einen Inhalt und ein Ziel gegeben hatte. Ihn traf das Verderben, als er nach langer Verirrung sich wieder auf sich selbst besann, den Kampf aufnahm wider die Zwingherrschaft der Fremden und die Felonie der heimischen Fürsten. Nichts konnte ehrlicher sein, als der schonungslos aufrichtige Absagebrief des Königs an Napoleon, nichts berechtigter als die drei Forderungen des preußischen Ultimatums vom 1. Oktober: Abzug der Franzosen aus Deutschland, Anerkennung des norddeutschen Bundes, friedliche Verständigung über die andern zwischen den beiden Mächten noch schwebenden Streitfragen. Selbst aus dem weitläufigen eingeschickten Kriegsmanifeste brach doch zuweilen ein Ton würdigen nationalen Stolzes hervor, der König ergreift die Waffen, um das unglückliche Deutschland von dem Joche, worunter es erliegt, zu befreien, vor allen Traktaten haben die Nationen ihre Rechte.

„Im Volke wie im Heere regte sich noch kaum eine Ahnung von dem großen Sinn des Königs. Wie ein Prediger in der Wüste stand Schleiermacher auf der Kanzel der Ulrichskirche zu Halle und deutete den Verblendeten die Zeichen der Zeit: „unser aller Leben ist eingewurzelt in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es.“ Auch Fichte blieb noch einsam, von wenigen verstanden. Sobald der Ernst des Kampfes an Preußen herantrat, erwachte in dem tapferen Manne die lebendige Staatsgesinnung; alle seine weltbürgerlichen Träume warf er entschlossen hinter sich und mit flammenden Worten pries er den Beruf des vaterländischen Kriegers: „was ist der Charakter des Kriegers? opfern muß er sich können. In ihm kann die wahre Gesinnung, die echte Ehrliebe garnicht ausgehen, die Erhebung zu etwas, was über das Leben und seine Genüsse hinausliegt!“ In den selbst genügsamen Kreisen des Offizierkorps hatte man kaum ein geringschätziges Lächeln übrig für die begeisterten Reden des sonderbaren Schwärmers, hier herrschte noch der steife Dünkel der friedericianischen Zeit und daneben eine freche Tadelsucht, die an jedem Befehle der Vorgesetzten ihre Witze übte. Niemand übersah noch vollständig, wie sehr die Armee durch den tiefen Schlummer des jüngsten Jahrzehnts gelitten hatte. Am richtigsten vielleicht urteilte der König selbst; die Unordnung, das Besserwissen, die Schwerfälligkeit in allem und jedem entgingen seinem klaren Blicke nicht, doch wie hätte der Schüchterne gegen den weltberühmten alten Braunschweiger sein Ansehen brauchen sollen? Der gemeine Soldat tat mechanisch seine Schuldigkeit. Die Massen des Volkes blieben kalt und gleichgültig; nur die Alten, die den großen König noch gekannt, vertrauten fest auf die scharfen Fänge des preußischen Adlers, sprachen prahlend von dem Zug nach Paris.

„So begann der einzige gänzlich verlorene Feldzug der glückhaften preußischen Kriegsgeschichte. Beispiellos wie das Aufsteigen dieses Staates gewesen, sollten auch seine Niederlagen werden, allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich wie selbsterlebtes Leid, allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, Duldung und Treue. Napoleon flammte auf in wilder Schadenfreude, als er die ruhmreichste der alten Mächte so hilflos unter seinem Griffe sah; die Schmähungen troffen ihm von den Lippen, noch niemals war er

so ganz Leidenschaft, so ganz Haß und Grimm gewesen. Er fühlte, daß in diesem Staate Deutschlands letzte Hoffnung lag; er ahnte mit dem Instinkte der Gemeinheit, daß diese Hohenzollern doch von anderem Metall waren, als Kaiser Franz und die Satrapen des Rheinbundes. In seinen Ansprachen an die Armee überschüttete er vor allem die edle Königin mit pöbelhaftem Schimpf; sie, die an den entscheidenden Beratungen des August gar keinen Anteil genommen, sollte die Schuld tragen an dem „Bürgerkrieg", der das arglose Frankreich so ganz unvermutet überraschte; sie dürstete nach Blut, sie setzte, eine andere Armida, im Wahnsinn ihr eigenes Schloß in Brand. Noch bevor die Schwerter aneinander schlugen, war bereits entschieden, daß zwischen Napoleon und den Hohenzollern nie wieder ein ehrlicher Frieden bestehen konnte. Höhnend schloß der Imperator sein Kriegsmanifest: möge Preußen lernen, daß, wenn es leicht ist, durch die Freundschaft der großen Nation Land und Leute zu gewinnen, ihre Feindschaft schrecklicher ist als die Stürme des Ozeans."

So stand Preußen gänzlich isoliert da. Wohl wandte man sich an die Mitglieder der Koalition von 1805, aber Oesterreich war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um mehr als wohlwollende Neutralitätsversicherungen geben zu können. Auf England und Rußland, trotzdem dieselben mit dem Kaiser noch im Krieg waren, konnte Preußen nicht rechnen, wenngleich namentlich mit England sich mehr und mehr Annäherungsversuche geltend machten. Rußland geizte nicht mit Versprechungen und rüstete sich auch. Aber Preußen hatte bis zum letzten Augenblick die Rüstungen nur nachlässig betrieben; noch immer dachte man an die Möglichkeit eines Friedensschlusses, während die französische Armee schon Preußen und Sachsen umspannte. In Bayern, Württemberg und Franken standen die besten französischen Generäle, Ausrüstung und Verpflegung der französischen Truppen waren musterhaft, der Kriegsplan genau entworfen, und die preußische Armee zudem ziemlich schwächer als die französische. Die alten preußischen Generäle, ein Herzog Karl Wilhelm von Braunschweig, Feldmarschall von Möllendorf waren langsam und bedächtig, ohne jede Energie, oberflächliche und prahlerische Leute hatten den meisten Einfluß im Hauptquartier des Königs. Noch einmal erließ dieser ein Ultimatum, in welchem er die sofortige Räumung Süddeutschlands sowie die Bestätigung des norddeutschen Bundes forderte. In Thüringen, in der Nähe von Erfurt, Gotha und Weimar hatte sich indessen die preußische Armee zusammengezogen, allein noch ehe die Preußen sich zu einem Angriff entschließen konnten, war Napoleon vorgerückt, hatte bei Schleiz und am andern Tage bei Saalfeld der preußischen Heeresabteilung eine Niederlage beigebracht, in welcher Prinz Louis Ferdinand fiel, und schon dadurch die Feinde in eine verzagte und mutlose Stimmung gebracht.

Während nun das Armeekorps des Fürsten Hohenlohe bei Jena stehen blieb, hatte sich die preußische Hauptarmee, unter dem Herzog von Braunschweig nach der Unstrut gewandt, um den Kampf zwischen Saale und Elbe aufzunehmen. Die dadurch zwischen beiden gelockerte Verbindung benutzte Marschall Cannes, um nördlich von Jena den Landgrafenberg zu besetzen, ohne daß Hohenlohe versucht hätte, ihn aus dieser Position zu verdrängen, da ihm verboten war, sich in ein ernsthaftes Gefecht einzulassen. Napoleon bemerkte den Fehler sofort, bemächtigte sich alsbald der Höhenränder, führte aber Nachts, mit der Fackel in der Faust, das Geschütz die steilen Abhänge hinauf, und als der nebelgraue Morgen des 14. Oktober anbrach, hielt der Kaiser schon den sichern Sieg in Händen. Wie sollte dieser Bruchteil der preußischen Armee die Position von Vierzehn-

heiligen behaupten gegen das französische Hauptheer, das jetzt mit erdrückender Uebermacht von den beherrschenden Anhöhen den Angriff begann. Noch konnte General Rüchel mit seinen frischen Truppen der geschlagenen Armee einen geordneten Rückzug sichern, allein er führte die Regimenter vereinzelt zu nutzlosem Kampfe vor. Also war auch die Reserve mit in die Niederlage verwickelt, und als nun in der frühen Herbstnacht der Rückzug gegen Weimar angetreten ward, da zerrissen die letzten Bande, welche das Heer noch zusammenhielten. Taub gegen die Mahnungen ungeliebter Führer, dachte der Soldat nur an sich selber. In einem unförmlichen Klumpen wälzten sich die Trümmer der Bataillone und Batterien, dazwischen eingekeilt der unendliche Troß über die Hochebene dahin; jeder Hornruf des nachsetzenden Feindes steigerte die Verwirrung, weckte die gemeine Angst ums Leben. Das waren Greuel, sagte Gneisenau, dieser fürchterlichen Nacht gedenkend, tausendmal lieber sterben, als das noch einmal erleben. Unauslöschlich haftete das Bild des Entsetzens in der Seele des Helden, ein Vermächtnis für die Tage der Vergeltung. Und da selten ein Unglück allein kommt, so verlor am gleichen Tage die Hauptarmee unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstädt eine Schlacht. Man hatte keine Ahnung davon, daß Davoust mit einem ganzen französischen Armeekorps sich bereits der Saaleübergänge bei Kösen versichert hatte. In dem Kampf um das Dorf Hassenhausen wogte die Schlacht auf und ab, allein auch die Hauptarmee mußte sich endlich zum Rückzug auf Weimar entschließen.

Sofort am andern Tage legte Napoleon allen preußischen Provinzen diesseits der Weichsel eine Kontribution von 159 Millionen Francs auf; Sachsen trat sofort nach der Niederlage zu Napoleon über, und die preußischen Gebiete links der Elbe wurden ebenso wie die Besitzungen der Oranier und des hessischen Kurhauses vorläufig Frankreich einverleibt.

Die preußische Hauptarmee, soweit man noch von einer solchen sprechen konnte, führte Fürst Hohenlohe nach Magdeburg, wo man noch einen festen Stützpunkt zu finden hoffte. Ein anderer Truppenteil hatte sich nach Erfurt gewandt, allein als nun dort ein französisches Reiterkorps erschien, da unterzeichneten Feldmarschall von Möllendorf, sowie Prinz von Oranien, beide schwer verwundet, die Kapitulation nach welcher 10 000 Mann mit allen Vorräten den Feinden in die Hände fielen. Am nächsten Tage wurde die 11 000 Mann starke Reservearmee bei Halle vollständig geschlagen, und als nun die Hauptarmee bei Magdeburg anlangte, da zeigte sich bald, in welch trostloser Verfassung auch dieser Platz war. Sie öffneten denn auch Magdeburg, bald auch Küstrin und Stettin dem Feinde die Tore. Die Erbitterung im Volk gab zumeist den älteren Generälen die Schuld an all dieser Schmach. Junge Offiziere zerbrachen ihre Degen, alte Soldaten erschossen sich, um nur die Schmach der Kapitulation nicht erleben zu müssen, in Küstrin meuterte ein ganzes Bataillon gegen seinen treulosen Führer. Fürst Hohenlohe hatte die Trümmer seines Heeres auf weiten Umwegen bis in die Uckermark geführt, da ereilten ihn die Franzosen bei Prenzlau und er mußte am 25. Oktober jene schmachvolle Kapitulation unterzeichnen, durch welche 10 000 Mann in französische Gefangenschaft kamen. Nur einzelnen Haufen gelang es, nach Stettin zu entkommen. Auch Prinz August von Preußen mußte den Versuch, sich mit seinem Grenadierbataillon durchzuschlagen, aufgeben, nachdem die letzte Patrone verschossen war.

Unter all dieser Schmach und Schande war es beinahe nur der vierundsechzigjährige General Blücher, in welchem sich die altpreußische Tapferkeit und Kriegs-

tüchtigkeit noch kund gab. Nach den Kapitulationen von Prenzlau und Stettin beschloß er, gen Mecklenburg und Lauenburg zu ziehen, um sich womöglich zur See einzuschiffen, und den Feind von der Oder abzuziehen. Allein auch ihm, der mit 20 000 Mann westwärts durch Mecklenburg zog, hatten sich sofort einige französische Generäle an die Ferse geheftet, und so mußte er sich am Ende entschließen, sich nach Lübeck zurückzuziehen. Aber sofort erschienen auch die Feinde, drängten sich in die Stadt und es entstand nun in den Straßen ein blutiger Kampf, in welchem trotz aller Tapferkeit der preußischen Soldaten am Ende doch der Sieg in den Händen der Franzosen blieb. Blüchers Versuch, sich nach Ratkau und Travemünde zurückzuziehen, mißlang; in der Kapitulation von Ratkau am 7. November 1806 mußte er mit seinen 8000 Mann die Waffen strecken. Nachdem auch noch Plassenburg, Hameln und Nienburg kapituliert hatten, war ganz Mittel- und Norddeutschland Napoleon preisgegeben, und dieser unterließ nichts, was die Besiegten kränken konnte. Geflissentlich zeigte er seine Verachtung gegen alles, was preußisch hieß, im Königsschlosse zu Berlin schrieb er neue und unerhörte Beschimpfungen gegen die Königin Luise. Bald wurde verboten, daß irgend eine preußische Uniform sich in Berlin sehen lasse, auch die pensionierten alten Offiziere sollten den blauen Rock ausziehen. Dazu die unerschwinglichen Kontributionen, dann der Uebermut, die Völlerei und die Erpressungen der Einquartierung. Am 21. November erließ Napoleon jenes unerhörte Dekret, das allen Handel mit England verbot, alle englischen Waren zur Konfiskation verurteilte; das

Gebhard Leberecht von Blücher.

System der Kontinentalsperre ward begründet, Deutschlands Wohlstand auf Jahre hinaus unterbunden.

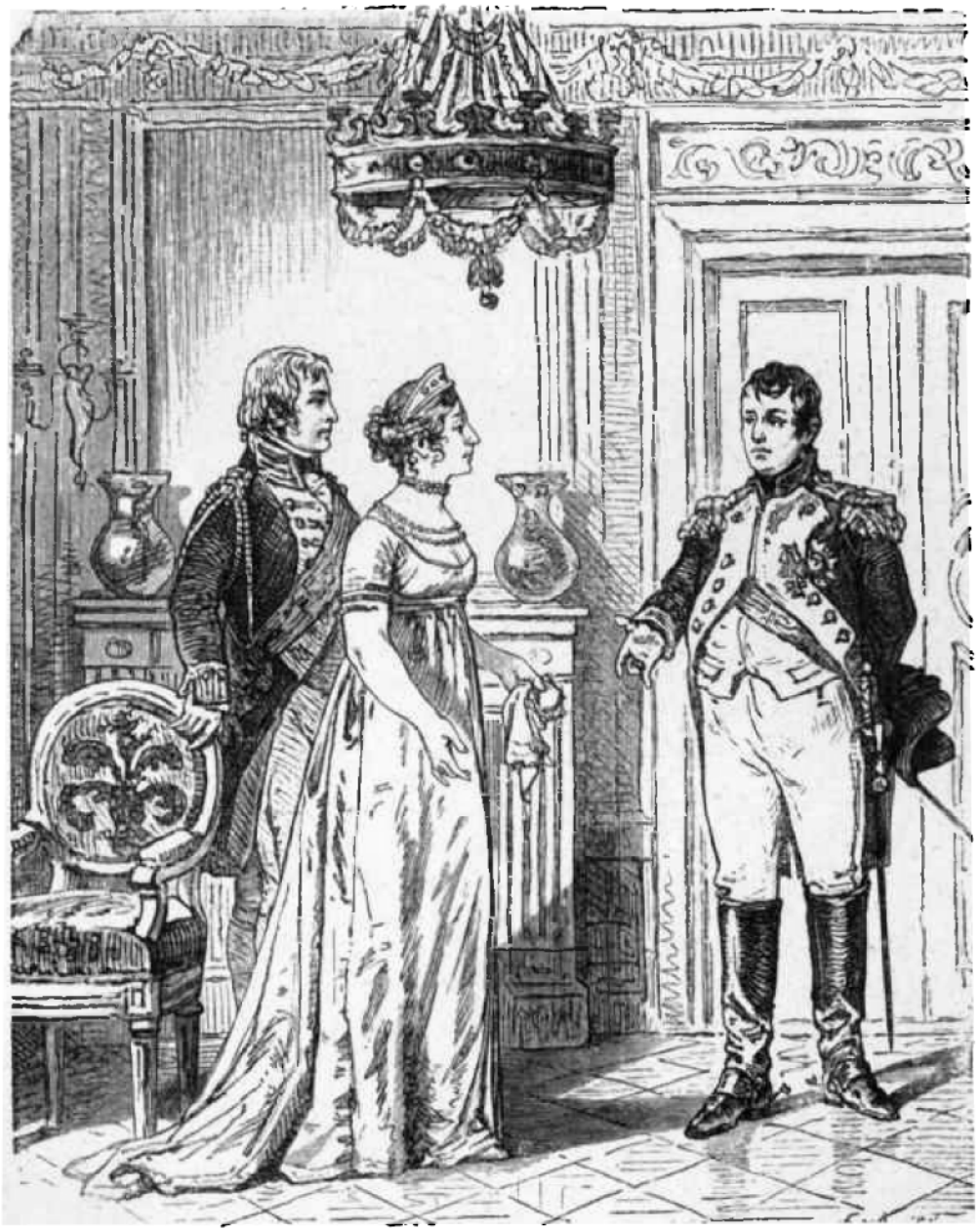
Zu all dieser Schmach im Kriege kam auch noch die Schmach der Charakterlosigkeit und Kriecherei, die sich nun beim preußischen Volke dem Kaiser gegenüber zeigte. „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", hatte der Gouverneur von Berlin, Graf Schulenburg-Kehnert, als Parole für diese Zeit erlassen, die Staatskasse war vom Freiherrn von Stein noch rechtzeitig nach Berlin geflüchtet worden, aber sieben Minister Friedrich Wilhelms entblödeten sich nicht, Napoleon den Eid der Treue zu leisten. Eine der schmachvollsten Verrätereien war diejenige Johannes Müllers. Er, der einst die altdeutsche und schweizerische Freiheit so pathetisch verherrlicht hatte, ließ sich nun durch ein paar fade Schmeicheleien, die ihm Napoleon sagte, derart verblenden, daß er zum unterwürfigsten Lobredner desselben wurde. Noch aber lebte da und dort die echte vaterländische Begeisterung, der alte preußische Soldatenmut fort. Schon waren in Scharnhorst die ersten schöpferischen Gedanken seiner Heeresreform lebendig geworden; mit kühnem Mute hatte Prediger Ermann am Tore Napoleon erklärt, ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich freue über seinen Einzug.

Alexander I., Kaiser von Rußland.

Der Kurfürst von Hessen hatte geglaubt, durch feiges und zurückhaltendes Benehmen gegen Preußen sich Schonung von seiten Napoleons zu gewinnen. Allein dennoch rückten französische Truppen dort ein, besetzten Kassel, und der Kurfürst mußte sein Heil in der Flucht suchen. Aehnlich erging es Braunschweig, Mecklenburg, Oldenburg; in Hannover wurden die Franzosen als Befreier begrüßt, Herzog Karl August von Weimar wurde nur unter der Bedingung geschont, daß er die Armee-Erlasse und seine Truppen zurückziehe; der Kurfürst von Sachsen erhielt einen verhältnismäßig günstigen Frieden, wurde mit dem Königstitel ausgezeichnet und trat nun dem Rheinbund bei.

Friedrich Wilhelm war erst nach Graudenz und dann nach Königsberg geflohen Man war zu allen Zugeständnissen bereit, der König schrieb die flehendsten und demütigsten Briefe an Napoleon. Allein dieser ging in seinen Ansprüchen immer weiter und als sich Preußen endlich entschloß, die maßlosen Anforderungen des Kaisers zurückzuweisen, da entschlüpften diesem Worte der Drohung, die am deutlichsten zeigten, zu was er entschlossen sei. Haugwitz wurde zwar entlassen, allein noch immer war der König so befangen, daß er den Freiherrn von Stein, der die Aufforderung zur Leitung des Ministeriums des Aeußern ablehnte, in Ungnaden entließ.

Mit einem Heer von nur etwa 25 000 Mann begann Friedrich Wilhelm von neuem den Krieg. Er mußte namentlich auf öſterreichiſche und ruſſiſche Hilfe rechnen, und in Oeſterreich wies man wenigſtens die Allianzanerbietungen Napoleons zurück, ohne ſich indeſſen zu einem tatkräftigen Eingreifen entſchließen zu können. Ebenſowenig durfte



Die Begegnung Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luiſe mit Napoleon in Tilſit. Von Woldemar Friedrich.

Preußen auf Hilfe von Schweden oder England rechnen. Um nun den Preußen einen neuen Feind zu erwecken, erließ Napoleon jetzt gerade ſeine Proklamation an die Polen. General Dombrowski, ein alter Kampfgenoſſe Kosziuszkos, unterzeichnete den Aufruf, der überall begeiſterte Aufnahme fand. Warſchau namentlich ſchloß ſich ſofort dem Kaiſer an, einzelne preußiſche Heeresteile wurden entwaffnet und die feſten Plätze beſetzt. Zu Anfang des Jahres 1807 zog Napoleon unter dem Jubel der Bevölkerung in

Warschau ein. Allein die polnische Begeisterung wurde bald gedämpft, als man sah, wie Napoleon in dem Lande hauste, und bald wandte sich ein großer Teil des polnischen Adels von ihm ab.

Der Beginn des russischen Feldzuges versprach nicht viel Gutes. Die preußische Armee stand unter dem Oberbefehl Bennigsens, und dieser ordnete sofort den Rückzug von der Weichsel an. In unnützen Märschen wurden die russisch-preußischen Truppen ermüdet, der Hader der Generäle unter sich, der schwankende und unsichere Kriegsplan, ließen befürchten daß die Erfolge des Krieges keine glänzenden sein würden. Rasch folgten die Franzosen den Russen; ohne daß irgend eine Entscheidung gefallen wäre, kam es doch zu zahlreichen Gefechten, die nur viele Opfer kosteten. Im russischen Hauptquartier beschloß man endlich, seinen Marsch wieder nach Preußen hin zu richten, und bei Preußisch-Eylau kam es am 7. u. 8. Februar 1807 zu einem Kampfe, der einer der blutigsten der damaligen Zeit war. Zwei Tage lang wurde in den Straßen der Stadt und um die benachbarten Höhen mit großer Erbitterung gekämpft, das französische Ungestüm lag in hartnäckigem Ringen mit der russischen Zähigkeit. Die Russen unter Bennigsen, Fürst Bagration und General Barday de Tolly mochten etwa 60 000 Mann, die Franzosen unter Napoleon selbst und den kriegskundigsten Marschällen Soult, Murat, Rescières Augerau, Davoust, gegen 80 000 Mann zählen; auf dem schneebedeckten Schlachtfeld von Eylau wogte die Entscheidung hin und her, furchtbar mörderisch war das Gefecht, das Augeraussche Korps wurde in einem entsetzlichen Geschütz-, Bajonett- und Kavalleriekampf fast aufgerieben, der Marschall selbst verwundet. Schon war auch der Zentralpunkt der französischen Aufstellungen, ein Kirchhof, wo sich Napoleon mit den Garden befand, von den Russen bedroht, und der gewaltige Reiterangriff Murats vermochte das Zentrum des Feindes nicht völlig zu durchbrechen. Als aber am Mittag des zweiten Kampftages Davoust auf dem Schlachtfeld eintraf, gerieten die Russen arg ins Gedränge. Furchtbar erschöpft und gelichtet, kamen ihre Reihen immer mehr ins Wanken und Weichen, schon wurden ganze Abteilungen fluchtähnlich auf den Straßen nach Königsberg zurückgetrieben. Da griff zum Schluß das kleine preußische Korps unter L'Estocq, der sich unter tapferen Kämpfen mit Ney, namentlich bei Wacken, den Weg zur Verbindung mit den Russen gebahnt und diesem Marschall die rechtzeitige Teilnahme an der Schlacht unmöglich gemacht hatte, in dem letzten Akte des Tages noch sehr entscheidend ein. Mit preußischer Hilfe ermannten sich die wankenden russischen Kolonnen wieder und gingen noch einmal mit Erfolg gegen die festen Stellungen Davousts vor, der nun seinerseits geworfen und unter schweren Verlusten zurückgetrieben wurde. Am Abend erst traf Ney auf dem Schlachtfeld ein, zu spät, um auf den Ausgang dieses blutigen Tages noch wesentlich Einfluß erlangen zu können. Die Nacht machte dem furchtbaren Ringen auf der weiten Schneefläche ein Ende und eine Erneuerung des Kampfes war bei der Erschöpfung auf beiden Seiten nicht mehr möglich. Eine eigentliche Entscheidung hatten die blutigen Tage nicht, und die stolzen Siegesbulletins Napoleons fanden nur wenig Glauben. Die bonapartischen Schriftsteller machten Bernadotte den Vorwurf, durch sein Ausbleiben verhindert zu haben, daß die Franzosen einen vollständigen Sieg errangen. Die Russen hielten es freilich für geraten, ihren Rückzug nach Königsberg fortzusetzen, allein auch Napoleon wagte keine Verfolgung. Der Krieg erlitt, von kleineren Gefechten abgesehen, eine mehrmonatliche Unterbrechung, bis die Heere sich erholt, gesammelt und verstärkt hatten. Napoleon selbst

sehnte sich fürs erste nur nach Winterquartieren, und die Soldaten wünschten den Schluß eines Krieges herbei, der nichts als Leiden und Entbehrung in Aussicht stellte. Der Kaiser hätte jetzt gern einen Separatfrieden mit Preußen geschlossen, und knüpfte mit dem bis nach Memel geflüchteten König Verhandlungen an, aber der bundestreue ehrenhafte Monarch wies die Anträge, ihn von seinen Alliierten zu trennen, entschieden zurück.

Indessen hatte der Krieg auch in den andern preußischen Provinzen seinen Fortgang genommen, und so schmachvoll da und dort gekämpft und zurückgewichen wurde, so tapfer und heldenmütig benahm man sich doch an andern Orten wieder. Namentlich in Schlesien zeigte sich eine mutige und patriotische Begeisterung, allein gerade von seiten der oberen Behörden geschah alles, um dieselbe zurückzuhalten, und als Major Graf Götzen nach Schlesien kam, da war schon zu viel verloren. Rasch bemächtigte sich das Rheinbundesheer der festesten Plätze, Glogau kapitulierte, beinahe ohne bestürmt zu werden, Breslau hielt sich einige Wochen hindurch, mußte sich aber am Ende doch auch dem französischen Belagerungsheer unter General Vandamme ausliefern. Brieg und Schweidnitz folgten. Dagegen hielten die kleinen Festungen Kosel und Glatz monatelang die Belagerung aus, und auch Neiße wehrte sich drei Monate lang, doch alle anderen Taten des verbündeten Heeres überstrahlte die heldenhafte Verteidigung der kleinen hinterpommerschen Festung Kolberg. Hier in der treuen Stadt, die schon im siebenjährigen Kriege dem Feinde dreimal widerstanden hatte, stand die Wiege des neuen preußischen Waffenruhms, hier erwachte zuerst jener heilige Völkerzorn, der nach sechs argen Jahren die Befreiung der Welt erzwingen sollte; hier trat jener Mann auf die Bühne der Geschichte, der herrlich wie kein zweiter, den echten preußischen Soldatengeist, schneidige Verwegenheit und helle Einsicht in sich verkörperte. Zwanzig Jahre der Langeweile im subalternen Garnisonsleben hatten Gneisenaus jugendliche Frische nicht gebrochen.

Gütig und wahrhaftig, ganz frei von Selbstsucht, im Innersten bescheiden, trotz des scharfen Spottes, womit er die Dummheit und Gemeinheit zu treffen wußte, stand er auf den freien Höhen der Bildung. Sein Blick umfaßte den ganzen Umkreis der Völkergeschicke einer ungeheuren Zeit, doch der Reichtum der Gedanken beirrte ihn nicht in dem frohen Glauben, daß eines starken Volkes Kräfte unerschöpflich seien, störte ihm nicht die tollkühne Lust am Wagen und am Schlagen. In dem Feuer seiner Blicke, in der heitern Majestät seiner Erscheinung lag etwas von jenem Zauber, der einst den jungen König Friedrich umstrahlte. Wie wurde in der bedrängten Festung plötzlich alles anders, als der unbekannte Major unter die Hoffnungslosen trat, aus dem buntscheckigen Haufen von Versprengten, den er als Garnison vorfand, binnen kurzem eine treffliche siegesgewisse Truppe bildete und die tapfere Bürgerschaft, den waghalsigen Seemann Nettelbeck voran, zu den Arbeiten der Verteidigung mit heranzog. „Ich nahm alles auf meine Hörner, so erzählt er selbst, verfuhr, als ein unabhängiger Fürst, manchmal etwas despotisch, kassierte feigherzige Offiziere, lebte fröhlich mit den Braven, kümmerte mich nicht um die Zukunft und ließ brav donnern."

Die feindlichen Generäle bemerkten mit Erstaunen, wie hier ein genialer Wille eine neue, der französischen ebenbürtige Kriegsweise anwendete; der Verteidiger wechselte die Rolle mit dem Angreifer, beunruhigte die Belagerer durch überraschende Ausfälle, warf Erdwerke im freien Feld auf, die den Feind wochenlang von den Wällen der Festung fernhielten.

Zugleich führte Schill in der Nähe von Kolberg seine kühnen Streifzüge aus, in Vorpommern sammelte Marwitz ein Freikorps, um das deutsche Vaterland zu befreien, Blücher schickte sich an mit einem kleinen preußischen Korps im Rücken Napoleons zu manövrieren, und Napoleon war wütend über die preußische Zähigkeit, die immer wieder und wieder die Befreiung vom französischen Joche zu erlangen suchte. Weit weniger glücklich war Danzig, das wohl lange energischen Widerstand leistete, allein als es den Franzosen mit der Zeit gelang, da und dort sich festzusetzen, wurde die Lage eine so verzweifelte und hoffnungslose, daß endlich General Kalkreuth, welcher die Stadt befehligte, sich zur Kapitulation gezwungen sah. Der Fall von Danzig drückte die Hoffnungen der Verbündeten arg nieder, am österreichischen Hofe mußte man mit dem vom Volk und Heer stürmisch verlangten Eintritt Oesterreichs in ein Bündnis gegen Frankreich rechnen, von England erhielt man Geld und Waffen, und jetzt gerade entschloß sich Friedrich Wilhelm, die Staatsmänner zu beseitigen, deren ganze Politik eine Versöhnungstheorie mit Frankreich war. Hardenberg übernahm aufs neue die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, und in dem Vertrag von Bartenstein schlossen Preußen und Rußland wiederum ein Bündnis, das namentlich die Wiederherstellung Preußens zu der früheren Macht bezwecken sollte.

Ehe indessen diese Koalition ins Leben getreten war, traten auf dem Kriegsschauplatz Ereignisse ein, welche die Lage wesentlich änderten. Napoleon hatte die Zeit benutzt, um seine Armee zu verstärken, und auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatz standen nun unter seinem Oberbefehl 200 000 Mann, während das russisch-preußische Heer nur etwa die Hälfte zählte. Ein Zusammenstoß bei Heilsberg endigte ohne eine Entscheidung, die erst die Schlacht bei Friedland am 14. Juni 1807 bringen sollte. In dem blutigen Ringen, das sich dort entspann, waren die Verluste auf beiden Seiten ungeheuer und Alexanders Mut war nach dieser Niederlage völlig gebrochen. Sofort nach der Schlacht knüpfte Bennigsen Friedensunterhandlungen an, und schloß einen Waffenstillstand, währenddessen Alexander am 25. Juni mit Napoleon in Tilsit zusammentraf, um über die Friedensbedingungen mit demselben zu unterhandeln. Den lockenden Bildern, welche ihm Napoleon zeigte, konnte der Zar nicht widerstehen, Preußen mußte den Becher der Demütigung bis auf die Hefe leeren. Hardenberg durfte die Verhandlungen nicht führen, er mußte förmlich aus dem Ministerium entlassen werden, und so kamen am 7. und 9. Juli die Friedensverträge von Tilsit mit Rußland und Preußen zustande. Der preußische Staat wurde dadurch auf die Hälfte seines bisherigen Besitzstandes herabgedrückt, alle Besitzungen zwischen Rhein und Elbe gingen verloren.

Preußens Erhebung.

Wohl mochte sich Napoleon mit der Zuversicht trösten, Preußen nun gänzlich vernichtet zu haben. Aber gerade jetzt, im tiefsten und schwersten Unglück, hob sich der Mut von neuem und offen und verborgen, laut und im Stillen rief man nach Rache für die erlittene Schmach, nach Freiheit von den französischen Banden. Ein neues Geschlecht sah Friedrich Wilhelm mit einem Male um seinen Thron versammelt, begeisterte Herzen

und feurige Seelen, Männer, die im Staate und im Kriege Talente ersten Ranges waren, sie eilten zum König, um ihm ihr Dasein zur Verfügung zu stellen.

„Einer aber stand in diesem Kreise, nicht als Herrscher, aber doch als der erste unter Gleichen: der Freiherr von Stein, der Bahnbrecher des Zeitalters der Reformen.

Das Schloß seiner Ahnen lag zu Nassau, mitten im buntesten Ländergemenge der Kleinstaaterei; von der Lahnbrücke im nahen Ems konnte der Knabe in die Gebiete von acht deutschen Fürsten und Herren zugleich hinein schauen. Dort wuchs er auf, in der freien Luft, unter der strengen Zucht eines frommen, stolzen, ehrenhaften, altritterlichen Hauses, das sich allen Fürsten des Reichs gleich dünkte. Standen doch die Stammburgen der Häuser Stein und Nassau dicht bei einander auf demselben Felsen; warum

Fichte, Arndt, Jahn, Schleiermacher.

sollte das alte Wappenschild, mit den Rosen und den Balken weniger gelten, als der sächsische Rautenkranz oder die württembergischen Hirschgeweihe! Der Gedanke der deutschen Einheit, zu dem die geborenen Untertanen erst auf den weiten Umwegen der historischen Bildung gelangten, war diesem stolzen, reichsfreien Herrn in die Wiege gebunden. Er wußte es gar nicht anders; „ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm, und keinem besonderen Teile desselben gehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem besonderen Teile desselben von Herzen ergeben.“ Wenig berührt von der ästhetischen Begeisterung der Zeitgenossen, versenkte sich sein tatkräftiger, auf das Wirkliche gerichteter Geist, früh in die historischen Dinge. Alle die Wunder der vaterländischen Geschichte, von den Cohortenstürmern des Teutoburger Waldes bis herab zu Friedrichs Grenadieren, standen lebendig vor seinen Blicken.

Dem ganzen großen Deutschland, soweit die deutsche Zunge klingt, galt seine feurige Liebe. Keinen, der nur jemals von der Kraft und Großheit deutschen Wesens Kunde gegeben, schloß er von seinem Herzen aus; als er im Alter im freien Nassau einen Turm erbaute zur Erinnerung an Deutschlands ruhmvolle Taten, hingen die Bilder von Friedrich dem Großen und Maria Theresia, von Scharnhorst und Wallenstein friedlich nebeneinander. Sein Ideal war das gewaltige deutsche Königtum der Sachsenkaiser; die neuen Teilstaaten, die sich seitdem über den Trümmern der Monarchie erhoben hatten, erschienen ihm samt und sonders nur als Gebilde der Willkür, heimischen Verrats, ausländischer Ränke, reif zur Vernichtung, sobald irgendwo und irgendwie die Majestät des alten rechtmäßigen Königtums wieder erstände. Sein schonungsloser Freimut gegen die gekrönten Häupter entsprang nicht bloß der angeborenen Tapferkeit eines heldenhaften Gemüts, sondern auch dem Stolze des Reichsritters, der in allen diesen fürstlichen Herren nur pflichtvergessene, auf Kosten des Kaisertums bereicherte Standesgenossen sah, und nicht begreifen wollte, warum man mit solchen Zaunkönigen so viele Umstände mache.

„Er hatte die rheinischen Feldzüge in der Nähe beobachtet und die Ueberzeugung gewonnen, die er einmal der Kaiserin von Rußland vor versammeltem Volke aussprach, das Volk sei treu und tüchtig, nur die Erbärmlichkeit seiner Fürsten verschulde Deutschlands Verderben. Er haßte die Fremdherrschaft mit der ganzen dämonischen Macht seiner naturwüchsigen Leidenschaft, die, einmal ausbrechend, unbändig wie ein Bergstrom dahin brauste; doch nicht von der Wiederaufrichtung der verlebten alten Staatsgewalten noch von den künstlichen Gleichgewichtslehren der alten Diplomatie erwartete er das Heil Europas. Sein freier großer Sinn drang überall geradaus in den sittlichen Kern der Dinge.

Mit dem Blick des Sehers erkannte er jetzt schon, wie Gneisenau, die Grundzüge eines dauerhaften Neubaus der Staatsgewalt. Das unnatürliche Uebergewicht Frankreichs, so lautete sein Urteil, steht und fällt mit der Schwäche Deutschlands und Italiens; ein neues Gleichgewicht der Mächte kann nur erstehen, wenn jedes der beiden großen Völker Mitteleuropas zu einem kräftigen Staate vereinigt wird. Stein war der erste Staatsmann, der die treibende Kraft des neuen Jahrhunderts, den Drang nach nationaler Staatenbildung ahnend erkannte; erst zwei Menschenalter später sollte der Gang der Geschichte die Weissagungen des Genius rechtfertigen. Noch war sein Traum vom einigen Deutschland mehr eine hochherzige Schwärmerei, als ein klarer politischer Gedanke, er wußte noch nicht, wie fremd Oesterreich dem modernen Leben der Nation geworden, wollte in den Kämpfen um Schlesien nichts sehen, als einen beklagenswerten Bürgerkrieg."

Auf dem Krankenbett hatte Stein seine Berufung vom König erhalten und zögerte keinen Augenblick dieselbe anzunehmen, vergessend allen Groll und alle erlittene Kränkung. Der König legte vertrauensvoll die Leitung des ganzen Staatswesens in seine Hände. Noch immer machte Napoleon keine Miene das Land zu räumen, überall wo Franzosen standen, wurden die Einkünfte von diesen mit Beschlag belegt, Handel und Wandel stockten, eine Kontribution verdrängte die andere, der Staatskredit war vernichtet, der Adel war verarmt, der Mittelstand wußte kaum, von was er leben sollte.

Mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie machte sich Stein an die Reform des gesamten Staatswesens. Das am 9. Oktober 1807 erschienene Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch der Grundeigentümer veränderte mit einem Schlage die ständische Ordnung, die einst Friedrich d. Gr. eingeführt hatte. Steins Gesetzgebung

sollte alles entfernen, was dem einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erwerben, den er nach dem Maß seiner Kräfte zu erreichen fähig war.

Die zweite große Aufgabe, die sich Stein stellte, war die Vollendung der Staatseinheit. Ein Gesetz vom 5. Dezember 1808 stellte fünf Fachminister auf, und beseitigte dadurch das Generaldirektorium. Hieran schloß sich die Städteordnung vom 12. November.

Hand in Hand mit diesen Verwaltungsreformen ging auch die Neuorganisation im Heere fort. Hierzu gab der König immer den ersten Anstoß und hatte mit der Ausführung seiner Gedanken Scharnhorst beauftragt.

„Scharnhorst, so schildert ihn Treitschke, war längst der anerkannt erste Militärschriftsteller, der größte Gelehrte unter den deutschen Offizieren, aber auch ein seltener Reichtum praktischer Erfahrungen stand ihm nach einem wechselreichen Leben zu Gebot. Er hatte in allen Waffengattungen, im Generalstabe und in den Militär-Bildungsanstalten gedient. Er lernte, als er auf der Kriegsschule des Wilhelmsteins seinen ersten militärischen Unterricht empfing, jene berühmte kleine Mustertruppe kennen, welche sich der geistvolle alte Kriegsheld Graf Wilhelm von Bückeburg aus der gesamten waffenfähigen Jugend seines Ländchens gebildet hatte. Dann wurde er als hannoverscher Offizier auf dem niederländischen Kriegsschauplatz genau vertraut mit der englischen Armee, die unter allen europäischen Heeren noch am treuesten den Charakter des alten Söldnerwesens bewahrte; er zog zu Felde gegen die lockeren Milizen der Republik, wie gegen das wohlgeschulte Heer Napoleons, und stand im Kriege von 1806 der Heeresführung nahe genug, um die Gebrechen der friederizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Untergangs genau zu durchschauen. Jene strammte soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er daher, den Kopf gesengt, die tiefen sinnenden Denkeraugen ganz in sich hinein gekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab, die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen am Tore selbst anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Eilenriede zufrieden sein Vesperbrod verzehrte. So blieb er sein Leben lang schlicht und schmucklos in allem. Die Einfalt des Ausdrucks und der Empfindung in seinen vertraulichen Briefen erinnert an die Menschen des Altertums; auch in seinen Schriften ist ihm die Sache alles, die Form nichts. Doch die Ueberlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Ge-

Freiherr von Stein.

sinnung, die gar nicht wußte, was Selbstsucht ist, verbreiteten um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Seine Tochter, Gräfin Julie Dohna, dankte dem frühverwitweten Vater alles, man nannte sie eine königliche Frau und nahm sie in der vornehmen Gesellschaft auf, als müßte es so sein."

„Dem Könige war die gleichmäßige Ruhe des Generals behaglicher, als Steins aufgeregtes und aufregendes Wesen. Keiner unter seinen Räten stand ihm so nahe. Scharnhorst erwiderte das Vertrauen seines königlichen Freundes mit unbedingter Hingebung, er fand es niedrig, jetzt noch vergangener Fehler zu gedenken, er bewunderte die Seelenstärke des unglücklichen Monarchen und hat in seiner Treue nie geschwankt, auch dann nicht, als manche seiner Freunde in ihrer patriotischen Ungeduld an dem bedachtsamen Fürsten irre wurden. Ein echter Niederdeutscher, war er schamhaften Gemüts, still und verschlossen von Natur, das Lob klang ihn fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Nun führte ihn das Leben einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generäle zu kämpfen. Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens stellte, da mußte er fünf Jahre lang das Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene beherrschen, und der einfache Mann, der für sich selbst jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem raschen, forschenden Blick las er den Eintretenden sofort die Gedanken vom Auge ab, und galt es, ein Geheimnis des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht, er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst in ähnlicher Lage, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden; sie hatte ihm während des jüngsten Krieges die Freundschaft des tatenfrohen Blücher erworben. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen wie sinnbetörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urteilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Niemand vielleicht hat die Bitternis jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden, wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn

Generalmajor von Scharnhorst.

Luiſe, Königin von Preußen. Von G. Richter.

Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.

der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht, denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage.

Daneben waren es namentlich v. Boyen, v. Clausewitz, von Grolmann und der oben schon erwähnte Gneisenau, welche Scharnhorst in allen seinen Plänen unterstützten. Der Grundgedanke der neuen Heeresorganisation war derjenige, daß in Zukunft das ganze Heer ein Volk in Waffen sein müsse. Zunächst entfernte man die große Menge älterer Befehlshaber, setzte Kriegsgerichte ein, untersuchte die Vorgänge der letzten Feldzüge und die Schuld der einzelnen an denselben; eine Reihe von Schuldigen wurde kassiert, ja einige sogar zum Tode verurteilt; Kenntnisse, Bildung und Tapferkeit sollten in Zukunft die alleinigen Vorzüge für die Beförderung sein; man schaffte die entehrenden Strafen ab, milderte die Kriegsartikel, und führte die Neuorganisation überhaupt nach freien und weitblickenden Grundsätzen durch. Scharnhorsts Pläne gingen freilich noch weiter. Eine National- und Landmiliz sollte geschaffen werden, der Armee die im Frieden nicht mehr als 45 000 Mann stark sein durfte, sollte für den Kriegsfall eine tüchtige Reserve zugeführt werden. Alle drei Monate zog man neue Rekruten ein, bildete dieselben so gut wie möglich aus und entließ sie nachher wieder, um sie wieder für den Kriegsfall bereit zu halten. Dieses sogenannte Krümpersystem schuf dem Staate ein stehendes Heer mit kriegstüchtigem Ersatz; alle Bewohner des Staates sagte Scharnhorst, sollten geborene Verteidiger desselben sein. Neben den Soldaten des stehenden Heeres sollten alle streitbaren Männer vom 18. bis zum 30. Jahre sich auf eigene Kosten bewaffnen, kleiden und üben; auch die Schulen sollten militärisch organisiert werden.

Gneisenau.

Der Umschwung zum Besseren vollzog sich freilich nicht bloß in diesen äußeren Vorgängen. Die frühere Leichtfertigkeit und Leichtlebigkeit, die patriotische Gleichgültigkeit und Kälte, die soviel dazu beigetragen hatte, Deutschland dem fremden Herrscher zu Füßen zu legen, wich mehr und mehr einem kräftigen Nationalbewußtsein, einer ernsteren Lebensanschauung, und um dieselbe zu heben und zu wecken, dazu trug namentlich J. G. Fichte mit seinen Reden an die deutsche Nation bei. Ihm zur Seite stand Schleiermacher, und in ihrem Geiste wurde die Universität Berlin gegründet, Ernst Moritz Arndt wirkte mit seiner kerndeutschen Kraft, mit seinen wuchtigen Worten in seinem „Geist der Zeit", Jahn der Turnvater, suchte die körperliche Ausbildung zu fördern und dadurch auch seinerseits zur Hebung nationaler Kraft beizutragen. An verschiedenen Orten bildeten sich Vereine und Bündnisse mit dem Zweck, das vaterländische Bewußtsein, deutsche Kunst und Wissenschaft zu heben und zu fördern. Der bedeutendste unter den-

selben war der im Jahre 1808 in Königsberg gegründete „Tugendbund“, der sich nach und nach über ganz Preußen verbreitete. Und nun endlich begann sich überall das rege Leben zu entfalten; an der Spitze der Romantiker stand Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, Achim von Arnim und Clemens Brentano, L. Tieck, Heinrich von Kleist, de la Motte-Fouqué und noch so mancher andere Dichter und Denker; sie alle bestrebten sich, aus all den verworrenen und unvergorenen Gedanken und Hoffnungen rein und lauter das deutsche Element, den echten nationalen Kern herauszuheben und ihrem Volke durch das Hinweisen auf die Vergangenheit mit ihrem reichen geistigeu Schätzen zu zeigen, was sie wieder gewinnen können, wenn sie sich selbst treu bleiben. Die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm traten mit ihren epochemachenden Entdeckungen und Forschungen hervor, überall sang und klang es von deutschem Wesen und deutscher Kraft; ein Völkerfrühling brach an und verhehlte nicht, daß er in seinem Schoße das Heil der Nationen berge.

Friedrich Wilhelm von Bülow.

Steins Reorganisation ging nur langsam vorwärts, und dem Minister selbst war es nicht lange vergönnt, an der Spitze derselben zu stehen. Schon längst waren feindliche Umtriebe von seiten der Vertreter des alten Systems gegen ihn im Werke; den Franzosen war Stein längst ein Aergernis geworden, und Entstellungen und Erfindungen aller Art, erhöhten das Mißtrauen gegen ihn immer mehr. Stein selbst gewann es einige Monate lang über sich, den Franzosen gegenüber unterwürfig und entgegenkommend zu sein. Die versprochene Räumung des Landes mußte um jeden Preis erwirkt werden; allein Napoleon wollte den Aufenthalt seiner Truppen ins Unabsehbare verlängern. Vergeblich ging Prinz Wilhelm nach Paris und erbot sich samt seiner Gemahlin so lange in französischer Gefangenschaft zu bleiben, bis alle Kriegsschulden bezahlt seien. Napoleon kümmerte sich um das alles nicht, und als er sich endlich herbeiließ, seine Forderungen anzugeben, waren sie so unerschwingliche, daß Preußen von neuem am Rande des Verderbens stand. Ueberall nahm indessen der Haß gegen das französische Regiment zu. Auch die französisch-russische Allianz stand nur mehr auf schwachen Füßen; man murrte, der Zar lasse sich von Napoleon mißbrauchen, zunächst freilich wollte Alexander die Früchte des Tilsiter Friedens ernten, und Napoleon ließ ihn hierin ruhig gewähren. Allein Spanien hatte indessen den Franzosen schmerzliche Niederlagen bereitet. Wohl hatte der Kaiser den König Ferdinand durch List und Gewalt zur Abdankung gezwungen um an seine Stelle seinen Bruder Josef Bonaparte zu setzen, allein die Spanier wollten von französischer Herrschaft nichts wissen, sie zwangen am 22. Juli 1808 bei Baylen in Andalusien zwanzigtausend Franzosen zur Kapitulation, und kaum einige Monate später,

gelang es den Engländern unter Wellesley gleichfalls eine französische Armee unter Junot zur Waffenstreckung zu zwingen. Napoleon mußte voraussichtlich selbst nach Spanien, um die Halbinsel zu unterwerfen, und auf Grund dieser Hoffnung suchten sich Oesterreich und Preußen wieder einander zu nähern.

Stein sah jetzt die Erfüllung seiner teuersten Hoffnungen nahe gerückt, und gab seine diplomatische Zurückhaltung auf. Es stand zu erwarten, daß Napoleon sich entweder sogleich auf Oesterreich stürzen oder die große Armee aus Norddeutschland abrufen würde, um zunächst den spanischen Aufstand zu bändigen. In beiden Fällen schien dem kühnen Patrioten eine plötzliche Erhebung der deutschen Mächte möglich. Seine edle Leidenschaft erhob sich zu verwegenen, unmöglichen Flügen; unter schwarz-weiß-gelbem Bundesbanner, mit den Namen der Befreier der Nation Hermann und Wilhelm von Oranien auf den Fahnen, sollten die Truppen ins Feld ziehen. Und dies in einem Augenblicke, da die alte preußische Armee noch in der französischen Kriegsgefangenschaft weilte. Stein zählte auf die gesunde Kraft der Bauern und des Mittelstandes; von der „Weichlichkeit der oberen Stände und dem Mietlingsgeist der öffentlichen Beamten“ hoffte er wenig. Um den Ehrgeiz der Nation zu entflammen, wollte der ahnenstolze Freiherr sogar den alten Geburtsadel abschaffen und einen neuen Adel bilden aus allen, die sich in diesem heiligen Kriege hervortaten. Was Wunder, daß der tapfere Mann selbst manchem ehrlichen Patrioten in Königsberg wie ein Verzweifelter erschien, der sich mit dem Könige auf eine Pulvertonne setzen wollte. Die enge und harte Despotenseele des Kaiser Franz hatte keinen Sinn für so überschwängliche Entwürfe, doch da Napoleons Sprache gegen das Haus Lothringen von Tag zu Tag drohender und gereizter wurde, so ließ es die Hofburg geschehen, daß die preußische Kriegspartei unter der Hand mit österreichischen Diplomaten in Verbindung trat. In Teplitz fand sich ein Kreis österreichischer und preußischer Patrioten zusammen; Graf Gontzen in Schlesien und die hannoverischen Diplomaten Hardenberg und Ompteda entfalteten eine emsige geheime Tätigkeit. So gering das augenblickliche Ergebnis blieb, mit diesen vertraulichen Verhandlungen des Sommers 1808 begann doch die Wiederversöhnung der beiden Großmächte. Man erkannte mindestens, daß eine Verständigung möglich sei; die Gedanken des Bartensteiner Vertrags gewannen einigen Boden.

York.

Aber alle seine Pläne wurden durch einen unvorsichtigen Schritt vereitelt. Den

Spionen Napoleons fiel ein Brief von ihm in die Hände, in welchem er den Fürsten Wittgenstein aufforderte, die Unruhen in Westfalen zu schüren. Der Kaiser ließ diesen Brief am 8. September 1808 im „Moniteur" veröffentlichen und verlangte die sofortige Entlassung des Verräters. Zugleich zeigte er sich jetzt bereit, auf die orientalischen Pläne Alexanders einzugehen und lud denselben zu einer feierlichen Zusammenkunft ein. Alexander nahm diese Einladung an, Oesterreich wurde durch allerhand diplomatische Verhandlungen so eingeschüchtert, daß es versprach, seine Armee wieder auf den Friedensfuß zu setzen, so daß Preußen nun wieder ganz allein und verlassen dastand. Unter solchen Verhältnissen mußte Prinz Wilhelm die drückenden Bedingungen des Pariser Vertrags unterzeichnen. Man hatte die rückständige Kontribution auf 140 Millionen festgesetzt; der König sollte nun seine Staatseinkünfte wieder erhalten, dafür aber bis zur Abtragung der Kriegsschuld den Franzosen Stettin, Küstrin und Glogau einräumen und sich dazu verpflichten, weder seine Armee über 42 000 Mann hinaus zu verstärken, noch auch eine Landmiliz heranzubilden.

Hardenberg.

Friedrich Wilhelm schwankte lange, ob er diese drückenden Bedingungen annehmen sollte; noch immer hoffte er auf die vermittelnde Hilfe Rußlands. Allein Alexander dachte jetzt nur an die Erwerbung der Moldau und Walachei und hielt darum an seinem französischen Bündnisse fest. Man müsse sich, meinte er, wohl oder übel mit dem französischen Imperator vertragen; er wolle sehen, ob sich etwas zur Milderung der Bedingungen im Pariser Vertrag machen lasse.

Im Oktober 1808 traf Napoleon mit Alexander in Erfurt zusammen. In einem geheimen Vertrag verpflichtete sich Napoleon, dem Kaiser in der Eroberung von Finnland und den Donaufürstentümern nichts in den Weg zu legen, wogegen Josef Bonaparte von russischer Seite als König von Spanien anerkannt werden mußte. England wurde in einem gemeinsamen Briefe aufgefordert, den Abmachungen beizutreten, im andern Falle würde der Krieg fortgesetzt.

Unter solchen Umständen konnte nun auch Stein nicht mehr gehalten werden. Am 24. November nahm er seine Entlassung, die ihm der König unter voller Anerkennung seiner Verdienste gewährte. Am 16. Dezember wurde er von Madrid aus, als ein Feind Frankreichs und des Rheinbundes geächtet und seine Güter eingezogen. Nun gehörte er, wie ihm Gneisenau zurief, „der Geschichte an". Stein selbst ertrug sein Geschick mit ruhiger Gelassenheit, in ihm stand unwandelbar der Glaube fest, daß Gott der Herr die Herrschaft der Gewalt und Lüge nicht immer dulden werde.

In Oesterreich, wohin er sich wandte, wußte man mit dem Verbannten und Geächteten nichts anzufangen. Kaiser Franz glaubte allen Einflüsterungen über die Um-

sturzpläne der Tugendbündler und ließ den „Jakobiner“ strenge bewachen. Nur dann und wann durfte Stein den kaiserlichen Staatsmännern einen Rat erteilen. In Troppau verkehrte er viel mit Pozzo di Borgo: der persönliche Feind des Hauses Bonaparte, den die Rachgier korsischer Vendetta ruhelos von Land zu Land peitschte, und der erste Mann der deutschen Nation fanden sich zusammen in gemeinsamem Hasse. Drei Jahre lang blieb der Geächtete ohne politischen Einfluß. Es war die Zeit, da Gneisenau die entsetzlichen Worte schrieb: „Wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Nation ist so schlecht wie ihr Regiment.“ Auch Stein unterlag während dieser Jahre des Harrens zuweilen der Verbitterung des Emigranten; er verlebte Augenblicke, da er an dem unverbesserlichen Phlegma des nördlichen Deutschen verzweifelte und trostlos schrieb: möge denn Preußen untergehen. So fest wie sein König oder Hardenberg war dieser Reichsritter doch nicht mit dem Staate Friedrichs verwachsen; zur Not konnte er sich sein verjüngtes Deutschland auch ohne Preußen denken. Jetzt sah er in Europa nur noch zwei große Heerlager: dort das Weltreich, hier die Freiheit der Völker; mochten alle Teilfürsten und selbst die Hohenzollern versinken, wer immer den Deutschen die Befreiung brachte, der sollte des Reiches Krone tragen. Erst das Frühjahr 1813 hat den heißblütigen Franken wieder ausgesöhnt mit dem norddeutschen Volke, und ihn für immer der preußischen Sache gewonnen.

Sofort nach seiner Entfernung gerieten seine Reformpläne ins Stocken. Der beginnenden Reaktion wirksam entgegenzutreten, dazu fehlte ihnen der nötige Mut und die gehörige Entschlossenheit. Wilhelm von Humboldt an der Spitze des Unterrichtswesens und Scharnhorst, der das Kriegswesen leitete, wurden allenthalben durch Gleichgiltigkeit und Intriguen in ihrem Werke gehindert. Ebenso war die auswärtige Politik in einer denkbar traurigen Leitung, und diese Umstände führten endlich zur Berufung Hardenbergs, der von da an 12 Jahre lang die preußischen Staatsgeschäfte leitete.

Oesterreich und Napoleon.

Alle gutgesinnten Oesterreicher hatten den Frieden von Preßburg immer als einen Waffenstillstand angesehen. „Kinder, ruht euch aus, bis wir wieder anfangen“, hatte Erzherzog Karl seinen Leuten bei ihrer Entlassung zugerufen, und auch die Worte des Kaisers beim Friedensabschluß hatten einen neuen Feldzug in Aussicht gestellt. Und als bald nach demselben Graf Johann Philipp von Stadion die Leitung der österreichischen Staatsgeschäfte übernahm, gewann der Gedanke an Krieg immer mehr Ausdehnung. Wie in Preußen Stein, so sorgte er in Oesterreich für eine vollständige Reorganisation der Verwaltung und des Heeres und suchte trotz allen Widerstandes, der sich ihm entgegensetzte, Unterricht und Aufklärung zu fördern. Der spanische Volkskrieg belebte auch in Oesterreich den Mut und die patriotische Begeisterung aufs Neue, Napoleons Gewaltstreich in Italien, seine Stellung in Deutschland, gaben in Wien mehr und mehr Veranlassung zur Besorgnis für die eigene Existenz des eigenen Staates und da Napoleon mit dem preußisch-russischen Krieg beschäftigt war, ergriff man die Gelegenheit, das Reich so zu organisieren, daß es einem gewaltigen Sturm widerstehen konnte.

In allen Provinzen nahm man Heeresorganisationen vor, zu der stark vermehrten aktiven Armee kam eine Reserve von 100 000 Mann. Das ganze Reich glich einem großen Heerlager. Napoleon entging natürlich diese kriegerische Bewegung in Oesterreich nicht, und kaum, daß er in Spanien wieder Ruhe geschafft hatte, so eilte er seine Pläne gegen Oesterreich ins Werk zu setzen. Schon im Jahre 1809 hatte er von Spanien aus dem Rheinbund befohlen, sich marschbereit zu halten, und hatte die Korps von Davoust und Oudinot gegen die obere Donau marschieren lassen. Ende Januar war er selbst wieder in Paris. Höhnisch schrieb er seinen Vasallen, die Donau scheine ein Lethestrom geworden zu sein, da man in Oesterreich alle früheren Niederlagen vergessen habe. Er wollte den Krieg bis zum Frühjahr hinauszögern, da er zudem nicht als der Angreifer, sondern als der Angegriffene erscheinen wollte, weil Rußland nur für einen Verteidigungskrieg seine Hilfe zugesagt hatte.

In dem alten Oesterreich gärte eine ungeheure Aufregung; jedermann meinte den Augenblick einer großen Entscheidung gekommen. Freilich war in der liebenswürdigen ritterlichen Natur des Grafen Stadion keine Ader von reformatorischer Größe; an seinem Franzosenhasse hatte der Standesstolz der mediatisierten Reichsgrafen starken Anteil. Immerhin kam unter seiner Leitung ein etwas freierer und milderer Geist in die Verwaltung. Noch mehr hatte das Heer unter der Führung des Erzherzogs Karl gewonnen. Wohl gerüstet wie seit Jahren nicht, konnte Oesterreich die Waffen erheben. Mit hellem Jubel eilten die Landwehrmänner zu den Fahnen. Ueberall, vornehmlich unter den deutschen Stämmen, festes Vertrauen zu dem alten Kaiserhause, freudige Bereitwilligkeit zu jedem Opfer. Das Jahr 1809 wurde das schönste der österreichischen Geschichte; die an Tapferkeit so reichen, an Genie und Begeisterung so armen Annalen des kaiserlichen Heeres sollten doch noch einmal einige glänzende Züge echten Heldentums aufweisen. Wohl war es undenkbar, daß diese durch die Unterdrückung alles Volkstums emporgewachsene habsburgische Hausmacht den Kampf für die Freiheit der Völker ehrlich durchfechten sollte; es lag eine grausame Ironie darin, daß Erzherzog Karl in einem schwungvollen Aufruf an die Deutschen die fragwürdige Behauptung aufstellte: „mit Oesterreich war Deutschland selbständig und glücklich"; und gleichzeitig sein Bruder Johann den Italienern sagte, sie seien heute keine Italiener mehr, nur durch Oesterreich könnten sie ihre Freiheit wieder erlangen. Der heilige Zorn der Patrioten im Reiche hatte kein Auge für solche Widersprüche. Die alte Kaisertreue unseres Volkes erwachte von neuem; man wollte vergessen, daß dieserhalben Kaiser Franz vor drei Jahren erst sein hohes Amt kaltsinnig preisgegeben, daß sein neues Kriegsmanifest mit keiner Silbe von der Herstellung des Reiches sprach. Genug, daß es das Schwert zog gegen ein System, das kein anderes Gesetz als das seine in Europa anerkennt." An seine Fahnen schien jetzt das Schicksal des ganzen Volkes angekettet, ihm Heerfolge zu leisten, hieß jetzt deutsche Ehrenpflicht selbst unter den Norddeutschen, die bisher von Kaiser und Reich kaum gesprochen hatten.

Wohl war der Krieg für Oesterreich unvermeidlich, allein er wurde leichtsinnig und vorzeitig begonnen. Die zuversichtlichen Berichte des Grafen Metternich aus Paris erweckten den Gedanken, daß man mit seinen Streitkräften Napoleon weit überlegen sei, man achtete nicht auf die Warnung des Zaren und teilte in Berlin und London den Entschluß zum Kriege erst so spät mit, daß England wie Preußen am Anfang des Feldzuges garnicht mitwirken konnten. Andererseits fehlte dann wiederum Erzherzog Karl

durch zu bedachtsames Zaudern. Durch ein kühnes Manöver hätte er, da die Hauptmacht der französischen Armee noch gar nicht da war, und ihm demnach nur Rheinbündler gegenüberstanden, den Kriegsschauplatz leicht nach Schwaben verlegen können. Allein indessen er seine gesammelte Armee schulte, verlor er Zeit, und während desselben war Napoleon schon selbst herangekommen, um sein Hauptquartier unter den bayrischen Regimentern zu nehmen. Von neuem flammte bei den Bayern der alte Stammeshaß gegen Oesterreich auf, als ihnen der Imperator versprach, sie zum Sieg gegen ihren Todfeind zu führen. Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums der Habsburger gelte es zu verhindern, verkündigte er ihnen, und nun erst zeigte sich die Bedeutung des Rheinbundes für Napoleon, der ihm allein den Sieg in diesem Feldzug zusicherte.

Eine Reihe von glänzenden Gefechten brachte Napoleon einen Sieg um den andern und zwang den Erzherzog nach einem fünftägigen Feldzug sich nach Böhmen zurückzuziehen. Trotz aller dieser Unglücksfälle aber war die moralische Kraft der Oesterreicher nicht gebrochen. Die Franzosen folgten den Gegnern auf dem Fuße und standen am 10. Mai vor den Mauern Wiens, aus welchem der Hof mit all seinen Schätzen geflohen war. Mit den wenigen Truppen, die Erzherzog Maximilian zur Verfügung hatte, konnte er nicht an einen langen Widerstand denken, und nachdem zuerst die Vorstädte und dann die Altstadt geräumt war, streckte die Garnison am 13. Mai die Waffen. Napoleon zog zum zweiten Male in Wien ein, erklärte, die Stadt in seinen ganz besonderen Schutz nehmen zu wollen, und die Hauptstadt, welche die Fürsten aus dem Hause Lothringen wie Meineidige verlassen hatten, empfahl er ostentativ der Humanität seiner Soldaten. An die Ungarn erging ein Aufruf sich zu einem Nationalreichstag zu vereinigen, einen eigenen König zu wählen, die alte Unabhängigkeit zu erringen, und vereint eine selbständige Nation zu werden.

Allein nicht nur widerstanden die Ungarn diesen verlockenden Aussichten, es gelang auch der österreichischen Armee auf der Nordseite der Donau Stellungen zu nehmen, die den Feind in seinen weiteren Plänen hinderte. In der zweitägigen Schlacht bei Aspern und Eßling am 21. und 22. Mai 1809 rangen Franzosen und Oesterreicher in erbittertem Kampfe mit einander, so daß die Franzosen sich nach der Lobau zurückziehen und die Verfolgung des Feindes für einige Wochen aufgeben mußten.

Von beiden Seiten wurde mit gleicher Wut und Erbitterung gekämpft; Erzherzog Karl hatte selbst die Fahne des Regiments Zach ergriffen und seine Kolonnen gegen den Feind geführt. Mehr als 15 000 Franzosen fielen in dieser Schlacht, die, wenn auch unentschieden, doch viel dazu beitrug, den Glauben an Napoleons Unüberwindlichkeit zu erschüttern und das Selbstvertrauen des gedrückten Volkes von neuem zu heben. Auf der Donauinsel Lobau drängte sich das ganze französische Heer zusammen. Es läßt sich denken, in welchem Zustande, abgeschnitten vom rechten Ufer des Stromes, zurückgeworfen vom linken, ohne Nahrung, ohne Munition, ohne Raum sich auszudehnen. Die ermatteten Truppen durchlebten zwei furchtbare Tage, bis die Verbindung mit dem rechten Ufer wieder gesichert und für die Bedürfnisse der Soldaten völlig gesorgt war. Um den Hunger zu stillen, schlachtete man Pferde, den Durst löschten viele mit dem dicken lehmigen Wasser der angeschwollenen Donau, auf welchem tausende von Leichen vorüberschwammen. „In dieser Lage, schrieb damals ein Augenzeuge, hätte vielleicht die ganze Armee sich ergeben für Brot, Salz und trinkbares Wasser.“ Allein Erzherzog Karl ließ die sich ihm bietende Gelegenheit, die französische Armee nun zu schlagen, vorbeigehen,

während Napoleon alles aufbot seinen Truppen Zuzug zu verschaffen. Einen solchen erhielt er namentlich durch das italienische Heer unter dem Vizekönig von Italien. In der Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli stießen die Feinde zusammen; lange behaupteten die Oesterreicher ihre Stellung, und erst als Napoleon am Mittag des 6. Juli einen Gewaltstoß auf das zu weit gezogene Mitteltreffen der Oesterreicher richtete, kamen diese zum Weichen, sodaß sich die Schlacht zu Gunsten Napoleons entschied. Während dann in Znaim ein Waffenstillstand zustande kam, fanden die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Frankreich ihren Abschluß erst in dem Wiener Frieden vom 14. Oktober 1809, in welchem Oesterreich auf Salzburg, Berchtesgaden und das Innviertel, auf Westgalizien, und einen Teil von Ostgalizien mit Krakau, auf den Villacher Kreis in Kärnten, sowie auf Krain, das Triester Gebiet, Friaul und Kroatien verzichtete gegen eine Entschädigung von 85 Millionen Francs.

Namentlich die Vorgänge in Tirol waren es, welche die Augen von ganz Deutschland auf sich zogen. Das Tiroler Gebirgsland war im Frieden von Preßburg an Bayern gefallen. Wohl hatte man dem Lande die Fortdauer der alten Verfassung zugesichert, allein sofort nach Besitznahme Neuerungen eingeführt, die den Unwillen der treu an Oesterreich hängenden Tiroler aufs höchste erregen mußten. So konnte es den Oesterreichern nicht schwer fallen, beim Wiederausbruch des Krieges die Tiroler zum Kampf gegen die Bayern und Franzosen anzuspornen, man suchte eine geheime Verbindung mit Erzherzog Johann, dem Freunde des Gebirgslandes, zu unterhalten, und die Tiroler griffen dann zu ihren Büchsen, um Gut und Blut für die alte Verfassung, für das Erbe ihrer Väter zu wagen. Der österreichische Feldherr Chasteler zog ihnen durch das Pustertal mit einer Schar zu Hilfe, und an der Spitze der Tiroler Insurgenten stand Andreas Hofer, Sandwirt im Passeyertal, angesehen nicht allein wegen seiner Stärke und seines Mutes, sondern namentlich auch wegen seines religiösen Eifers. Neben Hofer war es namentlich Speckbacher, schlau und kühn, Martin Teimers und Josef Straub, welche die Seele des Aufstandes bildeten. Mit Jubelruf und Glockengeläute wurden die österreichischen Truppen überall empfangen. „Hier war alles vereinigt, was das romantische Geschlecht erheben und begeistern konnte, die wilde Schönheit des Hochgebirges, die rauhe Heldenkraft treuherziger Naturmenschen, der ehrliche Kampf für Sitte, Recht und Glauben der Väter, das malerische Gewimmel einer freien Volkserhebung, Kapuziner und Bauern, Gebirgsschützen und Sennerinnen bunt durcheinander". „Vor und nach seiner, war und kommt auch keiner in der Ehrlichkeit", so lautet die Inschrift unter dem Bilde Andreas Hofers in seinem Hauptquartier im Adler zu Innsbruck. Die kindliche Einfalt und Treue seines Stamms verkörperte sich in dem wackern Sandwirt, und mit naiver Freude — so gänzlich hatte der politische Zorn den alten Bildungsdünkel verdrängt — begrüßten ihn die norddeutschen Patrioten als einen Helden der Nation. Einseitigkeit ist das gute Recht jeder großen Leidenschaft, die Erbitterten wollten und konnten nicht sehen, daß die Mönche und die Bauern des Hochgebirges sich vom deutschen Vaterlande gar nichts träumen ließen, daß ihr Aufstand ebenso sehr den wohltätigen Reformen als der bureaukratischen Härte der bayerischen Regierung galt, daß die Macht der gedankenlosen Gewohnheit, der finstere Haß gegen die Ketzerei und die alte partikularistische Abneigung wider den bayerischen Nachbarstamm an dem Heldenmute dieses Bauernkriegs reichen Anteil hatte."

Die Unternehmungen, die man mit großer Vorsicht und Verschwiegenheit an mehreren

Orten zugleich begann, hatten alle einen möglichst günstigen Erfolg. Die bayerischen und französischen Truppen mußten nach einem unglücklichen Gefechte bei Sterzing sich nach Innsbruck zurückziehen, Innsbruck selbst wurde eingenommen und der französische General Bisson sah sich unter solchen Umständen gezwungen, mit 4000 Mann vor den aufrührerischen Bauern zu kapitulieren. Allein die Siegesfreude hatte keine lange Dauer. Der obenerwähnte General Chasteler, überließ, seitdem er von Napoleon geächtet war, vollständig mutlos Innsbruck mit dem nördlichen Tirol den bayrischen und französischen Feldherren, die nun am 19. Mai dort einzogen und fürchterlich hausten. Von neuem riefen diese Greueltaten die Tiroler zu den Waffen. Andreas Hofer besetzte mit 6000 Mann den Thalberg und hinderte dadurch die Feinde am Vorrücken. Unter Anführung des Kapuziners Haspinger leisteten die Bauern so energischen Widerstand, daß die Bayern mit großen Verlusten den Rückzug antreten mußten, und nun Innsbruck zum zweiten Male räumten. Ebenso wurden in Vorarlberg die französisch-württembergischen Truppen von den Bauern zurückgedrängt und Bregenz besetzt. Allein die Siegeszuversicht, die durch alle diese Erfolge wachgerufen wurde, sollte bald sehr gedämpft werden. Die Nachricht von dem Waffenstillstand bei Znaim erregte unter den Insurgenten Verzagtheit und Uneinigkeit. Die Oesterreicher zogen aus dem Lande ab und überließen es nun wiederum den Franzosen und Bayern, so daß sich die Tiroler zum dritten Male gezwungen sahen, zu den Waffen zu greifen. Unter der Führung von Hofer, Mayr, Speckbacher und Haspinger besetzten sie die Höhen um Brixen, und als die Feinde von Innsbruck durch die Talschlucht heranrückten, wurden sie mit Felsstücken, Baumstämmen sowie den sicheren Kugeln der Tiroler Schützen empfangen. Die Ueberlebenden mußten die Waffen strecken. Am Napoleonstag, am 15. August zog Andreas Hofer zum dritten Male in Insbruck ein, um von dort aus als kaiserlicher „Oberkommandant von Tirol" das Land nach altem Brauch und Herkommen zu regieren. Allein als nun nach Abschluß des Wiener Friedens die Feinde von neuem ins Land eindrangen, als Innsbruck wiederum den Bayern in die Hände fiel, mußten Speckbacher und andere Führer fliehen, Andreas Hofer aber, von einem Bauern verraten, wurde in einer Sennhütte des Passeyertales gefangen genommen und in Mantua zum Tode verurteilt. Am 20. Februar starb er mit dem Mute eines Helden.

Preußen und Deutschland bis zum Beginn der Befreiungskriege.
Der Feldzug gegen Rußland.

Wir haben oben schon von den kriegerischen Vorgängen des Jahres 1809 in Norddeutschland gesprochen. So wenig glücklich dieselben auch waren, so zeigte sich an ihnen doch die wilde Gärung, die mehr und mehr Platz griff, und namentlich durch den früher schon erwähnten Tugendbund genährt wurde. „Die heimliche Kunde von dem Tugendbunde drang bis über die Elbe zu den Völkern, die in westfälischer oder französischer Gefangenschaft saßen; Vertraute bargen das heilige Feuer vor den Augen der Unterdrücker, und warfen in die Nacht der namenlosen Leiden den Hoffnungsstrahl der Erlösung; die Niedersachsen, Westfalen und Hessen klirrten mit ihren Ketten und der Argwohn der

Fremden glaubte sich von unsichtbaren Gefahren umgeben, sie fühlten das Wehen des Geistes, der ihre finsteren Werke zerreißen sollte." Eine über ganz Westfalen beim Beamten- und Offiziersstand verbreitete Verschwörung sollte die österreichischen Unternehmungen fördern. Allein die Unternehmungen Katts, welcher Magdeburg erobern, und Dörnbergs, welcher den König von Westfalen gefangen nehmen sollte, schlugen fehl, und ein neuer Versuch der Empörung, der zwei Monate später von Marburg aus unternommen wurde, hatte nur den Tod des Urhebers, Professors Sternberg, zur Folge.

Die patriotische Begeisterung freilich vermochte all das nicht zu dämpfen. „Unter den Patrioten im preußischen Heer und Beamtentum, sagt Treitschke, war nur eine Stimme, alle dachten wie der alte Blücher; warum die Preußen es nicht den Tirolern und Spaniern gleichtun sollten. — „Trage Fesseln wer will, ich nicht." Manche der entlassenen Offiziere kämpften bereits in den Reihen der österreichischen Armee. Die Stimmung der preußischen Truppen war so offenkundig, daß Napoleon gar nicht wagte, den König an die Stellung des versprochenen Hilfskorps zu erinnern; ihm graute vor solchen Bundesgenossen. So stürmisch flammte die Ungeduld, daß jetzt zum ersten Male in der ehrenreichen Geschichte des preußischen Heeres ein Treubruch möglich wurde — ein Treubruch freilich, der nur den edlen Zweck verfolgte, dem geliebten König sein bestes Dorf zurückzugeben. Major Schill, der Held von Kolberg, wie ihn der große Haufe nannte, war von dem König für seine wackere Haltung während des letzten Krieges dadurch belohnt worden, daß er zuerst nach dem Abzug der Franzosen in die befreite Hauptstadt einrücken durfte. Seine Soldaten hingen an ihm mit unbegrenztem Vertrauen, die Berliner Bürger trugen ihn auf den Händen, und da die Masse an Ideen erst glaubt, wenn sie in einem Manne Fleisch und Blut gewinnen, so galt der tapfere Husar bald als der leibhaftige Vertreter des alten kriegerischen Preußentums. Unzählige erhofften von ihm die Wiederkehr der alten Größe, man rauchte Schill-Kanaster, in jedem Bauernhause der Marken prangte sein Bild mit dem martialischen Schnurrbart und Fouqués Versen darunter.

Die Volksgunst stieg dem ehrlichen Haudegen zu Kopfe; er wähnte sich jetzt auserkoren zu wunderbaren Dingen, und kaum war der Krieg im Süden ausgebrochen, so führte er seine kleine Truppe, wenige hundert Mann, von dem Berliner Exerzierplatz hinweg, zum Angriff gegen das Königreich Westfalen. Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende, rief er den unglücklichen Verführten zu. Die treuen Männer folgten ihm nur, weil er im Auftrag der Krone zu handeln vorgab, und sich vermaß die alte Größe Preußens wieder herzustellen. Bald nach dem Ausmarsch ereilte ihn die Nachricht von den Niederlagen der Oesterreicher an der oberen Donau, das unsinnige Unternehmen scheiterte schon im Beginn, von einem großen Volksaufstand war jetzt keine Rede mehr. Der König ließ nicht nur, wie seine Pflicht gebot, den Ernst des Gesetzes gegen die Deserteure in Kraft treten, er sprach auch in scharfen Worten seine Entrüstung aus über Schills „unglaubliche Tat" und mit vollem Recht, denn was stand noch fest in dem unglücklichen Staate, wenn der Gehorsam des Heeres ins Wanken kam. Nach einem Gefecht bei Damgarten warf sich Schill nach Stralsund, um sich dort so lange zu behaupten, bis er seine Einschiffung nach England bewerkstelligt hätte. Allein am 31. Mai fiel die Stadt in die Hände der Franzosen, und sämtliche preußischen Offiziere wurden durch einen kriegsgerichtlichen Spruch zum Tode verurteilt und erschossen.

Weit mehr Erfolg hatte Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der im

Bunde mit Oesterreich in Oels eine kleine Freischar, die „schwarze Legion der Rache“ sammelte, in Sachsen einfiel, das kleine sächsische Heer zurückdrängte, und Dresden, Meißen und Leipzig besetzte. Er sah sich freilich bald zum Rückzug genötigt, und verband sich nun mit dem österreichischen Streifkorps in Franken, um die Feinde so lange zu bekämpfen, bis der Waffenstillstand von Znaim seinen Streifzügen ein Ende machte. Nach diesem beschloß er mit seiner etwa 2000 Mann starken Schar, sich einen Weg an die Nordsee zu bahnen, und in England Hilfe zu suchen, es gelang ihm dies auch am 7. August 1809 und selbst Napoleon soll ihn für diese Tat das Lob eines „tapferen Kriegsmannes“ nicht versagt haben.

Nicht allein im Norden aber, sondern auch in Süddeutschland machte sich mehr und mehr eine Erregung gegen Napoleon geltend. In Nürnberg, in Bamberg, und namentlich auch in dem preußischen Frankenlande scheute man sich nicht, offen gegen die franzosenfreundliche Haltung Bayerns aufzutreten, so daß Napoleon nun selbst allmählich zu der Ueberzeugung kommen mußte, daß sich Dinge gegen ihn vorbereiteten, die ihm nicht zum Heile sein konnten.

Inmitten der allgemeinen Begeisterung blieb König Friedrich Wilhelm nüchtern und besonnen. Er wollte nicht, wie in den Tagen von Austerlitz, wiederum durch Oesterreichs Wankelmut der Gnade des Siegers anheimgegeben sein, Kaiser Franz mußte auch nach Mißerfolgen den Krieg fortsetzen, bis Preußen imstande war, tatkräftig einzuschreiten. Von England verlangte er Geld und Waffen, sowie die Landung eines englischen Korps in Deutschland. Die allergrößte Gefahr aber drohte ihm von Rußland, und wenn er nicht von dort aus gesichert war, schien ihm jede Unternehmung erfolglos. So schrieb er denn noch vor Ausbruch des Krieges an den Zaren, und bat denselben um seine Zusicherung darüber, daß er ihn unterstützen oder doch nicht angreifen werde, wenn er sich mit Oesterreich verbinde. Allein die Antwort des Zaren lautete immer ausweichend oder abschlägig. Rußland wollte offenbar den Krieg so lange zurückhalten, bis es sich in dem Besitze der Donaulande sah. Allein auch von England aus geschah nichts, was einer Unterstützung Preußens ähnlich sah, und in Wien trat man mit einem Hochmut gegen Preußen auf, daß Friedrich Wilhelm sich auch von dieser Seite gänzlich verlassen sah. Und gerade jetzt fügte Oesterreich sich selbst eine Schmach zu, wie dieselbe kaum herber gedacht werden konnte. Im Frühjahr 1810 verlobte der Kaiser seine Tochter, die Erzherzogin Marie Louise, mit Napoleon.

Ein bitterer Zorn erfaßte die preußischen Patrioten, daß man die große Stunde versäumt habe. Napoleon selbst wußte wohl, daß es ihm ein leichtes gewesen wäre, Oesterreich aufs neue zu einem Sonderfrieden zu zwingen, und dann den Todesstoß gegen Preußen auszuführen. Zunächst nun zog er Preußen zur strengen Rechenschaft über seine kriegerischen Rüstungen im vergangenen Jahre, und um seinen Zorn zu versöhnen, entschloß sich Friedrich Wilhelm Weihnachten 1809 sein Hoflager wieder nach Berlin zu verlegen.

Immer stürmischer aber wurden Napoleons Mahnungen. Jetzt gerade schien ihm die Gelegenheit günstig, dem verhaßten Staate abermals eine Provinz zu entreißen, er wollte auf seine Geldforderungen verzichten gegen Abtretung Schlesiens, die Minister und namentlich Altenstein glaubten eine solche Forderung erfüllen zu müssen, und erst nach langen Verhandlungen gestattete Napoleon, daß Hardenberg wieder die Leitung der Geschäfte übernahm. Wenige Wochen nach dem Wiedereintritt desselben hatte den König ein

schwerer Schlag getroffen. Am 19. Juli 1810 war die Königin Luise gestorben. Ihre letzten Sorgen noch hatten dem Vaterland gegolten, Hardenbergs Rückkehr war zum Teil ihr Werk. Dem Witwer blieb eine namenlose Wehmut im Herzen zurück; niemals konnte er der Entschlafenen vergessen, niemals hat er das volle freudige Gefühl der Lebenslust wieder gefunden. Das treue Volk trauerte mit ihm. So viel Raub, Hohn und Schmach hatte man ertragen, und nun war sie auch noch hingegangen, zu Tode gequält von dem rohen Sieger, die holdeste und edelste der deutschen Frauen. Die alte fromme Ehrfurcht der Germanen vor der Würde des Weibes ward wieder rege, mit schwärmerischer Andacht schaute dies romantische Geschlecht zu dem Bilde der Verklärten empor, und zu allen zornigen Gedanken, die der preußischen Jugend das Herz bewegten, gesellte sich jetzt noch der Entschluß, den Schatten dieser hohen Frau zu rächen. Auf aller Lippen war das stolze Wort, das sie einst in den Tagen der höchsten Not gesprochen: „Wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen."

Hardenberg verstand es, sich leicht und schnell einzuarbeiten. Aber ihm fehlte das liebevolle Eingehen in Einzelheiten, die allein den richtigen Verwaltungsbeamten machen, ein vornehmer Dilettantismus sagte ihm weit mehr zu. Seine Stärke lag in der diplomatischen Tätigkeit und hier verstand er mit sicherem Blick den rechten Augenblick abzuwarten, in den peinlichsten Lagen immer einen neuen Ausweg zu finden und immer sein Ziel im Auge zu behalten. Dieses Ziel war ihm nun freilich nicht bestimmt durch irgend eine phantastische Deutschtümelei; im Gegensatz zu Stein rechnete er immer nur mit dem gegebenen preußischen Staate, und nur ein Bund mit Oesterreich war das Mittel, um der napoleonischen Herrschaft ein Ende zu machen. Nach seiner Zurückberufung war ihm namentlich daran gelegen, sich eine unbedingte Machtvollkommenheit auszuwirken. Nicht allein daß er Staatskanzler wurde, er erhielt auch die oberste Leitung des gesamten Staatswesens, übernahm unmittelbar die Ministerien des Innern und der Finanzen, und nur die Justiz und das Militärwesen blieben unabhängig von ihm. Seine erste Sorge ging natürlich auf Abtragung der Kontribution und die Wiederherstellung des Finanzwesens, und hier namentlich zeigte es sich, wie sehr ihm die Sicherheit Steins abging. Eine Luxussteuer und eine Konsumationssteuer wurden angeordnet, daneben suchte er durch Säkularisation aller geistlichen Güter der Finanznot abzuhelfen. Diesen Maßregeln folgte sodann eine allgemeine Gewerbesteuer und eine sehr humane Gesindeordnung. Daß er dabei beinahe überall auf Widerstand stieß, läßt sich begreifen, namentlich erschien dem Adel eine gleichmäßige Besteuerung aller Stände ein Ding der Unmöglichkeit. Um das Volk deswegen von der Notwendigkeit des Geschehenen zu überzeugen, eröffnete er am 23. Februar 1811 eine Landes-Deputierten-Versammlung in Berlin, deren Mitglieder direkt von der Krone ernannt wurden. Daß in derselben acht bäuerliche Deputierte sein sollten, das galt als eine unerhörte Neuerung und rief einen Sturm der Entrüstung hervor. Allein es zeigte sich bald, daß die Versammlung von keinerlei praktischen Vorteil für die Reform des Staats war, und Hardenberg sah ein, daß alle diese Bewegungen direkt von der Krone ausgehen müßten um Bedeutung zu erlangen. So tat er denn bei den beiden nächsten Gesetzen, demjenigen über die allgemeine Gewerbefreiheit und demjenigen über die Regelung der bäuerlichen Verhältnisse. Hieran schloß sich dann am 11. März 1812 die Emanzipation der Juden an, die bleibende Familiennamen annehmen und sich der allgemeinen Wehrpflicht unterwerfen mußten.

So glücklich Hardenberg in diesen seinen sozialen Reformen war, so wenig Glück hatte er in seinen Finanzoperationen. Im April 1811 war noch die Hälfte der Kontribution ungetilgt und er mußte eine neue harte Einkommens- und Vermögenssteuer ausschreiben, die freilich ohne jeden nennenswerten Erfolg blieb.

Noch einmal versuchte es der Staatskanzler, unter dem Titel einer interimistischen Nationalrepräsentation eine Vertretung des gesamten Volkes einzuberufen, allein auch diese hatte keine lange Dauer und löste sich schon im Jahre 1815 wieder auf.

Vor allen Dingen aber lag dem Staatskanzler daran, den Zorn und den Argwohn Napoleons in keiner Weise zu reizen. Noch ein paar Jahre sollte das Land Zeit haben, um alle seine Kräfte zu sammeln, und deswegen wurde sogar Scharnhorst scheinbar der militärischen Leitung enthoben. Nach allen Seiten hin machte Hardenberg Ruhe und Frieden; allein schon jetzt ließ sich deutlich erkennen, daß ein Entscheidungskampf nicht ausbleiben könne.

Daran war namentlich die grenzenlose Herrschsucht Napoleons schuld, kaum hatte er mit Rußlands Hilfe Oesterreich unterworfen, so wollte er nun mit Hilfe Oesterreichs den Zaren bezwingen. Der Zar selbst verhehlte sich die Gefahr, in welcher er nun stand, keinen Augenblick. Er kannte den geheimen Verkehr zwischen dem polnischen Adel und Paris, und wenn Polen durch Frankreichs Gnade zu einem selbständigen Königtum hergestellt wurde, so entstand dadurch eine Macht, die im Bunde mit Napoleon nicht zu unterschätzen war. Einem Vorschlag Alexanders an Napoleon, jeder Teil solle sich verpflichten, Polen niemals wieder aufzurichten, wich Napoleon immer wieder aus; und von jetzt ab schien dieser sich zu bemühen, Rußland zu zeigen, daß er offenbar feindselige Gesinnungen hege. Ein naher Verwandter Alexanders, der Herzog von Oldenburg, wurde seiner Herrschaft beraubt, dann sollte der Zar nach dem Wunsch Napoleons alle neutralen Schiffe mit Beschlag belegen lassen, um dadurch den Russen jeden Gebrauch von Kolonialwaren unmöglich zu machen.

Während all dieser Vorgänge betrieb Napoleon seine militärischen Rüstungen mit allem Eifer. Schon seit dem Frühjahr 1810 hatte er in Warschau ungeheure Waffenvorräte anhäufen lassen, und die Festungen in Kriegsbereitschaft gesetzt. Dann erhielten im April 1811 die Fürsten des Rheinbundes den Befehl, sich marschbereit zu halten. Magdeburg besetzten die Franzosen, in Danzig und den Oderfestungen wurde die Besatzung verdoppelt, und an der Elbe sammelte Napoleon ein Heer von 200 000 Mann.

Wenn Alexander diesen Rüstungen nun auch seinerseits vorbereitet entgegentreten wollte, so mußte er seine gesamte Macht bereit halten, und sich namentlich auch mit den deutschen Großmächten verständigen. Eine Zeit lang schien wohl eine Annäherung an Oesterreich möglich, allein diese Hoffnung erwies sich bald als trügerisch, und auch der kühne Plan Alexanders, nun seinerseits ein polnisches Königtum unter russischer Oberhoheit zu gründen, erwies sich als unhaltbar. So mußte er sich denn entschließen, den Krieg im eigenen Lande abzuwarten, er wußte, daß seine Russen den geheiligten Boden des Vaterlandes weit kühner und energischer verteidigen würden, als im fremden Lande die Interessen fremder Herrscher. Damit trat nun freilich an Preußen die Frage der Stellung zu einem künftigen Kriege heran. Neutralität war unmöglich, denn Napoleon mußte seinen Weg nach Rußland durch Preußen nehmen, unterlag Rußland, so war damit zugleich die Vernichtung Preußens ausgesprochen. Allein Alexander wich auch seinerseits einem Bündnis mit Preußen aus und wiederum sah sich nun Friedrich Wilhelm allein

und verlassen. Hardenberg hatte versucht, in Paris unter ehrenvollen Bedingungen ein Bündnis zu erlangen, aber nicht als gleichberechtigter Bundesgenosse, sondern gezwungen sollte Preußen Napoleon Heeresfolge leisten.

Unter solchem Drucke entstanden im Sommer 1811 die Pläne zu einer Massenerhebung des preußischen Volkes. Allein so großartig und ideal angelegt dieser Plan war, eine Rettung Preußens konnte auch er nicht bringen. Friedrich Wilhelm wollte seinen Staat nicht einer plötzlichen patriotischen Aufwallung opfern, er schätzte die Stärke Napoleons zu richtig, um ihr gegenüber sich von einer solchen Volkserhebung irgend einen Erfolg zu versprechen. Er selbst war schon auf das Aergste gefaßt, und sandte insgeheim noch einmal Scharnhorst nach Petersburg, um den Zaren zu einem

Napoleon in Moskau. Von J. Weiser.

Bündnis zu bewegen. Aber ebensowenig dort, wie in Wien konnte man sich zu bindenden Zusagen verstehen, und es konnte niemanden wundern, daß unter solchen Verhältnissen die französische Partei am preußischen Hofe wieder die Oberhand gewann. Noch einmal versuchte Friedrich Wilhelm einen Ausweg. Allein als auch dieser fehlschlug, da war die Allianz mit Napoleon unvermeidlich. Die Rüstungen hatte er schon im Herbst des Jahres 1811 eingestellt, und mußte nun in den Bundesvertrag vom 24. Februar 1812 willigen, demzufolge Preußen 20 000 Mann an Napoleon zu stellen hatte, während sich der König ausdrücklich verpflichtete, seine Truppen nicht zu vermehren. Gleich darauf schloß sich auch Oesterreich freiwillig und unter milden Bedingungen an Frankreich an.

Der Eindruck, den alle diese Vorgänge auf die Bevölkerung in Preußen machten, war ein niederschmetternder. Die Urheber der Rüstungen von 1811 konnten natürlich nicht mehr im Dienste bleiben; schon im Herbst war auf Napoleons Verlangen Blücher

seines Dienstes enthoben worden, ihm folgte nun auch Scharnhorst, der aber nach wie vor der Vertraute des Königs blieb. Gneisenau hatte scheinbar den Abschied erhalten, war aber mit geheimen Aufträgen nach Oesterreich, Rußland, Schweden und England abgereist. Boyen und Clausewitz wandten sich nach Rußland.

Ehe sich nun Napoleon nach Rußland aufmachte, hielt er noch einmal einen glänzenden Hoftag in Dresden. Sein Bemühen, die deutschen Fürsten, namentlich den König von Preußen auf alle mögliche Weise zu verletzen und zu demütigen, gelang ihm vollständig. An einen Sieg Alexanders konnte niemand glauben. Offenbar hatte er seine Kräfte überschätzt.

„Das Volk dachte anders. Während des heißen letzten Sommers, der den edlen Eifer zeitigte, hatte ein prächtiger Komet mit einer roten Flammenrute allnächtlich den Himmel erleuchtet. Die Massen wußten seitdem, daß Großes, Unerhörtes bevorstehe. Als nun das wilde fremde Kriegsvolk aus allerlei Landen durch die preußischen Dörfer strömte, — die kleinen genügsamen braunen Spanier und die Hünengestalten der unersättlichen bayrischen Trinker, die langsamen Holländer und die behenden Fanfarons aus der Gascogne, da schien dem kleinen Mann alles wie ein wüster Spuk; er meinte, dies tolle Wesen nehme ein schlimmes Ende, und er bestärkte sich in solchem Glauben, wenn er, Wut im Herzen, die zügellosen Horden hausen sah, wie sie in rasendem Uebermute das frische Weißbrot haufenweise in den Kot traten, die vollen Flaschen an der Wand zerschmetterten. Die Politik der ideenlosen Eroberungssucht entsittlicht auf die Dauer ihre eigenen Heere; die alte Manneszucht der napoleonischen Truppen war verschwunden, ein frecher, meisterloser Landsknechtssinn nahm überhand. Auch die alte fröhliche Siegeszuversicht war dahin. Der Soldat selbst begann des ewigen Schlachtens endlich satt zu werden, er fürchtete die Schneewüsten des Ostens; in den italienischen und deutschen Regimentern zeigte sich oft ein dumpfer Groll. Die Reiter klagten ‚in den früheren Kriegen hätten ihre Rosse im Ausmarsch lustig gewiehert, heuer nicht.“

Nach einem zwölftägigen Aufenthalt war Napoleon zu seinem mehr als eine halbe Million starken Heere geeilt. Sein Erscheinen in Wilna veranlaßte die Polen am 28. Juni 1812 die Wiederherstellung des Königreichs Polen zu verkündigen. Scharnhorst hatte dem Zaren geraten, den Feind tief in das Innere seines Reiches zu locken, und wenngleich Alexander aus Stolz diesen Rat hätte nicht befolgen wollen, so mußte er nun, von dem Feinde immer weiter zurückgedrängt, am Ende doch diesen Weg einschlagen.

Die russischen Bauern flüchteten mit Hab und Gut in die Wälder, wo die Franzosen hinkamen, trafen sie öde Dörfer und leere Hütten und wo die Russen einen Feind trafen, schlugen sie ihn nieder wie einen tollen Hund. Der Grimm der Russen wuchs, als nun die Franzosen auch noch Smolensk besetzten. Immer weiter drangen die Franzosen in dem menschenleeren Lande vor, bei Borodino kam es am 7. September zur blutigsten Schlacht, die Napoleon jemals geliefert hatte; die Franzosen blieben Sieger, allein die Russen konnten einen geordneten Rückzug nach Moskau antreten. Aber als nun die Franzosen in die anscheinend menschenleere Stadt einzogen, da schlugen mit einemmale aus Häusern und Straßen die Feuerflammen empor. Der Brand von Moskau war ein Flammenzeichen für die Verzweiflung des russischen Volkes, das sein Teuerstes drangiebt, um das Vaterland zu retten. Die grauenvolle Plünderung der Franzosen zeigte, bis zu welchem Grad der Verwilderung die große Armee gekommen war. Napoleon

konnte sich, als er nun die Notwendigkeit des Rückzugs einsah, nicht entschließen, die offene nördliche Straße einzuschlagen. Er dachte noch immer daran, den Feind zu besiegen und sich auf der südlichen Straße den Rückzug zu erzwingen. Allein mit der Schlacht bei Malo-Jaroslawetz, in welcher Napoleon wieder auf die mittlere Straße gedrängt wurde, war der Untergang der großen Armee entschieden. „Der Heuschreckenschwarm mußte denselben Weg zurück, den er schon bis auf den letzten Halm abgegrast. Die Witterung blieb noch eine Zeit lang leidlich, und erst als der Frost, ungewöhnlich spät, eintrat, ward die Kälte kaum ärger als vor sechs Jahren in dem polnisch-ostpreußischen Feldzuge. Aber vor dem unglücklichen Heere lag die unermeßliche Schneewüste. Kein Dorf, keine Feuerstatt, soweit das Auge reichte; alle Vorräte verloren, alles Ansehen der Oberen vernichtet, dazu ringsum die schwärmenden Kosaken und in den Wäldern die erbitterten Bauern. Alles Elend, das nur irgend die Sterblichen heimsuchen kann, brach über die Unseligen herein; es war, als ob die Reiter der Apokalypse über die Schneefelder daherrasten.“ Nach dem greuelvollen Uebergang über die Beresina löste sich jede Ordnung; in regellosen Haufen schleppten sich die andern Trümmer des stolzen Heeres, insgesamt kaum 30 000 Mann, dahin — wankende, hohlwangige Jammergestalten, viele blind und taub vor Kälte, mit wölfischem Hunger an jedem Aase nagend, waffenlos in abenteuerlicher Vermummung, — eine gräßliche Maskerade, wie das Volk in Deutschland spottete, „Trommler ohne Trommelstock, Küraſſier im Weiberrock, so hat sie Gott geschlagen, mit Roß und Mann und Wagen.“ Freilich, auch die Sieger waren erschöpft und unfähig, den Kampf weiterzuführen.

Die ersten Nachrichten von der Aufreibung der französischen Armee in Rußland waren nach Dänemark und von da durch Dahlmann nach Deutschland gelangt. Am 12. Dezember war Napoleon in Glogau erschienen, am 17. Dezember erschien im Moniteur das Bulletin, die große Armee sei vernichtet, die Gesundheit seiner Majestät niemals besser gewesen. Tags darauf erschien Napoleon in den Tuilerien, und bald nach ihm überschritten die ersten Truppen des französischen Heeres die preußische Grenze, ein lebendiges Wahrzeichen von Gottes Gericht über Napoleon.

Daß die Stunde der Befreiung für Deutschland geschlagen, das erkannte niemand deutlicher als Stein. Er stand damals in Petersburg an der Spitze des deutschen Komitees, betrieb die Ausrüstung einer deutschen Legion, und scheute sich nicht, Aufrufe an die Truppen der Rheinbundarmee zur Fahnenflucht ergehen zu lassen.

Jetzt schrieb Arndt seinen Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann; das Mißtrauen gegen Stein, das man demselben anfänglich am russischen Hofe entgegenbrachte, wich mehr und mehr der Begeisterung für den Patrioten, und ehe noch der Untergang der französischen Armee sich entschieden, hatte er schon Pläne für die künftige Verfassung Deutschlands entworfen. Vor allem suchte er für seinen Gedanken einer allgemeinen Schilderhebung den Zaren zu gewinnen, und Alexander war von den Vorgängen der letzten Zeit so tief erschüttert, daß sein phantastischer Sinn sich in allen nur denkbaren Träumen und Plänen erging. Die Nachricht von dem Brande Moskaus hatte sein Haar in einer Nacht gebleicht; seine polnischen Pläne tauchten wieder in ihm auf, schon im November war er entschlossen, seine Waffen nach Deutschland zu tragen. Preußen war allerdings in einer schlimmen Lage. Einen offenen Abfall von Napoleon konnte es nicht wagen, weil die in den Marken stehenden französischen Truppen jeden Aufstand sofort unterdrückt hätten, Hardenberg wollte deshalb die Entscheidung hinaus-

zögern; im stillen sollte man die Rüstungen betreiben, aber offen erst dann hervortreten, wenn Napoleon die bewaffnete Vermittelung Oesterreichs und Preußens abgelehnt habe. Indessen sollte sich der König nach Schlesien begeben und von dort aus sein Volk zu den Waffen rufen. Friedrich Wilhelm billigte alles, und warnte nur vor überspannten Erwartungen.

Ende des Jahres berief man in Berlin schon die Beurlaubten ein, bildete Reservebataillone und entwarf die Instruktion für Knesebeck, der in Wien unterhandeln sollte.

Die Masse des Volkes ahnte von allen diesen Vorgängen nichts. Die Ungeduld bei demselben wuchs immer mehr und es war ein Glück, daß gerade jetzt ein Mann auftrat, der es wagte, der allgemeinen Volksstimmung Ausdruck zu geben. Wer hätte es auch nur für denkbar gehalten, daß General York, der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps jemals an seinem Fahneneid deuteln könnte.

Vor langen Jahren war der Jüngling einst wegen Ungehorsams aus der friedericianischen Armee entlassen worden; als er dann nach langen abenteuerlichen Fahrten gereift und gesetzt wieder eintrat, erschien er den Soldaten wie der gestrenge Geist der altpreußischen Manneszucht. Der Mannschaft klopfte das Herz, wenn die hagere straffe Gestalt des alten Isegrimm mit der drohenden Falte über der Adlernase auf dem Braunen daherritt. Kein Fehler entging den harten, stechenden grauen Augen; jedes Schimpfwort ließ sich leichter ertragen, als der gemessene und doch so furchtbare, so tief demütigende Tadel von diesen stolzen, herrischen Lippen. Die Offiziere sagten wohl, er sei scharf, wie gehacktes Eisen, sie errieten aus dem rastlos wechselnden Mienenspiel der finsteren Züge, wie viel Ehrgeiz, wie viel heiße Leidenschaft durch eiserne Willenskraft mühsam gebändigt, in dem wortkargen, unliebenswürdigen Manne arbeitete. Die Truppen vertrauten ihm unbedingt, denn sie kannten seine Tapferkeit und Umsicht aus den Kämpfen von Altenzaun und Lübeck, und sie wußten, wie eifrig der durch und durch praktische Offizier für Kleidung, Proviant und Quartier seiner Leute sorgte. Wie in Marwitz die Standesgesinnungen des Landadels, so verkörperte sich in York der schroffe Stolz des alten Offizierskorps; gegen die neumodischen Narrheiten der Reformer war ihm kein Hohn zu giftig.

Aber er haßte die Franzosen, die ihm seine Fahnen entehrt, und den stolzen Bau der altpreußischen Ordnung über den Haufen geworfen hatten; doch für die Kameraden, die den Dienst des Königs verließen, um nach Rußland zu gehen, hatte er nur Worte herber Verachtung, sie waren ihm Verräter und Deserteure. Widerwillig war York schon in den französischen Gefolge in den Krieg gezogen. Mit Macdonald unter dessen Oberbefehl er stand, hatte er beständig Zerwürfnisse und als nun die Auflösung der französischen Armee bekannt wurde, da beschloß er sein Geschick nicht länger an dasjenige der Franzosen zu ketten, er sollte, wie die königliche Instruktion lautete, alles tun, was nach seinem Ermessen zur Erhaltung des Vaterlandes dienlich sei, allein als er nun vor der Entscheidung stand, wurde ihm ein Entschluß doch schwer, und erst ein aufgefangener Brief Macdonalds an den Minister des Auswärtigen, in welchem deutlich von Yorks Absetzung die Rede war, brachte seinen Entschluß zur Reife. Den Ausschlag gab ein Brief Alexanders vom 18. Dezember, in welchem der Zar versicherte, er sei bereit ein Bündnis abzuschließen, und die Waffen erst dann niederzulegen, wenn Preußen seine Machtstellung von 1805 wiedererlangt habe. Am 30. Dezember traf York in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen mit den russischen Unterhändlern zusammen, und unterzeichnete eine Konvention, nach welcher

sein Korps in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um dort die weiteren Instruktionen des Königs abzuwarten. Dem Staatskanzler kam die Konvention sehr ungelegen, da sie ihn unter Umständen nötigen konnte, sein ganzes Spiel jetzt schon der Oeffentlichkeit preiszugeben. Allein die deutschen Grenzen wurden den Russen geöffnet, Ostpreußen gab man Gelegenheit sich für Deutschland zu erheben und das Volk erhielt dadurch die Gewißheit, daß die Entscheidung nun getroffen sei.

Die Befreiungskriege.

Der preußische Staat war in der denkbar ungünstigsten diplomatischen Stellung. Aber alle daraus entstehenden Bedenken mußten vor dem Gedanken, daß Deutschlands Existenz auf dem Spiele stand, zurückweichen. Langsam aber sicher näherte sich Hardenberg seinem zweifachen Ziele, das Heer zu verstärken, und die Allianz abzuschließen. Daneben unterließ man nichts, um den Argwohn Napoleons zu zerstreuen; Fürst Hatzfeld ging nach Paris, um die Bundestreue Preußens zu versichern. Den Vertrag von Tauroggen verwarf man, York und mit ihm General Massenbach wurden abgesetzt und man trug sich mit der Absicht, sie vor ein Kriegsgericht zu stellen. Napoleon hatte indessen für alle diese Vorgänge kein Auge. Er trug sich mit dem Plane eines zweiten Feldzuges nach Rußland und während er, um die Welt über seine Absichten zu täuschen, in Fontainebleau glänzende Feste veranstaltete, betrieb er eine Aushebung nach der andern. Im Frühjahr wollte er von Magdeburg aus den Feldzug gegen Rußland wieder beginnen. Die Sachsen sollten den rechten, die Preußen den linken Flügel einnehmen, der preußischen Monarchie glaubte er ganz sicher zu sein. Alle Mahnungen der preußischen Unterhändler, betreffend die zugesagte Entschädigung, beantwortete er mit leeren Redensarten; gleichzeitig erließ er an die Befehlshaber der Oderfestungen den Befehl, alles was sie brauchten, sich durch Requisition zu verschaffen. Damit gab er dem König von Preußen nach dem Völkerrecht nur die Befugnis das Band zu zerreißen.

In Oesterreich wollte man indessen von einer Entscheidung nichts wissen. Kaiser Franz war von Natur friedfertig, und Metternich fand die Welt noch nicht reif genug für ein energisches Vorgehen. Um so günstigeren Erfolg hatte die mit Rußland gesuchte Verbindung. Alexander ging auf alles ein, was ihm vom General Natzmer, dem Gesandten des preußischen Königs geboten wurde, und sofort nach Rückkehr Natzmers traf der König seine Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach Breslau. Eine militärische Verordnung um die andere folgte. In ein „Komite zur Verstärkung der Armee" wurden Hardenberg, Kriegsminister Hacke und Scharnhorst berufen. Am 3. Februar unterzeichnete der König einen Aufruf, nach welchem sich junge Männer zur Bildung eines freiwilligen Jägerkorps stellen sollten. Am folgenden Tage legte Scharnhorst den Operationsplan vor und einige Tage darauf erfolgte das Edikt, das für die Dauer des Krieges alle Befreiung von der Wehrpflicht aufhob. Am 13. Februar verlangte der König in Paris alsbaldige Zahlung der Hälfte seiner Vorschüsse und Abzug der Franzosen über die Elbe.

So bereitete die Krone fest und umsichtig den Kampf vor. Doch über ihren letzten Absichten lag ein unverbrüchliches Geheimnis.

Freiwillige begrüßen Friedrich Wilhelm III. zu Breslau im Frühling 1813.

Selbst die Oberregierungskommission, welche der König unter dem Vorsitz des Grafen Goltz in Berlin zurückgelassen, erfuhr kein Wort von den diplomatischen Verhandlungen; sie war angewiesen, mit den französischen Militärbehörden auf freundlichem Fuße zu bleiben. Der ohnehin langsame Verkehr wurde durch die Truppenzüge der Franzosen fast ganz unterbrochen. In den Provinzen wußte man lange nur das eine, daß der König unfrei sei, von französischen Bajonetten umgeben. Wo sollte das hinaus? Ward es nicht hohe Zeit, daß die Nation ohne die Krone und doch für sie handelte, durch einen heroischen Entschluß den König befreite und sich selbst zurückgab? Die verzweifelte Frage lag auf aller Lippen, nirgends aber war die quälende Ungewißheit bitterer empfunden, als in dem treuen Altpreußen. Hier diese alten tapferen Grenzenhüter der Germanen, denen die roten Mauern ihrer Ordensburgen von den Wundern einer großen Geschichte erzählten, — sollten sie tatlos zuschauen, wie der Moskowiter den Franzmann verjagte, um dann vielleicht die schöne Provinz, die schon während des siebenjährigen Krieges fünf Jahre lang unter russischer Herrschaft gestanden hatte, für immer mit dem Zarenreiche zu vereinigen. Jedermann fühlte, daß irgend etwas geschehen, daß die Provinz sich durch eigene Kraft die Freiheit verdienen müsse. Schon zu Anfang Januars erschienen einige Mitglieder der preußischen Stände bei dem General Wittgenstein und erboten sich, Truppen auszuheben, die unter Yorks Führung an der Seite der Russen kämpfen sollten.

York war in einer peinlichen Lage. Er hatte gehofft, durch seinen Abfall den König zu raschem, energischen Handeln veranlassen zu können, und mußte sich nun zu einem zweiten eigenmächtigen Schritt entschließen, am 8. Januar kam er nach Königsberg und übernahm dort das Kommando. Er wurde mit Jubel empfangen, allein noch immer zauderten Zar und König mit einem öffentlichen Bruch. Da erschien am 21. Januar Stein in Königsberg und damit änderte sich nun rasch die ganze Sachlage.

Stein hatte sich vom Zaren die Vollmacht zur Leitung der Provinzialbehörden geben lassen, und er war Bürge genug dafür, daß die Provinz nicht in russischem Interesse ausgebeutet wurde. Das Land galt sofort als tatsächlich mit Rußland verbündet, man ordnete die Oeffnung der Häfen und die Aufhebung der Kontinentalsperre an, nahm eine Anleihe bei der Kaufmannschaft der Hafenstädte auf, und verhandelte zugleich mit den Provinzialbehörden über Anstalten zur Volksbewaffnung. Am 5. Februar wurde den Landständen das Landwehrgesetz vorgelegt und ohne Billigung des Königs genehmigt. Alexander Dohna war der erste, welcher als Gemeiner in die Landwehr eintrat.

Für alles das mußte freilich erst die Genehmigung des Königs eingeholt werden. „Nur was unser allgeliebter Landesvater will, wollen wir, und unter seiner erhabenen Leitung Preußens und Deutschlands Schmach rächen, für die Selbständigkeit unseres teuren Vaterlandes kriegend siegen oder sterben", schrieben die Landstände an den König und beschworen ihn, der Begeisterung seines Volkes freien Lauf zu lassen.

Acht Tage später kam denn auch zwischen Preußen und Rußland der Bundesvertrag von Kalisch am 28. Februar zustande, in welchem sich Alexander verpflichtete, die Waffen nicht niederzulegen, ehe Preußen die Macht, die es vor 1806 gehabt hatte, wiedererlangt habe. Zudem versprach der Zar, daß die Eroberungen, die man in Norddeutschland erwarten durfte, mit Ausnahme Hannovers zur Entschädigung für Preußen und zur Bildung eines abgerundeten Staatengebietes für dasselbe verwandt werden sollten.

Alexander ging schon lange mit dem Gedanken um das polnische Königreich wieder aufzurichten, und da deswegen Preußen für seine ehemaligen polnischen Besitzungen entschädigt werden sollte, so gewann der Vertrag von Kalisch noch eine ganz besondere Bedeutung, denn je mehr Gebiet in Deutschland zur Verfügung stand, desto freiere Hand hatte Alexander in Polen. „Diese Hinterhaltigkeit Alexanders erschien nicht nur sehr häßlich neben der treuherzigen Offenheit Friedrich Wilhelms, sie erwies sich auch bald als ein politischer Fehler, denn sie erschütterte, als das Geheimnis endlich an den Tag kam, das Vertrauen zwischen den beiden Mächten, brachte das preußisch-russische Bündnis eine Zeit lang ins Schwanken. Preußische Ingenieure und Batterien mußten bei der Belagerung von Thorn und Modlin mitwirken, und dadurch wurden die für den Krieg notwendigen Feldzugskräfte in einer Weise geschwächt, daß die preußischen Offiziere allen Grund zu der Klage hatten, daß dadurch der Frühjahrsfeldzug in Sachsen verloren gegangen sei. Ueber Deutschlands künftige Verfassung beobachtete man vorläufig noch Stillschweigen; Rußland mußte nach dem Vertrage von Kalisch 150000, Preußen nur 80000 Mann stellen, und so mußte der Glaube entstehen, daß Preußen nur die Hilfsmacht Rußlands sei. Allerlei Nebenumstände trugen dazu bei, diesen Glauben noch zu vermehren, und es war nachgerade hohe Zeit, daß diese Ungewißheit ein Ende nahm.

York sah besorgt den Vormarsch der Truppen vor sich gehen. Man durfte, das war seine Ueberzeugung, die Befreiung der Marken nicht den Fremden allein überlassen, und so entschloß er sich denn in Gemeinschaft mit Wittgenstein auf eigene Verantwortung hin zu handeln. Endlich erhielt York von Breslau aus den Befehl, sich an Wittgenstein anzuschließen, am 2. März überschritt dieser die Oder, und am 10. März folgten die Preußen.

Schon am 4. März hatten die Franzosen die Hauptstadt geräumt. Der französische Gesandte wurde von dem Staatskanzler noch immer mit freundlichen Worten hingehalten, und wurde auch über den Aufruf vom 3. Februar beruhigt, da ihm Hardenberg nachwies, daß der aller Mittel entblößte Staat solcher Opfer seiner Bürger bedürfe. Am Todestage der Königin Luise wurde der Orden des Eisernen Kreuzes gestiftet, am 16. März erfolgte die Kriegserklärung und am folgenden Tage unterzeichnete Friedrich Wilhelm den „Aufruf An mein Volk".

Es war die Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln, wie Schleiermacher in einer freudevollen Predigt sagte. Das treue Volk atmete auf, da nun endlich jeder Zweifel schwand, die allzuharte Prüfung der Geduld und des Gehorsams vorüber war. So hatte noch nie ein unumschränkter Herrscher zu seinem Lande geredet. Ein Hauch der Freiheit, wie er einst die äschyleischen Kriegslieder der Hellenensöhne erfüllte, wehte durch die schlichten, eindringlichen Worte, die der geistvolle Hippel in guter Stunde entworfen hatte. Mit herzlichem Vertrauen rief der König seine Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Lithauer bei ihren alten Stammesnamen an und entbot sie zum heiligen Kampfe. „Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag." Und nun stand es auf, das alte, waffengewaltige Preußen, das Volk der Slavenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah wie jenem Helden der pommerischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen. Kein Zweifel, kein Abwägen der Uebermacht des Feindes, alle dachten wie Fichte: „Nicht

Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg." „Mag Napoleon noch so oft Schlachten gewinnen, schrieb Scharnhorst, die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Verlaufe dieses Feldzugs uns sowohl die Ueberlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann." Schon der Aufruf vom 3. Februar hatte Erfolge, welche niemand außer Scharnhorst für möglich gehalten. Es war der stolzeste Anblick in Scharnhorsts Leben, als er den König einst ans Fenster führte und ihm die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigte wie sie in malerischem Gewimmel, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, ein endloser Zug sich an den alten Giebelhäusern des Rings vorbeidrängten. Dem Könige stürzten die Tränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er seines Amtes gewaltet in dieser langen Zeit der Leiden und oftmals richtiger gerechnet als die Kriegspartei; was ihm fehlte, war der frohe Glaube an die Hingebung seiner Preußen, jetzt fand er ihn wieder.

Und dieses Volk leistete ein Unglaubliches. Ein Heer von 271 000 Mann stand dem König zu Gebot; neben den alten Soldaten war es namentlich die gebildete Jugend, welche sich zu den Waffen drängte; kein Student blieb daheim, Professor Steffens führte vom Katheder weg seine Zuhörer zum Werbeplatz der freiwilligen Jäger. Aus Berlin stellten sich 370 Gymnasiasten, die Beamten meldeten sich so zahlreich zum Waffendienst, daß man manche zurücktreiben mußte, damit die Geschäfte nicht stille standen.

Aber auch der geringe Mann wollte nicht zurückstehen, wenn es galt, dem Vaterlande zu dienen. Der Bauer verließ seinen Hof und eilte zum Heer. In Schlesien arbeiteten arme Bergknappen wochenlang umsonst, nur um einige Kameraden für den Felddienst ausrüsten zu können. „Mit Verwunderung, sagt Treitschke in seiner prächtigen Beschreibung dieser Zeit, sah das alte Geschlecht alle jene herzerschütternde Auftritte, worau der Ernst der allgemeinen Wehrpflicht uns Nachlebende längst gewöhnt hatte. Hunderte von Brautpaaren traten vor den Altar und schlossen den Bund für das Leben einen Augenblick bevor der junge Gatte in Kampf und Tod hinauszog. Nur die Polen in Westpreußen und Oberschlesien teilten die Hingebung nicht; auch in einzelnen Städten, die bisher vom Heerdienst frei gewesen, stießen die neuen Gesetze auf Widerstand. Das deutsche und litthauische Landvolk der alten Provinzen dagegen war seit dem gestrengen Friedrich Wilhelm I. mit der Wehrpflicht vertraut. Zugleich wurden überall öffentliche Sammlungen veranstaltet, wie sie bisher nur für wohltätige Zwecke üblich waren; dies arme Viertel der deutschen Nation brachte mit dem Blute seiner männlichen Jugend auch die letzten kargen Reste seines Wohlstandes zum Opfer für die Wiederauferstehung des Vaterlandes. Von barem Gelde war wenig vorhanden; aber was sich noch auftreiben ließ von altem Schmuck und Geschmeide, ging dahin. In manchen Strichen der alten Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Kleine Leute trugen ihre Trauringe in die Münze, empfingen eiserne zurück mit der Inschrift „Gold für Eisen", manches arme Mädchen gab sein reiches Lockenhaar zum Opfer.

Ernst und heilig war diese Zeit. Keine prahlerischen Reden wurden laut, niemand rühmte sich künftiger Heldentaten; die Gewalt der Zeit hatte alle im Bann und im frommen Glauben an Gottes Gerechtigkeit suchte man den Trost, dessen man bedurfte. Neues Leben regte sich überall und als von allen Seiten in kriegsmutigen Liedern die Zuversicht der Kämpfer ertönte, da ging ein Wehen durch Deutschlands Gaue, das aller Herzen stärkte. Daß der alte Goethe kein Verständnis für diese Zeit haben wollte, seine

Vaterlandsliebe im Jahre 1813.

Worte: „Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß," das focht niemand mehr an; wenn er schwieg, so redeten für ihn gar viele andere. Körners begeisterte Schlacht- und Freiheitslieder ertönten, Rückert schmiedete seine geharnischte Sonette, Max von Schenkendorf sang seine ernsten Weisen, Arndts zornglühende Worte schlugen in das Volk und überall sang und klang es von Kampf und Sieg.

Am 21. April wurde das Gesetz über den Landsturm unterzeichnet. Wenn auch dieser im offenen Kampfe nur wenig Nutzen zeigte, so war seine Einrichtung doch eine folgenreiche. In dem Volke wurde das Bewußtsein an die Gemeinsamkeit der Kampfespflicht befestigt; die Feinde wurden durch diesen Kampf aller gegen alle in Schrecken versetzt, Scharnhorst gelang es trotz aller Widersprüche, die sich erhoben, ein ganzes Volk zu einem kriegsfertigen Heere auszubilden.

Napoleons Kriegspläne waren durch diesen Abfall Preußens natürlich wesentlich geändert worden. An einen Zug gegen Rußland konnte er nun, da es zuerst galt, Preußen zu vernichten, nicht denken. Die preußische Kriegserklärung erwiderte er mit schweren Beleidigungen und ein Ausgleich war somit undenkbar gemacht. Auf Oesterreichs Hilfe war kein Verlaß, England feilschte um jeden Schilling und verlangte nicht allein Hannover, sondern auch noch altpreußische Landesteile dazu, auch das mit Rußland verbündete Schweden hatte mit Preußen noch keinen Vertrag abgeschlossen. Von den Staaten des Rheinbundes vollends ließ sich garnichts erwarten, ein Versuch, Bayern für die preußische Sache zu gewinnen, scheiterte vollständig. Scharf und energisch ging man gegen die norddeutschen Staaten vor. Alle deutschen Fürsten, die nicht in einer bestimmten Zeit sich für den Kampf um die Freiheit entschlossen, sollten mit dem Verlust ihrer Staaten bedroht werden. Noch schärfer redete die von Kalisch ausgehende Proklamation des russischen Oberbefehlshabers Kutusow. Sie sprach die Hoffnung aus, daß kein deutscher Fürst der deutschen Sache abtrünnig werde. Allein all diese Worte hatten doch nur dann einen Wert, wenn ihnen auch die Tat folgte. Das geschah aber nicht. Der König war zu gutmütig, um den König von Sachsen aus seinem Lande zu vertreiben; Friedrich August floh und gab auf alle noch so bestimmten Anfragen ausweichende Antworten. Alle diese diplomatischen Unterhandlungen sowie der Umstand, daß Rußland die gesamte Oberleitung in Händen hatte, verzögerten zum großen Zorn der patriotisch gesinnten Männer den Beginn des Feldzugs nur mehr und mehr. Und doch hatte das preußische Heer einen Mann, dem man alles Vertrauen entgegenbringen durfte, das war der erste Feldsoldat der deutschen Heere Gebhard Leberecht von Blücher.

Seit dem Jahre 1806 und dem kühnen Zuge auf Lübeck war er die Hoffnung der Armee. Scharnhorst lernte damals an Blüchers Seite, daß man mit Mut und Willenskraft alles auf der Welt überwinde und sagte zu ihm: Sie sind unser Anführer und Held, und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück. Und es war unendlich mehr als die Tapferkeit des Haudegens, was die Treuen und Furchtlosen so unwiderstehlich anzog. Aus Blüchers ganzem Wesen sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich wie der Kriegsgott selbst, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmut seinen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirne und in den großen tiefdunklen flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte

Theodor Körner auf der Totenbahre.

Lebensluſt. Ging es zur Schlacht, ſo ſchmückte er ſich gerne mit all ſeinen Orden, wie für ein bräutliches Feſt, und niemals in allen den Fährlichkeiten des Kriegslebens iſt ihm auch nur der Einfall gekommen, daß eine Kugel ihn hinſtrecken könnte. Gewaltig war der Eindruck, wenn er zu ſprechen anhob mit ſeiner ſchönen mächtigen Stimme, ein Redner von Gottes Gnaden, immer der höchſten Wirkung ſicher, mochte er nun im gemütlichen Platt mit Wachtſtubenſpäßen und heiligen Donnerwettern die ermüdeten Truppen aufmuntern oder den Offizieren klar, bündig, nachdrücklich ſeine Befehle erteilen, oder endlich in feſtlicher Verſammlung mit ſchwungvollen Worten einen vaterländiſchen Ehrentag verherrlichen. Wer täglich mit ihm verkehrte, wurde ihm ganz zu eigen, ſeine geliebten roten Huſaren hatte er ſo bis auf den letzten Mann in ſeiner Gewalt, daß nach der unglücklichen Ratkauer Kapitulation kein einziger der Roten nach Frankreich geführt werden konnte, alle entkamen den Siegern, die meiſten ſchlichen ſich nach Oſtpreußen zu ihrem König durch.

„Ganz frei von Menſchenfurcht, mit unumwundenem Freimut ſagte Blücher jedem ſeine Meinung ins Geſicht, und doch lag ſelbſt in ſeinen gröbſten Worten nichts von Steins verletzender Schärfe. Seine Zornreden kamen ſo gutlaunig und treuherzig heraus, daß ſich ſelten jemand gekränkt fühlte, und ſelbſt der König ſich von ihm alles bieten ließ. Denn bei allem Ungeſtüm war er von Grund aus klug, nicht blos im Kriege ſo verſchlagen und aller Liſten kundig, daß ihn Napoleon ärgerlich le vieux renard nannte, ſondern auch ein gewiegter Menſchenkenner, der jeden an der rechten Stelle zu packen wußte. Die Kunſt des Befehlens verſtand er aus dem Grunde, von der Mannſchaft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn ſein Vorwärts aus den Augen blitzte, und auch von dem trotzigen Selbſtgefühl ſeiner Generäle erzwang er ſich Gehorſam, da er ſtets nur an die Sache dachte, nach jedem Mißerfolg alles hochherzig auf ſeine Kappe nahm und bei Streitigkeiten der Untergebenen immer gutherzig vermittelte. Die unverwüſtliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm wie bei Stein in einer ſchlichten Frömmigkeit. Obgleich er nach Huſarenart den Herrgott zuweilen einen guten Mann ſein ließ und alles ſcheinheilige Weſen verabſcheute, ſo blieb er doch in tiefſter Seele ſeines einfältigen Glaubens froh, in ſchweren Stunden tröſtete ſich der Bibelfeſte gern an einem tapferen Wort der Apoſtel. Und wie weitab lag doch die Schlagluſt dieſes gütigen, menſchenfreundlichen Mannes von der herzloſen Rohheit des Landsknechtes! Für die Kranken und Verwundeten zu ſorgen war ihm heilige Chriſtenpflicht. Der junge Kronprinz vergaß es nie, wie ihn der alte Held einmal auf einem Schlachtfeld tief ergriffen bei der Hand genommen und ihm all den fürchterlichen Jammer ringsum gezeigt hatte; das ſei der Fluch des Krieges, und wehe dem Fürſten, der aus Eitelkeit und Uebermut ſolches Elend über ſeine Brüder bringe!“

Vorerſt ſtand Blücher freilich noch unter ruſſiſchem Oberbefehl. Nach dem Tode Kutuſows hatte General Wittgenſtein die Leitung der verbündeten Heere übernommen. Am Tage nach dem Aufruf des Königs brach Blücher von Breslau auf, überſchritt bei Dresden die Elbe, und rückte, nachdem er faſt ganz Sachſen unterworfen hatte, bis in die Altenburger Gegend. Napoleon hatte indeſſen alles aufgeboten, um ſeine Armee wieder zu vergrößern, und noch immer wirkte ſein Name wie ein Wunder. Noch ehe die Verbündeten den Angriff recht begannen, erſchien er wieder im Felde, er wußte, daß dies der entſcheidendſte Kampf ſeines Lebens war und die Unſchlüſſigkeit der Verbündeten erleichterte ihm ſein Vorgehen mehr als er ſelbſt dachte.

Am rechten Elbeufer stieß Wittgensteins Heer auf Vizekönig Eugen und zwang denselben in dem Gefecht bei Möckern am 5. April 1813 zum Rückzug über die Elbe. Ende April vereinigte sich die russisch-preußische Armee in Sachsen, Dresden wurde von den Franzosen ohne Kampf geräumt, allein die Hoffnung, den König von Sachsen zum Anschluß zu bewegen, verwirklichte sich auch jetzt nicht. So langsam die Verbündeten vorgingen, ebenso rasch und entschlossen handelte Napoleon. Mit etwa 120 000 Mann ging er durch den Thüringer Wald und näherte sich in der großen sächsischen Ebene den Verbündeten. Noch einmal gelang es ihm in der Schlacht bei Lützen oder Großgörschen am 2. Mai 1813 einen Sieg zu erringen. Den trefflichen Schlachtenplan Scharnhorst's hatte man nicht beachtet, Wittgenstein beging einen Fehler um den andern, während Napoleons Blick jede Schwäche des Feindes erspähte und er **überall** im Kampfe voran, seine jüngeren Truppen in todesmutige Begeisterung versetzte. Die Preußen unter Blücher und York hatten das Menschenmöglichste getan, waren aber von den Russen keineswegs in wirksamer Weise unterstützt worden. Blücher war so ergrimmt über den Mißerfolg, daß er noch in der Nacht einen Reiterangriff wagte, der aber außer einem Schrecken bei den Franzosen keinen Erfolg aufzuweisen hatte. Napoleon aber hatte auch kein Recht mit einem glänzenden Sieg zu prahlen. Die Preußen konnten den Rückzug in völliger Ruhe und Ordnung ausführen und bedachten sich lange, ob sie nicht am folgenden Tage die Schlacht erneuern sollten.

Das Jung-Wilhelm-Denkmal in Berlin.

„Unter den blutigen Opfern des Tages war auch Scharnhorst. Im siebenjährigen Kriege hatte ein grausames Geschick fast alle preußischen Heerführer dahingerafft, während des Befreiungskrieges blieben sie sämtlich verschont. Er wollte die leichte Wunde, die er bei Großgörschen erhielt, nicht ruhig heilen lassen. Seit man die Schwäche der russischen Armee und die Lauheit ihrer Führer vor Augen sah, stand im preußischen Hauptquartier die Ueberzeugung fest, daß nur Oesterreichs Beistand den Sieg verbürge. Bald nach der Schlacht kündigte der König in einem Parolebefehl seinen Truppen an: „In wenigen Tagen wird uns eine neue mächtige Hilfe zur Seite stehen.“ Scharnhorst wußte, auf wie schwachen Füßen diese Hoffnung noch stand und beschloß daher, trotz der Warnungen der Aerzte, selbst nach Wien zu gehen, um durch persönliche Ueberredung den österreichischen Staatsmännern den entscheidenden Entschluß zu entreißen. Unterwegs verschlimmerte sich

die Wunde. Während er in Böhmen einsam auf dem Krankenbette lag, schweiften seine Gedanken hinüber zu dem vaterländischen Heere. Am 28. Juni erlag er seiner Wunde; seine letzten Worte weissagten den Deutschen die Freiheit. Tragischer hat keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte, ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan, und der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahne dafür niemals glücklich sehen."

Durch den Sieg von Großgörschen festigte sich wieder der Glaube an die Unüberwindlichkeit Napoleons. König August willigte in die Forderungen des Kaisers und zog unter dem Schutz der Franzosen wieder in Dresden ein. Torgau wurde den Franzosen ausgeliefert und Napoleon folgte nun den Verbündeten überall hin nach. Bei Bautzen trafen die Heere wieder aufeinander, die Verbündeten zögerten so lange mit dem Angriff, bis Ney sich mit Napoleon vereinigte und nun etwa 130 000 Franzosen gegen 80—90 000 Verbündete standen.

In der Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai entfaltete Napoleon mit seinen Generälen aufs Neue sein glänzendes strategisches Talent. Während man auf Seiten der Verbündeten schon mit der allzuweiten Aufstellung einen Fehler begangen hatte, wußte Napoleon bis zum Mittag des zweiten Schlachttages seinen eigentlichen Plan vor den Verbündeten geheim zu halten, und ermöglichte es dadurch seinem Marschall Ney, dieselben zu umgehen. Die Verbündeten bewiesen die zäheste Tapferkeit und konnten den Rückzug in aller Ordnung antreten. 40 000 Tote deckten das Schlachtfeld, darunter 25 000 Franzosen.

Sofort nach dem Siege hatte Napoleon Oudinots Korps nach Berlin gesandt. Allein dieses wurde von Bülow und Oppen in einem blutigen Gefecht bei Luckau zurückgeworfen, ohne daß dadurch freilich der Verlust Hamburgs an die Franzosen hätte verhindert werden können. Am 30. Mai zog Davoust in die Stadt ein und es brach nun dort eine Schreckensherrschaft an, wie man sie noch selten gesehen hatte. 25 000 arme Leute wurden hinausgetrieben. Der offene Platz wurde rasch mit Festungswerken umgeben und wiederum war nun die feste Elblinie von Dresden bis zur See in den Händen Frankreichs.

Man hatte den Rat Hardenbergs befolgt, statt nach Osten, sich südwärts nach Schweidnitz zu wenden, um dadurch die Verbindung mit Oesterreich und die letzte Möglichkeit eines Sieges in Händen zu haben. In der Ebene von Haynau ließ Blücher plötzlich seine schwere Reiterei aus einem Hinterhalt gegen die nachrückenden französischen Truppen hervorbrechen und warf dadurch die Feinde soweit zurück, daß diese die veränderte Marschrichtung der Verbündeten nicht bemerkten. So freudig nach diesem Siege auch im preußischen Heere die Stimmung war, bei den russischen Generälen erlahmte die Kriegsluft immer mehr; Barclay de Tolly, der den Oberbefehl übernommen hatte, erklärte bestimmt, seine Truppen bedürften der Ruhe und schon hatten die Russen den Abmarsch über die Oder angetreten, da brachte ein auffallender Mißgriff Napoleons die Waffenruhe, die den Verbündeten zur Rettung werden sollte.

Trotz seiner siegesgewissen Bulletins täuschte Napoleon sich doch nicht über den Ernst seiner Lage. Auch seine Truppen waren bis aufs Aeußerste erschöpft, sein Versuch, Kaiser Alexander zu einem Separatfrieden zu bewegen, war gescheitert und gerade jetzt nach zwei Siegen hätte sich ihm die Gelegenheit zu einem günstigen Frieden geboten. Allein Stolz ließ ihn die österreichischen Vermittelungsvorschläge nicht annehmen, er

mußte seine Truppen verstärken, mußte sich durch starke Rüstungen in Illyrien gegen einen Abfall Oesterreichs sicher stellen, und dazu schien ihm ein Waffenstillstand, wie er ihn am 4. Juni in Prischwitz anbot und schloß, ganz geeignet. Die Franzosen auf das nordwestliche Schlesien beschränkt, mußten Breslau räumen.

In Preußen vernahm man die Kunde von diesem Waffenstillstande mit großem Unmut. Krieg, schrieb damals Arndt, Krieg, schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, vom Niemen bis zur Elbe. Krieg, rief der Edelmann, der verarmt war. Krieg, der Bauer, dem sein letztes Pferd unter Vorspannen und Fuhren tot blieb; Krieg, der Bürger, den die Einquartierungen und Abgaben erschöpften; Krieg, der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg, die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte; Krieg, die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Tränen des Stolzes und des Schmerzes entließ.

Lützow'sches Freikorps.

Es sollte freilich auch dieser Waffenstillstand noch ein blutiges Nachspiel haben. Lützow, der oberste Kommandeur, einer unter seinem Namen umherschweifenden Freischar hatte nach der Schlacht bei Bautzen einen Angriff auf den Haag, Thüringen und Franken unternommen, um den Feind im Rücken fassen zu können. Trotzdem auch er von dem indessen geschlossenen Waffenstillstand vernommen hatte, hielt er sich doch noch immer im feindlichen Gebiete auf, und gab dadurch Napoleon einen Schein von Berechtigung gegen die frechen Räuber kriegsrechtlich vorzugehen. Bei Ritzen wurde die ganze Lützowsche Schaar von französischen Truppen überfallen und beinahe bis auf den letzten Mann niedergehauen. Nur wenigen gelang es, sich zu retten und in fremde Kriegsdienste zu treten.

Napoleon gedachte in der Zeit dieses Waffenstillstandes seine Truppen so zu verstärken, daß er mit den drei vereinigten Mächten fertig werden konnte. Die Koalition schloß sich indessen nur enger und enger zusammen. In dem Vertrag von Reichenbach erneuerte England sein Bündnis mit Preußen und Rußland, nachdem am Tage zuvor

Metternich eine Unterredung mit Napoleon in Dresden gehabt hatte, die vom Nachmittag bis in die Nacht hinein währte.

„In heftigen Vorwürfen machte der französische Kaiser seinem langverhaltenen Groll über die undankbare und wortbrüchige österreichische Vermittlungspolitik Luft, und wies die ihm angesonnene „Kapitulation", wie er die doch wahrhaftig nicht ungünstigen Friedensbedingungen nannte, entschieden und drohend zurück. Zuvor muß das Blut von Generationen vergossen sein, und auf den Höhen des Montmartre mit ihm unterhandelt werden. Im Oktober werde er wieder in Wien sein, äußerte er drohend. „Eure Souveräne, die auf dem Thron geboren sind, können die Empfindungen nicht begreifen, die mich bewegen; sie kehren überwunden in ihre Hauptstadt zurück, und sind nicht weniger als sie vorher waren. Aber ich bin Soldat, ich bedarf der Ehre und des Ruhmes, ich kann mich nicht geschwächt inmitten meines Volkes zeigen, ich muß groß, ruhmvoll und bewundert bleiben." An einen Erfolg der Friedensverhandlungen war bei solcher Stimmung nicht mehr zu denken. Gleichwohl nahm Napoleon die österreichische Vermittlung im Prinzip an. Es war ihm wohl nur um eine Verlängerung des Waffenstillstandes zu tun, die denn auch bis zum 10. August vereinbart wurde."

Unter solchen Umständen hatten auch die Friedensverhandlungen, die auf dem Kongreß zu Prag noch einmal besprochen wurden, keine Aussicht auf Erfolg. Man hatte nur die Sorge, es könnte am Ende doch noch eine Verbindung zwischen Napoleon und Oesterreich zustande kommen, allein indessen wurde zwischen Oesterreich und England ein ganz geheimer Vertrag abgeschlossen, nach welchem dem habsburgisch-lothringischen Kaiserhause in Italien die Herrschaft zugesichert wurde. Noch einmal, kurz vor Ablauf des Waffenstillstandes suchte Napoleon eine Verständigung mit Metternich; allein seine Vorschläge kamen zu spät; ein österreichisches Ultimatum wurde von ihm ausweichend beantwortet. Mit dem letzten Glockenschlag des 10. August erklärten die Gesandten von Preußen und Rußland ihre Vollmacht für erloschen und reisten aus Prag ab. Am 12. August erfolgte die österreichische Kriegserklärung; so erwünscht indessen der Beitritt Oesterreichs in militärischer Hinsicht war, so gab es doch dem Krieg eine andere und nicht gerade glückliche Wendung. „Die Politik kleiner Auskünfte und diplomatischen Flickwerks nahm nun auch im Rate der Verbündeten ihren Platz ein. Sie brachte ihre indolente Scheu gegen große und durchgreifende Mittel, ihre Abneigung gegen eine gründliche Reform der deutschen Verhältnisse in den Kriegsrat, und in die Diplomatie des großen Hauptquartiers mit." Dadurch wurde der Volkskrieg mehr und mehr zu einem Kampf der Kabinette und zudem stand das deutsche Verfassungsprogramm Oesterreichs in einem merkwürdigen Gegensatz zu demjenigen Preußens.

Der Waffenstillstand mit seinen eifrigen Rüstungen hatte indessen dahingeführt, daß man auf beiden Seiten so ziemlich die gleiche Macht zur Verfügung hatte. Die Verbündeten konnten über eine Gesamtzahl von etwa 800 000 Mann verfügen. Das Heer in Böhmen war das stärkste und zu ihm begaben sich nun die verbündeten Monarchen. Das Hauptheer in Böhmen stand unter dem Oberbefehl des Fürsten Karl von Schwarzenberg, an der Spitze des Nordheeres stand der Kronprinz von Schweden, der ruhmreiche Marschall Bernadotte. Das dritte Heer das in Schlesien stand, hatte zum Befehlshaber den General Blücher. Napoleon selbst war über den Kriegsplan und die Aufstellung der Verbündeten nur schlecht unterrichtet. Indem er, was ihm sonst nie geschah, dem Gegner den Angriff überließ, gab er zugleich die Entscheidung aus der Hand.

Während er sein Heer in das böhmische Gebirge eindringen ließ, kam die Nachricht, daß Blücher in Schlesien den Kampf begonnen und im siegreichen Vordringen begriffen sei. Darauf hin brach Napoleon rasch nach Schlesien auf, und ließ gegen das böhmische Heer nur unzureichende Streitkräfte zurück. Die Verbündeten ließen indessen den günstigen Augenblick, die schwach besetzte Stadt Dresden zu erstürmen, vorübergehen, und als nun Napoleon plötzlich zum Entsatz der Stadt heranrückte, war man darüber im Kriegsrat der Verbündeten höchlich überrascht. Am Morgen des 26. August begann von allen Seiten der Angriff auf die befestigten Vorstädte. Gegen Abend wurde ein allgemeiner Sturm gemacht, und Napoleon erschien nun selbst in der Stadt, um mit Jubel begrüßt, seine Maßnahmen zu treffen. Ein furchtbarer Kampf brach um die Festungswerke los. Aber wenn auch Russen, Preußen und Oesterreicher mit todesmutiger Tapferkeit mit einander wetteiferten, so fehlte doch die Einheitlichkeit des Planes, und als die Finsternis hereinbrach, waren die Verbündeten auf allen Punkten zurückgeschlagen. Man beschloß am folgenden Tage die Schlacht zu erneuern, aber die erwartete Verstärkung traf nicht rechtzeitig ein, so daß die Franzosen, die am kommenden Morgen selbst wieder zum Angriff übergingen, einen glänzenden Erfolg hatten.

Erstürmung von Dölitz durch die Oesterreicher.

Schon wieder begann Metternich mit Napoleon zu unterhandeln, die Verbündeten traten den Rückzug nach Böhmen an. Bei **Kulm** kam es nun am 29. und 30. August von neuem zum Treffen, in welchem General von Kleist bei Nollendorf die Franzosen unter Vandamm angriff, so daß sich am Ende das ganze französische Armeekorps von 10 000 Mann gefangen geben mußte. Diese Niederlage war eine der entscheidendsten im ganzen Krieg, und die Unglücksbotschaften, die von allen Seiten einliefen, mochten Napoleon wohl zeigen, daß sein Schicksal seiner Erfüllung entgegen gehe. Noch vor der Schlacht bei Kulm hatten sich auf anderen Teilen des Kriegsschauplatzes Ereignisse vollzogen, welche die Niederlage bei Dresden beinahe vergessen ließen. Einer entscheidenden

Schlacht wichen die Preußen unter Blücher in Schlesien stets aus, und erst als Macdonald durch allerhand Verzögerungen sich Blößen gab, beschloß Blücher zum Angriff überzugehen. An dem Flüßchen Katzbach trafen die Heere am 26. August zusammen. Es entspann sich ein hitziger Kampf, in welchem die Verbündeten Wunder von Tapferkeit verrichteten. Die Franzosen wurden endlich in großer Verwirrung über die steilen Uferränder zurückgetrieben und da Blücher seinen Sieg mit aller Energie ausnutzte, so wurde den Franzosen ein ganz bedeutender Schaden zugefügt. Ein Treffen bei Bunzlau hatte gleichfalls einen unglücklichen Ausgang für Macdonald; 18 000 Gefangene waren in den Händen der Verbündeten, die Franzosen verloren im ganzen mehr als 30 000 Mann. Ebenso günstig waren die Erfolge des Nordheeres. Die Schlacht bei Großbeeren endigte gleichfalls mit einer Niederlage der Franzosen und jubelnd empfing man die Nachricht von dem Sieg der Verbündeten. In einem kleinen Gefecht zwischen Gadebusch und Schwerin fiel am 26. August Theodor Körner, einer der ergreifendsten Dichtergestalten des 19. Jahrhunderts. Das Gefecht bei Hagelberg fiel gleichfalls unglücklich für die Franzosen aus. 4000 Mann lagen tot in den Gassen der Dörfer, 5000 Mann hatte man gefangen genommen und reiche Trophäen erobert.

Dennoch beschloß Napoleon noch einen weiteren Versuch zu machen. Allein die Schlacht bei Dennewitz mußte ihn bald belehren, daß der Ausgang des Krieges kaum mehr zweifelhaft sein konnte. Noch versuchte sich Napoleon wochenlang in Dresden und an den andern festen Punkten der Elbe zu halten, aber alle seine Anstrengungen waren vergeblich. In dem Gefecht bei Wartenburg wurden die Franzosen wieder geschlagen und mit jedem Tage wankte das Ansehen Napoleons mehr und mehr. Bayern löste seine Allianz mit Frankreich, in dem Vertrag von Wied erlangte es die volle Anerkennung der Souveränität seines Königreichs und nachdem sich Napoleon überzeugt hatte, daß seine Stellung in Dresden immer unhaltbarer werde, verließ er die Hauptstadt in der Absicht, sich mit aller Macht auf Blücher zu werfen und ihn über die Elbe zurückzutreiben. Noch einmal faßte Napoleon den kühnen Plan mit dem ganzen Heer auf das rechte Elbufer zu ziehen, allein nach einem Reitergefecht bei Liebertwolkwitz zeigte es sich auch ihm deutlich, daß nur eine einzige Entscheidungsschlacht den Sieg herbeiführen könne.

Und diese Entscheidung kam in den Tagen des 16., 18. und 19. Oktober in der weltberühmten Schlacht bei Leipzig.

„Die Natur der Dinge, sagt Treitschke, führte endlich den Ausgang herbei, welchen Gneisenaus Scharfblick von vornherein als den einzig möglichen angesehen hatte: die Entscheidung fiel auf dem rechten Flügel der Verbündeten. Napoleon übersah von der Höhe des Thonberges, wie die Oesterreicher auf den linken Flügel der Alliierten abermals mit geringem Glück den Kampf um die Dörfer an der Pleiße eröffneten, wie dann das Zentrum der Verbündeten über das Schlachtfeld von Wachau herankam. Es waren die kampferprobten Scharen Kleists und des Prinzen Eugen; über die unbestatteten Leichen der zwei Tage zuvor gefallenen Kameraden ging der Herzog hinweg; man hörte die Knochen der Toten unter den Hufen der Rosse und den Rädern der Kanonen knacken. Vor der Front der Angreifer lag langgedehnt Probstheida, auf beiden Seiten durch Geschütze gedeckt, der Schlüssel des französischen Zentrums. Unter dem Kreuzfeuer der Batterien begann der Angriff, ein sechsmal wiederholtes Stürmen auf offenem Feld, doch zuletzt behauptete sich Napoleons Garde in dem Dorfe, und auch Stötteritz nebenan blieb nach wiederholtem Sturm und mörderischem Häuserkampf in den Händen der Franzosen;

man sah nachher in den Gärten und Häusern die Leichen von Russen und Franzosen, die einander gegenseitig das Bajonett in den Leib gerannt, aufgespießt auf dem Boden liegen. Unmittelbar unter den Augen des Imperators war auch heute den Verbündeten kein entscheidender Erfolg, obgleich sie dicht an den Schlüsselpunkt seiner Stellung herangelangten. Indessen rückte auf ihrem rechten Flügel das Nordheer in die Schlachtlinie

Sturm gegen das Grimmaische Tor.

ein, füllte die Lücke, welche die böhmische Armee von der schlesischen trennte, schloß den großen Schlachtenring, der die Franzosen umfaßte. Es hatte Mühe genug gekostet, bis Karl Johann Arnulf endlich bei Breitenfeld, auf der alten Stätte schwedischen Waffenruhms, angelangt war, zur tätigen Teilnahme beredet wurde; um den Bedachtsamen mit in den Kampf hineinzureißen, hatte Blücher seiner eigenen Tatkraft das schwerste Opfer zugemutet, 30000 Mann seines Heeres an die Nordarmee abgetreten, und damit hat er auf den Ruhm eines neuen Sieges verzichtet. Einmal entschlossen,

zeigte Bernadotte die Umsicht des bewährten Feldherrn. Während Langerons Russen auf der äußersten Rechte der Angriffslinie durch wiederholten Sturm den Feind aus Schönefeld zu verdrängen suchten, traf die Hauptmasse der Nordarmee am Nachmittag auf der Ostseite von Leipzig ein. Bülow führte das Vordertreffen und schlug das Korps Regnier aus Paunsdorf hinaus. „So stießen die alten Feinde von Großbeeren abermals auf einander, doch wie war seitdem die Stimmung in den sächsischen Regimentern umgeschlagen! Wunderbar lange hatte die ungeheure Macht des deutschen Fahneneids die Truppen des Rheinbundes bei ihrer Soldatenpflicht festgehalten; außer einigen vereinzelten Bataillonen waren bisher nur zwei westfälische Reiterregimenter zu den Verbündeten übergegangen. Mit dem Glück schwand auch das Selbstgefühl der napoleonischen Landsknechte; sie begannen sich des Kriegs gegen Deutschland zu schämen.

Die Sachsen fühlten sich zudem in ihrer militärischen Ehre gekränkt durch die Lügen der napoleonischen Bulletins, sie sahen mit Unmut, wie ihre Heimat ausgeplündert, ihr König von Ort zu Ort hinter dem Protektor hergeschleppt wurde; nun sollten sie mit nach Frankreich entweichen, wenn Napoleon die Schlacht verlor, und Sachsen ganz in die Gewalt der Verbündeten fiel? Selbst die Franzosen empfanden Mitleid mit der unnatürlichen Lage dieser Bundesgenossen, Regnier hatte bereits den Abmarsch der Sachsen nach Torgau angeordnet, als das Anrücken der Nordarmee die Ausführung des wohlgemeinten Befehls verhinderte. Nur König Friedrich August zeigte kein Verständnis für die Bedrängnis seiner Armee, noch für seine eigene Schande. Unwandelbar blieb sein Vertrauen auf den Glücksstern des großen Alliierten, noch während der Schlacht verwies er seine Generale trocken auf ihre Soldatenpflicht, als sie ihn baten, die Trennung des Kontingents von dem französischen Heer zu gestatten. Die deutsche Gutmütigkeit wollte dem angestammten Herrn so viel Verblendung nicht zutrauen. Die Offiziere glaubten fest, ihr König sei unfrei; keineswegs in der Meinung, ihren Fahneneid zu brechen, sondern in der Absicht, das kleine Heer dem Landesherrn zu erhalten, beschlossen sie das Aergste, was der Soldat verschulden kann, den Uebergang in offener Feldschlacht. In der Gegend von Paunsdorf und Sellerhausen schlossen sich etwa 3000 Mann der sächsischen Truppen der Nordarmee an; mit ihnen eine Reiterschar aus Schwaben. Die Preußen und Russen nahmen die Flüchtigen mit Freuden auf; nur den württembergischen General Normann, der einst bei Kitzen die Lützower verräterisch überfallen, wies Gneisenau mit verächtlichen Worten zurück. Friedrich Wilhelms Ehrlichkeit aber hielt den Vorwurf nicht zurück; wie viel edles Blut die Sachsen dem Vaterland ersparen konnten, wenn sie ihren Entschluß früher, vor der Entscheidung faßten! Der traurige Zwischenfall blieb ohne jeden Einfluß auf den Ausgang der Völkerschlacht, doch warf er ein grelles Schlaglicht auf die tiefe sittliche Fäulnis des kleinstaatlichen Lebens. Das Gewissen des Volkes begann endlich irre zu werden an der Felonie des napoleonischen Kleinkönigtums, trotz aller Lügenkünste partikularistischer Volksverbildung erwachte wieder die Einsicht, daß auch nach dem Untergange des alten Reichs die Deutschen noch ein Vaterland besaßen und ihm verbunden waren durch heilige Pflichten.

„Gegen fünf Uhr vereinigte Bülow sein ganzes Korps zu einem gemeinsamen Angriff, erstürmte Sellerhausen und Stuntz, drang am Abend bis in die Kohlgärten vor, dicht an die östlichen Tore der Stadt. Da währenddem auch Canpeon auf der Rechten das hart umkämpfte Schönfeld endlich genommen hatte und ebenfalls gegen die Kohlgärten herandrängte, so war Ney mit dem linken Flügel der Franzosen auf seiner ganzen

Vor Leipzigs Toren am Abend des 18. Oktober 1813.

Linie geschlagen. Durch diese Niederlage ward Napoleons Stellung im Zentrum unhaltbar. Noch am Abend befahl er den Rückzug des gesamten Heeres. Nun wälzten sich die dichten Massen der geschlagenen Armee durch drei Tore zugleich in die Stadt hinein, um dann allesamt in entsetzlicher Verwirrung auf der Frankfurter Straße sich zu vereinigen. Daß dieser eine Weg noch offen blieb, war das Verdienst des unglücklichen Giulai, der auch am dritten Schlachttage auf der Westseite nichts ausgerichtet hatte, bis zur Saale hin hielt Bertand den Franzosen die Rückzugsstraße frei. Die Hunderttausende, die beim Feuerscheine von zwölf brennenden Dörfern auf dem teuer erkauften Schlachtfeld lagerten, empfanden tief erschüttert den heiligen Ernst des Tages; unwillkürlich stimmten die Russen eines ihrer frommen Lieder an, und bald klangen überall, in allen Zungen Europas die Dankgesänge zum Himmel auf. Die Sieger beugten sich unter Gottes gewaltige Hand.

Nur Schwarzenberg weigerte sich, die russischen und preußischen Garden zur Verfolgung auszusenden; noch beinahe 90000 Mann konnte Napoleon aus der Schlacht retten. Die Franzosen wollten die Stadt nur so lange halten, bis der Rückzug gesichert war. Marschall Macdonald leitete die Verteidigung, um den Einzug der Feinde einige Stunden lang aufzuhalten.

Von drei Seiten setzten sich am Morgen des 19. Oktober die Heere der Verbündeten in Bewegung, um gegen die Stadt vorzurücken. Noch einmal kam es zu heftigen und erbitterten Kämpfen, und Preußen und Russen mußten sich mit vieler Mühe den Eintritt in die Stadt erzwingen. Durch ein Mißverständnis wurde die Elsterbrücke, die erst nach dem Rückzug der ganzen Armee gesprengt werden sollte, zu frühe zerstört, und Verzweiflung und Entsetzen ergriff nun die Franzosen, von denen ganze Haufen die Waffen streckten. Die Szenen des Entsetzens, die sich damals in den Straßen Leipzigs abspielten, spotteten jeder Beschreibung. 15000 Gefangene und 38000 Tote und Verwundete hatten die Franzosen zu verzeichnen, der Verlust der Verbündeten war noch bedeutend größer.

Das Elend war größer, als man sich nur denken konnte. „Selig, sagt ein Zeitgenosse, der Arzt Reil, die im Augenblick edelster höchster Pflichterfüllung den bitter-süßen Tod fürs Vaterland starben, die im Vollgefühl sittlicher und Leibeskraft auf frei erkämpfter Muttererde zur ewigen Ruhe sanken; aber beweinenswert war das Los der vielen Tausende, die, noch lebensfähig, aus schweren Wunden blutend, auf der meilenweiten Wahlstatt umherlagen, mit Toten, Sterbenden, Freunden und Feinden vermengt, nach Hilfe und Rettung jammernd und doch keine fanden. Tausende erlagen den Qualen der Wunden, dem Hunger und Durst bei Tage, dem Frost der kalten Oktobernächte, ehe es gelang, sie in eilig geschaffene Hospitäler zu bringen. Und weit entfernt, gerettet zu sein, waren hier für sie neue namenlose Leiden aufgespart. Aus dem weiten Leichenfelde ragten die Brandstätten von mehr als zwanzig Dörfern hervor, deren Bewohner hilflos und hungernd ein Obdach suchten. Eine Ueberlieferung meldet, die drei Monarchen seien bei der Siegesnachricht auf dem Hügel, wo sie die Schlacht beobachtet, niedergekniet, um Dankgebete zum Himmel emporzusenden. Es war die rechte ungesuchte Siegesfeier dieses heiligen Kriegs. Wer hatte mehr Ursache zum Dank als die Fürsten, welche dieser Sieg aus der Schmach von Austerlitz und Jena wieder emporhob? Den Gewaltigen, der bis in diese letzten Stunden größer und überlegener war als sie, hatte die Gottheit mit blindem Uebermut geschlagen, bis seine Riesenmacht vor den Schwächeren

Die Bayern in der Schlacht bei Brienne 1814. Nach dem Gemälde von Dietz.

im Staube lag. Den Völkern hatte sie den rechten Zorn und den guten Glauben an die eigene Kraft zurückgegeben, auf daß sie in heroischer Hingebung sühnten, was vor allen die Könige und ihre Berater verschuldet hatten."

„Am 24. Oktober besuchte König Friedrich Wilhelm seine Hauptstadt. Es drängte ihn, am Grabe seiner Gemahlin zu beten, denn überall auf dieser wilden Kriegsfahrt war ihr Bild ihm zur Seite gewesen, und auch unter den Truppen hieß es immer wieder: warum durfte die Königin das nicht erleben? Dann erschien er im Theater; das „Heil Dir im Siegerkranz" brauste durch den Saal, diesmal mit besserem Rechte als einst, da das dünkelhafte Geschlecht der neunziger Jahre sich zuerst an den prächtigen Klängen weidete. Vor sieben Jahren am nämlichen Tage war Napoleon durch das Brandenburger Tor eingeritten, und welch ein Wandel seitdem! Wie hatte sich doch dieser verstümmelte Staat mit seinen fünf Millionen Menschen wieder aufgeschwungen auf die Höhe der Geschichte. Mochten die Männer der Kriegspartei von 1811 geirrt haben in der Wahl des Augenblicks, zu groß hatten sie nicht gedacht von ihrem Volke. In jenen Tagen schrieb eine englische Zeitung: „Wer gab Deutschland das erste Beispiel des Abfalls von Napoleon? Die Preußen. Wer hielt die Schlachten von Lützen und Bautzen? Die Preußen. Wer siegte bei Heynau? Die Preußen. Wer bei Großbeeren, bei Katzbach und Dennewitz? Immer die Preußen. Wer bei Culm, Wartenburg, Möckern und Leipzig? Die Preußen, immer die Preußen. Wie eine Drohung klang dies stolze die Preußen, immer die Preußen dem Kaiser Franz und den Fürsten des Rheinbundes! Welcher Zukunft ging Deutschland entgegen, wenn dieser Stand seine alte Macht zurückerlangte?"

Durch die Leipziger Schlacht war das ursprüngliche Ziel des Krieges gesichert; die Auflösung des Rheinbundes und die Befreiung Deutschlands bis zum Rhein. Aber mit dem Erfolg wuchs die Hoffnung. Am Tage nach dem Sturm trafen sich Stein und Gneisenau auf dem Markte zu Leipzig, und gaben sich die Hand darauf, daß dieser Kampf nicht anders enden dürfe als mit dem Sturze Napoleons und der Wiedereroberung des linken Rheinufers. Was vor wenigen Wochen noch den Kühnen selber unmöglich däuchte, erschien jetzt mit einemmale nahe und erreichbar. Auf Steins Geheiß ging der getreue Arndt sofort an die Arbeit; er sammelte aus dem reichen Schatze seines Wissens alle die historischen Erinnerungen und romantischen Bilder, deren er bedurfte, um auf sein gelehrtes Volk zu wirken, und lebte sich ein in eine Anschauung, welche damals noch neu, bald eine treibende Kraft des Jahrhunderts werden sollte: in den Gedanken, daß am letzten Ende die Sprache und historische Eigenart der Nation die Grenzen der Staaten bestimme. Und so, noch unter dem frischen Eindruck der herrlichen Schlacht schrieb er das wirksamste seiner Bücher, die fröhliche Lösung für die Kämpfe der nächsten Monate: Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze.

Jetzt wo die französischen Heere den deutschen Boden verließen, schien auch die Auflösung des Rheinbundes sicher zu sein. Noch konnten sich zwar die Fürsten im Süden und Westen nicht an den Gedanken gewöhnen, daß nun mit einemmale Napoleons Herrschaft sollte ihr Ende erreicht haben, so lange als nur irgend möglich richtete man sich an den kleinen Höfen an den Lügenberichten des Moniteur immer wieder auf und erst dann, als man die Nachricht von dem Niedergang des französischen Glückes auf keine Weise mehr bezweifeln konnte, sagte man sich gezwungen von dem

Bündnis mit Napoleon los. So stark jetzt gerade bei dem Volk der patriotische Geist sich Bahn brach, so wenig merkte man davon bei den Fürsten, von denen es sich manche angelegen sein ließen, ihre Gleichgiltigkeit gegen die vaterländischen Interessen geflissentlich an den Tag zu legen.

Im Laufe des Novembers schloß Oesterreich im Namen der Verbündeten mit Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, Koburg und den anderen Rheinbundsmitgliedern Verträge, in welchen den Fürsten bis zum Ende des Krieges, die Souveränität und Aufrechterhaltung ihres Besitzes zugesichert wurde; nur in ganz unbestimmten Ausdrücken verpflichtete man die Fürsten, sich den zur Erhaltung der deutschen Einigkeit nötigen Einrichtungen zu fügen und so wurde in einseitiger Verblendung der Rheinbund in all seinen Schöpfungen doch wieder aufrecht erhalten. Nur einzelne kleine Staaten und Fürsten fielen. Am 28. Oktober besetzten die Russen Kassel, König Jerome floh eilig, indessen sich „die bisherigen Stützen und Zierden des Kasseler Hofes mit ihrer Schande in die entferntesten Winkel ihrer Schlösser und Landsitze verkrochen". Das Königreich Westfalen wurde aufgelöst, in Hannover stellte man die Herrschaft der englischen Dynastie wieder her.

Deutschland bis zum Wiener Kongreß.

Nun war die vollständige Auflösung des Rheinbundes eine vollendete Tatsache. Daß das französische Heer nicht vollständig aufgerieben wurde oder in Gefangenschaft geriet, daran trug nur der Umstand Schuld, daß die Verbündeten nicht verstanden, den Sieg gehörig auszunützen und die Verfolgung des Feindes energischer zu betreiben. Die Flucht der Franzosen bot ein trauriges Bild, Napoleon selbst war von den Schlägen, die ihn betroffen, so sehr erschüttert, daß er bei dem Anblick der Zerstörung durch die Schlacht bei Leipzig unwillkürlich an Rußland und seine Schrecken denken mußte. Zunächst nun ging der Rückzug der Franzosen auf Erfurt zu. Noch einmal kam es bei Freiburg a. Unstrut zu einem heftigen Gefechte, allein dem französischen Korps gelang es dennoch, Erfurt zu erreichen und sich dort einigermaßen zu sammeln. Napoleon wollte sich hinter dem Strom eine Zuflucht suchen, allein noch einmal mußte er sich mit den Waffen in der Hand den Weg bahnen.

Indessen war Graf Wrede mit einem österreichischen Armeekorps vom Inn aufgebrochen, hatte ohne jeden Erfolg Würzburg zu erobern gesucht und machte nun Anstalten, den fliehenden französischen Truppen den Weg zu verlegen. Aber den großen Truppenmassen Napoleons war er nicht gewachsen. Nachdem erst eine Reihe kleinerer Gefechte geliefert worden war, kam es bei Hanau zu einer großen Schlacht, in welcher Napoleon noch einmal seine ganze strategische Macht zeigen konnte. In zweitägigem Kampfe durchbrach er die feindliche Linie und erfocht einen glänzenden Sieg, der ihm die Stadt und die Straßen nach dem Rhein hin öffnete. Schwere Opfer kostete die Schlacht auf beiden Seiten. General Wrede wurde schwer verwundet; der Sieg Napoleons wäre noch vollständiger gewesen, wenn er nicht mit solcher Eile dem Rheine zugedrängt hätte. Noch einmal kam es an den Toren von Frankfurt zu einem blutigen Gefecht,

allein kurz nach seinem Einmarsch in die Stadt setzte Napoleon seinen Marsch nach Mainz weiter, und bald darauf schlugen die drei verbündeten Monarchen in Frankfurt ihren Hauptsitz auf.

Noch blieben indessen einige deutsche Orte von französischen Truppen besetzt; allein wenn sich auch einzelne bis zur Restitution der Bourbonen hielten, so mußten andere doch nach wenigen Wochen kapitulieren; General St. Cyr mußte in Dresden mit 30000 Mann kapitulieren, und ähnlich erging es dem General Rapp in Danzig. Stettin, Torgau, Küstrin, Wittenberg kapitulierten in den nächsten Monaten, andere wie Magdeburg, Glogau, Erfurt, Hamburg, Mainz hielten sich bis zum Frieden. In Hamburg widerstand Marschall Davoust allen Angriffen und allen Verlockungen, und den ganzen Winter über hielt sich Hamburg; erst am 31. Mai zog Bennigsen dort ein, und indessen war der Kronprinz von Schweden in Kiel eingerückt und hatte den schwachen Gegner zum Frieden von Kiel am 14. Januar 1814 gezwungen.

Allein noch immer war man im Hauptquartier zu Frankfurt nicht entschlossen darüber, ob man die Hand zum Frieden bieten oder den Kampf fortsetzen wolle. An eine Entthronung Napoleons zu denken, erschien den meisten als eine Unmöglichkeit, wenngleich die Stimmung eine möglichst kriegslustige und unternehmende war. Noch einmal gewann im Rate der Verbündeten die Unschlüssigkeit und Bedachtsamkeit die Oberhand, trotz der kriegerischen Stimmung eines Blücher und Gneisenau, die dem Feinde unmittelbar auf den Fersen folgen und den Frieden erst in Paris schließen wollten. Aber noch immer erschien der Gedanke, Frankreich auf seinem eigenen Boden anzugreifen als ein tollkühner, da man die Macht der Franzosen auch jetzt noch zu hoch schätzte. Noch einmal vermochten es die Vermittelungsversuche Oesterreichs dem Feinde eine goldene Brücke zu bauen, und Metternich auf dessen Seite die Friedenspartei stand, glaubte nun seinerseits mit Friedensvorschlägen sich bemerkbar machen zu müssen. Man sicherte Napoleon den Besitz Frankreichs innerhalb seiner natürlichen Grenzen zu, wenn er seinerseits in die Unabhängigkeit Deutschlands, Hollands und Italiens willige; allein die Antwort des Kaisers lautete auf alle diese Vorschläge ausweichend und unbestimmt, und die Kunde von neuen Rüstungen seinerseits bewies, daß seine Macht immer noch nicht gebrochen, und sein Stolz noch immer hoffnungssicher sei. Als er sich endlich bereit erklärte, auf die Vorschläge der Verbündeten einzugehen, war man sich indessen dort bald darüber klar geworden, welch schmähliche Bedingungen man damit eingegangen wäre. Man beschloß jetzt den Rhein zu überschreiten und der Welt von diesem Entschluß in einem Manifest Kunde zu geben. Allein auch jetzt noch litt dieser Plan an der Langsamkeit der Ausführung und die in Frankreich einrückenden Heermassen hatten keinen so engen Anschluß, um den Gegner völlig vernichten zu können.

In dem Manifest vom 1. Dezember erklärten die Verbündeten, daß man nicht gegen Frankreich, sondern gegen die auswärtige Macht Napoleons Krieg führe; Frankreich möge groß, stark und glücklich sein, man gewähre ihm deshalb einen größeren Gebietsumfang als es jemals besessen, allein man wolle auch nicht die Waffen vorher niederlegen, als bis ein allgemein giltiger Friede endlich in Europa geschlossen sei. Hierzu kam, daß sich auch in Frankreich nach und nach ein Geist der Opposition geltend machte, den Napoleon zuvor nicht gekannt hatte. Im Frühjahr hoffte er mit frischen Streitkräften den Verbündeten entgegentreten zu können, allein auch dieser Plan sollte ihm bald zerstört werden. Zwischen Mannheim und Koblenz setzte Blücher mit der schlesischen Armee über

den Rhein, während Schwarzenberg durch die Schweiz dem südöstlichen Frankreich entgegenzog und ein preußisches Heer unter Bülow nach dem Niederrhein vorrückte, um Holland befreien zu können. Nur 150000 Mann standen damals Napoleon zu Gebot, in der Champagne trafen Blücher und Schwarzenberg zusammen, allein ein Treffen bei Brienne blieb ohne jeden namhaften Erfolg. Drei Tage nachher erfochten die Verbündeten bei La Rothière einen Sieg, dessen Wirkung auf die Stimmung nicht unbemerkt blieb. Das französische Heer verlor den Mut, allein wiederum blieb dem Kaiser Zeit sich aufzuraffen, und die Mahnung des preußischen Feldmarschalls, den Feind in seinem eigenen Nest aufzusuchen, verhallte ungehört. Rasch warf sich Napoleon auf Blüchers zweite schlesische Armee und errang dadurch Erfolge, wie er sich dieselben nicht geträumt hatte. Bei La Chaussière schlug er die Verbündeten und schlug sie innerhalb fünf Tagen in ebenso vielen glücklichen Treffen, um sich dann dadurch den Rückzug erringen zu können.

Sofort wandte sich nun Napoleon gegen die in einzelnen Abteilungen sich ihm nahenden Feinde und zwang dieselben zum Rückzug. Von neuem schöpfte das französische Volk Hoffnung und Zuversicht, und auch Napoleon glaubte nun weit strenger auftreten zu können, als dies bisher der Fall gewesen. Bei den in Chatillon eröffneten Friedensverhandlungen wäre es dem Kaiser nicht schwer gefallen, sich in dem Besitz des französischen Thrones zu erhalten, wenn er auf die übrigen mit Frankreich verbundenen Länder verzichtet hätte. Selbst in der preußischen Diplomatie ließen sich Stimmen vernehmen, die vor einem voreiligen Vorgehen warnten. Man verlangte die Herstellung der Grenzen von 1792, Napoleon wollte sein Reich von den natürlichen Grenzen nicht getrennt wissen. Noch einmal zog man den Abschluß des Bündnisses so lange hinaus, bis sich Blücher von den erlittenen Niederlagen wieder erholt, seine Streitkräfte gestärkt und bei Craonne und Laonne neue Vorteile über die französische Armee errungen hatte. Allein auch jetzt noch setzte man die Verfolgung des Feindes nur langsam und bedächtig ins Werk, während die diplomatischen Verhandlungen dagegen um so energischer betrieben wurden. Noch einmal schien alles geneigt, sich mit dem Großen auszusöhnen, allein je sicherer sich Napoleon fühlte, um so mehr verzögerte sich auch seine Entscheidung. Sein Versuch, unter den Verbündeten selbst Uneinigkeit hervorzurufen, hatte keinen Erfolg. In dem Vertrag von Chaumont erneuerten dieselben den Entschluß, nur einen gemeinschaftlichen Frieden einzugehen und bis zum Ende des Kriegs sich kampfbereit zu halten. Man brach die Verhandlungen mit Frankreich ab, Oesterreich brachte im Interesse des allgemeinen Friedens seine Verwandschaft mit dem Imperator zum Opfer und nun beschloß man den Vormarsch nach Paris.

Noch immer zeigte Napoleon nach außen eine ungebeugte Haltung. Nach einem siegreichen Kampfe bei Rheims mußte ihn die Niederlage, die er bei Arcis an der Aube erlitt, bald davon überzeugen, daß der Feind übermächtig geworden war. Unentschlossen versäumte er nun seine Zeit mit nutzlosem Hin- und Hermarschieren, und während er selbst immer noch hoffte, die Feinde von dem Zug nach Paris abhalten zu können, sahen diese um den Frieden herbeizuführen, nur die eine Möglichkeit, Paris zu besetzen. Ein Nationalkrieg und Aufruf an das Volk wäre das einzige gewesen, was Napoleon hätte retten können. Allein zu dem Volke Vertrauen zu fassen, vermochte er nicht, wenngleich der Kampf bei Fère-Champenoise am 25. März 1814 ihm deutlich zeigte, welche Kraft noch in dem Volke lag. Carnot, der nun dem Kaiser seine Hilfe anbot, erhielt von

diesem nicht den Oberbefehl über die Hauptstadt, wo er am meisten am Platze gewesen wäre, sondern des Kaisers Bruder Josef, der sofort nach Erstürmung des Montmartre durch die Verbündeten den Oberbefehl niederlegte und Paris verließ. Die Stadt mußte vertragsweise übergeben werden.

„Lange, so schildert Treitschke die Stimmung in diesen Tagen, hielten die Generäle neben den Mächten auf der Höhe und betrachteten schweigend die bezwungene Stadt; die stumpfen Türme von Notre Dame und die Kuppel des Pantheon glänzten im Abendlicht. Neunhundert Jahre waren vergangen, seit unser Kaiser Otto II. auf diesen Hügeln seine Adlerfahnen aufpflanzte und die Stadt da drunten durch die Hallelujah-Rufe seiner Streiter schreckte; seitdem waren Engländer und Spanier und auch einzelne Reiterhaufen deutscher Landsknechte bis in das Herz der französischen Macht eingedrungen, doch niemals wieder ein deutsches Heer. Wie furchtbar war dann das unglückliche Deutschland durch die Uebermacht und den Uebermut dieses bösesten aller Nachbarn mißhandelt worden, also daß schon der große Kurfürst zu der Einsicht kam, nur ein Zug nach Paris könne dem Weltteil die Staatenfreiheit, das dauernde Gleichgewicht der Mächte wiedergewinnen. Nun lag das neue Rom gebändigt, eine unabsehbare Zukunft voll friedlichen Völkerglücks schien sich aufzutun vor den entzückten Blicken des Kampfes um die Welt. Die Deutschen glaubten das Unrecht zweier Jahrhunderte gesühnt, als am nächsten Tage der Zar, der König und Schwarzenberg an der Spitze der verbündeten Heere ihren Einzug hielten durch das Martinstor, das noch an König Ludwigs Eroberungsfahrten erinnerte; darauf ging der Zug unter dem rasenden Jubel der dichtgedrängten Volksmassen die breiten Boulevards entlang nach dem Platze Ludwigs XV., wo einst die Guillotine ihre Blutarbeit getan, dann auf die Elysäischen Felder zur prunkenden Heerschau. Wer hätte sich auch nur träumen lassen, daß dieselben preußischen Fahnen noch zweimal binnen zweier Menschenalter desselben Wegs ziehen würden? Glücklicher war doch niemand als jene beiden großen Deutschen, die nun glorreich erfüllt sahen, was sie sich einst auf dem Leipziger Markt in die Hand versprochen hatten. Gneisenau schrieb: „Was Patrioten träumten und Egoisten belächelten, ist geschehen.“ Stein aber sagte in seiner wuchtigen Weise: „Der Mensch ist am Boden.“

Noch an demselben Tage fand in Talleyrands Hause eine Beratung über die künftige Verfassung Frankreichs statt. Noch hatte man sich nicht darüber entschlossen, wer in Zukunft das Regiment erhalten sollte. Alexander hatte wiederholt die Ansicht geäußert, daß einzig und allein der Wunsch der Franzosen betreffend eine Friedensschließung den Ausschlag geben werde.

„Indessen genossen die Sieger in vollen Zügen die Freuden des üppigen hauptstädtischen Lebens. Den Parisern brachte die Eroberung durchaus kein Ungemach, da die Alliierten aus zärtlicher Schonung gegen die Gefühle der Besiegten ihre Truppen längere Zeit auf den Plätzen bivouakieren ließen, sondern nur Gelegenheit zu leichtem Gewinn. Viele reiche englische Familien eilten an die Seine zu den lang entbehrten Genüssen der Stadt des Vergnügens. Das Geld floß in Strömen. Die Cafehäuser in den Galerien des Palais Royal und die Spielhöllen an den Boulevards freuten sich der glänzenden Geschäfte und der guten Kundschaft des preußischen Feldmarschalls, der nach vollbrachter Kriegsarbeit das Blüchern nicht mehr lassen konnte; allabendlich saß er stundenlang mit Frack und Ordensstern über den geliebten Karten, mit kaltblütiger

Ruhe seine Geldrollen setzend, am grünen Tische ebenso kühn und glücklich wie im Kriege. Ganz unbegreiflich blieb den an die Roheit der Konskribierten gewöhnten Franzosen der Charakter des preußischen Volksheeres. Sie schüttelten den Kopf, wenn die preußischen Freiwilligen, fast so eifrig wie ihr Kronprinz, zu den Kunstschätzen des Louvre wallfahrteten. Kein Murillo und kein Rafael zog diese teutonische Jugend so unwiderstehlich an wie Memlings Weltgericht, mit der fürchterlich ernsten Gestalt des richtenden Erzengels, — jenes „Danziger Bild", das Napoleon aus der Marienkirche geraubt hatte; hier standen die jungen Deutschen immer dicht gedrängt, als ob sie sich mitten in der welschen Herrlichkeit ihres heimischen Wesens recht bewußt werden wollten. Für das stille Gefühl der Beschämung, das sie doch nicht los werden konnten, rächten sich die Pariser nach ihrer Weise durch Kouplets und Karrikaturen.

Der Zar war die gefeiertste Persönlichkeit in ganz Paris. Steins Einfluß sank von Tag zu Tag mehr und Alexander gebärdete sich wie ein Mann, von dem das Wohl und Wehe von ganz Europa abhänge. Ebenso suchte nun das englische Kabinet die Freundschaft der Franzosen zu gewinnen, und Oesterreich steuerte offenbar in derselben Richtung. Preußen stand mit seinem Verlangen, den Sieg nach allen Seiten hin rücksichtslos auszunutzen, bald ganz vereinzelt da, und die Veränderung der Verhältnisse zeigte sich auch alsbald deutlich bei den Verhandlungen mit Napoleon. Am 25. März hatte Coulaincourt an Metternich geschrieben, daß er Vollmacht habe, den Frieden zu unterzeichnen. Allein derselbe traf zu spät ein. Sofort nach ihrem Einzug hatten die Verbündeten erklärt, daß sie nicht mehr mit Napoleon unterhandeln werden, und der Senat war aufgefordert worden, eine vorläufige Verwaltung einzusetzen. Diese Verwaltung nun sprach sofort die Absetzung des Imperators aus.

Napoleon hatte nicht den Mut gefunden, nun da er vor seinem Untergang stand, seinem Leben ein Ziel zu setzen. Am 11. April unterzeichnete er seine Abdankung. Hardenberg hatte geraten ihn in ein fernes Exil zu verweisen; das preußische Kabinet hatte St. Helena als den besten Verbannungsort vorgeschlagen. Kaiser Franz wollte seinen Schwiegersohn nicht gänzlich ins Verderben stürzen und Alexander war gesonnen, hier nun einmal seinen ganzen Edelmut zu zeigen. So faßte man denn den mehr als törichten Entschluß, den Gewaltigen auf die Insel Elba zu verbannen. Würde und Rechte eines souveränen Fürsten ließ man ihm.

Mit dem Einzug des fremden Heeres in Paris erreichten denn auch die Bourbonen das Ziel ihrer langjährigen Wünsche, die Rückkehr in die Heimat. Alexander hatte gehofft, durch einen Beschluß der französischen Nation die Bourbonen wieder zurückrufen zu können, allein der Prätendent dachte in Gemeinschaft mit seinem Bruder Artois anders, Ludwig konnte es dem Zaren nicht vergessen, daß dieser ihn aus Mitau ausgewiesen hatte, und trug absichtlich seine Vorliebe zu England, dem Nebenbuhler Rußlands, zur Schau; hier ward ihm wohl bei dem hart reaktionären Prinzregenten und seinen Hochtorys, die von dem göttlichen Rechte des französischen Königtums so fest überzeugt waren. Mit der Versicherung, daß er die Wiederherstellung seines Hauses nächst Gott diesem großen Reiche verdanke, verließ er England an Bord einer britischen Flotte, trat in Frankreich sofort als der rechtmäßige König auf, verkündete noch unterwegs, trotz der persönlichen Abmahnungen des Zaren, seinen Entschluß, den getreuen Unterthanen kraft seines königlichen Rechts eine Charte zu schenken, und langte am 3. Mai in Paris an. Wie er so in seine Hauptstadt einfuhr, der dicke, gichtbrüchige Greis, auf dem Rücksitz

die beiden noch älteren Herzoge von Condé und Bourbon, der eine von ihnen fest eingeschlafen, da fragten die verwundert zuschauenden Offiziere, ob dies Greisenregiment die Herrschaft eines Napoleon antreten solle. Und dann jenes sonderbare Gegenstück zu den majestätischen Siegesfesten des Soldatenkaisers, die Heerschau vor den Tuilerien, droben auf dem Altane der alte Herr in seinem Lehnstuhle, drunten die Truppen gehorsam ihr Vive le Roy rufend, und zuletzt ein gnädiges Kopfnicken des Königs. Der Bourbone fühlte sich seines Thrones völlig sicher, trat den Verbündeten mit naiver Anmaßung entgegen, beanspruchte als vornehmster Fürst der Christenheit in seinem eigenen Schloß den Vortritt vor den drei Monarchen, denen er alles verdankte."

Wenn nun auch bei den Verbündeten die Notwendigkeit feststand, um der europäischen Ruhe willen den Imperator zu beseitigen, so konnte man am Ende doch der Einsetzung des „Königs von Rom" als Regenten nichts entgegensetzen; auf weiten Umwegen nur vermochte Artois, des Königs Bruder, von der Schweiz aus nach Vesoul und Nancy vorzudringen; in Bordeaux nahm Bensford im Namen des englischen Königs Besitz von der Stadt. Erst nach dem Einzug der Verbündeten gelang es einigen bourbonistischen Agenten, die Einsetzung Ludwigs XVIII. durchzuführen.

Namentlich das Werk Talleyrands war es, daß nun im April 1814 eine provisorische Regierung niedergesetzt wurde, welche bis zur Herstellung einer neuen Ordnung die Staatsgeschäfte leiten sollte. Auf den Antrag dieser Regierung hin sprach dann am 2. April 1814 der Senat die Thronentsetzung Napoleons aus und entband das Volk seines Eides der Treue. Zugleich hatte man eine Kommission gewählt, um einen Gesetzesentwurf vorzubereiten, und es galt nun, die Stadt und das Land für die Senatsverfassung und die Wiedereinsetzung des „legitimen" Königshauses zu bearbeiten. In diesen Tagen erfuhr Napoleon, wie kurz die Volksliebe sei; überall bestrebte man sich nun offenbar Namen und Andenken Napoleons zu schmähen, wo man nur konnte, und den Siegern Unterwürfigkeit zu zeigen.

Indessen verweilte Napoleon mit wenig Getreuen in Fontainebleau. Auf die Kunde von seiner Absetzung hin wollte er nach Paris aufbrechen und seine Soldaten waren bereit ihm zu folgen, allein seine Marschälle rieten ihm davon ab. Einige Gesandte gingen nun, von ihm abgeschickt, nach Paris; Talleyrand benahm sich zurückhaltend, Alexander schien nicht abgeneigt, auf die Anerbietungen Napoleons einzugehen. Aber am Ende mußte auch er auf dem Verlangen unbedingter Thronentsagung bestehen, und so sehr auch Napoleon nach einem andern Ausweg suchen mochte, er fand keinen. Er mußte die unbedingte Entsagungsnote unterzeichnen, nach welcher er die Insel Elba zum Eigentum mit einem jährlichen Einkommen von 2 Millionen Francs erhielt, und 400 Mann seiner Garde mit sich nehmen durfte.

Am 30. Mai 1814 wurde zwischen Talleyrand und den Verbündeten der Pariser Friede abgeschlossen, nach welchem Frankreich den Gebietsumfang von 1792 nebst den Enklaven von Avignon, Venaissin und Mömpelgard, mit einem Landzuwachs im Osten, einem Landstrich an der belgischen Grenze mit der wichtigen Maasfestung Givet und einer Ausdehnung des Elsaß über die altpfälzischen Gebiete, die zwischen der Weißenburger Linie und der Festung Landau liegen erhielt. Mit einer solchen Grenzbestimmung waren freilich weder die Franzosen noch die Deutschen recht einverstanden, zumalen auch die Provinzen, die Frankreich an England, Portugal und Schweden verloren hatte, zurück-

gegeben werden sollten. Zugleich bestimmte man, daß innerhalb zwei Monaten von allen Regierungen Bevollmächtigte nach Wien gesandt werden, um auf einem allgemeinen europäischen Kongreß die Ordnung und Neugestaltung der Dinge zu beraten. Dann verließen die fremden Heere den Boden Frankreichs, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen setzten über den Kanal um ihrem Verbündeten in London einen Besuch abzustatten. Siegeszeichen, welche die Franzosen in früheren Kriegen mit sich nach Paris genommen hatten, wie die Viktoria von dem Brandenburger Tor in Berlin, brachte man wieder in die Heimat zurück.

Der Wiener Kongreß.

Eine glänzendere Versammlung als den Wiener Kongreß hatte die Welt seit dem Konstanzer Konzil nicht gesehen. Die ganze Herrlichkeit des alten Wesens, die durch die Revolution und die kriegerischen Umwälzungen der letzten zwei Jahrzehnte so unsanft an den Anbruch einer neuen Zeit erinnert worden, konnte sich noch einmal entfalten, und die Frivolität und Gedankenarmut der herrschenden Kreise überwand bald die Erinnerungen selbst an diese ergreifenden Erschütterungen. In der vornehmen Gesellschaft zu Wien herrschte bald wieder der alte leichte Esprit, die frivole Genußsucht, die raffinierte Eleganz und auch die leere Fadheit, wie sie einst in den französischen Salons vor der Revolution gewaltet. Damit vertrug sich sehr wohl der legitimistische, reaktionäre, frömmelnde Ton und Anstrich, der als Rückschlag der Revolution allerwärts Mode wurde. Und wie die Sitten und Lebensanschauungen der vornehmen fürstlichen, höfischen und diplomatischen Kreise wieder ganz an die alte Zeit anknüpften, so zeigte auch die Staatskunst des Wiener Kongresses wenig schöpferischen Geist und reformatorisches Streben. Mit bewundernswerter Gemütsruhe und Unbefangenheit ignorierte man die Zeichen der Zeit, die Stimmungen und Bewegungen der Völker, die Umwälzungen, die im politischen Leben und Denken der Nationen vorgegangen. Ueber die ganze Summe welterschütternder Fragen, die damals an die Weisen und Mächtigen der Erde herantraten, setzte man sich leicht hinweg, indem man die notwendigsten Gebietsverteilungen ordnete, die legitimen Fürstenhäuser auf die verlorenen Throne zurückführte, das alte System des europäischen Gleichgewichts nach Kräften herstellte, der Politik der Restauration und Reaktion allenthalben möglichst vollständig zum Sieg verhalf und die neue Weltordnung dauernd begründet zu haben glaubte, wenn man für den Augenblick notdürftig Ruhe geschafft. Die geistige Ermattung und Abspannung, die nach einem Vierteljahrhundert voll Aufregung und Erschütterung einem Gesetze der Natur entsprach, zeigte sich aufs Klarste in den dürftigen geistesarmen Schöpfungen des Wiener Kongresses, namentlich in der Ordnung der deutschen und italienischen Verhältnisse. Auch in einzelnen Fragen, wo sich ein lebendiges europäisches Gemeingefühl, das Bewußtsein solidarischer Interessen der Staatsgesellschaft, das Streben nach einem friedlichen internationalen Verkehr oder der Erfüllung gemeinsamer Kulturaufgaben kundgab, wurden doch nur matte Anläufe genommen, so in der Frage der Schiffahrt auf den konventionellen, mehreren Staaten

gemeinsamen Flüssen, so in der Einigung über die Abschaffung des Negerhandels. Immerhin aber ward damit eine der alten Zeit fremde Bahn gebrochen, „für eine lange Reihe von Verträgen, welche das Netz des völkerverbindenden Verkehrs immer enger flochten, den Rechtsschutz für die Ausländer immer sicherer stellten.“ Die territorialen Abmachungen des Wiener Kongresses zeigten im Grunde dasselbe willkürliche Schalten mit Kronen und Völkern, wie es die revolutionäre Staatskunst Napoleons kennzeichnet, dieselbe Geringschätzung des historisch Gewordenen und national Zusammengehörigen, dieselbe rein statistisch-mechanische Betrachtungsweise der Völker, denselben Handel mit Köpfen und Seelen. „Man machte in Wien,“ sagt Germinus, „Staaten wie Fabrikwaren schnell fertig, aber gebrechlich. Die monarchische Anhänglichkeit aller treuen Untertanen, die sittliche Tüchtigkeit der Stämme wog nicht in der Schale, sondern es galt nur um die Bilanz der Kopfzahl oder der Steuerfähigkeit. Das Recht und der Besitz der Unabhängigkeit der Völker war nicht geachtet, wo sie ungelegen war. Die Anziehungs- und Abstoßungskraft des nationalen Instinkts, die mächtigste Kraft in lebensfähigen Völkern ward nicht angeschlagen.“ Die Gemeinsamkeit der Sprache war so wenig ein Grund für Staatenbildungen wie die Verschiedenheit der Religionen oder Rassen ein Hindernis. Das Wiener Kongreßwerk zeigte auf jedem Blatte seinen napoleonischen Charakter und die Aera des ewigen Friedens, die Optimisten und Idealisten daraus hervorgehen sahen, erwies sich denn auch nach wenigen Jahren schon als ein frommer Traum. So wenig, wie die nationalen Bedürfnisse der Völker befriedigt wurden, ist der Wiener Kongreß auch den freiheitlichen Forderungen gerecht geworden. Die volkstümlichen Verfassungen, konstitutionellen Ordnungen und bürgerlichen Freiheiten, die den ermüdeten und getäuschten Völkern vielfach versprochen wurden oder gewahrt werden sollten, gingen bald in der allgemeinen Reaktion unter. Die gegebenen Verfassungen wurden verkümmert, die versprochenen nicht gewährt.

Unter dem glänzenden und rauschenden Treiben des Kongresses wollten die ernsten, mühsamen Arbeiten lange nicht in Fluß kommen. Die Welt erfuhr monatelang fast nichts von staatsmännischen Verhandlungen, dafür staunte sie aber über die glanzvollen Schilderungen der Feste und Lustbarkeiten aller Art. In einem steten Rausche wechselten Privatbälle und Hofredouten, Maskeraden und lebende Bilder, Feuerwerke und Karussells, Jagden, Wagen- und Reiterzüge, Musterungen und Feldübungen der Truppen; heute ein wenig passendes Totenamt für Ludwig XVI., am Abend Ball, am andern Tag eine prachtüberladene Schlittenfahrt. Die Staffage in diesem großen Zeitbilde war von der außerordentlichsten Mannigfaltigkeit. In dem engen Stadtraum von Wien zusammengedrängt wogten so viele Fürsten mit ihrem Gefolge, so viele literarische, kriegerische und politische Größen, der prunksüchtige Adel von Oesterreich, Ungarn und Böhmen mit seinen fremden Gästen, die leichtfertigen Witzlinge des Salons, die deutschtümelnden oder weltbürgerlichen Sonderlinge, Wüstlinge und Abenteurer, Gaukler und Spieler, Tänzer und Sänger in Masse durcheinander; die verfeinerten Leidenschaften des Westens kreuzten sich mit den roheren der halborientalischen Großen. Auf dem glatten Parkett der Wiener Salons wogte nun diese bunte glänzende Gesellschaft: Kaiser, Könige und Fürsten, Prätendenten, ernste Staatsmänner und leichtfertige, intriguante Diplomaten, Standesherren, Reichsritter, Geistliche und Gelehrte, Gauner und Abenteurer, vornehme und kokette Damen, alles drängte sich herzu, was unter den großen Umwälzungen gelitten, was gerechte und ungerechte Hoffnungen hatte, in diesem Ränkespiel etwas zu erwerben,

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17.

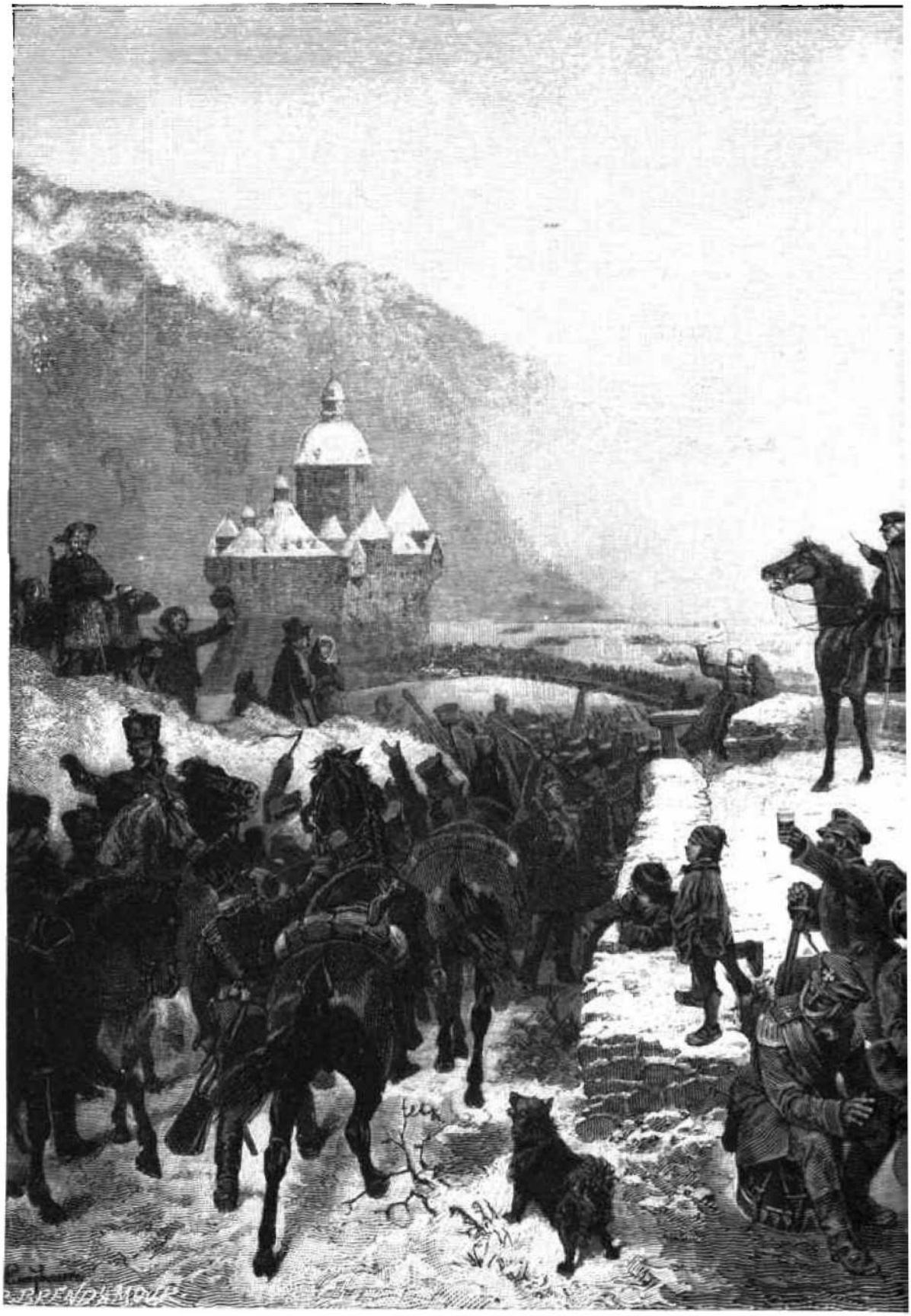
1. Kaiſer Franz von Oeſterreich. — 2. Kaiſerin von Oeſterreich. — 3. Herzog von Leuchtenberg. — 4. Alexander, Kaiſer von Rußland. — 5. Königin von Bayern. — 6. Friedrich Wilhelm, König von Preußen. — 7. Ludwig, Kronprinz von Bayern. — 8. Freiherr von Tettenborn. — 9. Prinz von Ligne. — 10. Kaiſerin von Rußland. — 11. Maximilian, König von Bayern. — 12. Herzog von Wellington. — 13. Freiherr vom Stein. — 14. Fürſt von Metternich. — 15. Fürſt von Talleyrand. — 16. Wilhelm von Humboldt. — 17. Fürſt von Hardenberg.

Feſt beim Fürſten Metternich während des Wiener Kongreſſes. Von J. Weiſer.

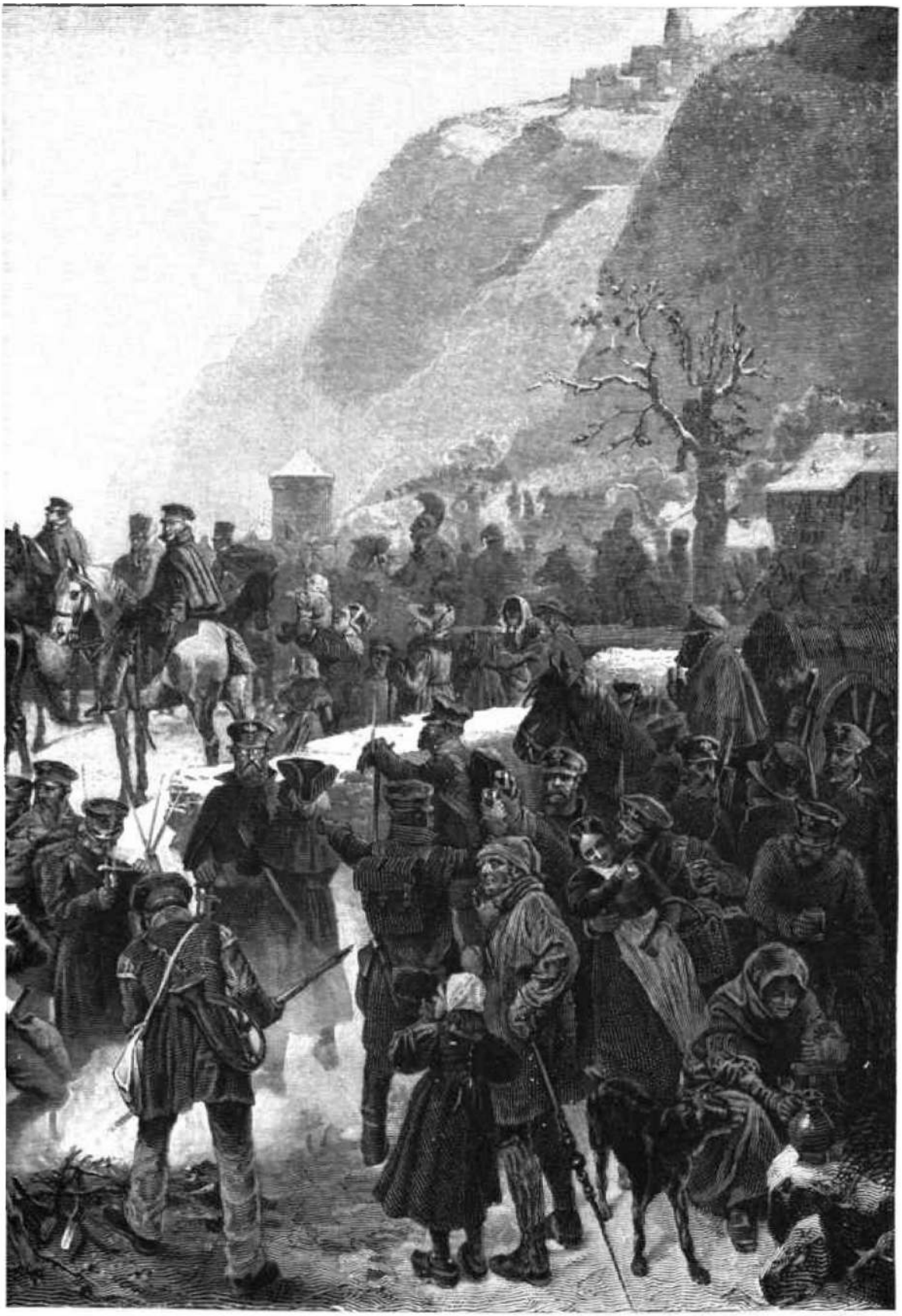
und wer begierig war, sich wieder einmal in dem glänzenden Treiben der alten aristokratischen Welt zu ergehen. Den Mittelpunkt der erlauchten Gesellschaft bildete der Gastgeber Kaiser Franz von Oesterreich, der mit dem vielgerühmten äußeren Schein des biedern, treuherzigen, einfachen, gemütlichen Wesens viel kalte Berechnung, Schlauheit, Herzenshärte und Mißtrauen verband. Von großen Monarchen war außer dem Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. der Schwarm kleiner deutscher Fürsten fast vollständig anwesend. Der achtzigjährige Prinz von Ligne, der Spaßmacher des Kongresses, ergötzte die vornehmen Gäste durch seine witzigen Einfälle, und gab schließlich der Versammlung ein Schauspiel, das, wie er sagte, ihr doch kein anderer bieten könne, nämlich das Schauspiel des Leichenbegängnisses eines österreichischen Feldmarschalls, als Abwechslung in der eintönigen Flucht der glänzenden Lustbarkeiten. Mitunter erbaute sich die vornehme Gesellschaft auch an den derben Kapuzinaden des Mönches und Schicksalstragöden Zacharias Werner.

Die Eröffnung des Kongresses wurde länger hinausgeschoben als man ursprünglich beabsichtigt hatte. Erst im September fanden sich alle Bevollmächtigten in Wien ein und auch dann noch ging man nicht sofort ernstlich an die Geschäfte. Den offiziellen Mittelpunkt und geschäftsleitenden Ausschuß bildeten Oesterreich, Preußen, Rußland, England, Frankreich, Schweden, Spanien, Portugal. Der Ausschuß freilich trat niemals recht in Geltung. Es gelang Talleyrand bald, die Dinge so zu verwirren, daß niemand mehr über den eigentlichen Stand der Dinge klar werden konnte. Die Frage, welche Mächte an den Entscheidungen über die einzelnen Fragen teilnehmen sollten, wurde immer unklarer. Die offiziellen Verhandlungen erlitten durch allerhand geheime und persönliche Abmachungen Schädigungen und während am Ende der große europäische Ausschuß nur Geschäfte formaler Art zu erledigen hatte, lag dagegen der Schwerpunkt der Verhandlungen in den Konferenzen der einzelnen Staatsmänner.

Unter den territorialen Fragen war es namentlich die sächsische, mit welcher sich der Kongreß eingehend zu beschäftigen hatte. Preußen hatte ein großes Interesse daran, das Land zu erwerben, in den Handels- und Gewerbekreisen Leipzigs wäre man mit einer Vereinigung mit Preußen vollständig einverstanden gewesen, aber Adel und Beamten wollten davon nichts wissen und Talleyrand und Metternich waren eifrig bemüht, diese Stimmung zu steigern. In engem Zusammenhang damit stand die polnische Frage; allein dieselbe trat bald wieder hinter die sächsische Frage zurück, über welche sich die Verhandlungen immer mehr und mehr zuspitzten. Von der österreichisch-französischen Politik war nicht zu erwarten, daß sie den Besitz Sachsens Preußen gönnen werde; Metternich brachte den Gedanken an eine Teilung in Anregung, allein Hardenberg wies dieses Ansinnen anfangs entschieden zurück, und durch die verschiedenen diplomatischen Verhandlungen spitzte sich die Sache allmählich so zu, daß man die Entscheidung nur durch die Waffen glaubte herbeiführen zu können. Metternich hegte den Plan eines Deutschen Bundes ohne Preußen, und aufs neue betrieb man nun die Kriegsrüstungen. Zwischen Frankreich, England und Oesterreich kam nun ein förmliches Bündnis, angeblich zur gegenseitigen Verteidigung, zustande. In Polen, Böhmen, den Niederlanden und am Rhein zog man Truppen zusammen, und schon hatte man Wrede zum Feldmarschall der Liga bestimmt, da besann man sich im letzten Augenblick doch noch, es bis zum äußersten kommen zu lassen. Von England und Preußen aus machte man alle nur irgendwie möglichen Zugeständnisse; Hardenberg suchte sich mit dem Gedanken an eine



Blüchers Rheinübergang bei
Nach dem Gemälde von W. Camps



ıß in der Neujahrsnacht 1814.
ı im ſtädtiſchen Muſeum zu Breslau.

Teilung Sachsens vertraut zu machen, und anfangs Februar 1815 kam eine definitive Verständigung über die sächsisch-polnische Frage zustande.

Preußen erhielt die Hälfte von Sachsen mit Torgau, Merseburg, Naumburg, Zeitz und anderen Städten, mit Ausnahme von Leipzig; ein Teil des Großherzogtums Warschau mit Danzig, Schwedisch-Vorpommern mit Rügen, die alten Besitzungen in Westfalen, sowie das Großherzogtum Niederrhein fielen ihm zu. Oesterreich erhielt außer seinem alten Besitztum Mailand, das ihm im Frieden von Campo Formio übergebene Venetien, die illyrischen Provinzen Salzburg, Tyrol und Galizien.

Um im Norden gegen Frankreich geschützt zu sein, beschloß man die Vereinigung Hollands und Belgiens zu einem Königreich der Niederlande, in welchem Wilhelm von Oranien als souveräner König eingesetzt werden sollte. In Italien bekamen die von Frankreich ihrer Fürstentümer beraubten Fürstenhäuser dieselben wieder ungeschmälert zurück. Großbritannien wußte sich durch den Besitz von Gibraltar und die Erwerbung von Malta die Herrschaft im mittelländischen Meere zu sichern, die besten holländischen Kolonien blieben ihm, ebenso wie die französischen Besitzungen in der westindischen Inselwelt. Der Thron von Spanien wurde an König Ferdinand VII. zurückgegeben, und in Portugal trat die Familie der Braganza wieder in ihre Rechte.

Rußland hatte sich durch Finnland, Bessarabien, einen Teil der Moldau und andere Besitzungen gestärkt; in dem mit ihm als Königreich Polen verbundenen Großherzogtum Warschau führte Alexander eine freie konstitutionelle Verfassung ein; Krakau wurde ein Freistaat unter dem Schutze Oesterreichs, Rußlands und Preußens, während man über die Orientfrage nicht ins Reine kommen konnte.

Noch aber war die Frage nicht entschieden, wie sich Deutschland in seiner Gesamtheit konstituieren werde. Die Nation, nachdem sie solche Opfer gebracht, verlangte etwas anderes als eine Reihe lose zusammenhängender Staaten, allein in welcher Weise man dieselben fest und innig vereinigen sollte, darüber waren die Ansichten die verschiedensten. Man hatte die Angelegenheit der deutschen Verfassung einem Fünfer-Ausschuß: Oesterreich, Preußen, Bayern, Hannover und Württemberg übertragen. Allein so frisch auch dessen Verhandlungen mit dem „konzentrierten" Entwurf begonnen hatten, so kamen dieselben doch immer mehr ins Stocken und erst die Kleinstaaten brachten die Verfassungsfrage wieder in Fluß. Neunundzwanzig souveräne Fürsten und freie Städte übergaben den Großmächten eine Note, welche ihre Rechte, an der Vereinbarung der Bundesverfassung teilzunehmen, feststellte, an der Spitze des Bundes einen Kaiser begehrte und die Notwendigkeit landständischer Verfassungen anerkannte. So hoch auch das Ziel war, welches dieses Programm verfolgte, so hatte es einstweilen doch kein Resultat, und erst im folgenden Jahre nahm man die Verfassungsfrage wieder ernstlich auf. Am 8. Juni 1815 kamen endlich die Bundesakte zum Abschluß und wurden als Bestandteil der Wiener Kongreßakte unter den Schutz der europäischen Mächte gestellt. Die Zahl der Bundesstaaten war 39, die sich indessen im Laufe der Zeiten durch Ländervereinigung auf 35 reduzierte. Das Organ der Bundesgewalt war der Bundestag, der in Frankfurt seinen Sitz hatte; den Vorsitz in der Bundesversammlung sowie die Vertretung des Bundes nach außen hatte Oesterreich übernommen.

„So entstand", sagt Treitschke, „in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung, die Bundesakte, die unwürdigste Verfassung, welche je einem großen Kulturvolk von eingeborenen Herrschern aufgelegt ward, ein Werk, in mancher Hinsicht noch kläglicher als

das Gebäude des alten Reichs in den Jahrhunderten des Niedergangs. Ihr fehlte jene Majestät der historischen Größe, die das Reich der Ottonen noch im Verfall umschwebte. Blank und neu stieg dies politische Gebilde aus der Grube, das Werk einer kurzlebigen, in sich selbst verliebten Diplomatie, die alle Erinnerungen des eigenen Volkes vergessen hatte; kein Rost der Jahrhunderte verhüllte die dürftige Häßlichkeit der Formen. Von Kaiser und Reich sang und sagte das Volk: bei dem Namen des deutschen Volkes hat niemals ein deutsches Herz höher geschlagen. Unter den Bundesstaaten hatten nur sechs der kleinsten ihren Besitzstand seit zwanzig Jahren nicht verändert, selbst das geduldigste der Völker konnte an die Legitimität einer zugleich so neuen und so willkürlichen Länderverteilung nicht mehr glauben. Dieselbe Fremdherrschaft, die das alte Reich zu Grunde gerichtet, belastete auch den neuen Bund. Oesterreichs Uebermacht hatte sich seit den Tagen Friedrichs erheblich verstärkt, sie war jetzt um so schwerer zu brechen, da sie ihren Einfluß mittelbar ohne die herrischen Formen des Kaisertums ausübte. Die auswärtigen Diplomaten lächelten schadenfroh: wie schön, daß wir Oesterreich und Preußen zusammengekoppelt und dadurch geschwächt haben. Das alte Reichsrecht sprach doch noch von einer deutschen Nation; die Vorstellung mindestens, daß alle Deutschen ihrem Kaiser treu, hold und gewärtig seien, war niemals ganz verschwunden. Die neue Bundesakte wußte gar nichts mehr von einem deutschen Volke, sie kannte nur Bayern, Waldecker, Schwarzburg-Sondershausener Untertanen, jene deutschen Fürsten, welche nach Gefallen zu einem völkerrechtlichen Vereine zusammengetreten waren. Die Nation mußte den Becher der Demütigung bis zur Hefe leeren; jene württembergische Mahnung: „man werde doch nicht aus verschiedenen Völkerschaften sozusagen eine Nation bilden wollen," hatte vollständig Recht behalten. — Die Nation nahm das traurige Werk mit unheimlicher Kälte auf. Wer überhaupt davon redete, sprach seine grimmige Entrüstung aus. Die wenigen Artikel über Volksrechte, an denen der öffentlichen Meinung zumeist gelegen war, enthielten so leere, so windige Versprechungen, daß sogar diese gutherzige Nation anfangen mußte, an den bösen Willen ihrer Machthaber zu glauben. Wie sonderbar nahm sich neben den unbestimmten Phrasen über Preßfreiheit, Handelsfreiheit, Landstände die genaue Aufzählung der Privilegien der Mediatisierten und der Thurn- und Taxisschen Postrechte aus. Und zu alledem das Kläglichste: die Bundesakte war gar keine Verfassung, sondern enthielt nur die niemals ausgeführten Grundzüge eines künftigen Bundesrechts."

Die Rückkehr Napoleons und der zweite Pariser Friede.

Mitten hinein in all diese diplomatischen Verhandlungen drang die Kunde von der Landung Napoleons an der Südküste Frankreichs. Als Napoleon die Mißgriffe der Bourbonen erfuhr, als er von seinen Anhängern, mit denen er in regem Verkehr stand, über die Stimmung im Volke unterrichtet wurde, da beschloß er noch einmal sein Glück zu versuchen. In Wien hatte man schon jetzt an die Möglichkeit gedacht, Napoleon nach der Insel St. Helena zu verbringen; der Imperator wußte es, er kannte den Zwiespalt der sich in dem Wiener Kongreß bemerklich machte, wußte wie es in Frankreich und Italien

gärte, und rasch entschlossen landete er am 1. März 1815 mit neunhundert Soldaten bei Cannes. Eine pomphafte Proklamation verkündete seine Landung, überall gingen die Truppen zu ihm über, ratlos und bestürzt verließen die Bourbonen zum zweiten Male den heimatlichen Boden.

Die Herrschaft der hundert Tage begann für Napoleon unter den glücklichsten Anzeichen. Lucien Bonaparte gab dem Kaiser den Rat, einen Volkskrieg mit demokratischen Massen zu organisieren, allein hierzu konnte sich Napoleon nicht entschließen, und wenn er es auch anfangs über sich gewinnen mochte, durch Gewährung der Preßfreiheit und anderer Privilegien der herrschenden Zeitströmung Rechnung zu tragen, so mußte man doch bald erkennen, daß es ihm damit nur wenig ernst war.

Die Nachricht von Napoleons Rückkehr brachte große Verwirrung in den Wiener Kongreß. Oesterreich und Rußland schienen nicht abgeneigt, mit Napoleon aufs Neue in Unterhandlungen zu treten, und nur die Unbesonnenheit Murats war es, welche bald entscheidend in den Gang der Dinge eingreifen sollte.

Murat war nach dem russischen Feldzug nach Neapel zurückgekehrt. Bald glaubte er, durch alle möglichen Vorgänge bestimmt, gegen Napoleon Hilfe in einem Bündnis mit Oesterreich suchen zu sollen, zog zur Belagerung Anconas und der Engelsburg in Rom aus, während Eugen Beauharnais nur mit Mühe der österreichischen Uebermacht Widerstand leistete. Allein nach Napoleons Sturz zogen die Oesterreicher in Venedig ein, eine provisorische Regierung wurde eingesetzt und überall, in der Lombardei, wie in Italien, suchte man alle Spuren napoleanischer Herrschaft zu vertilgen.

Murat hatte indessen durch alle diese Wechselfälle beunruhigt, Frieden mit Napoleon geschlossen; die Verbündeten hegten Mißtrauen gegen ihn, auf dem Wiener Kongreß ließ man seine Gesandten nicht zu und die Aussicht auf Erhaltung seines neapolitanischen Königreichs schwand immer mehr. So faßte er denn den Entschluß, seine Sache mit derjenigen Napoleons zu verbinden; auf die Kunde von der Abfahrt Napoleons von Elba rückte er mit 30 000 Mann nach dem Kirchenstaat vor, allein wenn er auch augenblicklich einigen Erfolg errang, so mußte er doch bald, als ihm nun ein an Zahl weit überlegenes österreichisches Heer entgegenrückte, seine veränderte Lage erkennen. In dem zweitägigen Treffen bei Tolentino am 2. und 3. März 1815 wurde er besiegt und eilte nach Neapel, um dort Rettung zu finden. Allein von seinen Friedensanträgen wollte man österreichischerseits nichts wissen, und gerade sein Vorgehen mahnte die Verbündeten an eine einheitliche und strenge Beobachtung ihrer diplomatischen Verhandlungen gegen Napoleon. Dieser versuchte jetzt vergeblich Unterhandlungen mit England und Rußland anzuknüpfen. Schon im März wurde Napoleon für einen Feind und Störer des Weltfriedens erklärt und militärische Rüstungen im großen Maßstabe zeigten an, daß man dementsprechend gegen ihn vorgehen werde.

Noch stand an der belgisch-französischen Grenze ein preußisch-sächsisches Heer und in den Niederlanden lagen englisch-holländisch-hannoversche Truppen. Man durfte wohl einen Angriff nach dieser Seite hin von Napoleon erwarten. Blücher und Wellington erhielten den Oberbefehl über die dort aufgestellten Truppen, über eine halbe Million Soldaten setzte man gegen den Imperator in Bewegung. Dieser glaubte nun nicht mehr lange zögern zu dürfen, und so rückte er dann, ohne Kriegserklärung mit vier Armeekorps gegen die Niederlande vor, drängte bei St. Amand und Ligny die Preußen nach tapferster Gegenwehr zurück und in der Schlacht bei Quatrebas hielt Ney mit Erfolg

dem Heere Wellingtons stand. Allein Napoleon verstand es nun nicht mehr seine Erfolge auszunutzen. Dagegen verabredeten die Verbündeten, am 17. Juni, am nächsten Tage die Schlacht zu erneuern. Die Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo am 18. Juni 1815 entschied über Napoleons Geschick.

„So verworren und unfertig die Doppelschlacht am 16. Juni verlaufen war," sagt Treitschke, „ebenso einfach großartig gestaltete sich der Gang der Ereignisse am 18. Wellington hatte mit Kennerblick eine feste defensive Stellung gewählt, wie er sie von Spanien her liebte. Sein Heer hielt auf einem langgestreckten niederen Höhenzug, der, von Westen nach Osten streichend, etwa in der Mitte, bei dem Dorfe Mont St. Jean von der wohlgepflasterten Brüsseler Landstraße senkrecht durchschnitten wird. Auf diesem engen Raume von kaum 5000 Schritt Länge standen die Truppen dicht zusammengedrängt, mehr als 30000 Deutsche, 24000 Engländer, über 13000 Niederländer, zusammen 68000 Mann, auf der Rechten Lord Hill, im Zentrum der Prinz von Oranien, auf dem linken Flügel General Picton. Ein tief eingeschnittener, von Hallen eingefaßter Querweg lief der Front entlang. Im Rücken des Heeres fiel der Boden sanft ab, so daß die Mehrzahl der Regimenter dem anrückenden Feinde verborgen blieb, weiter nördlich lag an der Landstraße der dichte, von zahlreichen Wegen durchzogene Wald von Soignes, der für den Fall des Rückzugs eine gute Deckung bot. Der Herzog blieb während vieler Stunden im Zentrum bei Mont St. Jean; hier unter einer Ulme, auf einer Bodenwelle neben der Landstraße, konnte er fast die ganze Aufstellung überblicken und nach seiner Gewohnheit alles unmittelbar leiten. Einige hundert Schritt vor der Front lagen wie die Vorwerke einer Festung drei stark besetzte Positionen; vor der Rechten das Schloß Gourmont inmitten der alten Bäume seines Parks, von hohen Mauern umschlossen, vor dem Zentrum an der Landstraße das Gehöfte La Hage Sainte, vor dem äußersten linken Flügel die weißen Häusergruppen von Papelotte und La Hage. Die Straße fällt südlich von Mont St. Jean sanft ab, führt dann völlig eben durch offene Felder und steigt eine starke halbe Stunde weiter südlich, nahe bei dem Pachthofe La Belle-Alliance, wieder zu einem anderen niederen Höhenzug empor, so daß das Schlachtfeld eine weite, mäßig eingetiefte Mulde bietet, die allen Waffen den freiesten Spielraum gewährt.

„Auf diesen Höhen bei Belle-Alliance stellte Napoleon sein Heer auf. Reille zur Linken, Erlon zur Rechten der Straße, dahinter bei Rossomme die Reserve; sein Plan war einfach, durch einen oder mehrere Frontalangriffe die Linien der Engländer zu durchbrechen, wo möglich an der schwächsten Stelle, auf ihrem linken Flügel. Da die unsicheren Feuerwaffen jener Zeit dem Angreifer erlaubten, mit ungebrochener Kraft nahe an den Verteidiger heranzugelangen, so hoffte der Imperator durch ungeheure Massenschläge den zähen Gegner niederzuringen. Seine Kriegsweise war während der letzten Jahre immer gewaltsamer geworden, heute vollends, in der fieberischen Leidenschaft des verzweifelten Spieles zeigte er die ganze Wildheit des Jacobiners, ballte viele Tausende seiner Reiter, ganze Divisionen des Fußvolks zu einer Masse zusammen, damit sie, wie die Phalangen Alexanders, mit ihrem Elephantentritt alles zermalmten. So begann die Schlacht, — ein beständiges Vordringen und Zurückfluten der Angreifer gleich der Brandung am steilen Strande — bis dann das Erscheinen der Preußen in Napoleons Rücken und rechter Flanke den Schlachtplan des Imperators völlig umstieß. Der Kampf verlief wie eine planvoll gebaute Tragödie, zu Anfang eine einfache Verwicklung,

dann gewaltige Spannung und Steigerung, zuletzt das Hereinbrechen des alles zermalmenden Schicksals; unter allen Schlachten der modernen Geschichte zeigte wohl nur die von Königgrätz in gleichem Maße den Charakter eines vollendeten Kunstwerks. Der letzte Ausgang hinterließ in der Welt darum den Eindruck einer überzeugenden, unabwendbaren Notwendigkeit, weil ein wunderbares Geschick jeder der drei Nationen und jedem der Feldherren genau die Rolle zugewiesen hatte, welche der eigensten Kraft ihres Charakters entsprach; die Briten bewahrten in der Verteidigung ihre kaltblütige eiserne Ausdauer, die Franzosen als Angreifer ihren ritterlichen unbändigen Mut, die Preußen endlich die gleiche stürmische Verwegenheit im Angriff und dazu, was am schwersten wiegt, die Selbstverleugnung des begeisterten Willens."

„Napoleon rechnete mit Sicherheit auf einen raschen Sieg, da er die Preußen fern im Südosten bei Namur wähnte. Seine Armee zählte über 72000 Mann, war dem Heere Wellingtons namentlich durch ihre starke Kavallerie und die Ueberzahl der Geschütze, 240 gegen 150 Kanonen, überlegen. Unter solchen Umständen schien es unbedenklich, den Angriff auf die Mittagszeit zu verschieben, bis die Sonne den durchweichten Boden etwas abgetrocknet hätte. Um den Gegner zu schrecken und die Zuversicht des eigenen Heeres zu steigern, veranstaltete der Imperator im Angesicht der Engländer eine große Heerschau; krank wie er war, von tausend Sorgen und Zweifeln gepeinigt, empfand er wohl auch selber das Bedürfnis, sich das Herz zu erheben an dem Anblick seiner Getreuen. So oft er späterhin auf seiner einsamen Insel dieser Stunde gedachte, überkam es ihn wie eine Verzückung und er rief: „Die Erde war stolz, so viele Tapfere zu tragen." Und so standen sie denn zum letztenmale in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die Veteranen von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino, die so lange der Schrecken der Welt gewesen und jetzt aus dem Schiffbruch der alten Herrlichkeit nichts gerettet hatten als ihren Soldatenstolz, ihre Rachgier und die unbezähmbare Liebe zu ihrem Helden. Die Trommler schlugen an, die Feldmusik spielte das Partant pour la Syrie! In langen Linien die Bärenmützen der Grenadiere, die Roßschweifhelme der Küraſſiere, die betroddelten Tschakos der Voltigeure, die flatternden Fähnchen der Lanciers, eines der prächtigsten und tapfersten Heere, welche die Geschichte sah. Die ganze prahlerische Glorie des Kaiserreichs erhob sich noch einmal, ein überwältigendes Schauspiel für die alten Soldatenherzen; noch einmal erschien der große Kriegsfürst in seiner finsteren Majestät, so wie der Dichter sein Bild kommenden Geschlechtern überliefert hat, mitten im Wetterleuchten der Waffen zu Fuß, in den Wogen reitender Männer. Die brausenden Hochrufe wollten nicht enden, hatte doch der Abgott der Soldaten vorgestern aufs neue seine Unbesiegbarkeit erwiesen. Und doch kam dieser krankhafte Jubel, der so seltsam abstach von der gehaltenen Stille drüben im englischen Lager, aus gepreßtem Herzen; das Bewußtsein der Schuld, die Ahnung eines finsteren Schicksals lag über den tapferen Gemütern. Zehn Stunden noch und die verwegene Hoffnung des deutschen Schlachtenlenkers war erfüllt, und dies herrliche Heer mit seinem Trotze, seinem Stolze, seiner wilden Manneskraft war vernichtet bis auf die letzte Schwadron."

Napoleon begann die Schlacht um $11^1/_2$ Uhr, allein schon gegen 1 Uhr erfuhr er, daß General Bülow auf dem Marsch gegen die rechte Flanke der Franzosen sei. Die Engländer schlugen die Franzosen mit großen Verlusten zurück, aus Furcht vor dem immer näher kommenden Angriff der Preußen wagte Napoleon nicht, den Bedrängten Hilfe zu senden, er wollte mit seiner gesamten Kavallerie das Zentrum Wellingtons durchbrechen.

Blücher war, trotzdem er sich zwei Tage vorher durch einen Sturz vom Pferde arg geschädigt hatte, am Morgen von Wavra aufgebrochen. Seine Gegenwart wirkte wie ein Zauber belebend auf seine Truppen ein. Gegen 4 Uhr nahmen die preußischen Truppen, unbemerkt von Napoleon, in dem hinteren Wald von Frichmont ihre Stellung ein. Ein Reiterangriff Neys scheiterte an der Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks. Wellington wurde von den Franzosen aufs heftigste bedrängt. Schon wichen die Truppen der Verbündeten da und dort, wiederholt hatte Wellington zu Blücher um Hilfe gesandt, und jetzt gerade, in diesem verhängnisvollen Augenblick, begann der Angriff der Preußen. Gneisenau tat alles, um die Fehler der vorhergegangenen Tage zu sühnen. Mit besonnener Kühnheit leitete er den Angriff. Von allen Seiten her sahen sich die Franzosen angegriffen. „Es ist zu Ende, retten wir uns," rief Napoleon verzweifelt aus. Die Geschlagenen flohen in toller Verwirrung. Nicht einmal die Anwesenheit des Kaisers vermochte sie mehr zu halten. „Wir haben gezeigt, wie man siegt," rief Gneisenau, „jetzt wollen wir zeigen, wie man verfolgt." Der Wagen Napoleons mit seinem Hut und Degen wurde erbeutet, von den Soldaten von Belle-Alliance fanden sich nachher nur noch 10 000 in Paris zusammen.

Blücher befahl die Schlacht nach dem Hofe Belle-Alliance zu nennen, Wellington wollte sie als seinen Sieg erscheinen lassen und gab ihr nach seinem letzten Hauptquartier den Namen Waterloo. Nach seiner Darstellung hatten die Preußen ihm nur, allerdings in anerkennenswerter Weise, geholfen, den Sieg zu entscheiden, der Haupterfolg fiel ihm zu. Unendlicher Jubel brach in der Heimat bei der Nachricht von diesem Siege aus. Preußen allein schien nun stark genug, den Feind zu bezwingen und überall drängte man darauf, den Sieg rücksichtslos auszubeuten. Aber einen Erfolg ließen sich die Preußen entgehen — die Vernichtung der Armee unter Grouchy.

Blücher und Wellington verständigten sich rasch über den gemeinsamen Einzug in Frankreich. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni kam Napoleon in Paris an. Sofort versammelte er im Elysée Bourbon, wo er abgestiegen war, einen Ministerrat um sich; den Gedanken, sich zum Diktator ernennen zu lassen, gab er bald auf, und wollte auch von dem Rat seines Bruders, die Kammer aufzulösen oder zu vertagen und mit der gesamten Heerkraft die Hauptstadt zu verteidigen, nichts wissen. Dadurch gab er der Volksvertretung Zeit, sich selbst die ganze Staatsgewalt beizulegen. Napoleon konnte es nicht wagen, sich zu widersetzen; noch einmal riet Lucian Bonaparte zu gewaltsamen Maßregeln, die der Imperator wiederum zurückwies. Am 22. Juni entsagte er zu Gunsten seines Sohnes der Regierung. An die Spitze einer provisorischen Regierung trat nun Fouchi, der die Restituierung der Bourbonen mit allem Eifer betrieb.

Indessen waren die Feinde der Hauptstadt immer näher gerückt. Das Anerbieten Napoleons, als einfacher General noch einmal an die Spitze des Heeres zu treten, und nach Besiegung des Feindes zurückzutreten, wurde abgelehnt. Nun ging Napoleon nach Rochefort, um sich von dort nach Amerika einzuschiffen, allein die Engländer hatten den Hafen besetzt, und sein Entkommen dadurch vereitelt. Nun suchte er, der britischen Großmut vertrauend, auf einem ihrer Schiffe, dem Letterophon Schutz. Allein hier empfing er nun die Schreckensbotschaft, daß er nach dem Beschluß der Verbündeten sein Leben auf St. Helena zu beschließen habe. Am 18. Oktober landete er dort, begleitet in seine Verbannung von wenigen Freunden. Ungesundes Klima, der Mangel an Tätigkeit untergruben seine ohnedem schwankende Gesundheit. Am 5. Mai 1821 starb er

Blücher in der Schlacht von Belle-Alliance. Von G. Bleibtreu.
Nach einer Photographie aus dem Verlag von A. u. C. Kaufmann in Berlin.

infolge eines Magenleidens. Dies titantische Leben nahm ein grauenhaftes Ende. Mit wüstem Gezänk und der gewerbsmäßigen Verbreitung ungeheuerlicher Lügen füllte er seine letzten Jahre aus, er selber riß den Schleier hinweg von der bodenlosen Gemeinheit des Riesengeistes, der sich einst erdreistet hatte, der Welt den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Ein von der provisorischen Regierung in Frankreich erbetener Waffenstillstand konnte von Blücher und Wellington nicht gewährt werden. Während nun der Engländer erklärte, daß sein einziges Ziel die Wiedereinsetzung Ludwig XVIII. sein werde, hatte Blücher dagegen sein Hauptaugenmerk auf die Sicherung und Stärkung Deutschlands den Franzosen gegenüber gerichtet. Er setzte es auch durch, daß der Marsch bis Paris fortgesetzt wurde und bald drang sein Heer unaufhaltsam vorwärts; noch 14 feste Plätze mußten den Deutschen die Tore öffnen. Am 29. Juni langte Blücher vor der französischen Hauptstadt an. Davoust rüstete sich zum Widerstand, obgleich nach militärischem Urteil die Verteidigung der Stadt eine Unmöglichkeit war.

Im Hauptquartier zu Gonesse, wenige Stunden nördlich von Paris, mußte Gneisenau bittere Enttäuschung erleben. „Das, sagt Treitschke, zieht die Herzen so mächtig zu dem Bilde dieses großen Deutschen hin, daß er in allem so einfach menschlich war, und darum auch einmal recht menschlich bitter und ungerecht werden konnte. So widerfuhr es ihm heute. Er wußte, daß er der eigentliche Feldherr dieses Krieges gewesen, daß der rettende Gedanke der Vereinigung beider Heere allein aus seinem Kopf entsprungen war, nun mußte er hören, wie die Verbündeten Wellington als den ersten Helden priesen, diesen Briten, der wohl auf dem Schlachtfeld hohe Umsicht und Ausdauer gezeigt, doch bei der Leitung des Feldzugs Fehler auf Fehler gehäuft hatte. Eine tiefe Bitterkeit überkam ihn, wenn er sein ruhmlos verborgenes Wirken, alle die so lange schweigsam ertragenen Kränkungen der letzten Jahre überdachte. Wie abenteuerlich hatte das Schicksal mit ihm gespielt von Kindesbeinen an. In Schilda, dem sächsischen Abdera, war er zur Welt gekommen, mitten im Wirrwarr des Kriegslagers der Reichsarmee, unter den Feinden Preußens; die preußischen Kanonen brummten dem Kinde das Wiegenlied, und wenig fehlte, so wäre der Knabe auf dem Rückzug in der Nacht nach der Torgauer Schlacht von den Hufen der Pferde zertreten worden, hätte ihn nicht ein mitleidiger Grenadier aufgehoben. Nachher die öde, freudlose Zeit, die er in Schilda barfuß die Gänse hütete, bis endlich die katholischen Verwandten in Würzburg sich seiner erbarmten. Der Heimatlose wußte niemals recht, zu welchem deutschen Stamme, noch zu welcher Kirche er eigentlich gehörte. Dann die wilden, tollen Studentenjahre in Erfurt, eine kurze Dienstzeit bei den österreichischen Reitern, eine Fahrt nach Amerika mit den Unglücklichen, die der Ansbacher Markgraf den Briten verkaufte. Darauf der preußische Dienst; im Anfang glänzende, überschwängliche Hoffnungen, dann wieder die leere Nichtigkeit des subalternen Lebens, so armselig, so niederdrückend, daß dieser Feuergeist, der sich einst fast in seinen eigenen Gluten verzehrt hatte, jetzt ernstlich Gefahr lief, wieder zum Philister zu werden. Als dann die weltverwandelnden Geschicke wieder über Preußen hereinbrachen, da jauchzte der Genius in ihm auf; durch ihn errang das gedemütigte Heer den ersten Erfolg, seit Scharnhorsts Tode durfte sich niemand mehr mit ihm vergleichen. Und das war sein Lohn. Die Offiziere des Generalstabs, die den Zauber des Genies im täglichen Umgang empfanden, wußten freilich wohl, was Deutschland an diesem Mann besaß; sie kamen sich vor wie in der verkehrten Welt, wenn sie

diesen geborenen Herrscher mit dem Federhut in der Hand ehrerbietig neben dem Zaren stehen sahen. Aber wenn die Soldaten den alten Blücher mit donnerndem Hurrah begrüßten, so bemerkten sie kaum den unbekannten General an der Seite des Feldmarschalls. Bülow hatte seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingegraben, von Gneisenau wußten sie nichts. Er war älter als alle Generäle der Infanterie, und noch immer Generallieutenant, hatte nie ein selbständiges Kommando geführt, trug weder den schwarzen Adlerorden noch das große, eiserne Kreuz. Der König liebte ihn nicht, das boshafte Geflüster unter den Hofleuten hörte nicht auf; er fühlte sich seiner Stellung im Heere so wenig sicher, daß er erst kürzlich den Staatskanzler gebeten hatte, ihm doch für die Friedenszeit das Amt des Generalpostmeisters zu verschaffen. Wie fern lag ihm alle Ueberhebung, wie ofte nannte er sich nur einen vom Glück begünstigten Soldaten, aber einmal doch mußte der Unmut heraus. In höchster Leidenschaft schrieb er dem Staatskanzler an einem Tage drei Briefe voll heftiger Anklagen, beschuldigte in seinem Zorn selbst Stein und Blücher des Undanks. Die Gerechtigkeit des Königs gab ihm bald Genugtuung, er trug nachher den Ordensstern, der im Wagen Napoleons gefunden worden. Doch über den historischen Ruhm, der ihm gebührte, ist die Mehrzahl der Zeitgenossen nie ins Klare gekommen; erst ein späteres Geschlecht seiner Landsleute waren seiner Größe gerecht, und die Franzosen wissen bis zum heutigen Tag noch nicht, wer der erste Feldherr der Verbündeten Europas war."

Gneisenaus Unmut über die ungerechte Behandlung, die ihm zu teil geworden, war bald verschwunden. Noch am 30. Juni legte er seinen Plan für die Einnahme von Paris vor

Bülow sollte die Stadt vom Norden, Blücher vom Süden her angreifen. Es ging freilich hier auch nicht ohne Verlust von preußischer Seite ab. Bei Versailles gerieten die brandenburgischen und pommerschen Husaren in einen Hinterhalt, ein Drittel derselben schlug sich durch, die andern wurden niedergemacht. Den Preußen war es indessen doch bald gelungen, so feste Positionen zu gewinnen, daß man endlich in einem Kriegsrat zu Villette die Uebergabe von Paris als eine Notwendigkeit erkannte. Am 3. Juli 1815 wurde in St. Cloud zwischen Wellington und Blücher auf der einen, dem Seinepräfekten und zwei Regierungsbevollmächtigten auf der andern Seite eine „Konvention" geschlossen, nach welcher sich die französischen Truppen hinter die Loire zurückziehen, und Paris den Verbündeten übergeben sollten. „Mein Tagewerk ist vollendet, Paris ist mein. Meinen braven Truppen, ihrer Ausdauer und meinem eisernen Willen verdanke ich alles" schrieb Blücher an Knesebeck. Die Ehre seines Besuchs und das Schauspiel eines feierlichen Einzugs gönnte Blücher der besiegten Hauptstadt nicht. Die Gehässigkeit, welche Behörden und Bürger den einzelnen einmarschierenden Regimentern entgegenbrachten, kümmerte ihn wenig; er verlangte die Zahlung von zwei Monaten Sold für die Armee und sofort 2 Millionen Kriegssteuer; Davoust wisse schon wie man das Geld beschaffe. Sofort begann auch die Zurücknahme dessen, was man einst aus Deutschland als Raub mitgeschleppt hatte. Das Hauptquartier blieb in St. Cloud. Gegen die preußische Strenge hob sich Wellingtons Milde auffallend ab. Ohne bei den verbündeten Mächten auch nur anzufragen, ließ er Ludwig XVIII. in den Tuilerien einziehen, und dieser beeilte sich namentlich den russischen Kaiser mild und versöhnlich zu stimmen, und erreichte auch seinen Zweck vollkommen.

Die Gebietsabtretungen, die Kriegsentschädigungen waren mäßig und in der innern Staatseinrichtung ließ man dem König und seinen Räten freie Hand. Mit England war

es namentlich Alexander, den man mehr und mehr in die Rolle des großmütigen Siegers hineinzutreiben wußte und das war um so leichter, als der Zar gerade jetzt von der bigotten Schwärmerei der Frau von Krüdener gefangen, sich in allerlei menschheitsbeglückenden Gedanken und Plänen erging. In Paris empfing den Zaren sofort ein Kreis christlich gesinnter Damen, huldigte dem neuen Weltheiland, der das Reich des Gottesfriedens begründen, und natürlich nach dem Vorbild des Erlösers vergeben und vergessen sollte.

Mehr und mehr reifte die Idee heran, als Grundlage für den neuen Frieden die Vereinbarungen des vorigen Jahres zu benutzen. Man konnte den Franzosen nur eine geringe Entschädigungssumme für den gegenwärtigen Krieg auferlegen. In diesem Sinne wurden auch die Verhandlungen im Ministerrat der Verbündeten geführt, da indessen der Abschluß der Verhandlungen immer noch hinausgezögert wurde, so beschlossen die französischen Parteigänger noch andere Mittel in Bewegung zu setzen, um zum Ziele zu kommen. Das Gerücht wurde ausgesprengt, der König werde sich, wenn der Friede nicht bald zum Abschluß komme, in das Lager zu Davoust begeben und dadurch könnte sich am Ende die Allianz der europäischen Großmächte aufs neue auflösen. Alexander gab nach einer glänzenden Truppenschau seinem Heere den Befehl, sich über den Rhein zurückzuziehen, als ob nunmehr der Krieg zu Ende wäre. So blieb denn den anderen nichts anderes übrig, als sich den Beschlüssen der Konferenzminister zu fügen und am 20. November 1815 kam der zweite Pariser Friede zustande. Frankreich mußte im Norden und Osten einige kleine Landstrecken und Festungen des Reiches abtreten, 700 Millionen Franks Kriegsentschädigung zahlen, und mußte in 17 Grenzfestungen auf die Dauer von höchstens fünf Jahren ein Heer von 150 000 Mann unterhalten.

Die heilige Allianz.

Noch während man über den Frieden unterhandelte, gelang es dem mehr und mehr in mystischen Anschauungen befangenen Zaren Alexander unter dem augenblicklichen Eindruck ein Bündnis zu stande zu bringen, dessen Charakter ganz seiner Geistesrichtung entsprach. Einen heiligen Krieg hatte die Stimme des Volkes den Kampf gegen Napoleon genannt. Der Sieg, den die Verbündeten errungen, galt als eine Gnade Gottes, „jetzt kann uns nur Gott allein noch retten, siegen wir, so wollen wir ihm vor aller Welt die Ehre geben," hatte einst König Friedrich Wilhelm geäußert, und so kam denn auch ihm der Vorschlag Alexanders, eine „heilige Allianz" zu schließen, ganz gelegen. Mit eigener Hand verfaßte Alexander die Urkunde derselben, nach welcher die Grundsätze der christlichen Religion zur Grundlage der europäischen Politik gemacht werden sollten.

„Der am 26. September unterzeichnete Bündnisvertrag, sagt Weber, hatte den Stempel der Zeitrichtung und Zeitbildung an sich, war ein Kind der romantischen, überschäumenden Weltanschauung jener Tage. Durch die Revolution und Napoleons Militärherrschaft waren die höchsten Schichten der Gesellschaft, die im gewöhnlichen Lauf der Dinge von den äußern Wechselfällen des Lebens wenig betroffen wurden, von harten Schicksalsschlägen heimgesucht worden. Eine tiefere Betrachtung der ganzen Revolutionsbewegung von ihrer Quelle bis zu ihrer endlichen Beruhigung deutete auf das Walten

einer höheren Macht hin, die jedes frevelhafte Trachten, jedes vermessene Selbstvertrauen zu Fall bringt. Hatte denn nicht die Geschichte der letzten Jahre Ereignisse und Schicksale voll erschütternder Größe zur Erscheinung gebracht? Noch nie hat eine tragische Dichtung in schärferen Zügen, als es hier die wirkliche Historie tat, die Lehre von der selbsträchenden Verschuldung dargestellt, „daß des Menschen Natur und Wandel die eigenste Werkstätte seiner Geschicke ist.“ Es war daher ein natürlicher Umschwung in der Gedanken- und Empfindungswelt, daß religiöses Gefühl in die Herzen der Menschen wieder einkehrte, daß in den höheren Kreisen Frömmigkeit und christlicher Glaube bald ebenso die Oberhand erlangten, wie früher Zweifelsucht, Unglaube und Freigeisterei. Durchdrungen von diesem Gefühle schlossen die drei Verbündeten Monarchen vor ihrem Abgang von Paris den Bruderbund, dem dann alle europäischen Mächte beitraten, mit Ausnahme des Prinz-Regenten von England, der nach dem Gesetz des Landes nicht in eigener Person selbsthandelnd einen Staatsakt verrichten durfte, aber seine persönliche Beistimmung gab, und des Sultans, den Kaiser Alexander von vornherein aus religiösen und politischen Gründen ausschloß. Auch der König von Frankreich wurde drei Jahre später aufgenommen. In diesem ohne Rücksicht auf Konfessionsunterschiede geschlossenen Bunde gelobten die drei Herrscher, gemäß den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu lieben, durch die Bande der wahren und unauflöslichen Bruderliebe verbunden zu bleiben, sich stets Beistand und Hilfe zu leisten, ihre Untertanen als Familienväter zu beherrschen, die Religion, den Frieden und die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten. Sie betrachteten sich nur als Glieder einer und derselben christlichen Nation, von der Vorsehung beauftragt, die Zweige einer Familie zu regieren und die Völker in den Grundsätzen und in der Ausübung der Pflicht zu bestärken, welche der göttliche Erlöser den Menschen gelehrt hat. Sie forderten alle Mächte auf, die diese gefertigten Grundsätze feierlich anerkennen wollen, dem Bunde beizutreten, in den sie mit ebenso vieler Bereitwilligkeit als Liebe aufgenommen werden sollen.“ Durch diese Allianz, wonach somit die europäische Staatenwelt nur eine große Familie, die christliche Bruderliebe für Fürsten und Untertanen das höchste Gesetz, und die Handlungen der Politik mit den Vorschriften des Religions- und Sittengesetzes ausgeglichen sein sollten, suchte man dem Staatsleben eine christlich-religiöse Grundlage zu geben, tat aber dem Christentum Gewalt an, indem man dasselbe zum Träger der monarchischen Form in möglichster Unbeschränktheit machte, nicht beachtend, daß die Religion des Evangeliums mit allen Staatsformen bestehen kann, und suchte weniger die christliche Moral als die religiöse Gläubigkeit und äußere Frömmigkeit zu fördern. Mochten auch bei dem weichen, für das Hohe und Gute nicht unempfänglichen, liberalen Ideen zugeneigten Kaiser Alexander und bei dem gemütvollen, frommen König Friedrich Wilhelm religiöse Motive und edle Vorsätze zum Grunde gelegen haben, so gab dagegen der Beitritt des prosaischen, phantasielosen Kaiser Franz, und der Einfluß seines diplomatisch-klugen Ratgebers Metternich, welcher schon während des Kampfes gegen Napoleon mit Sorge auf den neuen Aufschwung und die Volkserhebung geblickt, und das freisinnige Verfahren ihrer fürstlichen Bundesgenossen mißbilligt hatte, dem mystisch-patriarchalisch gefärbten Bunde bald jene reaktionäre, allem freisinnigen Staatsleben abgewandte Richtung, durch welche er als ein schlau ersonnenes Werk der Heuchelei erschienen, und zum Fluche des Volkes geworden ist. Ueber ein Jahrzehnt stand Deutschland unter dem Einfluß der heiligen Allianz; Unterdrückung aller Revolutionsideen durch Bekämpfung des Grundsatzes der Volkssouveränetät und des Strebens nach

demokratischen Verfassungsformen, Erhaltung des bestehenden Zustandes oder Rückführung des alten, Hebung des monarchischen Prinzips und der Regierungsgewalt durch Festigung der patriarchalischen Verhältnisse zwischen Landesherren und Untertanen, dies und anderes war das vornehmste Ziel des Bundes, der somit zu einem Bollwerk gegen jede Bedrohung der Legitimität umgewandelt ward. Neben diesem „heiligen Bunde" mit seinen mehr und mehr hervortretenden Tendenzen gegen den liberalen Zeitgeist schlossen die vier Großmächte noch einen zweiten Bund von mehr sachlicher Natur. Indem sie den früheren Vertrag von Chaumont erneuerten, verpflichteten sie sich für den Frieden Europas, der wesentlich bedingt sei durch die Befestigung der neugeschaffenen Ordnung in Frankreich und durch die Erhaltung der königlichen Autorität nebst der in der Charte begründeten Verfassung, mit ihrer ganzen Macht einzustehen. Und um die beiden Verträge und die darin ausgesprochene Politik stets frisch und lebendig zu erhalten, kamen die verbündeten Monarchen überein, von Zeit zu Zeit Fürstenkongresse anzuordnen zur Beratung der Wege und Maßregeln, wie dieses Ziel in allen Ländern erreicht, der Rat der Großmächte zu einem europäischen Amphiktyonengericht ausgebildet, und die Ruhe und Wohlfahrt der Völker sicher gestellt werden könne."

Neben dem zweiten Pariser Frieden ist in der ganzen modernen Geschichte nur noch ein Friede zu nennen, der solch milde Bedingungen enthielt, der Friede von Prag im Jahre 1866. Mit bitterem Zorn vernahmen die Deutschen die Kunde von dem faulen Frieden, die vor der Welt Betrogenen nannte Blücher Preußen und Deutschland, seine Dichter hatten mit patriotischem Sehnen der Zeit entgegengesehen, da wieder ein Kaiser über Deutschland herrschen sollte, und nun blieb alles beim Alten; die verlorenen deutschen Länder, denen man hatte die Freiheit wiedergeben wollen, sie triumphierten über den diplomatischen Sieg des Auslandes, zur Flucht sei Deutschlands Siegeszug geworden, rief Rückert entrüstet aus, und Görres donnerte in wildem Zorn gegen das Basiliskenei, das die deutsche Einfalt ausgebrütet habe.

„Der unglückliche Friede erbitterte nicht nur die Stimmung der Nation dermaßen, daß dem jungen deutschen Bund von Haus aus auch nicht ein Schimmer freudiger Hoffnung entgegenstrahlte. Er förderte auch die während des Kriegs erwachsene Selbstüberschätzung des Volks; darüber war ja gar kein Streit, daß das „Volk" alles ungleich herrlicher hinausgeführt hatte, als die Diplomaten. Die Massen der Nation kehrten bald wieder allen politischen Gedanken den Rücken, sie wendeten sich den schweren Sorgen des Haushalts zu, um in treuer Arbeit die Wunden des ungeheuren Kampfes auszuheilen. Wer aber den feurigen Idealismus der Befreiungskriege noch im Herzen bewahrte, der tröstete sich des Glaubens: jetzt sei die Stunde gekommen, da das Volk selber die Leitung des Staates übernehmen müsse. Es klang wie die Weissagung der Kämpfe und Leiden des kommenden Jahrzehnts, wenn einer der Besten aus dem jungen Geschlecht, der Kieler Historiker F. C. Dahlmann, zur Siegesfeier die in Form und Inhalt den Geist der Zeit bezeichnenden Worte sprach: „Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenszeit es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht gnter Verfassung herantritt, und die kümmerlichen Lampen der Kabinette überstrahlt."

Gärungen und Klärungen in Deutschland.

Deutschland bis zum Jahre 1840.

Für lange Zeit schien nun die Ruhe Europas begründet. Deutschland freilich war in seinen innersten nationalen Bedürfnissen am wenigsten befriedigt. Was konnte es von dem Frankfurter Bundestag erwarten, dessen Mißverhältnisse ja wohl im Anfang weniger zu Tage traten, da die beiden Großmächte durch die heilige Allianz mit einander verbunden, ein so starkes Uebergewicht hatten, daß die übrigen Staaten ihnen unbedingt folgen mußten. So lange Preußen sich dem österreichischen Einfluß willig hingab, ging es auch noch erträglich, allein sobald dieses einmal nicht mehr blos Diener und Werkzeug sein wollte, zeigte es sich, daß die Dauer des Bundes eine unhaltbare sei.

Die nun anbrechende lange Friedenszeit wäre ganz darnach angetan gewesen, die geistige Blüte Deutschlands zu heben und zu kräftigen. Allein der deutschen Nation fehlte die frische und ungehemmte Entwickelung und es fehlte ihr vor allen Dingen die Einigkeit im Innern. Der freiheitlichen Entwickelung der deutschen Staaten stand Oesterreich unter Leitung Metternichs stets im Wege, da dieser nach und nach auch die heilige Allianz ganz seinen Zwecken dienstbar gemacht hatte. Kaiser Franz I. teilte mit seinem Minister die Abneigung gegen jede Freiheit und Selbständigkeit und so versank Oesterreich selbst allmählich in eine Schlaffheit und in ein Genußleben, das auch unter Ferdinand I. (1835—1848) fortdauerte.

Unter dem entnervenden Drucke Oesterreichs stand auch Deutschland. Dort sehnte man sich nach jahrelangen Kriegsjahren nach Frieden und nach einer festen Ordnung. Man wollte in Ruhe arbeiten und sein bescheidenes Glück genießen können. Es waren deshalb nur vereinzelte Stimmen, zum Teil von Männern, die einst die Erhebung von 1813 mit gefördert hatten, die mahnten, daß die Nation nicht in Schlaffheit versinken dürfe, und daß sie ein Anrecht auf die Erfüllung der Verheißungen habe, die ihr bei der großen Erhebung, besonders durch den Aufruf von Kalisch gegeben worden waren. Am meisten wirkten diese Stimmen auf die Jugend, besonders auf die der Universitäten und

Turnplätze. Was den Staatsmännern nicht gelungen war, die studierende Jugend traute sich zu, es erreichen zu können. Nachdem 1815 in Jena die erste Burschenschaft gegründet worden war, folgten bald alle Universitäten dem gegebenen Beispiel, und 1818 traten alle diese Verbindungen in Jena zusammen zur Allgemeinen deutschen Burschenschaft. Das Verhältnis der deutschen Jugend „zur werdenden Einheit des deutschen Vaterlandes" sollte die Grundlage des Verbandes sein. Gewiß, es war Selbstüberhebung, dieser Anlauf der studierenden Jugend zur Einigung Deutschlands, aber viele von denen, die jetzt „Deutsche Burschen" waren, hatten ihr Schwert mit zur Befreiung Deutschlands geschwungen, hatten ihr Blut für das Vaterland vergossen. Sie glaubten berechtigt zu sein, zur Vollendung dessen mitzuwirken, was ihnen der Friede und die Bundesakte so unvollkommen gebracht hatte. Verhängnisvoll war, daß die trotz mancher Verirrungen im Grunde doch harmlose und rein ideal auf die Erziehung kommender Geschlechter gerichtete Bewegung einzelne schlimme Auswüchse hervorbrachte. Schon das Wartburgfest im Jahre 1819 hatte, so gut es gemeint war, Anstoß erregt. Bald machten sich die radikalen Strömungen geltend, und es entstand, freilich nur von wenigen angenommen, die Lehre der „Unbedingten", aus deren Mitte Sand, der Mörder Kotzebues hervorging. Ein gleichzeitiger zweiter Mordversuch, der aus denselben Kreisen herrührte, erregte allenthalben, besonders in Preußen, solche Entrüstung, daß es Metternich leicht wurde, den König von Preußen zu Maßregeln zu bewegen, zu denen er sich sonst schwerlich hätte bereit finden lassen. Preußen geriet ganz unter Oesterreichs Einfluß. Das Ergebnis dieser Metternichschen Vorherrschaft waren die von Oesterreich und Preußen im Verein mit einigen gleichgesinnten Regierungen gefaßten Karlsbader Beschlüsse 1819. Sie hoben die Freiheit der Presse in ganz Deutschland auf, setzten eine Bundesuntersuchungs-Kommission in Mainz ein zur Bekämpfung der „demagogischen Umtriebe", so nannte man die noch sehr unklaren nationalen und freiheitlichen Bestrebungen, besonders der studierenden Jugend, stellten die Universitäten unter strenge Bevormundung und schufen endlich eine Bundesexekutionsordnung, welche die in der Bundesakte so peinlich gewahrte Souveränität der Einzelstaaten einfach über den Haufen zu werfen drohte. Durch Ueberrumpelung und Einschüchterung wurden diese Beschlüsse zwar beim Bundestag durchgesetzt, aber Dauer hatte der Sieg Oesterreichs nicht. Preußen sah bald, welche Gefahr für seine weitere Entwicklung die Karlsbader Beschlüsse bargen. Die Mittel- und Kleinstaaten fanden ihren Mut wieder, und die Wiener Schlußakte 1820 brachte keine Stärkung der Bundesgewalt, sondern nur eine weitere Festigung der Einzelgewalten, wie sie durch die Wiener Bundesakte vorbereitet war. Das deutsche Volk hatte für Einheit und Freiheit mit der Wiener Schlußakte nichts gewonnen. Kühl wandten sich die Geister von den deutschen Dingen ab, und überall dahin, wo man um wahre oder vermeintliche Freiheit kämpfte. Eine ernste Erregung ging durch die deutschen Gemüter, als seit 1820 die romanischen Nationen Südeuropas die Spanier und die italienischen Völker gegen ihre despotischen Fürsten zu den Waffen griffen und als dann die Griechen gegen die türkischen Dränger sich zum Freiheitskampfe erhoben (1821), brach diese Teilnahme in helle Begeisterung aus. Man schien in der fremden Freiheit die eigene zu lieben. Aber wie Metternich die Stimmen der freigesinnten Männer in Deutschland verstummen machte, so war es sein Einfluß, der überall in Europa dem Freiheitsdrange der Völker entgegentrat. In Spanien schlugen französische, in Italien österreichische Truppen die Aufstände nieder und die Kongresse zu Aachen 1818, Troppau 1820, Laibach 1821 und Verona

Erstürmung des Danewirks durch preußische Truppen am 23. April 1849. Von A. Langhammer.

1822, auf denen Fürsten und Diplomaten gegen die revolutionären Ereignisse in Europa gemeinsame Maßregeln trafen, ließen dann die heilige Allianz immer mehr als nur zur Unterdrückung jeder freiheitlichen Bewegung bestimmt erscheinen.

In den deutschen Klein- und Mittelstaaten wuchs ein ernster Widerstand gegen das Metternich'sche System empor. Das Versprechen, daß in allen deutschen Ländern ständische Verfassungen eingeführt werden sollten, zögerten die Großmächte einzulösen. Nassau, Weimar, Bayern und Baden mit Württemberg taten dies auf eigene Faust, und so kam es bald, daß die kleineren Staaten als die freieren erschienen, und so entwickelte sich, gestützt auf die konstitutionellen Bestrebungen der eigenen Volksvertretung und aufmerksam auf alle derartigen Kämpfe, die namentlich in England und Frankreich stattfanden, jene allgemeine freisinnige Richtung, die als Liberalismus besonders das südliche und westliche Deutschland beherrschte. So war es begreiflich, daß die Julirevolution in Frankreich (1830) durch welche die Bourbonen entthront wurden, und der Herzog von Orleans, Ludwig Philipp, König der Franzosen wurde, auch in Deutschland die Geister in Aufregung versetzte. Weniger geschah dies freilich in Preußen und Oesterreich als in den kleineren Staaten. Besonders in Baden, Darmstadt und Rheinbayern gab sich eine revolutionäre Erregung kund, die in dem sogenannten Hambacher Fest (1832) und in dem unsinnigen sogenannten Frankfurter Attentat gegen die Bundesversammlung. Auch in Braunschweig, Hessen und Sachsen kam es zu Unruhen, aber Metternich wußte alle niederzuhalten, und so schien die Ruhe äußerlich wieder hergestellt. In Deutschland schien eine Revolution völlig ausgeschlossen, allein die Erregung blieb dennoch eine große, und wenn jetzt das ewig unruhige Frankreich den Anstoß gab, dann konnte Schlimmeres passieren, als was im Jahre 1830 geschehen war.

Preußen unter Friedrich Wilhelm III. und der Beginn der Regierung Friedrich Wilhelms IV. 1815–1848.

Vor allen anderen Staaten bedürfte nun Preußen des Friedens und der Ordnung und Friedrich Wilhelm III. (1797—1840) ließ es denn auch seine erste Aufgabe sein, diese zu festigen. Freilich dem unheilvollen Einfluß Metternichs konnte auch er sich nicht ganz entziehen, und so kam es, daß Männer, wie Stein, Gneisenau u. a. die nach der Erhebung Deutschlands noch Großes hätten leisten können, mehr und mehr vom Schauplatz verschwanden. Besonders schlimm war es, daß Metternich auch seinen Einfluß auf die innerstaatliche Entwicklung Preußens geltend machte. Am 22. Mai 1815 hatte der König eine reichsständische Verfassung, die schon Stein beabsichtigt hatte, in Aussicht gestellt. Zwar sollten die Reichsstände nicht vom Volke gewählt, sondern aus den umgestalteten Provinzialständen genommen werden, und sie sollten auch nur beraten, nicht beschließen. Aber trotzdem wäre Preußen damit in die Reihe der Verfassungsstaaten eingetreten, und hätte nicht als das Land der starren Reaktion in dem liberalen Süddeutschland verschrieen werden können. Allein von allem dem schreckte Metternich den König ab, so daß dieser die Berufung von Reichsständen vertagte, und nur Provinzial-

stände zugestand. Auch deren Befugnisse waren freilich nur sehr gering, und so blieb die eigentlich nationale Aufgabe Preußens unerfüllt. Auf anderem Gebiete freilich regte sich doch dort der Fortschritt. Die allgemeine Wehrpflicht und die Landwehr wurden zum Gesetz und auch für die geistige Bildung wurde rastlos gesorgt. In erster Linie aber war es die auf Preußens Anregung zustande gekommene Gründung des Zollvereins (1834), in welchem sich das außerösterreichische Deutschland zum größten Teil verband. Ueberraschend schnell zeigten sich die Vorteile dieses Vereins für Handel und Verkehr, und mit dem Aufschwung des Handels ging auch derjenige der Landwirtschaft Hand in Hand.

Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III. und ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. (1840—1861), dessen erste Regierungsjahre vom Volke mit Freuden begrüßt wurden, damals gerade ertönte wieder Kriegsgeschrei von Frankreich herüber, und Friedrich Wilhelm war es, der die Abwehr dieser Gefahr durch das gesamte Deutschland ins Auge faßte. Allein Metternich stellte sich auch dieser Bewegung in den Weg, und bald folgte der ersten Begeisterung in Preußen Ernüchterung, als der König zwar die Provinzialstände anerkannte, aber Reichsstände bestimmt ablehnte.

„Daß der König der Presse größere Freiheit gegeben hatte, bot indeß die Möglichkeit, immer lauter und eindringlicher und allgemeiner den Ruf nach der 1815 versprochenen Verfassung zu wiederholen. Die Erregung drang in alle Schichten der Bevölkerung und besondere Veranlassungen, wie die Frage der Nachfolge in Schleswig-Holstein, ein Polenaufstand in Krakau, religiöse Bewegungen, ließen die Wogen nur immer höher gehen, — da erschien am 2. Februar 1847 ein Erlaß, durch den die acht Provinziallandtage als Vereinigter Landtag, der in zwei Kurien beraten sollte, für den April des Jahres einberufen wurde. Preußen war nun ein Verfassungsstaat, aber die öffentliche Meinung war mit dieser Verfassung wenig zufrieden. Die Zusammensetzung des Landtags wurde vielfach angegriffen und die Rechte, die der Volksvertretung eingeräumt waren, wurden allgemein nicht für ausreichend erachtet. Vor allem erregte es Anstoß, daß der Landtag nur nach freiem königlichen Ermessen, nicht alljährlich berufen werden sollte, daß er nur über neue Steuern beschließen, dagegen über die Ausgaben des Staates und über die Gesetzgebung beraten sollte. Die Presse wie die Literatur des „jungen Deutschlands" nährte die Unzufriedenheit. Der lange tatenlose Friede erzeugte in den Geistern eine ähnliche Stimmung und Haltung, wie sie Preußen vor seinem Falle 1806 erlebt hatte. So begann der sichere Grund des Vertrauens und der Treue wankend zu werden."

Die Revolutionsjahre 1848—1851.

Nachhaltiger als die Julirevolution drohte die französische Februarrevolution, durch welche im Jahre 1848 dem Bürgerkönigtum Ludwig Philipps ein Ende gemacht und die Republik hergestellt wurde, auf Deutschland zurückzuwirken. In sämtlichen deutschen Staaten erhob sich die Bevölkerung, um in Tausenden von Petitionen von ihren Fürsten Preßfreiheit, allgemeine Volksbewaffnung, Vertretung der Völker beim Bunde und einheitliche Leitung der äußeren und inneren Handelspolitik wie des Heerwesens zu ver-

langen. Nachdem die Gewährung dieser Forderungen von den meisten Regierungen zugesagt worden, erließen die Führer der liberalen Partei von Heidelberg aus einen Aufruf an das deutsche Volk, in welchem sie die Mitglieder der verschiedenen Ständekammern und sonstige Wortführer des Liberalismus zu einer Zusammenkunft nach Frankfurt einluden, um über die zugesagte Volksvertretung bei dem Bunde zu beraten. Dieser Einladung folgend, fanden sich daselbst am 31. März fünfhundert Männer aus allen Teilen Deutschlands, besonders aus den Rheinlanden, Schwaben und Franken zu dem sogenannten „Vorparlament" ein, durch welches die Einberufung einer von dem gesamten deutschen Volk frei zu wählenden „konstituierenden Nationalversammlung" beschlossen wurde. Nachdem die betreffenden Wahlen mit Genehmigung der verschiedenen Regierungen stattgefunden, wurde am 18. Mai 1848 das „deutsche Parlament" in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. eröffnet, und der hessisch-darmstädtische Staatsmann Heinrich von Gagern zum Präsidenten desselben gewählt.

Um in die Leitung der deutschen Angelegenheiten die nötige Einheit zu bringen, ernannte das Parlament den allgemein beliebten Erzherzog Johann von Oesterreich zum „Reichsverweser" und mit seinem Amtsantritt, sowie seinem Einzug in Frankfurt am 11. Juli erlosch die Wirksamkeit des Bundestags.

Während nun das neue Parlament über die Reichsverfassung beratschlagte, suchte die in demselben nur schwach vertretene republikanische Partei durch stürmische Volksversammlungen in der Umgegend für ihre Zwecke zu agitieren und erregte, um das Parlament einzuschüchtern, am 18. September in Frankfurt selbst einen Aufstand, bei welchem zwei Abgeordnete, der General Auerswald und der Fürst Lichnowsky, in schaudererregender Weise ermordet wurden. Nur mit Hilfe der aus Mainz herübergezogenen Truppen konnte die Ruhe hergestellt werden.

Nachdem im Dezember 1848 die von dem Parlamente festgesetzten, in ihren Aenderungen den Ideen der französischen Nationalversammlung vom Jahre 1789 entsprechenden Grundrechte des deutschen Volkes verkündet, aber nur von den kleineren Staaten anerkannt worden, entschied sich die Versammlung im März 1849 für die Herstellung eines erblichen, deutschen Kaisertums, und ernannte den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen mit einer Mehrheit von 42 Stimmen zum deutschen Erbkaiser. Dieser lehnte jedoch die Kaiserkrone ab, indem er weder dem Parlament das Recht zuerkannte, dieselbe eigenmächtig zu vergeben, noch geneigt war, sich mit der beschränkten Macht zu begnügen, welche die Reichsverfassung dem Reichsoberhaupte verlieh. Schon vorher hatte Oesterreich unter Protest gegen die Reichsverfassung seine Abgeordneten zurückberufen. Preußen, Hannover und Sachsen taten das Gleiche, während aus den übrigen deutschen Staaten viele Abgeordnete freiwillig aus dem Parlamente austraten, weil dasselbe immer mehr der Revolution zusteuerte, die in der Tat auch in verschiedenen Staaten zum offenen Ausbruch kam.

Schon im April 1848 war in Baden, während das Vorparlament in Frankfurt tagte, durch zwei Ständemitglieder dieses Landes, die Advokaten Hecker und Struve eine republikanische Schilderhebung veranstaltet, die Ordnung jedoch durch badische und hessische Truppen rasch wieder hergestellt worden. Weit gefährlicher drohte der Aufstand zu werden, der am 2. Mai 1849 in der bayerischen Rheinpfalz ausbrach, da ein großer Teil der dortigen Truppen zu den Aufständischen überging. Fast gleichzeitig erfolgte in Baden der Ausbruch der längst vorbereiteten Revolution, welcher die Regierung angeblich

durch die Annahme der Reichsverfassung und das fügsamste Zusammengehen mit dem Parlamente vorzubeugen gesucht. Auch hier versagte das Militär den Offizieren den schuldigen Gehorsam, und überließ sich der vollständigsten Zügellosigkeit. Der Großherzog Leopold flüchtete am 14. Mai über den Rhein, worauf die wehrbare Mannschaft unter die Waffen gerufen, eine konstituierende Versammlung ausgeschrieben und eine provisorische Regierung eingesetzt wurde.

Diesem revolutionären Treiben gegenüber erwiesen sich alle Befehle und Proklamationen des Parlaments machtlos; nur durch Waffengewalt konnte der Aufstand bewältigt werden. Während der Reichsverweser den General Peucker mit Reichstruppen gegen die von dem Polen Mirosławski angeführten badischen Aufständischen entsandte, rückte der Prinz von Preußen, der älteste Bruder Friedrich Wilhelms IV. von Koblenz aus mit einem Heere in die Rheinpfalz ein, zersprengte die dortigen Freischaren, ging dann bei Philippsburg über den Rhein und drängte in Verbindung mit Peucker die badischen Truppen nach einer Reihe siegreicher Gefechte bis an den Oberrhein zurück, worauf sich dieselben am 30. Juni 1849 auf Schweizer Boden retteten.

Generalfeldmarschall von Wrangel.

An dem gleichen Tage, an welchem die durch langjährige Agitation betörte Bevölkerung der Rheinpfalz die Fahne der Empörung aufgepflanzt, war auch in Dresden infolge der Weigerung der Regierung die Reichsverfassung anzunehmen, ein Aufstand ausgebrochen, der jedoch, obgleich schon lange in umfassender Weise vorbereitet, innerhalb 8 Tagen von den preußischen Truppen im Vereine mit dem sächsischen Militär niedergeschlagen wurde. Das gleiche Schicksal hatten verschiedene Aufstände in Westfalen und der preußischen Rheinprovinz; überall wurde das Militär mit leichter Mühe Herr der schlecht geleiteten und überdies wenig zahlreichen Rebellen.

Unterdessen hatte das Parlament, nachdem es auf 105, meist der republikanischen und demokratischen Richtung angehörige Mitglieder zusammengeschmolzen war, am 30. Mai 1849 seine Sitzungen in Frankfurt eingestellt, und war nach Stuttgart übergesiedelt, wo es am 6. Juli den Reichsverweser für abgesetzt erklärte, und eine aus fünf Mitgliedern bestehende Reichsregentschaft einsetzte. Doch schon am 18. Juli ließ die württembergische Regierung das „Rumpfparlament", das der Aufforderung zum Verlassen der Stadt keine Folge geleistet hatte, durch Militär auseinandersprengen, wobei es jedoch

weder zu Verletzungen noch zu Verhaftungen kam. Unterdessen war in Frankfurt, auf Veranlassung Oesterreichs und Preußens, eine „interimistische Zentralkommission" eingesetzt worden, in deren Hände der Erzherzog Johann am 30. Dezember 1849 seine Gewalt niederlegte.

Die traurigsten Nachwirkungen hatten die gescheiterten Einheitsbestrebungen des deutschen Volkes für die Herzogtümer Schleswig und Holstein. Der kinderlose König Friedrich VII. von Dänemark, hatte im Februar 1848 gleich nach seiner Thronbesteigung ohne Rücksicht auf die Privilegien der beiden Herzogtümer, eine gemeinsame Verfassung für die gesamte dänische Monarchie eingeführt, und diese Rechtsverletzung, auf welche die

Krönung König Wilhelms I. in Königsberg.

Holsteiner durch eine allgemeine Schilderhebung und die Einsetzung einer provisorischen Regierung geantwortet, hatte in ganz Deutschland eine große Aufregung hervorgerufen, die in dem allgemeinen stürmischen Verlangen, daß auch Schleswig in den deutschen Bund aufgenommen, und den beiden nordischen Bruderstämmen gegen den Uebermut der Dänen Beistand geleistet werde, Ausdruck fand. So entsandte dann der König von Preußen ein Heer von 20 000 Mann unter Wrangel in die Elbherzogtümer. Wrangel schlug am 23. April 1848 die Dänen bei Schleswig, erstürmte das „Danewirk", eine die ganze Halbinsel durchziehende Schanzlinie, und besetzte den größten Teil von Jütland; als jedoch hierauf die Dänen die deutschen Seehäfen blockierten, ein schwedisches Korps auf der Insel Fünen landete, und England, ebenso wie Rußland eine bedrohliche Haltung annahmen, schloß Preußen am 26. August mit Dänemark den Waffenstillstand von Malmö,

für dessen Dauer von beiden Mächten gemeinsam eine provisorische Regierung in den Herzogtümern eingeführt wurde.

Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinzregent von Preußen.

Am 26. März 1849 kündigte Dänemark den Waffenstillstand, das Reichsministerium sandte eine bedeutende Truppenmacht in die Elbherzogtümer und am 8. April kam es bei Eckernförde zu einem Seetreffen, in welchem das dänische Geschwader eine bedeutende

Niederlage erlitt. Acht Tage später wurden die „Düppeler Schanzen" von den bayrischen und sächsischen Truppen erstürmt, und am 23. April rückten die Schleswig-Holsteiner in Jütland ein und warfen die Dänen bis hinter Fridericia zurück. Alle diese Siege hatten aber keinen anderen Erfolg, als den Abschluß eines neuen Waffenstillstandes zwischen Preußen und Dänemark, nach welchem sämtliche deutsche Truppen den Kriegsschauplatz räumten. Dieser Waffenstillstand, der die Elbherzogtümer den Dänen überließ, wurde am 12. Juli 1850 zu einem Frieden verwandelt. Wohl setzten die Schleswig-Holsteiner unter General Willisen den Kampf fort, allein sie unterlagen am 25. Juli 1850 in der blutigen Schlacht bei Idstedt der Ueberlegenheit der dänischen Artillerie.

Währenddem hatten die Großmächte bereits durch das Londoner Protokoll vom 4. Juli 1850, welches dem König von Dänemark den ungeschmälerten Besitz der ganzen dänischen Monarchie verbürgte, über das Schicksal der Elbherzogtümer entschieden. Nachdem im Januar 1851 die provisorische Regierung und die Schleswig-Holsteinische Landesversammlung durch Kommissäre des Deutschen Bundes aufgelöst worden war, waren die Herzogtümer völlig der dänischen Willkür preisgegeben, die sich namentlich in einer systematischen Verfolgung der deutschen Sprache kundgab. Im Mai 1849 traten die meisten Regierungen einem zwischen Hannover, Preußen und Sachsen vereinbarten Verfassungsentwurf, dem sogenannten Drei-Königsbündnis bei, nach welchem die Oberleitung des deutschen Bundesstaates dem König von Preußen zufiel, und die Reichsverfassung durch eine Reichsversammlung in Erfurt geleitet werden sollte. Gegen eine solche Union aber protestierte Oesterreich, Bayern und Württemberg, indem sie die Wiederherstellung des Bundes mit einer verbesserten Verfassung in Vorschlag brachten. Es wurde dann auch in der Tat, nachdem Hannover und Sachsen von der Union zurückgetreten waren, und sich gleich den drei hessischen Ländern, Luxemburg und verschiedenen anderen Staaten der süddeutschen Gruppe angeschlossen hatten, am 2. September 1850 zu Frankfurt die alte Bundesversammlung wieder eröffnet, wogegen indessen die Unionsfürsten Protest erhoben.

Zwischen den beiden Hauptmächten steigerte sich die bestehende Spannung durch die in Kurhessen durch die Zurückberufung des früheren mißliebigen Ministers Hassenpflug ausgebrochenen Unruhen, welche den Kurfürsten zwangen, die Intervention des Bundes anzurufen. Ein bayrisch-österreichisches Heer rückte in Kurhessen ein, und Preußen ließ gleichfalls, unter Protest gegen das Vorgehen des Bundes, einen Teil des Landes besetzen, wurde aber durch die drohende Haltung Rußlands bald zum Nachgeben bewogen. In einer Ministerkonferenz zu Olmütz am 29. November 1850 kam eine Einigung zwischen Preußen und Oesterreich zustande, und auf einer zweiten Ministerkonferenz in Dresden wurde durch Beschluß sämtlicher deutschen Staaten die Wiederherstellung der früheren deutschen Bundesverfassung beschlossen. Sie erfolgte am 30. Mai 1851.

Die neue Aera in Deutschland. König Wilhelm I. von Preußen.

König Friedrich Wilhelm IV. war im Oktober 1857 an einem unheilbaren Gehirnleiden erkrankt. Am 7. Oktober 1858 übernahm sein Bruder Wilhelm, Prinz von Preußen, als Regent die Regierung. Am 22. März 1797 war er, an dessen Namen sich später so große Taten knüpften, geboren, er hatte noch den Glanz des alten Preußens

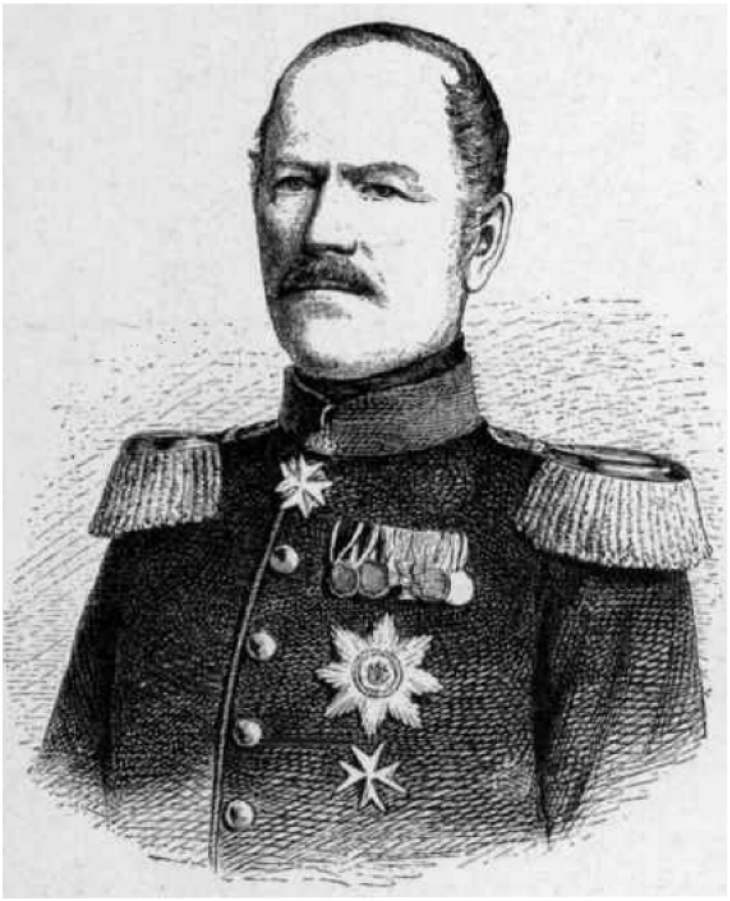
und Deutschlands Erniedrigung und Erhebung unter Napoleon gesehen, bei Bar-sur-Aube hatte er sich das eiserne Kreuz erworben und war mit den verbündeten Monarchen in Paris eingezogen; aufgewachsen in dem altpreußischen Begriff strenger und selbstloser Pflichterfüllung, widmete er seine Dienste namentlich dem Heere, zu dessen Oberbefehlshaber er von seinem Bruder ernannt wurde. Das Jahr 1848 reichte auch ihm den Kelch bitterer Erfahrungen, aber schon im Jahre 1849 stand er wieder an der Spitze der Armee und dämpfte den badischen Aufstand, worauf er zum Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen ernannt, seinen Sitz in Koblenz nahm.

Sofort nach dem Antritt seiner Regentschaft berief Wilhelm I. an die Spitze des seitherigen Ministeriums Manteuffel, den Fürsten Anton von Hohenzollern. Frische Hoffnung belebte alle, nachdem der neue Herrscher erklärt hatte, daß Preußen überall bereit sei, das Recht zu schützen. Man bezog dieses Versprechen namentlich auf Holstein und Hessen und bald sollte auch die Gelegenheit zum Handeln kommen. In Italien entstand ein Zerwürfnis zwischen König Victor Emanuel von Sardinien und zwischen Oesterreich. In Deutschland neigte man mehr auf die Seite Italiens, als aber Victor Emanuel und sein Minister Cavour sich mit dem seit dem 2. September 1852 Frankreich beherrschenden Kaiser Napoleon III. verbanden, und die französischen Heere über die Alpen rückten, da besann man sich doch auf die deutsche Zusammengehörigkeit. Aber Oesterreich glaubte Preußen wie einen Vasallenstaat mit sich fortreißen zu können und begann den Krieg, mußte aber dafür durch die Niederlagen bei Magenta und Solferino büßen. Wohl erklärte sich der Prinzregent von Preußen zur Hilfe bereit, aber ehe er ein Heer mobil machte, verlangte er den unumschränkten Oberbefehl, und ehe Oesterreich das zugab, opferte es lieber die Lombardei, die im Vorfrieden von Villafranca, der dann 1859 in Zürich bestätigt wurde, an Napoleon, und von diesem an Sardinien überlassen wurde.

Bundesgesandter Otto von Bismarck.

Preußen hätte aus diesem Vorgehen Oesterreichs deutlich sehen können, daß man ihm dort eine führende Stellung einfach unmöglich machen wollte. Um eine solche zu erhalten, mußte es sich auf einen Krieg rüsten, und für einen solchen war wiederum eine durchgreifende Heeresorganisation nötig. Vor allen Dingen mußte die Zahl des Heeres vermehrt werden, so daß statt 40000 nun 63000 Mann eingestellt werden konnten; ferner sollten die drei jüngeren Jahrgänge der Landwehr ersten Aufgebots mit zur Reserve gezogen, die Reservepflicht also von zwei auf fünf Jahre ausgedehnt werden, wogegen die vier älteren Jahrgänge der Landwehr zweiten Aufgebots zugewiesen werden sollten. Gegen einen solchen Plan aber erhob sich das Abgeordnetenhaus, das im Jahre 1860 nur auf ein Jahr 7 Millionen Taler zur vorläufigen Unterhaltung der neuen Regimenter

bewilligte. Noch vor Ablauf dieses Jahres starb Friedrich Wilhelm IV. am 2. Januar 1861, und nun begann die Regierung König Wilhelms I. Sein bestimmter Wille aber war es, die geplante Heeresorganisation durchzuführen. Allein auch jetzt zeigte sich das Abgeordnetenhaus diesen Plänen durchaus abgeneigt. Es wurde infolgedessen zwar aufgelöst, allein die Neuwahlen ergaben nur einen Zuwachs der fortschrittlichen Abgeordneten und so entstand, da die Regierung sich nicht in der Lage sah, nachzugeben, der sogenannte Verfassungskonflikt der von Jahr zu Jahr schärfere Formen annahm.



General Herwarth von Bittenfeld.

In dieser mißlichen Lage berief König Wilhelm den bisherigen Gesandten in Paris Otto von Bismarck (geboren am 1. April 1815) an die Spitze des Ministeriums, dem als Nachfolger des Fürsten von Hohenzollern seit 1862 Fürst Hohenlohe vorgestanden hatte. Bismarck hatte als Bundestagsgesandter in Frankfurt die Machenschaften Oesterreichs gegen Preußen zur Genüge kennen gelernt, und war fest entschlossen, dieses seiner unwürdigen Stellung zu entziehen. Als Gesandter in Petersburg und Paris hatte er noch tieferen Einblick in die große Politik gewonnen. In Paris hatte man seine Gaben geschätzt, in Wien hatte man ihn gefürchtet, und nun empfing man ihn daheim in Berlin mit solchem Mißtrauen, daß die Verbitterung gegen die Regierung in den Jahren 1862 bis 1864 nur immer mehr wuchs. Oesterreich berief zum Zweck einer Bundesreform einen deutschen Fürstentag nach Frankfurt a. M. und als infolge der ablehnenden Haltung König Wilhelms dieser ohne nennenswerten Erfolg blieb, konnte Oesterreich mit einigem Schein von Recht die Schuld daran Preußen zuschreiben, daß eine Besserung der deutschen Zustände nicht fertig gebracht worden sei. Unablässig reizte es deshalb die Mittelstaaten gegen Preußen. Ein feindlicher Zusammenstoß schien nahe, als ein äußeres Ereignis noch einmal unerwartet ein Zusammengehen beider Mächte herbeiführte.

Der schleswig-holsteinische Krieg 1864.

Am 15. November 1863 war König Friedrich VII. von Dänemark gestorben, und nach dem Londoner Protokoll von 1852 folgte ihm Prinz Christian von Glücksburg als König Christian IX. Obgleich er die ernstesten Verwicklungen voraussah, mußte er ange-

Uebergang nach Aſien.

sichts der Stimmung in Kopenhagen die von seinem Vorgänger erlassene Verfassung aufrecht erhalten. Das deutsche Volk sah hierin eine Aufforderung zum Kampfe; in den Zeitungen, in den Ständekammern und in Volksversammlungen wurde stürmisch für das Einschreiten der deutschen Regierung zu Gunsten der Herzogtümer agitiert, und als die Holsteiner sich von Dänemark lossagten und den Herzog Friedrich von Augustenburg zu ihrem Landesfürsten ausriefen, wuchs die Aufregung in Deutschland so sehr, daß sich der

Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Bundestag veranlaßt sah, ein Heer von 12000 Hannoveranern und Sachsen in Holstein einrücken zu lassen, worauf sich die dänischen Besatzungen nach Schleswig zurückzogen.

Indessen war es Bismarck gelungen, eine Verständigung mit dem österreichischen Kabinet zu erzielen, infolge deren Preußen und Oesterreich bei dem Bundestag die Erklärung abgaben, daß sie allein als Großmächte die Sache in die Hand nehmen wollten. Nachdem hierauf der Bund die Zurückziehung der Bundestruppen angeordnet hatte, ließen die beiden verbündeten Mächte am 16. Januar 1864 an die dänische Regierung

die Erklärung abgehen, daß sie, wenn binnen achtundvierzig Stunden die Bestimmungen der dänischen Verfassung inbetreff der Elbherzogtümer nicht zurückgenommen seien, Schleswig durch ihre Truppen besetzen lassen würden. Da die Antwort ablehnend ausfiel, rückten am 1. Februar 1864 ein preußisches Heer unter dem Prinzen Friedrich Karl, und ein österreichisches unter dem General Gablenz in Schleswig ein. Während die Oesterreicher nach mehreren siegreichen Gefechten durch einige preußische Regimenter verstärkt, ganz Jütland besetzten, wurden am 18. April die Düppeler Schanzen, in welche sich die dänische Hauptmacht zurückgezogen hatte, von den Preußen erstürmt. Nach einem kurzen Waffenstillstande, während dessen auf einer neuen Londoner Konferenz vergebens über den Frieden verhandelt worden war, eroberten die Preußen unter dem General Herwarth von Bittenfeld die Insel Alsen, und nötigten dadurch die Dänen zur Flucht auf ihre Schiffe. Weit über den Lymfjord drangen nun die verbündeten Truppen bis in die äußerste Spitze von Jütland. Da bequemte sich endlich Dänemark zum Frieden, dessen Vorbedingungen am 1. August in Wien festgestellt wurden und der am 30. Oktober 1864 unterzeichnet wurde. In ihm entsagte der König von Dänemark allen seinen Rechten auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen.

Deutschland in den Jahren 1866–1870.

Der Krieg von 1866.

Wenngleich öffentlich die Aussicht auf einen Krieg immer wieder bestritten wurde, so war man doch in Oesterreich sowohl wie in Preußen von der Unvermeidlichkeit eines solchen überzeugt, und von der Goltz erhielt den Auftrag mit nach Paris, durch seinen dortigen italienischen Kollegen Nigra das Florentiner Kabinett einladen zu lassen, daß es einen General zu politisch-militärischen Besprechungen nach Berlin schicke. Der Entschluß, mit Italien gegen Oesterreich zu gehen, stand fest, und es fragte sich nur, ob man in Florenz den Mut haben werde, ein Bündnis mit Preußen abzuschließen. Bismarck glaubte sich allen Beobachtungen nach diese Frage bejahen zu können. Schon bald nach seinem Eintritt ins Ministerium hatte er von dem italienischen Gesandten in Berlin die Zusicherung erhalten, daß im Falle eines Kriegs mit Oesterreich Italien auf Preußens Seite stehen werde. Vor der Gasteiner Konvention wiederholte der preußische Gesandte in Berlin Graf Usedom diese Frage ernstlich; die Antwort Lamarmoras, der seit dem September 1864 an der Spitze des italienischen Ministeriums stand, lautete vorsichtig: er wolle ernsthafte Vorschläge gewissenhaft prüfen, könne aber nicht zugeben, daß Italien als Drohmittel benutzt werde, müsse auch zuvor Napoleons Absicht wissen. Dieser schien einem Bündnis Italiens mit Preußen nichts in den Weg legen zu wollen, allein der Gasteiner Vertrag räumte nun vorerst wieder die Kriegsgefahr weg und da Lamarmora glaubte, es sei Bismarck überhaupt nicht ernst gewesen, so wurzelte sich bei ihm der Verdacht so tief ein, daß denselben nichts mehr ausrotten konnte. Bismarck unterließ nichts, um den Unwillen Lamarmoras zu beseitigen, und es hatte den Anschein, als ob ihm dies auch gelungen wäre. Die Verhandlungen von seiten Italiens wegen eines Handelsvertrags mit dem Zollverein wurden wieder aufgenommen und zum Abschluß gebracht, Victor Emanuel erhielt den Schwarzen Adler-Orden, und zum drittenmale erging, wenn auch versteckter Weise, an Italien die Frage wegen seiner etwaigen Stellung in einem preußisch-österreichischen Kriege.

Während nun in Rumänien Prinz Karl Ludwig von Hohenzollern-Sigmaringen als Karol I. die Regierung übernahm, hatte Lamarmora auf die Einladung Bismarcks hin einen General nach Berlin gesandt. Allein dieser entdeckte sofort, daß Bismarck gar nicht an ein sofortiges Bündnis denke, da noch Monate verstreichen können, ehe der Krieg beginne. Diesen wollte sich dann Preußen verpflichten, nur mit Zustimmung Italiens zu beendigen und ihm den Erwerb Venetiens zu verbürgen. Allein trotzdem Bismarck in seinen Vorschlägen sich immer mehr den Wünschen Italiens anzupassen suchte, kam man doch zu keinem Resultat. Man bemerkte von einer kriegerischen Rüstung seitens Preußen gar nichts, während man doch in Wien schon ernstlich mit den Vorbereitungen zu einem Feldzug begonnen hatte. Bereits hatte in den Tagen vom 7. bis 13. März ein Marschallsrat die nötigen Maßregeln besprochen und namentlich Benedek, der Oberstkommandierende von Venetien, blieb auch nach Beendigung der Konferenzen in Wien. Aus Ungarn wie aus andern Provinzen meldete man, daß Truppensendungen nach Böhmen angeordnet seien; auch Sachsen rüstete sich, wie man vernahm, in aller Stille. Allein Preußen schien noch immer nichts von einem Krieg wissen zu wollen; eine Anfrage Karolyis an Bismarck, ob man entschlossen sei, die Gasteiner Konvention zu zerreißen, wurde von diesem mit einem entschiedenen Nein beantwortet.

Kriegsminister von Roon.

Einen Augenblick schien freilich Bismarck, der sich gerade jetzt in einer keineswegs beneidenswerten Lage befand, das einzige Heil in dem plötzlichen Ausbruch eines Kriegs gesucht und gefunden zu haben und er machte auch dem italienischen Gesandten einen darauf bezüglichen Vorschlag. Allein indessen hatte wohl Bismarck von einer Note Mensdorffs an die deutschen Höfe Kenntnis erhalten, in welcher Oesterreich seine Absicht kund gab, die schleswig-holsteinsche Frage an den Bundestag zu verweisen und die Regierungen aufforderte, in Frankfurt die Mobilmachung ihrer Armeekorps zu beschließen. Das war nichts anderes als eine Kriegsdrohung an Preußen, und es mußte Bismarck leicht fallen, mit dieser Note in den Händen die Gegner bloßzustellen. So schlug er denn Italien einen Freundschaftsvertrag vor, allein dieses hatte auch jetzt keine Lust auf einen solchen einzugehen. Nach dem Vorgang des Wiener Kabinetts wandte sich nun auch Berlin in einer Note an die deutschen Regierungen, um ihnen seine Absichten voll-

kommen darzulegen. „Schon durch die geographische Lage wird das Interesse Deuschlands und Preußens identisch — dies gilt zu unseren wie zu Deutschlands Gunsten. Wenn wir Deutschlands nicht sicher sind, ist unsere Stellung gerade wegen unserer geographischen Lage gefährdeter als die der meisten andern europäischen Staaten, das Schicksal Preußens aber wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Nationen nur noch passiv beteiligt bleiben würde. Dies zu verhüten, sollten alle deutschen Regierungen als eine heilige Pflicht ansehen und dazu mit Preußen zusammenwirken. Wenn der deutsche Bund in seiner jetzigen Gestalt und mit seinen jetzigen politischen und militärischen Einrichtungen den großen europäischen Krisen, die aus mehr als einer Ursache jeden Augenblick auftauchen können, entgegengehen soll, so ist nur zu sehr zu befürchten, daß er seiner Aufgabe erliegen und Deutschland vor dem Schicksale Polens nicht schützen werde."

Prinz Friedrich Karl.

Die von Bismarck längst beabsichtigte Schwenkung war damit vollzogen, die Hauptfrage war jetzt die Neugestaltung Deutschlands; ein Bündnis mit Italien schien nun auch immer näher zu rücken. Napoleon hielt, um den König von Preußen einem Kriege entgegenzudrängen, ein solches für höchst wünschenswert, allein eine Erkrankung Bismarcks verzögerte die Vereinbarung des Entwurfs bis zum 27. März. Italien mußte sich verpflichten, sobald Preußen die Waffen ergriffen habe, auch seinerseits Oesterreich den Krieg zu erklären, und beide Teile sollten nur dann zum Rücktritt von diesem Vertrag berechtigt sein, wenn es Italien gelänge, Venedig, und Preußen ein gleichgroßes Stück der österreichischen Monarchie im Frieden zu gewinnen. Lamarmora zögerte mit der Genehmigung des Entwurfs, und erst nachdem er die Zustimmung Preußens erhalten hatte, erteilte er demselben Vollmacht, so daß er am 8. April in Kraft treten konnte. Da sich Italien nur auf eine Frist von drei Monaten gebunden hatte, so mußte Bismarck nun mit aller Schnelligkeit zu Werke gehen. Sofort am 28. März befahl eine königliche Ordre die Kriegsbereitschaft, am 9. April reichte der preußische Gesandte in Frankfurt den Antrag auf Berufung eines deutschen Parlaments ein. Allein in der Oeffentlichkeit glaubte man nicht an die Ernsthaftigkeit eines solchen Vorschlags, man sah von seiten der Regierungen darin nur einen Versuch, die Verwirrung noch zu steigern, und nur Bayern erklärte auf Bundesreformpläne eingehen zu wollen, indem es zugleich von den

beiden Großmächten den Abschluß eines Waffenstillstandes verlangte. Natürlich erklärten nun sowohl Preußen wie Oesterreich, daß ihnen nichts ferner liege als ein Krieg. Oesterreich legte alles darauf an, die Verhandlungen über drei Monate hinaus in die Länge zu ziehen, Graf Mensdorff verlangte, daß Preußen seine am 28. März befohlene Kriegsbereitschaft sofort rückgängig mache, später versprach er die Truppenverschiebung vom 25. April rückgängig zu machen, wenn sich Preußen dagegen verpflichte, sein Heer auf den Stand vom 26. März zurückzuführen. Kaum war von Berlin hierzu die Genehmigung eingetroffen, so glaubte man nun in Wien am Ziel zu sein, und beschloß sofort die italienische Armee auf den Kriegsfuß zu setzen, wovon Karolyi denn auch sofort Mitteilung machte, um, wie er sagte, jedes Mißverständnis zu vermeiden. Demgegenüber erklärte nun auch Bismarck die Abrüstung in Venetien für unerläßlich, und es blieb Mensdorff nichts anderes übrig, als offen zu handeln und Italien öffentlich zum Treubruch aufzufordern. Das konnte freilich nur durch die Vermittelung von Paris geschehen; Nigras Antwort an Napoleon lautete, es sei zwar Ehrensache für Italien, diesen Vertrag zu halten, allein man könne sich, da dieser ja am 8. Juli aufhöre, durch einen Kongreß vielleicht helfen. Darüber konnten nun Wochen leicht verstreichen und dann hatte Italien wieder freie Hand. Napoleon, dem all diese Wirrnisse in Europa nur willkommen sein konnten, war darüber nicht wenig erfreut, allein dem Kongreßplan stellte sich doch ein Hindernis gegenüber, man konnte denselben nicht ausführen, so lange alles bewaffnet war. In Berlin war am 4. und 8., in Wien am 6. Mai der Befehl zur Mobilmachung ergangen. Auch in den Mittelstaaten rüstete man sich; man durfte annehmen, daß niemand sich dazu verstehen werde, zuerst zu entwaffnen, selbst Lamarmora erklärte, daß er den Kongreß nur ohne Abrüstung annehmen könne. Während man indessen noch über die gleichfalls immerhin schwierige Form der Einladung verhandelte, sah Bismarck schon den ganzen Plan als mißlungen an. Ihm waren nicht bloß im Ausland Gegner entstanden, auch in Preußen hatte er deren viele, und ein jugendlicher Fanatiker glaubte Deutschland eine Wohltat zu erweisen, wenn er den Mann des Anstoßes aus dem Wege schaffe. Allein der Versuch von Julius Cohen, einem Stiefsohn von Karl Blind, Bismarck niederzuschießen, mißlang vollständig. Dabei steigerte sich freilich die Aufregung immer mehr, die Möglichkeit eines Duells zwischen Preußen und Oesterreich erschien immer wahrscheinlicher, niemand konnte und wollte mehr etwas vom Frieden wissen, überall erschollen Drohungen gegen Preußen, als den Friedensbrecher. Ein Kriegsminister, welcher sich dieser Strömung entgegenstellen wollte, mußte seinen Posten niederlegen, und die Vermittelungsversuche der Mittelstaaten hatten keinen Erfolg. Man veranstaltete in Augsburg, in Bamberg und Stuttgart militärische und diplomatische Konferenzen, beantragte in Frankfurt allgemeine Abrüstung und erhob fünf Tage später diesen Antrag zum Beschluß, erzielte aber mit alledem nicht das geringste Resultat. Durch Bayerns Vermittlung erreichte man das eine glücklich, daß der preußische Antrag vom 9. April auf Berufung eines Parlaments einem Ausschuß überwiesen wurde, ohne daß Bismarck zuvor Mitteilung von seinen Reformideen gemacht hätte. Allein auch hier blieb nun der Antrag ruhig liegen, Vereine und Versammlungen wollten von demselben nichts wissen, und auch der Abgeordnetentag, der noch einmal in Frankfurt zusammenkam, um unter den erregtesten Debatten und tumultuarischen Auftritten Neutralität und Parlament zu fordern, konnte doch nicht wagen, seine Forderung mit der preußischen zu identifizieren.

Auch in Preußen selbst konnten es nur wenige wagen, zu gunsten Bismarcks öffentlich aufzutreten. Man verlangte allgemein die Entfernung Bismarcks, und die Abtretung der Grafschaft Glatz für Schleswig-Holstein. Die rheinischen Städte und Handelskammern wandten sich mit der Bitte um Frieden an den König, in Halle traten dagegen 64 Altliberale für das von Preußen geforderte Parlament ein, und wenn es Krieg sein müsse, so solle man denselben eben beginnen. Eine Adresse im gleichen Sinn ging von Breslau aus, aber diese Aeußerungen blieben doch zu vereinzelt, als daß Bismarck in dem allgemeinen Schreien nach Frieden an ihnen hätte eine Unterstützung finden können.

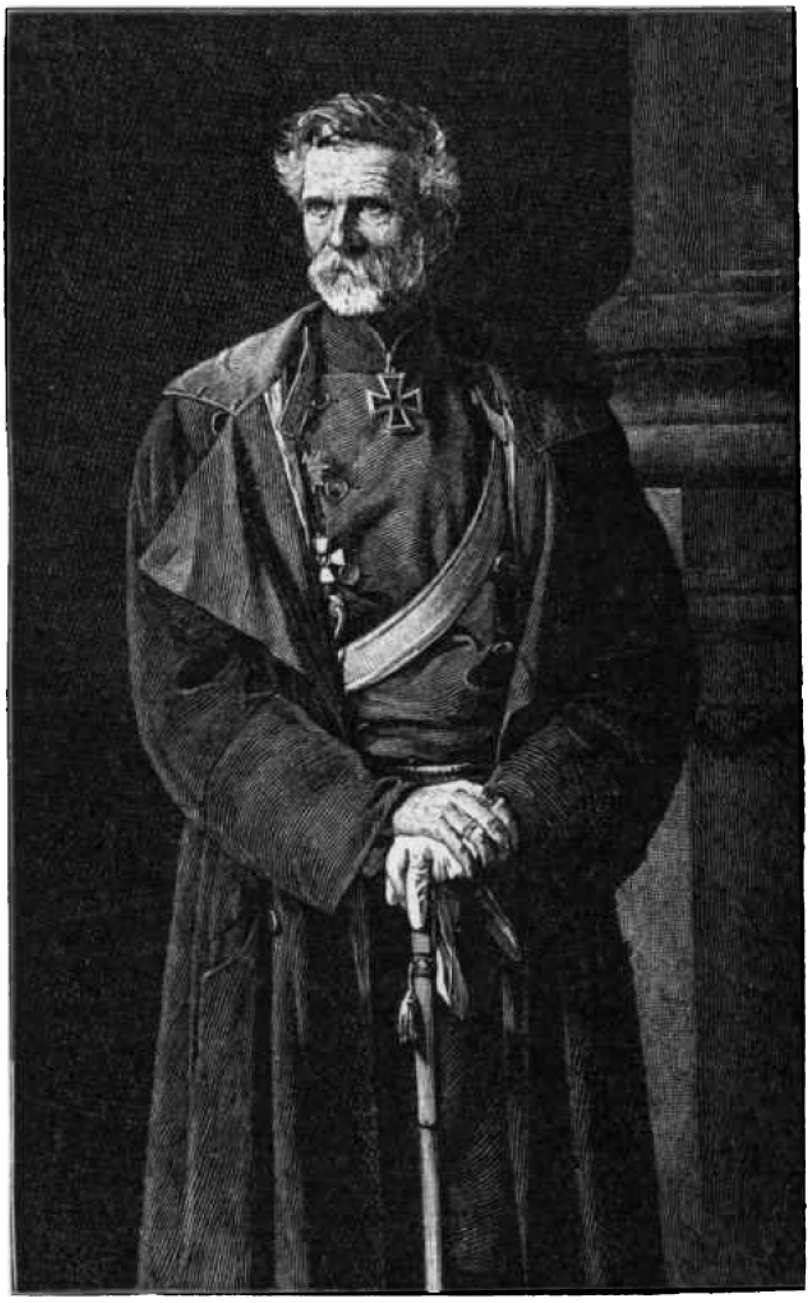
Indessen ahnten die Rheinländer, die am meisten auf den Sturz Bismarcks hinarbeiteten, nicht, mit welcher Energie dieser den französischen Rheingelüsten entgegentreten mußte. Schon im März hatte sich Saarbrücken dagegen verwahrt, an Frankreich ausgeliefert zu werden, es hieß damals, Bismarck habe die Kohlenbezirke der Saar dem Kaiser Napoleon versprochen. Anfangs Mai war Chonone über Paris nach Florenz gereist, und kehrte am 20. auf demselben Wege zurück. Die Zumutungen, welche der Italiener überbrachte, riefen bei Bismarck kein allzugroßes Erstaunen hervor; er selbst sei viel weniger Deutscher als Preuße, versicherte er, und verwies in allem nur auf den König. Nun rückte Benedetti selbst mit der Forderung des Kaisers hervor, die alles Land bis zur Mosel umfaßte. Bismarck vertröstete den Gesandten auf seine Anwesenheit in Paris, wo er dann mit dem Kaiser persönlich verhandeln werde. Denn sowohl er als Lamarmora nahmen die Einladung zum Kongreß an, sie wußten sicher, daß denselben Oesterreich zum Scheitern bringen werde. Dieses mußte ja sicher sein, von dem Kongreß ohne Venetien heimzukehren, es wollte die Gewißheit haben, daß es dafür eine Entschädigung, nämlich Schlesien, erhalte, und stellte die Bedingung, daß auf dem Kongresse keine der geladenen Mächte einen Zuwachs erhalten dürfe. Daraufhin mußte nun freilich Gramont erklären, daß der österreichische Vorbehalt den Kongreß unmöglich mache.

Bis jetzt hatte Bismarck die französischen Forderungen abgelehnt, und es mußte ihm nun alles daran liegen, den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich endlich zum Ausbruch zu bringen. Dabei kam ihm das letztere insofern zu Hilfe, als es am 1. Juni in Frankfurt die Erklärung abgab, eine Verständigung mit Preußen über Schleswig-Holstein sei unmöglich, man müsse das Weitere dem Bunde überlassen und dessen Beschlüsse werde der Kaiser willig anerkennen. Zudem ermächtigte man Gablenz, die holsteinischen Stände auf den 11. Juni nach Itzehoe einberufen. Das war soviel wie ein Vertragsbruch. Denn beiderseitig hatte man sich früher verpflichtet, alle künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur in gemeinsamem Einverständnis festzustellen, und da nun Oesterreich dem Bunde auch zugleich die Entscheidung über die Fortdauer der Gasteiner Konvention überließ, so erklärte Manteuffel dem Statthalter Gablenz, er werde in den nächsten Tagen zur Wahrung der preußischen Rechte Holstein wieder besetzen, und stellte es zugleich den Oesterreichern frei, ihrerseits in Schleswig einzurücken. Allein Gablenz zog sich unter Protest von Kiel nach Altona zurück und lehnte jede Verhandlung mit Manteuffel ab. Dieser erklärte nun, daß er nun auch über Holstein die oberste Regierungsgewalt übernehme; er besetzte an dem gleichen Tage Itzehoe, verhaftete den österreichischen Kommissar zur Ständeversammlung, und verhinderte die Eröffnung des Landtags. Nachdem Gablenz in einer Ansprache an Schleswig-Holstein erklärt hatte,

Kaiser Wilhelm I.

er weiche nur der Gewalt, verließ er das Land, und der Erbprinz von Augustenburg folgte seinem Beispiel.

Oesterreich hatte indessen auch in Frankfurt feierlichen Protest eingelegt und verlangte zwei Tage später die Mobilmachung aller nichtpreußischen Bundesarmeekorps, da Preußen durch seinen Einmarsch in Holstein die Bundesakte verletzt habe. Der österreichische Antrag wurde denn auch von der Mehrheit in der Hauptsache angenommen. Darauf hin erklärte der preußische Gesandte:



General von Manteuffel.

„Nachdem das Vertrauen Preußens auf den Schutz, welchen der Bund jedem seiner Mitglieder verbürgt hat, durch den Umstand tief erschüttert worden war, daß das mächtigste Glied des Bundes seit drei Monaten im Widerspruch mit den Bundesgrundgesetzen zum Behufe der Selbsthilfe gegen Preußen gerüstet hat, die Berufungen der königlichen Regierung aber an die Wirksamkeit des Bundes und seiner Mitglieder zum Schutze Preußens gegen willkürlichen Angriff Oesterreichs nur Rüstungen anderer Bundesglieder ohne Aufklärung über den Zweck derselben zur Folge gehabt haben, mußte die königliche Regierung die äußere und innere Sicherheit, welche nach Artikel 2 der Bundesakte Hauptzweck des Bundes ist, bereits als in hohem Grade gefährdet erkennen. Diese ihre Auffassung soll der vertragswidrige Antrag Oesterreichs und die eingehende, ohne Zweifel auf Verabredung beruhende Aufnahme desselben durch einen Teil ihrer bisherigen Bundesgenossen nur noch bestätigen und erhöhen können.

„Durch die nach dem Bundesrecht unmögliche Kriegserklärung gegen ein Bundesglied, welche durch den Antrag Oesterreichs und das Votum derjenigen Regierungen, welche ihm beigetreten sind, bedingt ist, sieht das königliche Kabinett den Bundesbruch als vollzogen an.

„Im Namen und auf allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs, seines Allergnädigsten Herrn, erklärt der Gesandte daher hiermit, daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deshalb nicht mehr verbindlich ansieht, denselben vielmehr als erloschen betrachten und behandeln wird.

„Indessen will Seine Majestät der König mit dem Erlöschen des bisherigen Bundes nicht zugleich die nationalen Grundlagen, auf denen der Bund aufgebaut gewesen ist, als zerstört betrachten.

„Preußen hält vielmehr an diesen Grundlagen und an der über die vorübergehenden Formen erhabenen Einheit der deutschen Nation fest und sieht es als eine unabweisliche Pflicht der deutschen Staaten an, für die letzteren den angemessenen Ausdruck zu finden. Die Königliche Regierung legt ihrerseits die Grundzüge einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Einigung hiermit noch vor und erklärt sich bereit, auf den alten, durch eine solche Reform modifizierten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, welche ihr dazu die Hand reichen wollen."

Die diplomatischen Beziehungen zwischen Wien und Berlin waren von seiten Oesterreichs schon am 12. Juni abgebrochen worden, Karolyi hatte bei seinem Abschied dem Italiener die Versicherung gegeben, daß im Falle eines Sieges Oesterreichs über Preußen dieses Venetien erhalten werde. Gramont hatte in Wien einen Vertrag abgeschlossen, der den Austausch Venetiens gegen Schleswig festlegte, und andererseits hatte Napoleon von Preußen die Zusicherung erhalten, daß keine Frankreichs Interessen berührende Frage ohne dessen Mitwirkung geordnet werden solle, so daß er nunmehr ohne Rüstung die Entwicklung der Dinge ruhig abwarten konnte. Gestützt auf diese Neutralität Frankreichs hatte Preußen beinahe alle seine Truppen aus den Westprovinzen nach Sachsen und Schlesien zurückziehen können, um dieselben gegen den Hauptfeind zu stellen, da man die deutschen Mittelstaaten in ihrer Schlagfertigkeit nur sehr gering schätzte. Man hatte zu gewärtigen, daß auch Kurhessen und Hannover sich Oesterreich anschließen werden. Bis zu der Zeit, da Bismarck mit dem Plane eines deutschen Parlaments hervorgetreten war, war dort stets die Sympathie für Preußen vorherrschend gewesen. Nun glaubte der König, der hierin nur eine Schmälerung der Souveränitätsrechte der deutschen Fürsten sah, sich von Preußen abwenden zu müssen. Alle Versuche, ihn umzustimmen, blieben erfolglos; am 14. Juni stimmte Hannover gegen Preußen. Noch einmal setzte man an diesem Tage alle Hebel in Bewegung, um den König zur Umkehr zu bestimmen; Bennigsen stellte den Antrag, man solle den Rücktritt des Ministeriums, Aufhebung der Mobilmachung und strenge Neutralität verlangen; allein die Regierung blieb ebenso in Kurhessen wie in Hannover solchen Vorstellungen unzugänglich. Am 15. Juni übergaben die preußischen Gesandten in Hannover, Kassel und Dresden Preußens Ultimatum, welches die Bedingung enthielt, daß die königlichen Truppen sofort auf den Friedensstand vom 1. März zurückgeführt werden, daß man den preußischen Reformvorschlägen zustimme und dagegen von Preußen die Sicherstellung ihrer Souveränitätsrechte erhalten solle. Sollten die Regierungen diese Vorschläge nicht annehmen, so werde sich der König als im Kriegszustande mit ihnen befindlich betrachten und demgemäß handeln.

Preußischerseits war denn auch alles bereit, diesen Worten gehörigen Nachdruck zu verleihen. Bei Altona standen 16 000 Mann unter Manteuffel, bei Minden 14 000

unter Goeben, bei Wetzlar 20 000 unter Beyer. Vogel von Falckenstein hatte den Oberbefehl über das Ganze. Dagegen waren weder die hannoverische noch die kurhessische Armee vollständig gerüstet. Allein trotzdem blieben beide Fürsten auf ihrer Weigerung, das preußische Ultimatum anzunehmen, bestehen; wenn sie auch nicht imstande waren, die Besetzung beider Länder zu verhindern, so konnten sie doch gemeinschaftlich ihren Marsch nach Süden Beyer gegenüber erzwingen. Allein König Georg zögerte zu lange, sein Land zu verlassen, und während er in der Hoffnung auf bayerische Unterstützung bei Göttingen seine Rüstungen vollendete, trafen schon am 17. und 18. Juni die Preußen in der Hauptstadt ein und Vogel von Falckenstein übernahm die Regierung des Landes. Ebenso wurde die kurhessische Hauptstadt einige Tage später von den Preußen besetzt und der Kurfürst selbst gefangen nach Stettin geführt. So hatten sich die preußischen Truppenteile teils schon vereinigt, teils genähert. Dazu stand ihnen noch Verstärkung durch ein thüringisches Kontingent in Aussicht, denn nachdem Preußen alle norddeutschen Staaten mit Beziehung auf seine Reformvorschläge vom 16. Juni eingeladen hatte, ein Bündnis mit ihm abzuschließen und seine Truppen in Kriegsbereitschaft zu setzen, hatte sofort der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha diese Einladung angenommen und mit seinen Truppen Gotha und Eisenach besetzt.

General Vogel von Falckenstein.

Am 17. und 18. Juni hatten indessen Preußen und Oesterreich Proklamationen an ihre Untertanen erlassen:

„Nachdem der deutsche Bund", lautete das Kriegsmanifest Preußens, „ein halbes Jahrhundert lang nicht die Einheit, sondern die Zerrissenheit Deutschlands dargestellt und gefördert, dadurch längst das Vertrauen der Nation verloren hatte und dem Auslande als Bürgschaft der Fortdauer deutscher Schwäche und Ohnmacht galt, hat er in den letzten Tagen dazu mißbraucht werden sollen, Deutschland gegen ein Bundesglied in die Waffen zu rufen, welches durch den Vorschlag der Berufung eines deutschen Parlaments den ersten und entscheidenden Schritt zur Befriedigung der nationalen Forderungen getan hatte. Für den von Oesterreich erstrebten Krieg gegen Preußen fehlte jeder Anhalt in der Bundesverfassung, wie jeder Grund oder auch nur scheinbare Vorwand.

„Mit dem Beschluß vom 14. Juni, durch welchen die Mehrheit der Bundesglieder

beschloß, sich zum Kriege gegen Preußen zu rüsten, ist der Bundesbruch vollzogen und das alte Bundesverhältnis zerrissen.

„Nur die Grundlage des Bundes, die lebendige Einheit der deutschen Nation ist geblieben, und es ist die Pflicht der Regierungen und des Volkes, für diese Einheit einen neuen lebenskräftigen Ausdruck zu finden.

„Für Preußen verbindet sich damit die Pflicht zur Verteidigung seiner durch seinen Beschluß und durch die Rüstungen seiner Gegner bedrohten Unabhängigkeit. Indem das preußische Volk zur Erfüllung dieser Pflicht seine Gesamtkraft aufbietet, bekundet es zugleich den Entschluß, für die im Interesse einzelner bisher gewaltsam gehemmte nationale Entwickelung Deutschlands den Kampf aufzunehmen.

„In diesem Sinne hat Preußen sofort nach Auflösung des Bundes den Regierungen ein neues Bündnis auf die einfachen Bedingungen des gegenseitigen Schutzes und der Teilnahme an den nationalen Bestrebungen angeboten. Es verlangte nichts als Sicherung des Friedens und zu diesem Behufe sofortige Berufung des Parlaments.

„Seine Hoffnung auf Erfüllung dieses gerechten und mäßigen Verlangens ist getäuscht worden. Das Anerbieten Preußens ist abgelehnt und letzteres damit genötigt worden, nach der Pflicht der Selbsterhaltung zu verfahren. Feinde oder zweifelhafte Freunde kann Preußen an seiner Grenze und zwischen seinen Grenzen in einem solchen Augenblick nicht dulden.

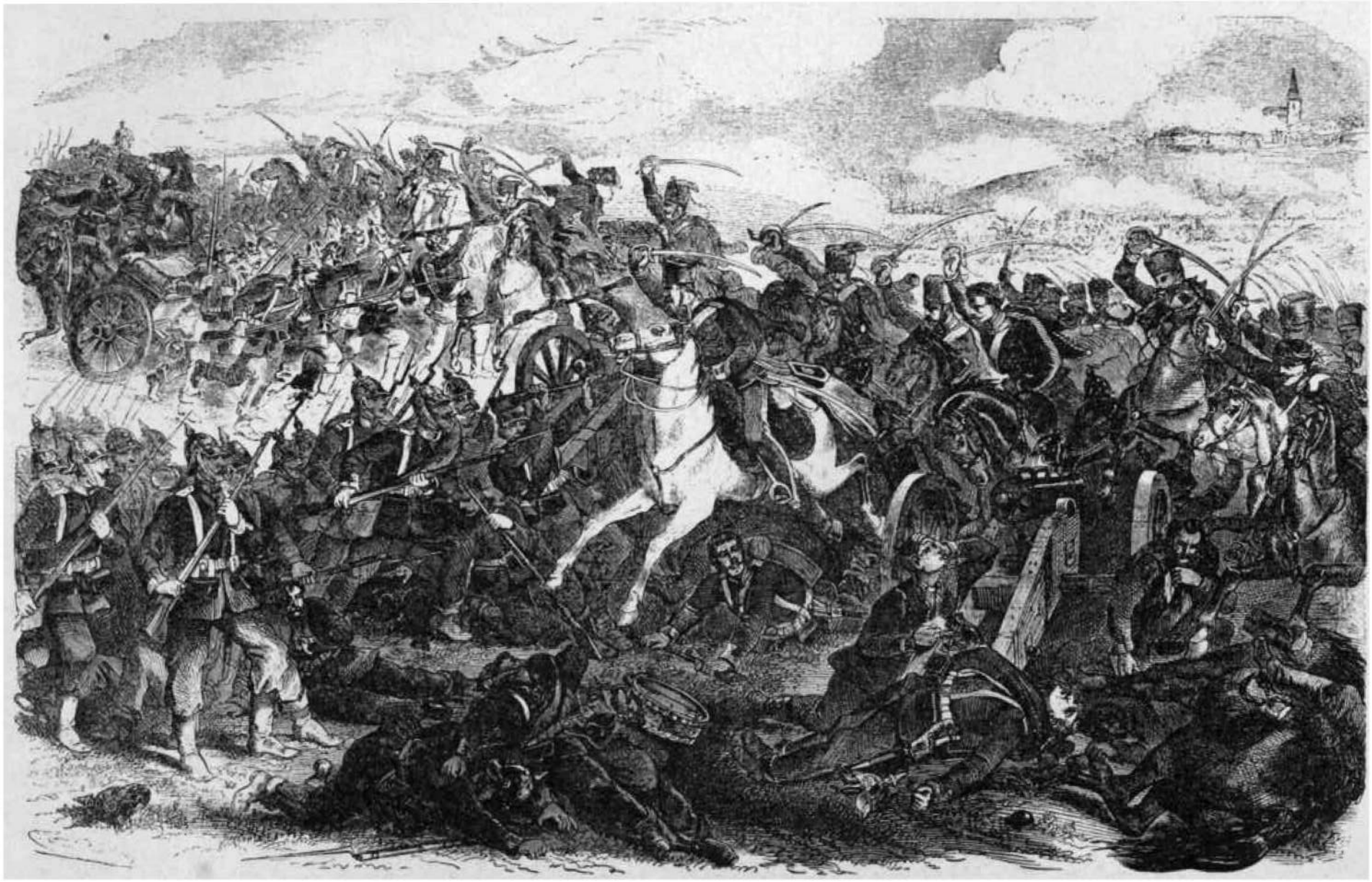
„Indem die preußischen Truppen die Grenzen überschreiten, kommen sie nicht als Feinde der Bevölkerung, deren Unabhängigkeit Preußen achtet und mit deren Vertretern es in der deutschen Nationalversammlung gemeinsam die künftigen Geschick des deutschen Vaterlands zu beraten hofft!“

Oesterreich aber verkündete seinen Völkern:

„Mitten in dem Werke des Friedens, das Ich unternommen, um die Grundlagen zu einer Verfassungsreform zu legen, welche die Einheit und Machtstellung des Gesamtreichs festigen, den einzelnen Ländern und Völkern aber ihre freie innere Entwicklung sichern sollte, hat Meine Regentenpflicht Mir geboten, Mein ganzes Heer unter die Waffen zu rufen.

„An den Grenzen des Reichs, im Süden und Norden, stehen die Armeen zweier verbündeten Feinde, in der Absicht, Oesterreich in seinem europäischen Machtbestande zu erschüttern. Keinem derselben ist von Meiner Seite ein Anlaß zum Krieg gegeben worden. Die Segnungen des Friedens Meinen Völkern zu erhalten, habe Ich, dessen ist Gott der Allwissende mein Zeuge, immer für eine Meiner ersten und heiligsten Regentenpflichten angesehen und getreu sie zu erfüllen getrachtet.

„Allein die eine der beiden feindlichen Mächte bedarf keines Vorwands; lüstern auf den Raub von Teilen Meines Reichs, ist der günstige Zeitpunkt für sie der Anlaß zum Krieg. Verbündet mit den preußischen Truppen, die uns als Feinde nunmehr gegenüberstehen, zog vor zwei Jahren ein Teil Meines treuen und tapferen Heeres an die Gestade der Nordsee. Ich bin diese Waffengenossenschaft mit Preußen eingegangen, um vertragsmäßige Rechte zu wahren, einen bedrohten deutschen Volksstamm zu schützen, das Unheil eines unvermeidlichen Krieges auf seine engsten Grenzen einzuschränken und in der innigen Verbindung der zwei mitteleuropäischen Großmächte — denen vorzugsweise die Aufgabe der Erhaltung des europäischen Friedens zuteil geworden — zum Wohle Meines Reichs, Deutschlands und Europas eine solche dauernde Friedensgarantie zu gewinnen.



Aus der Schlacht bei Langenſalza.

Eroberungen habe Ich nicht gesucht; uneigennützig beim Abschluß des Bündnisses mit Preußen habe Ich auch im Wiener Friedensvertrag keine Vorteile für Mich angestrebt.

„Oesterreich trägt keine Schuld an der trüben Reihe unseliger Verwicklungen, welche bei gleicher uneigennütziger Absicht Preußens nie hätte entstehen können, bei gleicher bundestreuer Gesinnung augenblicklich zu begleichen war.

„Die neuesten Ereignisse beweisen es unwiderleglich, daß Preußen nun offen Gewalt an die Stelle des Rechts gesetzt hat. In dem Recht und der Ehre Oesterreichs, in dem Recht und der Ehre der gesamten deutschen Nation erblickte Preußen nicht länger eine Schranke für seinen verhängnisvoll gesteigerten Ehrgeiz. Preußische Truppen rückten in Holstein ein, die von dem Kaiserlichen Statthalter einberufene Ständeversammlung wurde gewaltsam gesprengt, die Regierungsgewalt in Holstein, welche der Wiener Friedensvertrag gemeinschaftlich auf Oesterreich und Preußen übertragen hatte, ausschließlich für Preußen in Anspruch genommen und die österreichische Besatzung genötigt, zehnfacher Uebermacht zu weichen.

„So ist das Unheilvollste, ein Krieg Deutscher gegen Deutsche unvermeidlich geworden. Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über Einzelne, Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe Ich diejenigen, welche ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes.

„Ich schreite zum Kampfe mit dem Vertrauen, das die gerechte Sache gibt, im Gefühle der Macht, die in einem großen Reiche liegt, wo Fürst und Volk nur von einem Gedanken, dem guten Rechte Oesterreichs, durchdrungen sind, mit frischem vollem Mut beim Anblick Meines tapfern kampfgerüsteten Heeres, das den Wall bildet, an welchem die Kraft der Feinde Oesterreichs sich brechen wird, im Hinblick auf Meine treuen Völker, die einig, entschlossen, opferwillig zu Mir emporschauen.

„Wir werden in diesem Kampfe nicht allein stehen.

„Deutschlands Fürsten und Völker kennen die Gefahr, die ihrer Freiheit und Unabhängigkeit von einer Macht droht, deren Handlungsweise durch selbstsüchtige Pläne einer rücksichtslosen Vergrößerungssucht allein geleitet wird; sie wissen, welchen Hort für diese ihre höchsten Güter, welche Stütze für die Macht und Integrität des gesamten deutschen Vaterlands sie an Oesterreich finden.

„Wie wir für die heiligsten Güter, welche Völker zu verteidigen haben, in Waffen stehen, so auch unsere deutschen Bundesbrüder.

„Man hat die Waffen uns in die Hand gezwungen. Wohlan, jetzt, wo wir sie ergriffen, dürfen und wollen wir sie nicht früher niederlegen, als bis Meinem Reiche, sowie den verbündeten deutschen Staaten die freie innere Entwicklung gesichert und deren Machtstellung in Europa neuerdings befestigt ist.

„Auf unserer Einigkeit, unserer Kraft ruhe aber nicht allein unser Vertrauen, unsere Hoffnung; Ich setze sie zugleich noch auf einen Höheren, den allmächtigen gerechten Gott, dem mein Haus von seinem Ursprung an gedient, der die nicht verläßt, die in Gerechtigkeit auf Ihn vertrauen.

„Zu Ihm will Ich um Beistand und Sieg flehen, und fordere meine Völker auf, es mit Mir zu tun."

Dem König von Preußen war der Gedanke eines Krieges außerordentlich schwer geworden. „Ich kann bezeugen vor Gott," sagte er zu Prinz Friedrich Karl, „ich habe alles getan, gebeten habe ich den Kaiser, gebeten wie man nur bitten kann, ich will ja

zugestehen, was ich mit der Ehre Preußens vereinen kann. Aber sie wollen ja den Krieg, sie wollen es ja so wieder haben, wie es vor dem siebenjährigen Krieg war, und das geht nicht, dann ist ja Preußen nichts mehr."

Und mutig ist des Königs Aufruf „An mein Volk."

„In dem Augenblick, wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampf auszieht, drängt es Mich, zu Meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapferen Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert Mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach: „Das Vaterland ist in Gefahr!"

„Oesterreich und ein großer Teil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen.

„Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaft unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk durch die Gefahren des Vaterlands fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten. In sorglicher Voraussicht dessen, was nun eingetreten ist, habe Ich seit Jahren es für die erste Pflicht Meines Königlichen Amtes halten müssen, Preußens streitbares Volk für eine starke Machtentfaltung vorzubereiten. Befriedigt und zuversichtlich wird mit Mir jeder Preuße auf die Waffenmacht blicken, die unsere Grenzen deckt. Mit seinem König an der Spitze wird sich Preußens Volk ein wahres Volk in Waffen fühlen. Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark, dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereint zu bleiben.

„Ich habe alles getan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, daß weiß Mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. Bis zum letzten Augenblicke habe Ich, in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn! Nicht Mein ist die Schuld, wenn Mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängnis wird erdulden müssen; aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben. Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen, gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seines Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben.

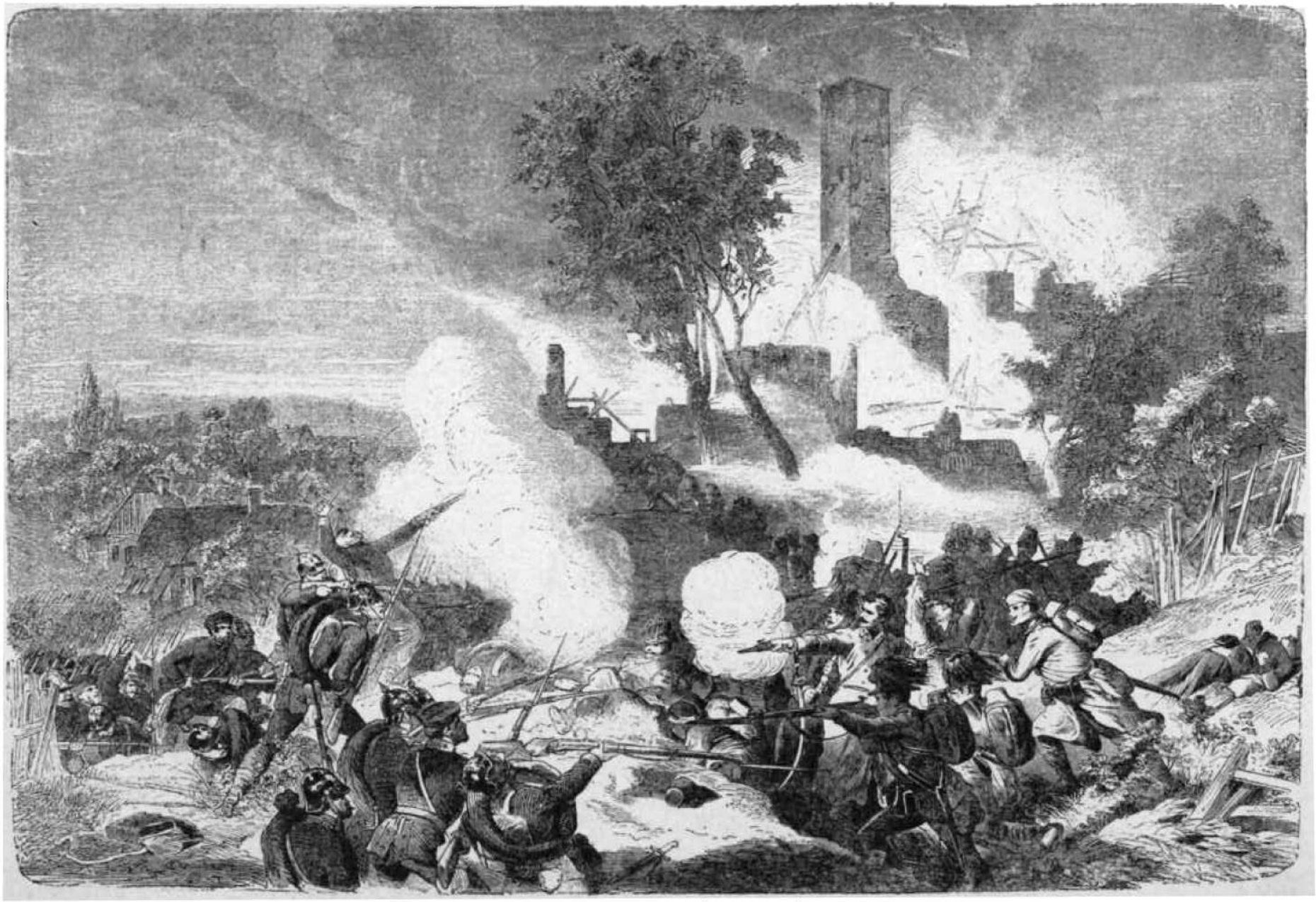
„Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten an, daß er unsere Waffen segne. Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der Tat nach zusammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern."

Einem Angriff wäre die Besatzung von Eisenach und Gotha nicht gewachsen gewesen; aber da die Bahn von Hannover über Magdeburg-Halle nach Eisenach vollständig in preußischer Gewalt war, so wäre es Vogel v. Falckenstein ein Leichtes gewesen, einen Teil des Manteuffelschen Korps dorthin zu werfen. Trotzdem ihn indessen Moltke am 21. hierzu telegraphisch aufforderte, unterließ er dies doch und marschierte auf Göttingen

los, indem er zugleich dem Beyerschen Korps anbefahl, flußabwärts nach Münden zu marschieren. Dadurch war der hannoverischen Armee unter General von Arentsschild die Möglichkeit geboten, noch bei Eisenach durchzubrechen; sie überschritt am 21. die Grenze und marschierte auf Gotha und Eisenach vor. Den günstigen Augenblick, den sie am 24. hatte, die schwachen Truppenteile, die ihr gegenüberstanden, auf die Seite zu schieben, versäumte sie, lehnte die von Moltke geforderte Kapitulation ab, um dagegen nur die Neutralisierung der Armee für längere Zeit anzubieten, wenn man ihr freien Durchmarsch nach Süddeutschland gewähren wolle. Zugleich aber ging nach Langensalza die Aufforderung, zum Angriff zu schreiten. Allein es sollte am 26. nicht zu einem wirklichen Angriff kommen, und erst am 27. kam es zur Schlacht bei Langensalza. Um den Abzug der Hannoveraner in östlicher Richtung zu verhindern, wollte General Flies mit etwa 9000 Mann sich ihnen an die Ferse heften und rückte am Morgen des 27. von Gotha nach Langensalza vor. Arentsschild, welcher die Stärke Preußens im Anfang überschätzte, gab seinen Plan, Langensalza zu besetzen, auf, und nahm nordöstlich von der Stadt eine Defensivstellung ein. Die Preußen besetzten ohne irgend ein Hindernis Langensalza, allein alle Versuche gegen den doppelt so starken Feind und seine Artillerie, die Brücke von Marxleben zu stürmen, waren vergeblich, Arentsschild ging nach vierstündigem Kampfe zum Angriff über, und Flies mußte sich hinter Langensalza zurückziehen; um 4 Uhr war aller Boden, den die Preußen gewonnen gehabt hatten, wieder verloren. Allein die Hannoveraner wußten den Sieg nicht auszunützen, am nächsten Morgen war Gotha von so vielen Truppen besetzt, daß von einem Durchbruch nicht mehr die Rede sein konnte, und Manteuffel war zudem über Mühlhausen weit genug herangekommen, um an einem neuen Kampf teilnehmen zu können. König Georg mußte, kaum noch für einen Tag mit Lebensmittel versehen, seine Einwilligung zu einer Kapitulation geben, und am 29. kam ein Vertrag zu stande. König und Kronprinz durften außerhalb des Königreichs ihren Aufenthalt frei wählen; ihr Privatvermögen blieb ihnen, den Offizieren wurden gegen das Versprechen, nicht gegen Preußen zu kämpfen, ihre Waffen gelassen, das ganze Kriegsmaterial mit Fahnen und Standarten ging in den Besitz von Preußen über. Nachdem so Hannover schon nach vierzehn Tagen besiegt war, konnte auch Kurhessens Lage keine viel bessere sein; das ganze übrige Norddeutschland war dem preußischen Bündnis beigetreten, ein Gesandter nach dem andern stellte in Frankfurt seine Tätigkeit ein. Zugleich war das Königreich Sachsen ebenfalls schon in den Händen der Preußen, während die österreichische Armee, in manchen Kämpfen zurückgeschlagen, ohne jede Siegeszuversicht war.

Mitte Juni stand die preußische Hauptmacht an der Grenze von Torgau bis Neiße in drei großen Heeren. Auf dem Zentrum bei Görlitz standen Pommern, Brandenburger und Thüringer unter Prinz Friedrich Karl; bei Torgau stand Herwarth von Bittenfeld mit Rheinländern und Westfalen; der Kronprinz, der bei Neiße seinen Standpunkt hatte, befehligte 150 000 Mann Preußen, Posener und Schlesier. Außerdem standen unter General von Mülbe bei Berlin noch von Reservetruppen etwa 25 000 Mann. Es waren im ganzen etwa 260 000 Mann mit 800 Geschützen. Ihnen gegenüber standen etwa 22 000 Sachsen unter Kronprinz Albert und sieben österreichische Armeekorps von 230 bis 250 000 Mann unter Benedek.

Sobald man Klarheit über die politische Stellung Sachsens hatte, mußte sich auch die Front des preußischen Heeres verkürzen. Die Diplomatie hatte die Aufgabe, die



Aus der Schlacht bei Königgrätz.

Entscheidung hierüber möglichst bald herbeizuführen. Bismarck stellte am 15. Juni in Dresden die gleiche Forderung wie in Hannover und Kassel, der König solle sich bis Mitternacht für Annahme der preußischen Reformvorschläge und unbewaffnete Neutralität erklären. Die Antwort fiel natürlich ablehnend aus und die Sachsen begannen zugleich, die Eisenbahnen und Elbbrücken zerstörend, sich nach Böhmen zurückzuziehen. Am 18. Juni besetzte Herwarth von Bittenfeld Dresden und General von der Mülbe am 19. Leipzig. Indessen war auch die zweite Armee dem Zentrum um ein gutes Stück näher gekommen. Sobald die Nachricht in Berlin eingetroffen war, daß Benedek von Olmütz nach Josefstadt vorging, wies Moltke alle drei Armeen an, am 22. die Grenze zu überschreiten und Gitschin als gemeinsames Marschziel ins Auge zu fassen.

Oesterreich und Süddeutschland überboten sich im Spott über die preußische Kriegsführung; man prahlte mit Benedeks geheimen und vorsichtigen, aber zerschmetternden Kriegsplänen, denen gemäß die ganze Macht der Nordarmee sich auf Prinz Friedrich Karl und Herwarth von Bittenfeld stürzen sollte. Clam-Gallas und die Sachsen erhielten deshalb die Weisung, sich hinter die Isar zurückzuziehen und die Linie dieses Flusses von Turnau bis Münchengrätz zu halten. Die Elbarmee betrat dann am 22., Prinz Friedrich Karl am 23. feindlichen Boden. In einem mehrstündigen Dorfgefecht bei mondheller Nacht wurden die Oesterreicher mit einem Verlust von 700 Mann zurückgeschlagen und zugleich hatte Herwarth bei Hühnerwasser die Oesterreicher zurückgeworfen. Allein um Münchengrätz angreifen zu können, mußte man erst noch weitere Truppen abwarten, und Clam-Gallas benutzte die Frist, um sich die Rückzugslinie nach Gitschin zu sichern. Als ihn am 28. die beiden preußischen Führer bei Münchengrätz angriffen, konnte er sich einer eigentlichen Schlacht freilich mit bedeutenden Verlusten entziehen und nahm vor Gitschin von neuem Aufstellung, um die Ankunft des dritten Korps abzuwarten. Allein vor den anrückenden Pommern mußte er sich zurückziehen und Gitschin wurde im nächtlichen Straßenkampfe erobert. Damit hatte Prinz Friedrich Karl das vorgeschriebene Ziel erreicht und es gelang bald, Fühlung mit dem Vormarsch der kronprinzlichen Truppen zu bekommen.

Die zweite Armee hatte weit größere Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Benedek konnte ihr, die nur eine Stärke von 150 000 Mann hatte, eine Armee in der Höhe von 200 000 Mann gegenüberstellen; dem Zentrum hatte der Kronprinz das Ueberschreiten der Grenze auf den 26. Juni anbefohlen, also einen Tag früher, als dies die Ostpreußen unter Bonin auf dem rechten und die Posener unter Steinmetz auf dem linken Flügel taten. Am 27. morgens rückten die Vortruppen Bonins in Trautenau ein. Niemand hatte ihnen den Weg durch die Pässe verlegt, sie erstürmten den Plateaurand, auf dem die Stadt liegt, und rückten nun seitwärts vor. Allein nachmittags ging Gablenz, der die Ankunft seiner noch fehlenden Brigaden abgewartet hatte, zum Angriff über und warf die Preußen zurück, so daß Bonin über die Grenze zurückging und den nächsten Tag vollständig untätig blieb.

Nun griff am 28. Juni die Garde ein. Hiller von Gärtringen erstürmte die Dörfer Burkersdorf und Soor, die zweite Gardedivision eroberte Trautenau zurück und Gablenz mußte mit einem Verlust von 8000 Mann sich den Rückzug westwärts nach Pilnikau erkämpfen, so daß die preußischen Berichte melden konnten, er sei vollständig geschlagen.

Das gleiche Schicksal erfuhr dem linken Flügel des Kronprinzen gegenüber am gleichen Tag Feldmarschalleutnant Ramming. Er kam zu spät, um Steinmetz den

Vormarsch aus dem Passe von Nachod zu verlegen, er wurde nach Skalitz beiseite gedrängt und Benedek ließ ihn durch das Korps Erzherzog Leopold ablösen. Steinmetz drang mittags gegen die Stadt vor, es entspann sich ein furchtbar erbitterter Kampf, in welchem die Oesterreicher beinahe 12 000 Mann verloren; dem Erzherzog nach Josefsstadt, wohin er sich zurückgezogen hatte, zu folgen, lag nicht in der Absicht von Steinmetz, er warf bei Schweinschädel das Korps Festetics zurück und rückte dann nach Königinhof vor. Dort war indessen auch Prinz August von Württemberg eingetroffen, Bonin stand in Arnau und am 30. Juni lagen alle drei Korps an der Elbe, wodurch die Fühlung mit der ersten Armee hergestellt war.

Dragonerattacke bei Nachod.

Die Lage Oesterreichs war eine verzweifelte. Sechs von seinen Korps waren schwer, beinahe vernichtend geschlagen, Benedek selbst riet dem Kaiser telegraphisch zum Frieden, nicht wegen einer etwaigen numerischen Ungleichheit der beiden Armeen, sondern wegen der offenkundigen Ueberlegenheit der preußischen Truppen. Nun erschien auch König Wilhelm selbst, begleitet von Moltke, Bismarck und Roon, bei seinem Heere. Es war alles zu einem entscheidenden Schlage vorbereitet. Auf österreichischer Seite hatte man allen Mut verloren. Die Führer waren zum Teil unfähig, die fähigen waren ihrer Stellung enthoben worden und auch die Truppen boten keine Gewähr eines Siegs. Am vorzüglichsten war noch die österreichische Artillerie gewesen, die mit ihren gezogenen Geschützen der preußischen weit überlegen war; dagegen war die Kavallerie keineswegs hervorragend und die Infanterie ließ sehr viel zu wünschen übrig. Eine günstige Wen-

dung war indessen nicht ausgeschlossen, wenn man die schweren Erfahrungen der letzten Wochen in Betracht zog. Benedek hielt es für angezeigt, die Elbe und die Festungen Josefstadt und Königgrätz im Rücken zu haben, um sich dadurch vor einer Umgehung zu sichern, sich freilich zugleich auch den Rückzug zu erschweren. Auf der Höhe von Lipa nahm Benedek persönlich Stellung. Ihm zur Linken stand das Korps Gablenz, zu seiner Rechten Erzherzog Ernst, beide bildeten das Zentrum. Auf den linken Flügel stellte er die Sachsen, hinter ihnen als Reserve Erzherzog Leopold; die für den rechten Flügel bestimmten Korps Festetics und Thun sollten erst dann in Tätigkeit treten, wenn der Kronprinz wirklich angriffe.

Benedek hatte am 1. und 2. Juli diese Anordnungen erlassen; auf preußischer Seite hatte die Meldung, daß die ganze österreichische Armee zwischen Elbe und Bistritz stehe, den Prinzen Friedrich Karl zu dem Ersuchen an den Kronprinzen, mit der ganzen Garde am westlichen Elbufer vorzustoßen, weil er selbst den Feind über Sadowa an die Elbe drängen wolle, veranlaßt. Herwarth und der Kronprinz erhielten sofort Befehl, mit Tagesgrauen aufzubrechen, während sich die erste Armee schon um zwei Uhr nachts in Bewegung setzte.

„Obgleich auch sie, erzählt Bulle, einen erheblichen Marsch bis an den Feind zu machen hatte, mußte sie doch weit früher an ihn kommen als der entfernter und später aufbrechende Kronprinz. Dichter Regen erschwerte den Marsch und erweichte die Straßen. Der König selbst, der übrigens persönlich die Anwesenheit des ganzen feindlichen Heeres hinter der Bistritz bezweifelte, fuhr um 5 Uhr dem Heere nach, stieg gegen 8 Uhr zu Pferde und kam an die Bistritz, als eben die preußische Artillerie von den diesseitigen Höhen den Kampf mit den Batterien jenseits begonnen hatte. Etwa zwei Stunden dauerte dieser Geschützkampf, da fuhren die am weitesten vorgeschobenen feindlichen Batterien ab und die preußische Infanterie bemächtigte sich Sadowas und der südlichen Uebergänge. Von seinen drei Korps hielt Friedrich Karl die Brandenburger in Reserve, die Pommern und die thüringische Division Horn erhielten den Auftrag, durch den Holawald gegen Lipa vorzudringen; die andere thüringische Division Fransecky war als linker Flügel weiter nordwärts über die Bistritz geschickt, um durch den Swiepwald gegen Cistowes und Chlum vorzurücken. Vom Kronprinzen war um diese Zeit noch nichts zu sehen; Herwarth war zwar schon um 8 Uhr nach fünfstündigem Marsch in Nechanitz angekommen, brauchte aber mindestens vier Stunden, um seine drei Divisionen über den Fluß zu schaffen. Die Hauptarbeit lag also seit 10 Uhr den Truppen in beiden Wäldern ob. Schon die Division Horn und das pommersche Korps, die im Holawalde gegen Gablenz kämpften, hatten einen furchtbar schweren Stand; stundenlang hielten sie sich wacker, trotz aller Verluste; gegen 1 Uhr aber mußte der Prinz die Brandenburger aus der Reserve herziehen, um zu verhüten, daß Benedek sein Zentrum durchbreche. Weit schrecklicher noch war die Lage Franseckys im Swiepwalde, denn gegen ihn sandte Benedek Thun und Festetics ins Gefecht, diesen von Chlum und Cistowes aus nordwärts, jenen von Maslowed und Horenowes westwärts. Vierfach an Infanterie, noch mehr an Geschützzahl den Gegnern überlegen, rückten sie vor, ihn von zwei, bald von drei Seiten umschließend. Von 9 bis 11 Uhr behaupteten sich die tapferen Thüringer und suchten, in dreimaligem Sturme aus dem Walde vorbrechend, sogar Maslowed dem Feinde zu entreißen, dann aber drangen die Oesterreicher unter schmetternder Musik mit ungeheurer Uebermacht vor und schoben die gelichteten Bataillone Schritt um Schritt

bis in die äußersten Waldzipfel zurück. Entschlossen hier zu sterben, leisteten die Ermatteten den letzten Widerstand, den zwei Bataillone, welche Horn von Sadowa gegen Cistowes entsandte, nur wenig erleichterten. Da erschienen in der höchsten Not zwischen 12 und 1 Uhr von Maslowed her preußische Reiter, die Vorboten des Kronprinzen; gleichzeitig erlahmte der Angriff der Oesterreicher, Thun und Festetics zogen ihre Regimenter zurück, ein Telegramm aus Josephstadt hatte Benedek gemeldet, daß der Kronprinz nahe, und nun galt es schleunig gegen diesen Front zu machen. Durch eine schnelle Rückwärtsschwenkung bildeten die beiden Korps den defensiven Haken, der ihnen vorgeschrieben war, und hinderten kaum noch, daß Fransecky, der den vierten Teil seiner Infanterie verloren hatte, Cistowes besetzte.

Nun erst machte Benedek eine Hauptanstrengung, um bei Sadowa die Reihen Friedrich Karls zu durchbrechen. Zu den Korps Gablenz und Erzherzog Ernst zog er Teile der Reserven heran, um den Holawald wieder zu nehmen. Obgleich jetzt auch die Brandenburger mit im Kampfe standen, schien es kaum möglich, daß die Preußen sich hielten, von der Nähe des Kronprinzen wußte der König noch nichts, der Rückzug der Infanterie wurde ernstlich erwogen, die Kavallerie ward zusammengezogen, um ihr als Aufnahme zu dienen. Da um 2 Uhr, im verhängnisvollen Augenblick, ehe der schwere Entschluß noch gefaßt war, sprengte Voigts-Rhetz vom linken Flügel heran, meldete dessen Erlösung und die Ankunft der zweiten Armee. Nun war von keinem Rückzug mehr die Rede. Von neuem gingen die unvergleichlichen Bataillone vor, nahmen den Wald, überschritten den Rand und schickten sich an, die Höhen von Lipa zu stürmen, als sie auch schon auf der Höhe von Chlum zur Linken die Truppen des Kronprinzen erblickten, und von Problus zur Rechten die Siegeskunde von Herwarth vernahmen.

Dieser war mit seinen Rheinländern und Westfalen erst gegen 2 Uhr zum Angriff auf das Plateau gekommen. Unter schweren Verlusten erklomm er den ungedeckten Abhang, und nahm binnen einer Stunde die Dörfer Prim und Problus; nur schrittweise konnte er Boden gewinnen, denn die Sachsen fochten in vortrefflicher Stellung mit ausgezeichneter Tapferkeit; aber der Besitz von Problus entschied über den Besitz des Plateaurandes bis Sadowa hin, die Batterien, die von dort aus sieben Stunden Feuer und Verderben unter die Preußen gespieen, mußten abfahren, und die Verbindung des preußischen Flügels mit dem Zentrum war hergestellt.

Noch entscheidender war freilich der Schlag, den der Kronprinz ausführte. Die ersten auf dem Schlachtfeld waren Hiller von Gärtringen mit seiner Gardedivision und Zastrow mit einer Division Schlesier, die vereint die Batterien auf dem Wege von Horenowes zum Abzug zwangen, noch ehe Thun und Festetics ihre neuen Stellungen vollständig bezogen hatten; so befand sich östlich von Maslowed in ihrer Schlachtordnung eine breite Lücke. In diese drang, begünstigt von dem dicken Pulverdampf, Hiller von Horenowes ein, und stürmte trotz des mörderischen Feuers den Abhang von Chlum hinauf, während ein Teil seiner Bataillone sich südwärts gegen Rogberitz wandte, und auch diesen Ort nahm. Wohl mochte Benedek die Schreckensnachricht unglaublich erscheinen, wohl nahm er alle seine Reserven zusammen, um die verlorenen Punkte wieder zu gewinnen, wohl gelang es, gegen 4 Uhr der großen Uebermacht Rogberitz noch einmal zu stürmen, und dadurch wenigstens die Rückzugslinie frei zu machen, aber gegen den festen Schlüssel der ganzen Stellung, gegen Chlum vermochte er nichts; der ersten Gardedivision kamen Teile der zweiten zu Hilfe; von Cistowes rückten Bonins Ostpreußen vor,

von Problus her kamen die Westfalen, vom Holawalde die Brandenburger; die zweite Gardedivision erstürmte Lipa, da mußte er denn wohl das Spiel verloren geben; Gablenz und Erzherzog Ernst erhielten Befehl zum Rückzug, den die vorgeschickte Reiterei tapfer deckte; um 4½ Uhr begann die Verfolgung."

Das war die Schlacht bei Königgrätz oder Sadowa, deren Gelingen namentlich dem rechtzeitigen Eingreifen des Kronprinzen zu danken war. Die Preußen hatten schwere und schmerzliche Verluste erlitten; 1800 tote und 7000 verwundete Preußen lagen auf dem Schlachtfelde, die Oesterreicher aber zählten 24 000 Tote und Verwundete und dazu noch 20 000 Gefangene. In Wien wirkte die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz geradezu vernichtend. Allein nachgeben konnte und wollte man trotz alledem nicht; lieber wollte man noch mit fremder Hilfe den Kampf fortsetzen. Man mußte Italien durch Abtretung Venetiens befriedigen und suchen, Napoleon in den Kampf zu verwickeln. Italien gegenüber konnte man vom militärischen Standpunkt aus umsomehr nachgeben, als die Oesterreicher in den Schlachten zwischen Etsch und Mincio siegreich gewesen waren; Victor Emanuel durfte allerdings ohne Preußen keinen Frieden abschließen, allein wenn Napoleon einen solchen gebot, konnte man sich doch nicht weigern. Nach den Vorschlägen Moltkes hätten die Italiener das hindernde Festungsviereck durchbrechen und möglichst schnell nach Deutsch-Oesterreich einrücken sollen. Zudem hatte eine Freischar unter Garibaldi an der dalmatinischen Küste landen sollen, um Ungarn zur Empörung zu reizen. Allein Lamarmora wollte von diesen Vorschlägen nichts wissen, er wollte sich von Berlin aus keine Vorschriften machen lassen, und auch im italienischen Lager war man mit diesen seinen Plänen einverstanden. Namentlich war es Cialdini, der im Sinne der preußischen Vorschläge ein Vordringen über den unteren Po im Osten der Festungen vorschlug. Ihm mußte Lamarmora freien Spielraum lassen, man wollte sich gegenseitig durch starke Demonstrationen unterstützen, wenn Lamarmora über den Mincio, oder Cialdini über den Po gehen wollte. Lamarmora glaubte wegen der geringen Stärke der Oesterreicher einen Angriff nicht befürchten zu müssen, trotz der Einsprache des Königs beschloß er den Mincio zu überschreiten, um über die Etsch vorzurücken und Cialdini die Hand zu reichen, der in der Nacht vom 25. den Po überschreiten wollte.

Im italienischen Lager wußte man freilich nicht, daß Erzherzog Albrecht bereits mit seiner ganzen Armee östlich von Paschiera bis nach Verona hin zur Schlacht bereit stand. Um Custozza entspann sich ein Kampf mit wechselndem Glück, der indessen mit dem Rückzug der Italiener endigte. Im Lager derselben herrschte Uneinigkeit, und die Oesterreicher hatten deswegen volle Freiheit, ihre Truppen aus Venetien wegzuziehen und der Nordarmee zuzuführen. Um indessen zu verhindern, daß die Italiener über die Grenze nachrücken, gab es für Franz Josef nur ein Mittel, er trat am 5. Juli seine italienischen Besitzungen an Napoleon ab und bat ihn um Vermittlung des Friedens zwischen ihm und Victor Emanuel. Nun wollte er sich mit aller Kraft auf Preußen werfen, und glaubte dabei auf die Unterstützung Napoleons rechnen zu dürfen. Allein dieser war zum Krieg weder vorbereitet noch geneigt, und er ging auf die Vorschläge zur Vermittlung nur unter der Bedingung ein, daß sich dieselbe auch auf Preußen erstrecke. Franz Josef fügte sich, da er wohl wußte, daß Preußen sich weigern und dadurch Napoleon zum Krieg veranlassen werde. In Paris war darüber großer Jubel, man feierte diesen Sieg des Kaisers in den überschwenglichsten Ausdrücken, während man in Italien tief entrüstet darüber war. Selbst Lamarmora war der Gedanke schmerzlich,

daß Napoleon auf Kosten von Italiens Ehre Preußen am Vordringen hindern sollte; Venetien als ein Geschenk von Frankreich anzunehmen, war ihm eine Erniedrigung; er fürchtete, Italien werde nun nicht mehr zu regieren sein.

Dieser Entrüstung gab man denn auch sofort Ausdruck; Cialdini sollte die abziehenden Oesterreicher um jeden Preis einholen, Garibaldi drang gleichzeitig in Tirol

Ueberreichung des Ordens pour le mérite an den Kronprinzen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz.

ein und beide Generäle hofften sich in Trient vereinigen zu können. Ebenso stellte man an die Flotte die größten Anforderungen. In acht Tagen sollte das feindliche Geschwader zerstört und Istrien besetzt sein. Allein der österreichische Admiral Tegethoff war voll Siegesvertrauen; in Pola wartete er die Gelegenheit ab, die ihm der Feind zu einem Schlage geben werde. Bei Lissa kam es am 20. Juli zur Seeschlacht, in welcher die Italiener mit großen Verlusten unterlagen.

Indessen hatten die Preußen ihren Sieg gehörig ausgenutzt. Ein von Gablenz nachgesuchter Waffenstillstand wurde sofort abgelehnt, und es begann der Vormarsch, der die siegreichen Truppen über die Elbe führte. Der Kronprinz marschierte auf Olmütz, Friedrich Karl auf Brünn, Herwarth auf Iglau zu, und auch die Vermittlungsversuche Napoleons hielten diese Bewegung nicht auf. Den Vorschlag eines Waffenstillstandes beantwortete der König von Preußen dahin, daß er gegen einen solchen gar nichts einzuwenden habe, daß er aber zuvor der Einstimmung Italiens und der Zusicherung Oesterreichs für seine Hauptforderungen sicher sein müsse. In Paris lag die Kriegs- und Friedenspartei in heftigem Kampfe mit einander, am 10. Juli beschloß man dort, Oesterreichs Hilfsgesuch abzulehnen und im preußischen Hauptquartier eine Grenzberichtigung zu verlangen.

Indessen hatte man dort ernste Beratungen gepflogen. Der König war entschlossen, lieber abzudanken, als ohne Gebietsvergrößerung aus diesem Kriege hervorzugehen, es gelang Bismarck, die Frage der Grenzberichtigung bis zur Rückkehr nach Berlin zu verschieben; in Bezug auf die Friedensbedingungen war das nicht möglich, und so kam alles darauf an, auf dem Notwendigen zu bestehen und in den andern Punkten nachzugeben. Bismarck verzichtete demnach auf eine Gebietserweiterung auf Kosten Oesterreichs oder Sachsens, er gestand den deutschen Staaten südlich vom Main das Recht zu, einen besonderen Bund zu schließen, und versprach die nördlichen Bezirke von Schleswig an Dänemark zurückzugeben, wenn die Bevölkerung selbst den Wunsch hierzu äußere. Dagegen sollte Oesterreich aus dem Bunde austreten, ein Norddeutscher Bund unter Preußens Führung sollte hergestellt und eine nationale Verbindung mit Süddeutschland eingeleitet werden. Preußen war bereit, einen fünftägigen Waffenstillstand eintreten zu lassen, um während desselben mit Oesterreich direkte Verhandlungen anzuknüpfen; aus diesem Waffenstillstand ging der Friede hervor, und so konnte am 22. Juli der Krieg als beendigt angesehen werden.

Dadurch war das Einrücken der Feinde in die Hauptstadt umgangen worden, während es ohne das unvermeidlich gewesen wäre. Die preußische Armee war in voller Stärke gegen die Donau vorgerückt, die Stimmung war im Heere, trotzdem dort die Cholera ausbrach, eine vortreffliche und ihre moralische Ueberlegenheit hatte sich in den letzten Wochen auch in den kleineren Gefechten gezeigt. Vier Tage später, am 26. Juli, wurde in Nikolsburg der Friede unterzeichnet, in welchem Oesterreich seine norddeutschen Verbündeten, Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt, freigab, und nur für Sachsen dessen Fortbestand, freilich als Teil des künftigen norddeutschen Bundes erwirkte. Den süddeutschen Staaten war ihre Selbständigkeit gewährleistet; im übrigen waren sie Preußen auf Gnade und Ungnade übergeben und sie durften erst vom 2. August an am Waffenstillstand teilnehmen.

Währenddessen gingen auch die Feindseligkeiten zwischen Preußen und Süddeutschland zu Ende. Erst nach der Schlacht bei Königgrätz war man zum erstenmale mit den Bayern zusammengetroffen, die unter dem Oberbefehl des greisen Prinz Karl von Bayern standen. Die bayerische Armee sollte am 14. und 15. Juni, 40—50 000 Mann stark, in Franken bereitstehen, und dann mit dem achten Bundeskorps nordwestlich zum Angriff schreiten. Das achte Korps stand unter Prinz Alexander, dem Bruder des Großherzogs von Hessen, General Hardegg befehligte die Württemberger, Prinz Wilhelm von Baden die Badenser, das ganze Korps war etwa 55 000 Mann stark, von denen

ein Teil überdies die Besatzung von Mainz bildete. Die Disziplin in dem ganzen Korps ließ manches zu wünschen übrig; Prinz Karl hatte indessen seinen Aufmarsch vollendet, und gedachte nun den Hannoveranern entgegenzugehen, allein erst in Köln erhielt er die Nachricht von einem Sieg der Hannoveraner bei Langensalza; immer energisch schritt er gegen Norden vor; aber nun traf die Nachricht von der Kapitulation der Hannoveraner ein, und er mußte seinen Plan wieder ändern; die Armee sollte ins Fuldatal marschieren, um sich dort mit dem achten Armeekorps zu vereinigen.

Prinz Alexander hatte sich jedoch nur ungenau an die Verabredung gehalten. Er richtete zwar seinen rechten Flügel auf Hersfeld, die Badenser aber auf Wetzlar und die Württemberger auf Gießen, so daß zu der gleichen Zeit, wo die Preußen bei Eisenach vereinigt waren, die 80—90 000 Mann des Prinzen Karl auf der Linie von Ilmenau bis Wetzlar zerstreut standen, und die Mainarmee — so nannte man seit dem 1. Juli die Truppen Falckensteins — hatte nun die Möglichkeit, sich auf die einzelnen Truppenteile zu werfen. Man begann sofort sich gegenseitig zu nähern, Falckenstein aber entsandte Beyer auf der Straße von Eisenach nach Fulda, während Goeben, von Manteuffel gefolgt, am Ostabhang der Rhön vorrückte, um den Bayern den Weg zu verlegen. Am 3. und 4. Juli kam es zwischen ihnen zu einer Reihe von Gefechten; man wollte von seiten Preußens den Feind nur am weiteren Vordringen hindern, und dies gelang vollkommen, ja Prinz Karl zog sich am Nachmittag sogar südwärts. Seine Kavallerie wurde am 4. Juli bei Hünfeld zerstreut und zog sich nach Fulda zurück. Auf die Nachricht von der Schlacht bei Königgrätz gab Prinz Alexander die Verbindung mit den Bayern preis und zog sich schleunigst nach Frankfurt und Hanau zurück. Nun schwenkte Falckenstein links ab durch die Rhön nach Brückenau und ließ von dort Goeben und Manteuffel östlich gegen Kissingen, Beyer gegen Hammelburg vorrücken. Um Kissingen entbrannte ein heißer Kampf. Die Bayern verteidigten die Flußübergänge hartnäckig, und der Kampf, der sich bis in den Abend hineinzog, blieb auch unentschieden. Nun wandte sich Falckenstein gegen den Prinzen von Hessen. Beyer mußte über Gelnhausen, Goeben über Aschaffenburg bis Hanau vorrücken, Prinz Alexander hatte indessen den Plan, Frankfurt zu verteidigen, aufgegeben, und beschlossen, sich am südlichen Mainufer den Bayern zu nähern. Der Herzog von Nassau und der Großherzog von Darmstadt glaubten nun ebenso wie die Bundesversammlung auf ihre Rettung bedacht sein zu müssen, und flohen nach Augsburg. General Beyer traf unter solchen Umständen auf keinen Feind mehr, Aschaffenburg wurde von Goeben genommen, am 16. Juli rückte Falkenstein in Frankfurt ein. Senat und Militär wurden aufgelöst, Falckenstein übernahm die Regierung selbst, einige Senatoren wurden verhaftet, mehrere Zeitungen unterdrückt, und der Stadt eine Kontribution von etwa 6 Millionen auferlegt. Kaum war dies geschehen, so wurde Falckenstein zum Gouverneur von Böhmen ernannt, und Manteuffel mit dem Oberbefehl betraut. Man hatte gegen seine Kriegsführung mancherlei Einwendungen erhoben, und unter diesem Eindruck war seine Abberufung erfolgt.

Am 21. Juli nahm Manteuffel die militärischen Operationen bedeutend verstärkt wieder auf. Nach einzelnen Kämpfen an der Tauber, namentlich gegen die Württemberger bei Tauberbischofsheim, nahmen die Preußen Würzburg gegenüber Stellung, allein es sollte nun zu einem ernstlichen Angriff nicht mehr kommen. Im Hauptquartier zu Nikolsburg erhielt von der Pfordten die Zusicherung, daß Manteuffel keine weitere Ent-

scheidung durch die Waffen suchen solle; man begann nun mit den einzelnen Staaten die Friedensunterhandlungen, die sich freilich, da man in Süddeutschland immer noch auf Napoleon hoffte, sehr in die Länge zogen. Nur der Großherzog von Baden wollte von französischer Vermittlung nichts wissen; von allen Seiten liefen in Paris Bittgesuche ein, allein Napoleon wollte auch seinen Lohn für seine Bemühungen haben, und Benedetti erhielt den Befehl, Abtretungen am Rhein zu verlangen. Als er vernahm, daß der König ein solches Verlangen rundweg abschlage, drohte er mit Krieg, allein Bismarck ließ sich auch dadurch nicht schrecken. Napoleon hielt es nun für geraten, seinen Plan fahren zu lassen, seine Vergrößerungsgedanken gab er jedoch nicht auf, wandte aber nun seine Blicke auf Belgien und Luxemburg.

Den deutschen Staaten gegenüber wußte Bismarck aus diesen französischen Forderungen bedeutende Vorteile zu ziehen. Die süddeutschen Staaten wußten wohl, daß sie an Frankreich Entschädigungen hätten entrichten müssen, und beeilten sich demnach mit Preußen Frieden zu schließen, ja auch ein geheimes Schutz- und Trutzbündnis einzugehen, demgemäß im Fall eines Kriegs dem König von Preußen der Oberbefehl übertragen werden sollte. Am 13. August unterzeichnete Württemberg, am 17. Baden, am 22. Bayern die beiden Verträge. Es waren mäßige Summen, die alle drei Staaten zu zahlen hatten, Hessen-Darmstadt kam schlechter weg, am spätesten fügte sich Sachsen.

Am 23. August wurde in Prag der Friede unterzeichnet. Die hauptsächlichsten Artikel lauteten:

I. Es soll in Zukunft und für beständig Friede und Freundschaft zwischen Seiner Majestät dem Könige von Preußen und Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich, sowie zwischen deren Erben und Nachkommen und den beiderseitigen Staaten und Untertanen herrschen.

IV. Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des österreichischen Kaiserstaates. Ebenso verspricht Seine Majestät das engere Bundesverhältnis anzuerkennen, welches Seine Majestät der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von der Linie gelegenen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt und der eine unabhängige internationale Existenz haben wird.

V. Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich überträgt auf Seine Majestät den König von Preußen alle seine im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogtümer Schleswig und Holstein mit der Maßgabe, daß die Bevölkerung der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen.

XI. Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich verpflichtet sich behufs Deckung eines Teils der für Preußen aus dem Krieg erwachsenen Kosten an Seine Majestät den König von Preußen die Summe von vierzig Millionen preußischer Taler zu zahlen. Von dieser Summe soll jedoch der Betrag der Kriegskosten, welche Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich laut Artikel XII des gedachten Friedens vom 30. Oktober 1864 noch an die Herzogtümer Schleswig und Holstein zu fordern hat, mit fünfzehn Millionen

preußischer Taler und als Aequivalent der freien Verpflegung, welche die preußische Armee bis zum Friedensschlusse in den von ihr okkupierten österreichischen Landesteilen haben wird, mit fünf Millionen Taler bar zu zahlen bleiben.

Die bedeutsamen Ergebnisse dieses Krieges von 1866 sowohl für Preußen allein als für Deutschland faßte die Provinzial-Korrespondenz in der nachfolgenden Betrachtung zusammen:

„Durch die Einverleibung von Schleswig-Holstein, Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt a. M. u. s. w. erlangt Preußen, welches seither eine Ausdehnung von etwa 5100 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von etwa 19 300 000 Seelen besaß, einen Zuwachs von nahezu 1300 Quadratmeilen mit etwa 4500000 Einwohnern, also mit einem Male beinahe den vierten Teil seines gesamten bisherigen Besitzstandes; das eigene preußische Gebiet steigt auf 6400 Quadratmeilen, die Bevölkerung auf 23800000 Seelen. Vergleicht man diesen Erfolg unserer siegreichen Kriegsführung mit den Ergebnissen früherer Kriege, so tritt schon hierbei hervor, daß die gegenwärtigen politischen Errungenschaften hinter dem Glanze der kriegerischen Taten nicht zurückgeblieben sind.

„Um an die drei größten und ruhmreichsten Zeiten der preußischen Geschichte zu erinnern: der große Kurfürst hat in einer achtundvierzigjährigen Regierung, in welcher der dreißigjährige Krieg und die Jülich-Clevesche Erbschaftsfrage zu Ende geführt, der schwedisch-polnische Krieg und mehrfach erneute Kriege gegen Frankreich und Schweden durchgekämpft worden, teils durch Erbschaft, teils durch das Waffenglück den brandenburgischen Staat um etwa 550 Quadratmeilen und um eine halbe Million Einwohner vermehrt — Friedrich der Große hat durch die beiden schlesischen und den siebenjährigen Krieg die Provinz Schlesien mit 688 Quadratmeilen und etwa einer Million Einwohner erworben – die Freiheitskriege brachten Preußen, ungeachtet seiner gewaltigen Anstrengungen und Opfer, nicht einmal den ganzen Länderbestand, den es im Frieden zu Tilsit verloren, sondern 561 Quadratmeilen weniger wieder, als es früher besessen hatte.

„Die jetzigen Erwerbungen aber gehen nicht bloß an Größe und inbezug auf die Zahl der Bevölkerung weit über alle früheren Eroberungen der größten Zeit Preußens hinaus, der Wert und die Bedeutung derselben werden durch die Lage und Beschaffenheit der erworbenen Länder noch unvergleichlich erhöht. Alles, was der Neid und die Eifersucht der übrigen Staaten vor fünfzig Jahren an Preußen gesündigt hatten, ist durch die jetzigen Eroberungen gut gemacht. Um Preußens Stellung zu erschweren, hatte man ihm auf dem Wiener Kongreß ein Gebiet in zwei getrennten Teilen ohne jeden unmittelbaren Zusammenhang angewiesen, mitten dazwischen liegend Hannover, Kurhessen u. s. w. — jetzt hat Preußen diese Länder, welche den Zusammenhang seiner östlichen und westlichen Provinzen störten, in sich aufgenommen und bildet nunmehr ein bestimmt abgerundetes, fest verbundenes Ländergebiet wie alle übrigen europäischen Großstaaten. Um Preußen ferner an der längst erstrebten Entwicklung als Seemacht zu hindern, hatten die Mächte auf dem Wiener Kongreß das von Friedrich dem Großen erworbene schöne Ostfriesland an der Nordsee mit Hannover vereinigt und statt dessen Preußen mit Binnenland entschädigt — jetzt hat Preußen nicht bloß das alte Land an der Nordseeküste, sondern fast das ganze norddeutsche Küstenland von Schleswig-Holstein bis nach Holland hin erworben.

„Auch darin ist endlich der neugewonnene ausgedehnte Besitz ausgezeichnet vor allen früheren Erwerbungen, daß diese reich und mannigfaltig ausgestattete Bevölkerung,

welche zu Preußen hinzukommt, in deutscher Sitte und Bildung gleichartig und einig und durch die wichtigsten geistigen und äußeren Lebensbeziehungen bereits mit Preußen nahe verbunden ist, so daß die Verschmelzung derselben mit den älteren Landesteilen verhältnismäßig kurze Zeit erfordern wird.

„So hat denn der preußische Staat, so lange er besteht, noch niemals eine so bedeutende und in jeder Beziehung wichtige Vergrößerung erhalten wie durch den letzten Feldzug. Während Preußen seine durch Friedrich den Großen geschaffene Stellung als Großmacht bisher nur durch die äußerste Anspannung aller Volkskräfte aufrecht erhalten konnte, hat es jetzt durch die Ausfüllung und Abrundung seines Ländergebiets in Nord- und Mitteldeutschland erst die wahrhaft naturgemäße Grundlage einer Großmacht an Land und Leuten gewonnen und wird nunmehr mit gehobener Zuversicht dem Gange der Ereignisse ringsum folgen um nötigenfalls das Gewicht seiner verstärkten Macht in die Wagschale der Entscheidung werfen zu können.

„So groß und gewaltig aber schon dieser Erfolg für Preußens unmittelbare Macht ist, so ist es doch nicht das einzige, ja nicht einmal das bedeutendste Ergebnis des wunderbar glücklichen Krieges: größer und wichtiger noch als die Ausdehnung und Erweiterung des preußischen Staates selber ist die Befestigung und Erhöhung der preußischen Machtstellung in Deutschland und damit zugleich der nationalen Macht des deutschen Vaterlandes."

Die Zeit des norddeutschen Bundes.

Die nächste Aufgabe Preußens nach der Beendigung des Kriegs war der Ausbau des norddeutschen Bundes. Am 24. Februar 1867 trat der von 22 norddeutschen Staaten beschickte, aus allgemeinen, gleichen und direkten Wahlen hervorgehende erste norddeutsche Reichstag zusammen, und setzte nach dem Entwurfe der verbündeten Regierungen die Verfassung fest. Darnach erhielt das Präsidium Preußen, dem man den Oberbefehl über alle Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, sowie die diplomatische Vertretung im Auslande übertrug. Der Bundesrat besteht aus den Vertretern der Regierungen und bleibt der wahre Träger der Souveränität im Reiche. Den Reichstag bilden die Vertreter des Volkes und nur bei Uebereinstimmung desselben mit dem Bundesrat kann ein Bundesgesetz zustande kommen. Dem Wesen des Bundesstaates entsprechend müssen die Bundesstaaten, soweit es für die Sicherheit und Wohlfahrt des Bundesgebietes unerläßlich ist, sich Beschränkungen ihrer Selbständigkeit gefallen lassen und dem Bundesgesetz sich unterordnen, namentlich inbezug auf Zoll- und Handelsgesetzgebung, Maß- Münz- und Gewichtssystem, Post- und Telegraphenwesen, Freizügigkeit und Gewerbefreiheit. Im übrigen aber blieb jedem Staate die Freiheit, die mit dem Wohle des Ganzen nur irgend erträglich war. Das Verhältnis Preußens aber zu den norddeutschen Staaten sollte nicht auf der Gewalt, sondern auf dem Vertrauen zur Vertragstreue beruhen.

War nun auch noch kein Deutsches Reich gegründet, so war doch die deutsche Frage trotz Frankreich gelöst. Deutschland war in den Sattel gesetzt; aber noch großen Wider-

stand mußte Bismarck finden, ehe in der mit großer Spannung erwarteten Thronrede am 5. August 1866 die Indemnitätsvorlage angekündigt werden konnte. Allein seine Energie siegte auch hier; mit 230 gegen 75 Stimmen nahm die zweite Kammer die Vorlage an, und aus der bisherigen Opposition schied nun eine große Mehrheit aus, um die nationalliberale Partei zu bilden, die sich zum Ziele setzte, die deutsche Politik der

Ministerpräsident Otto von Bismarck-Schönhausen.

Regierung nach Kräften zu unterstützen. In den dem preußischen Staate einverleibten Ländern bahnte sich freilich die Aussöhnung mit den neuen Verhältnissen erst allmählich an, König Georg von Hannover träumte noch immer von einer Wiederherstellung seines Königreichs, und mußte sich eine Konfiskation seines Vermögens gefallen lassen.

In Süddeutschland wünschte man keineswegs die Herstellung eines gesonderten Südbundes. Wohl hielt man in Bayern und Württemberg noch immer an seiner Sonderstellung fest, allein die geheimen Verträge, die Bismarck mit den süddeutschen

Staaten schloß, und die am 19. März 1867 öffentlich bekannt wurden, sicherten Preußen doch auch hier die Oberhoheit. Bismarck erreichte das freilich nur dadurch, daß er den Kompensationsgelüsten Frankreichs gegenüber an einer durchaus nationalen Politik festhielt; schon im Jahre 1868 vereinbarte Moltke einen Feldzugsplan gegen Frankreich mit Hilfe der süddeutschen Staaten. Diese erklärten sich damit einverstanden, auf unmittelbare Selbstverteidigung zu verzichten, das eigene Land scheinbar zu entblößen, und am Mittelrhein ihre Streitkräfte mit denen Norddeutschlands zu vereinigen.

Nun erreichte man auch bald auf wirtschaftlichem Gebiete eine Einigung durch Bildung des Zollparlaments, das mit Vertretern der Regierungen über alle Fragen der Zoll- und Handelspolitik gemeinsam beraten sollte. Noch immer machten sich dabei freilich scharfe Gegensätze zwischen Norden und Süden bemerklich; allein wenn das Ausland daraus auch auf die Unmöglichkeit einer dauernden Einigung glaubte schließen zu können, so machte sich das Bedürfnis nach einer solchen doch immer mehr bemerklich. „Alle Ursachen tiefer Entfremdung und wirklicher Feindseligkeit unter den Stämmen waren durch die nationalen Bestrebungen der vorhergegangenen Jahre tatsächlich beseitigt."

Deutschland in den Jahren 1870–1871.

Der deutsch-französische Krieg.

In Frankreich war das konstitutionelle Kaisertum Napoleons in das Jahr 1870 fertig eingetreten, und das französische Volk hatte dasselbe allenthalben sanktioniert. An der Spitze der neuen parlamentarischen Regierung stand Emil Olivier, und seine Botschaft, daß der Friede noch niemals sicherer gestanden habe, als gerade jetzt, vernahm man überall mit Befriedigung. Man glaubte den Worten des Mannes, der 1867 schon verkündigt hatte, daß er die Einigung Deutschlands als eine unumstößliche Tatsache ansehen müsse, um so eher trauen zu können, und auch in Berlin gab man sich der Hoffnung hin, daß die Chauvinisten am Ende in ihrem Eifer ermüden würden. Man hatte von deutscher Seite alles getan, um mit Frankreich Frieden zu halten, in Berlin dachte man so wenig an eine Störung des Friedens, daß sich König Wilhelm ruhig ins Bad Ems begab, daß Bismarck, Roon und Moltke sich auf ihre Güter zurückzogen, und daß man in der ganzen militärischen Organisation Reformen vornahm, die eine längere Zeit in Anspruch nahmen. Die Ansprüche des Hofes auf Gebietserweiterungen im Norden, wie sie Benedetti des öftern Bismarck gegenüber hervorgehoben hatte, waren noch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen; allein Kaiser Napoleon wußte, wie sehr er durch derartige Forderungen der Eitelkeit der Nation schmeichle, alle Anzeichen drängten darauf hin, daß ein nationaler Krieg die gesundeste Reaktion gegen die herrschende Stimmung seien, und wenn es Napoleon noch einmal gelang, die Rheingrenze wieder zu erobern, dann war seiu Name ein gefeierter, Frankreich war mit dem Bonapartismus für alle Zeiten verbunden.

Das Wagnis war freilich immerhin noch kühn, allein der Mut glaubte alles überwinden zu können. Die Land- und Seemacht war verstärkt, die Arsenale waren gefüllt, die Chassepotsgewehre hatte man erprobt, die Mitrailleuse war erfunden, und nun konnte man gegen Deutschland, das noch immer nicht geeinigt war, ruhig vorgehen. Gramont, der neue Minister des Auswärtigen, hatte während seines Aufenthalts in Wien die deutschen Zustände und Stimmungen in einem Licht erblickt, das nur wenig der Wirklich-

keit entsprach. In Oesterreich hatte man das Jahr 1866 noch nicht verschmerzt, von dem Grafen Beust war ein Kriegsbund Oesterreichs mit Frankreich in sichere Aussicht gestellt worden. So mochte man in den Tuilerien wohl glauben, daß man sich mit Deutschland nun wohl mit Erfolg messen könne; wenn man noch lange zuwartete, konnte der Norddeutsche Bund erstarken. Oberst Stoffel, der französische Militärbevollmächtigte in Berlin, warnte umsonst vor einem Krieg, man schenkte seinen Berichten in Paris keinen Glauben und keine Beachtung. Man war dort, wie der Kriegsminister Leboeuf versicherte, zu einem Krieg vollständig gerüstet, und das Sprichwort von dem Frömmsten, der nicht im Frieden bleiben kann, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt, bewahrheitete sich auch hier.

Nachdem man sich in Spanien beinahe ein Jahrzehnt lang nach einem König umgesehen, ließ sich der Minister Prim in Unterhandlungen mit dem Prinzen Leopold von Hohenzollern ein, dessen persönliche Eigenschaften als die trefflichsten anerkannt wurden. Allein Paris war natürlich in seiner augenblicklichen Stimmung sofort bereit, die Kandidatur dieses Prinzen als einen neuen Beweis für die Annexionssucht Preußens auszulegen. In den Tuilerien herrschte bald große Aufregung; Benedetti, der französische Gesandte in Berlin, wurde beauftragt, der persönlichen Mißstimmung in Paris Ausdruck zu geben, der Botschafter des Norddeutschen Bundes am französischen Hofe, Freiherr von Werther, wurde veranlaßt, seine Rückreise über Ems anzutreten, damit er dem König von dieser Stimmung Mitteilung mache. In Berlin antwortete man Benedetti, daß die Kandidatur Leopolds von Hohenzollern den preußischen Hof gar nichts angehe; eine Aeußerung Gramonts in dem gesetzgebenden Körper wurde allgemein als Kriegsdrohung aufgefaßt, und bald befand sich die Nation vollständig in einem Kriegsmut, der bald irgend eine Ableitung finden mußte. Man befürchtete einen Ausgleich, der auch im Gange war. Allein, daß Benedetti im Auftrag seines Kaisers nach Ems reiste, um den Monarchen und seine Räte mit Staatsgeschäften zu behelligen, mochte als eine immerhin auffallende Tatsache erscheinen; die Erklärung des Prinzen, daß er der spanischen Thronfolge förmlich entsagen werde, wurde von der spanischen Regierung endlich der französischen mitgeteilt, und man überlegte es sich in Paris, ob man diese Verzichtleistung nicht als Genugtuung gelten und den Krieg ruhen lassen wolle. Napoleon selbst war offenbar schwankend; die friedliche Wendung der Dinge wurde von allen Seiten mit Freuden begrüßt, allein im engeren Rate beschloß man anders. Gramont erklärte dem Freiherrn von Werther, die Verzichtleistung Leopolds sei nur Nebensache, Frankreich fühle sich dadurch gekränkt, daß der König von Preußen ohne vorheriges Einvernehmen mit dem Kabinett dem Erbprinzen gestattet habe, auf die spanische Kandidatur einzugehen. Dafür müsse Frankreich Genugtuung erhalten. Der geeignetste Weg hierzu werde ein Schreiben an Napoleon sein, in welchem der König erklärte, daß er bei Erlaubnis der Kandidatur der Würde Frankreichs nicht habe zu nahe treten wollen, und sich jetzt der Entsagung des Prinzen anschließe. Die für den König von Preußen demütigende Zumutung diesem zu überbringen, weigerte sich Herr von Werther und man beauftragte nun den Grafen Benedetti, nach Ems zu reisen, um dort von dem König die gewünschte Versicherung zu erlangen. „Meine erste Aufgabe, berichtet Benedetti selbst darüber am 9. Juli an Gramont, war, hier eine Audienz beim König zu erhalten. Der Adjutant kam vormittags, mir zu melden, daß der König mich nachmittags empfangen werde. Zur bezeichneten Stunde ließ mich der König rufen. Ich setzte ihm die durch die Hohenzollernsche

Kandidatur geschaffene Lage auseinander und verhehlte ihm nicht die dadurch in Frankreich hervorgerufene Erregung. Der König, sagte ich, kann die verderblichen Folgen des

König Wilhelm und Benedetti auf der Promenade zu Ems am 13. Juli 1870.

Schrittes beschwören, der Prinz von Hohenzollern kann die Krone Spaniens nicht ohne die Genehmigung des Königs annehmen, möge der König ihn davon abhalten und alle Beunruhigung schwindet. Ich appellierte an die Weisheit und das Herz Seiner Majestät

und fügte hinzu, daß die Regierung des Kaisers darin eine Bürgschaft für die Befestigung der guten Beziehungen mit der preußischen Regierung sehen würde.

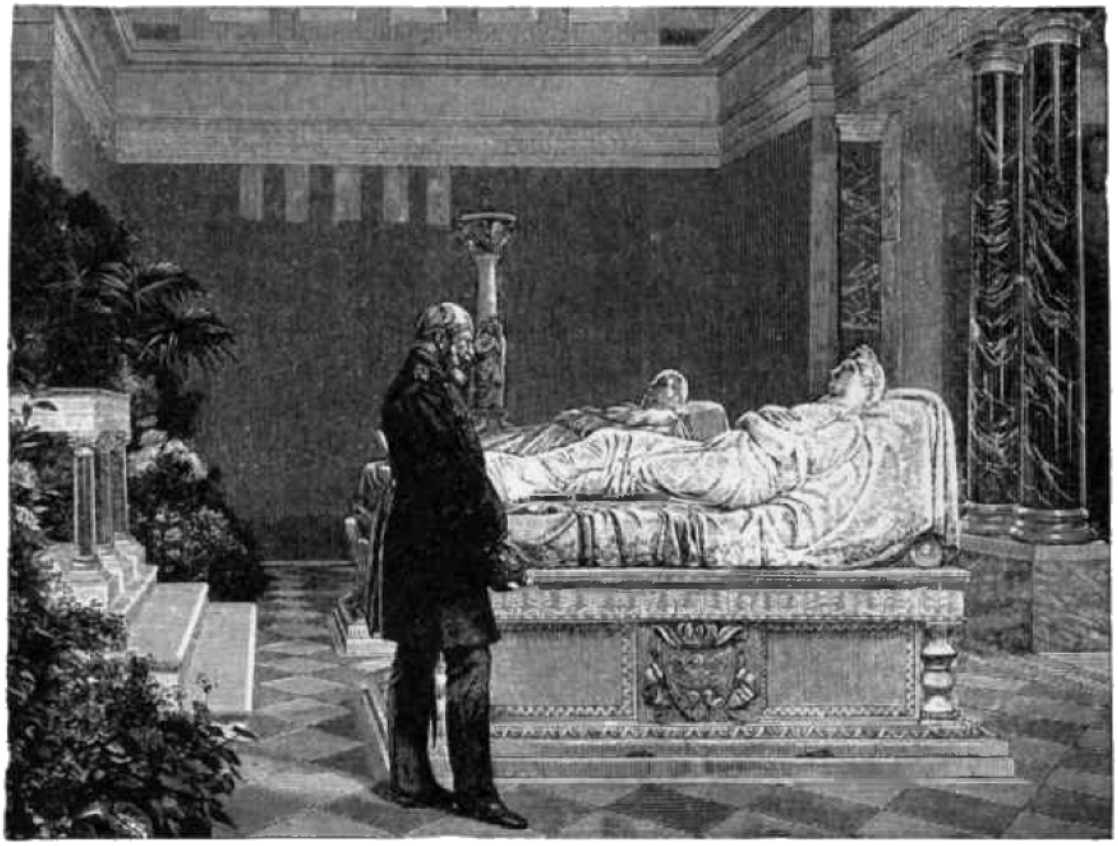
Der König antwortete mir: man dürfe sich über den Charakter seiner Beteiligung an der Angelegenheit keine irrtümlichen Gedanken machen; die bezüglichen Verhandlungen sind zwischen der spanischen Regierung und dem Prinzen von Hohenzollern geführt worden, die preußische Regierung ist denselben nicht bloß fremd geblieben, sie hat davon gar keine Kenntnis gehabt. Der König selbst hat es vermieden, daran teilzunehmen, er hat es verweigert, einen Abgesandten der spanischen Regierung, der ein Schreiben des Ministers Prim überbringen sollte, zu empfangen, indem er jedoch den Grafen Bismarck von diesen Zwischenfällen unterrichtete. Er hat sich erst zu einer Audienz entschlossen, als der Prinz von Hohenzollern sich entschlossen hatte, das Anerbieten anzunehmen, und seine Einwilligung dazu erbat, was zur Zeit der Ankunft in Ems stattfand. Er habe sich darauf beschränkt, ihm zu erklären, daß er seinem Vorhaben keine Hindernisse entgegensetzen wolle. Nur als Familienoberhaupt, durchaus nicht als Souverän Preußens, ist er also von der Sache unterrichtet worden und hat er sich daran beteiligt; auch hat er den Ministerrat nicht mit der Sache befaßt, und die preußische Regierung kann nicht um eine Angelegenheit zur Rede gestellt werden, die sie nicht gekannt hat, und mit der sie nicht mehr gemein hat als irgend eine andere Regierung."

Damit konnte sich Frankreich und seine Kriegspartei nicht zufrieden geben. „Wir können nicht warten, wenn uns nicht in den Vorbereitungen Preußen zuvorkommen soll. Der heutige Tag darf nicht zu Ende gehen, ohne daß wir anfangen", depeschierte Gramont an Benedetti, und an demselben Tage erhielt der Graf die Weisung: „Schreiben Sie nur eine Depesche, die ich in den Kammern lesen oder veröffentlichen kann, in welcher Sie darlegen, daß der König die Annahme seitens des Prinzen von Hohenzollern gekannt und gebilligt hat, und sagen Sie namentlich, daß er verlangt hat, sich erst mit dem Prinzen ins Vernehmen zu setzen, ehe er Ihnen seinen Entschluß mitteilt." In einer weiteren Audienz stellte Benedetti wiederum die gleichen Forderungen, der König blieb noch immer ruhig und in den Schranken weiser Mäßigung diesen Plänkeleien gegenüber, das Drängen der Franzosen mache ihm den Eindruck, als sei es von französischer Seite auf einen Konflikt abgesehen, äußerte er. Ich kenne die Maßregeln, die in Paris getroffen werden und verhehle Ihnen nicht, daß ich auch meinerseits Maßregeln treffen werde, um nicht überrascht zu werden.

In Paris nahmen die Dinge indessen immer festere Form und Gestalt an. Gramont hielt es freilich für geraten, augenblicklich noch etwas „abzuwiegeln". Er sehe sich nicht imstande, schon jetzt bindende Erklärungen abzugeben, auch die Regierung erwarte erst Mitteilungen, die sie zu irgend einer Beschlußfassung bestimmten. Dagegen erschien in Berlin die Haltung eine ruhige und abwartende. Der Gedanke, daß eine große Nation sich um einer spanischen Thronkandidatur willen in einen Krieg, dessen Erfolg mindestens zweifelhaft sein mußte, stürzen werde, erschien dort kaum glaublich. In maßgebenden Kreisen faßte man freilich die Sache weit ernster auf. In einer unter dem Präsidium des Kriegsministers von Roon abgehaltenen Sitzung wurde die Frage aufgeworfen, ob man angesichts der kriegerischen Vorbereitung Frankreichs besondere militärische Maßregeln zu treffen habe. Die Nachricht, daß diese Frage verneint worden sei, wirkte beruhigend auf das Publikum, und die Beruhigung wurde noch größer, als

man erfuhr, daß Bismarck vom König nach Ems berufen worden sei, und am Abend des 12. Juli in Berlin eintreffe.

Am 12. Juli verkündete der Telegraph: Prinz Leopold von Hohenzollern hat der Kandidatur für den spanischen Thron entsagt, um der spanischen Regierung die Freiheit der Initiative zurückzugeben. Er ist fest entschlossen, eine untergeordnete Familienfrage nicht zum Vorwand für den Krieg heranreifen zu lassen. Die Pariser Nachricht lautete: „Der spanische Botschafter Olozaga hat heute mittag dem Herzog von Gramont amtlich mitgeteilt, daß der Prinz von Hohenzollern auf seine Kandidatur verzichte." Nun mußte doch wohl jeder Vorwand für einen Krieg beseitigt erscheinen: noch am 13. Juli stellte Moltke Urlaubsgenehmigungen für höhere Generalstabsoffiziere aus. Allein dem Kaiser



Kaiser Wilhelm am Grabe seiner Eltern vor seinem Auszuge 1870.

Napoleon und seinen Räten konnte diese Wendung der Dinge nicht willkommen sein. Sie hatten auf Preußens Hartnäckigkeit gerechnet, Benedetti erhielt jedenfalls sofort neue Befehle, die Sache bis aufs äußerste zu treiben. „Wenden Sie ihre ganze Kunst an, um festzustellen, daß der Verzicht des Prinzen Ihnen durch den König von Preußen oder seine Regierung angekündigt, mitgeteilt oder übermittelt worden ist. Das ist von der größten Wichtigkeit für uns. Die Beteiligung des Königs muß um jeden Preis von ihm eingestanden werden, oder aus den Tatsachen genügend hervorleuchten." Bismarck indessen und seine Gesandten verstanden es, die französischen Anmaßungen gebührend zurückzuweisen. Indessen war aber auch an den König selbst die Aufgabe herangetreten, die Gelüste Napoleons persönlich zurückzuweisen. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juli hatte der französische Botschafter in Ems weitere Verhaltungsmaßregeln erhalten, und

hielt es am Morgen des 13. Juli, als der König seinen Brunnentrank nahm, für angezeigt, seine Wünsche sofort demselben auszudrücken. Von dem Entschuldigungsbrief war dabei freilich nicht die Rede, sondern nur von der Forderung, daß der König niemals seine Einwilligung geben solle, wenn die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern wieder auftauchen sollte. Diese Zumutung wurde von Benedetti des öfteren wiederholt, und als nun die Geduld des Königs endlich brach, und er ihm durch seinen Adjutanten sagen ließ, daß er Benedetti nichts weiter zu sagen habe, da glaubte sich dieser auch jetzt noch nicht beruhigen zu dürfen. „Das nationale Gefühl, depeschierte ihm am gleichen Abend noch Gramont, ist in Frankreich so überreizt, daß wir für unsere Erklärungen mit großer Mühe Aufschub bis zum Freitag erlangt haben. Machen Sie eine letzte Anstrengung beim König. Sagen Sie ihm, daß wir uns darauf beschränken, zu erlangen, daß er dem Prinzen von Hohenzollern verbiete, auf seinen Verzicht zurückzukommen. Er braucht Ihnen nur zu sagen: ich werde es ihm verbieten, das genügte uns. Wenn der König in der Tat keine Hintergedanken hat, so ist es für ihn eine untergeordnete Frage, für uns aber ist sie sehr wichtig. Das Wort des Königs allein kann uns eine Bürgschaft für die Zukunft geben. Ich habe Grund zu der Annahme, daß die übrigen Kabinette uns gerecht und gemäßigt finden. Der Kaiser Alexander unterstützt uns mit großer Wärme." Allein der König ließ sich nun auf keine weiteren Unterhandlungen mehr ein, er lehnte es entschieden ab, für die Zukunft bindende Versprechungen zu machen, alle weiteren Verhandlungen haben von da an durch die Ministerien zu gehen. Benedetti konnte sich, da die Art und Weise, wie ihn der König abfertigte, eine durchaus würdige war, nicht beleidigt fühlen. Er verabschiedete sich in einer erbetenen Audienz vom König, allein sowohl die französische Regierung, als auch das deutsche Volk faßten die Sache anders auf. Auf der einen Seite das Frohlocken über die Beleidigung, die Frankreich in seinem Botschafter widerfahren sei, auf deutscher Seite die Freude darüber, daß der König endlich dem französischen Uebermut gehörig geantwortet habe. Dem französischen Botschafter war die Türe gewiesen, die Frechheit, mit welcher er sich immer wieder an den König gedrängt hatte, war gebührend zurückgewiesen, in stolzem Ernst sah das Volk auf seinen König, und wenn man auch fühlte, daß der Krieg nun unvermeidlich sein werde, so fühlte man doch auch zugleich den Mut zu einem solchen, man war bereit, alles an seine Ehre zu setzen. Nicht mit Zweifeln und mit Zagen, mit männlichem Ernst und Entschlossenheit ging man der Zukunft des Krieges entgegen, an eine Niederlage konnte und wollte man nicht glauben, diesem aus Meineid und Lüge zusammengesetzten, von allerhand Lügnern und Hetzern gehaltenen Kaisertum konnte der Sieg nicht beschieden sein. Die Nemesis der Geschichte glaubte man nun in ihrer ganzen Gewalt zu verspüren, ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall brauste nun durch ganz Deutschland, in hunderttausendfachem Gelöbnis klang das Lied durch alle Lande; alle Zwistigkeiten und alle Uneinigkeiten waren vergessen; „Was ist des Deutschen Vaterland, wir fragen heut' nicht mehr, ein Geist, ein Mann, ein einz'ger Leib, ein Wille sind wir heut", sang der Dichter in dieser großen Zeit, die Macht patriotischer Begeisterung riß auch manchen Widerwilligen dahin, die Hoffnung der Franzosen, daß sich Süddeutschland freuen werde, das preußische Joch abschütteln zu können, erwies sich als trügerisch, niemand wollte etwas von einem Anschluß an Frankreich wissen, ein einiges Deutschland stand Frankreich gegenüber, überall wurde der König von Preußen mit stürmischem Jubel begrüßt, und seine Reise von Ems nach Berlin glich einem Triumphzug, namentlich

Erſtürmung der Spicherer Anhöhen.

auch in Hessen und Hannover. In Berlin aber wurde er mit unendlichem Jubel begrüßt, bis spät in den Abend umwogte die Menge das königliche Schloß; erst als man um 11 Uhr die Kunde vernahm, der König wolle Ruhe haben, zerstreute sich die Menge.

In dieser Nacht beschloß der Kriegsrat die Mobilmachung des Heeres und die Einberufung des norddeutschen Reichstages auf den 19. Juli. König Wilhelm aber erneuerte angesichts der ernsten Lage und in dankbarer Erinnerung an die Heldentaten der Vorfahren an eben diesem Tage, dem Todestage seiner Mutter, der Königin Luise, den Orden des Eisernen Kreuzes.

Der Kronprinz, Roon und Moltke waren dem König bis Brandenburg entgegengefahren, nachdem mittags schon von Paris die Mitteilung eingelaufen war, daß der Krieg endgültig beschlossen sei. Die Kriegspartei hatte dort den Tag nach der Begegnung des Königs mit Benedetti in Ems in ängstlicher Spannung zugebracht. Einen Vorwand des Kriegs konnte man nicht finden, der Kaiser schwankte ratlos hin und her, endlich mußte er sich doch zur Mobilmachung entschließen, und es wurde eine Erklärung festgestellt, die am nächsten Tag im Senat und in der Kammer zum Vortrag kommen sollte. „Wir haben nichts versäumt, um einen Krieg zu vermeiden, wir werden uns jetzt rüsten, den Krieg zu führen, den man uns anbietet, indem wir einem jeden den auf ihn fallenden Teil der Verantwortung überlassen." Seine Auseinandersetzungen wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen, und nach diesem erst gelang es der Opposition, das Wort zu bekommen. Thiers erhob eine förmliche Anklage gegen die Regierung. „Ich halte diesen Krieg für unklug", rief er aus, „die Ereignisse von 1866 gingen mir mehr nahe, als irgend wem, aber die Gelegenheit, das Uebel wieder gut zu machen, ist kläglich gewählt. Ich bin gewiß, daß Sie eines Tages diese Ueberstürzung bereuen werden." Rouher erwiderte dagegen: „An dem Schwert Frankreich ist es jetzt, seine Pflicht zu tun." Thiers Worte hatten freilich doch auch manchen ernüchtert; gegen 10 Uhr abends kam man wieder zusammen, und nun begannen noch einmal die gleichen, tumultuarischen Scenen. Die öffentliche Meinung teilte diese kriegerische Stimmung. In allen großen Städten, nicht allein Paris, wo die Marseillaise nun wieder zu Ehren kam, fanden patriotische Kundgebungen statt, der Ruf: „Nach Berlin, nach Berlin", wurde überall vernommen, die französische Fahne mußte in Theatern und Konzerten gezeigt werden, Adressen an den Kaiser liefen in zahlloser Menge ein.

Am 19. Juli wurde in Berlin die französische Kriegserklärung übergeben: „Die Regierung Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen, indem sie den Plan, einen preußischen Prinzen auf den Thron von Spanien zu erheben, nur als ein gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs gerichtetes Unternehmen betrachten kann, hat sich in die Notwendigkeit versetzt gefunden, von Seiner Majestät dem Könige von Preußen die Versicherung zu erlangen, daß eine solche Kombination sich nicht mit seiner Zustimmung verwirklichen konnte.

Da Seine Majestät der König von Preußen sich geweigert, diese Zusicherung zu erteilen, und im Gegenteil den Botschafter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen bezeugt hat, daß er sich für diese Eventualität, wie für jede andere die Möglichkeit vorzubehalten gedenke, die Umstände zu Rate zu ziehen, so hat die kaiserliche Regierung in dieser Erklärung des Königs, einen Frankreich, ebenso wie das allgemeine europäische Gleichgewicht bedrohenden Hintergedanken erblicken müssen.

Diese Erklärung ist noch verschlimmert worden durch die den Kabinetten zugegangene

Anzeige von der Weigerung, den Botschafter des Kaisers zu empfangen und auf irgend eine neue Auseinandersetzung mit ihm einzugehen.

Infolgedessen hat die französische Regierung die Verpflichtung zu haben geglaubt, unverzüglich für die Verteidigung ihrer Ehre und ihrer verletzten Interessen zu sorgen, und entschlossen, zu diesem Endzweck alle durch die ihr geschaffene Lage gebotenen Maßregeln zu ergreifen, betrachtet sie sich von jetzt an als im Kriegszustand mit Preußen."

Schon am 16. Juli hatte Bismarck erklärt: „Wäre es dem französischen Kabinett lediglich darum zu tun gewesen, zum Zwecke der Beseitigung dieser Kandidatur die guten Dienste Preußens in Anspruch zu nehmen, so hätte sich demselben hierfür in einem vertraulichen Benehmen mit der preußischen Regierung der einfachste und geeignetste Weg dargeboten. Der Inhalt der vom Herrn Duc du Gramont im Corps législatif gehaltenen Rede schnitt dagegen jede Möglichkeit solcher vertraulichen Erörterungen ab. Die Aufnahme, welche diese Rede in der genannten Versammlung fand, die von der französischen Regierung seitdem eingenommene Haltung, die von ihr gestellten unannehmbaren Zumutungen konnten dem Bundespräsidium keinen Zweifel mehr darüber lassen, daß die französische Regierung es von vornherein darauf abgesehen hatte, entweder Preußens Demütigung oder den Krieg herbeizuführen. Der ersteren Alternative sich zu fügen, war unmöglich. Die Leiden, welche mit dem Ausbruch eines Krieges zwischen Deutschland und Frankreich im Zentrum der europäischen Zivilisation unausbleiblich verbunden sind, machen den gegen Deutschland geübten Zwang zum Krieg zu einer schweren Versündigung an den Interessen der Menschheit. Die öffentliche Meinung Deutschlands hat dies empfunden. Die Erregung des deutschen Nationalgefühls gibt davon Zeugnis. Es bleibt keine Wahl mehr als der Krieg, oder die der französischen Regierung obliegend Bürgschaft gegen Wiederkehr ähnlicher Bedrohung des Friedens und der Wohlfahrt Europas."

Prinz Leopold von Hohenzollern.

Die Adresse des Reichstages war eine durchaus würdige Antwort.

„Das deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer und gewaltiger Kampf bevorsteht.

Wir vertrauen auf die Tapferkeit und die Vaterlandsliebe unserer bewaffneten Brüder; auf den unerschütterlichen Entschluß eines einigen Volks, alle Güter dieser Erde daran zu setzen und nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer dem deutschen Mann den Nacken beugt.

Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heldenkönigs, des deutschen Feldherrn, den die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen.

Wir vertrauen auf Gott, dessen Gericht den blutigen Frevel straft.

Von den Ufern des Meeres bis zum Fuße der Alpen hat das Volk sich auf den Ruf seiner einmütig zusammenstehenden Fürsten erhoben.

Kein Opfer ist zu schwer.

Die öffentliche Stimmung der zivilisierten Welt erkennt die Gerechtigkeit unserer Sache.

Befreundete Nationen sehen in unserm Sieg die Befreiung von dem auch auf ihnen lastenden Druck bonapartistischer Herrschaft und die Sühne des auch an ihnen verübten Unrechts.

Das deutsche Volk aber wird endlich auf der behaupteten Wahlstatt den von allen Völkern geachteten Boden friedlicher und freier Einigung finden.

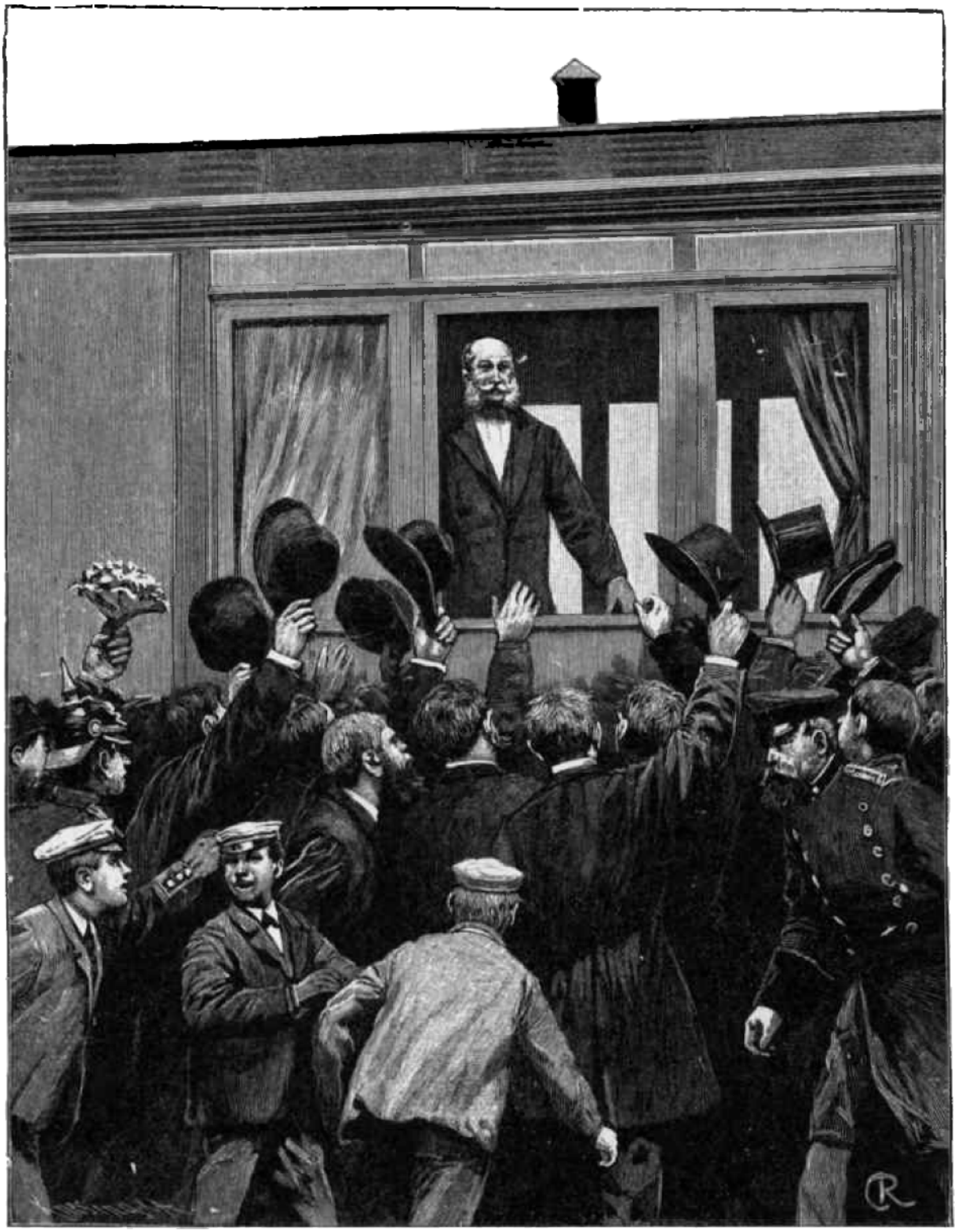
Euer Majestät und die verbündeten deutschen Regierungen sehen uns wie unsere Brüder im Süden bereit.

Es gilt unsere Ehre und unsere Freiheit.

Es gilt die Ruhe Europas und die Wohlfahrt der Völker."

Bei keiner der Vorlagen wurden Reden gehalten. Graf Bismarck legte die Aktenstücke über den Krieg vor, eine Anleihe von 120 Millionen Talern wurde in erster und zweiter Lesung ohne Anstand genehmigt; 48 Stunden nach seiner Eröffnung konnte der Reichstag wieder geschlossen werden, und ebenso schnell arbeiteten nun der Generalstab und das Kriegsministerium. Moltkes Versicherung, daß die Deutschen vor den Franzosen an der Grenze sein werden, war eine Beruhigung für alle; man hatte 14 Tage für die Konzentration der Truppen in Aussicht genommen, und indessen war es Bismarck gelungen, die Franzosen auf diplomatischem Felde glänzend zu besiegen. Den Vertragsentwurf über die Eroberung Belgiens, den ihm Benedetti 1866 überlassen hatte, ließ er nun in der Times veröffentlichen, und eine zusammenhängende Darstellung aller französischen Anerbietungen, die er so gewandt vereitelt hatte, gab der Aufregung darüber noch reiche Nahrung. Wenn sich auch Benedetti, Gramont und Olivier bemühten, dieses Aktenstück als ein Erzeugnis Bismarcks hinzustellen, so ließ sich die Oeffentlichkeit nun doch keinen Sand mehr in die Augen streuen, und in England war man sofort dafür, daß man Belgien schützen müsse. Granville war es, der den beiden kriegsführenden Mächten am 30. Juli einen Vertrag vorschlug, nach welchem sich beide verpflichteten, den etwaigen Angriffen des andern Teils auf das neutrale Königreich gemeinsam mit England entgegenzutreten, und Napoleon sah sich wider seinen Willen gezwungen, diesen Vertrag zu unterzeichnen. Uebrigens bezeichnete man allgemein Frankreich als den Ruhestörer, die Times nannte diesen absichtlich angelegten Krieg das größte nationale Ver-

brechen seit dem ersten Napoleon, man übernahm von englischer Seite nur um der Pflicht willen den Versuch einer Vermittlung, ohne an das Gelingen desselben zu glauben.

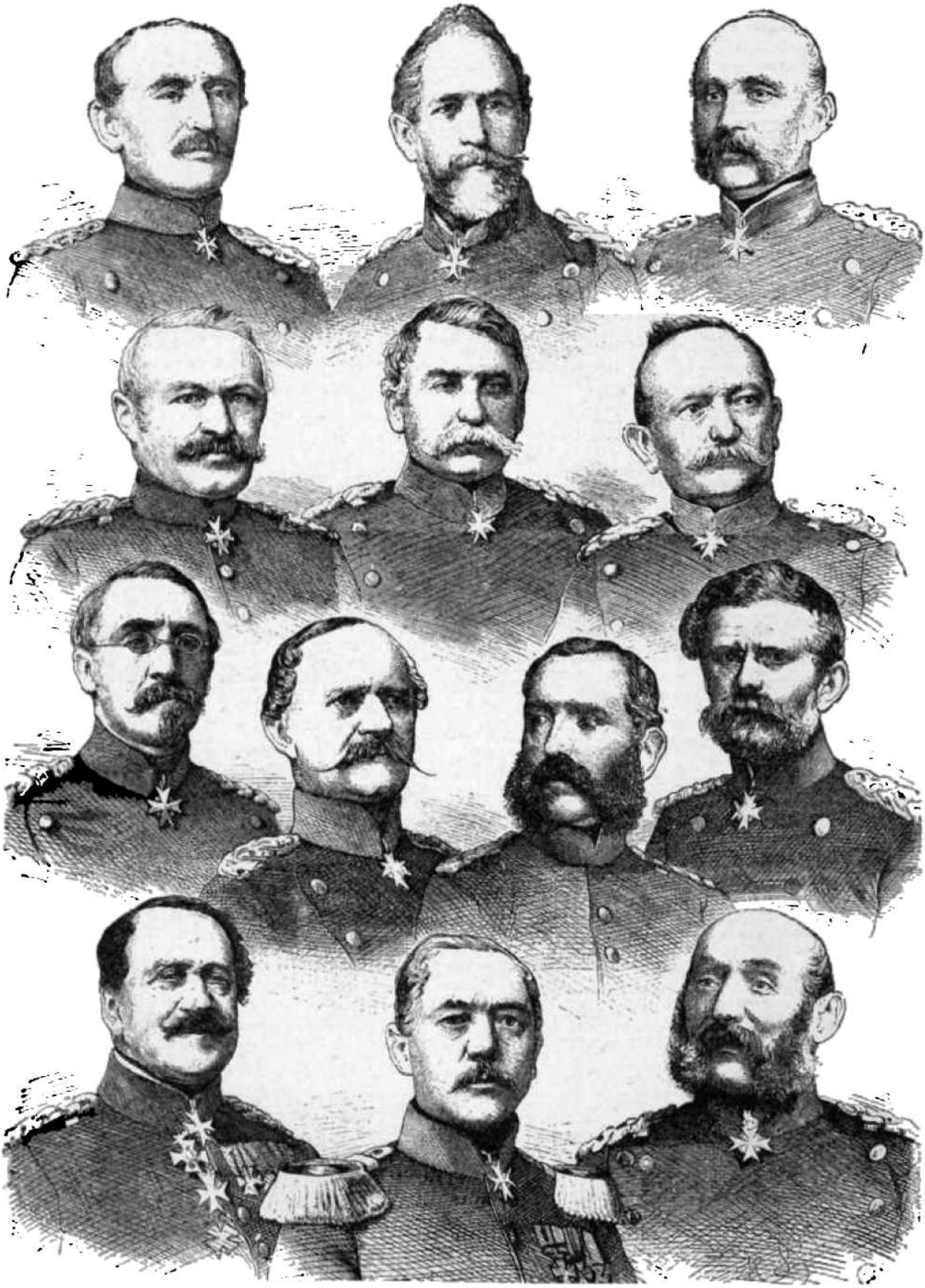


König Wilhelms Fahrt von Ems nach Berlin.

Aehnlich war die Haltung Gortschakoffs, der gerade jetzt die politische Lage persönlich mit Bismarck besprach. Er war es auch, der in London die Unterzeichnung eines Protokolls anregte, in welchem die neutralen Mächte die Erledigung des ganzen Streites

konstatieren sollten. Allein einer solchen Erklärung entzog sich Granville mit dem Vorwande, daß dies jetzt am 16. Juli zu spät sei; Beust hing mit allen seinen Sympathieen auf Seiten Frankreichs. Dem Scheine nach verkündigte er freilich, daß er, wie alle andern Mächte, Neutralität bewahren werde, in einem geheimen Schreiben aber erklärte er dem französischen Kabinett, daß er damit nur zur Vervollständigung seiner Rüstungen Zeit gewinnen und den Eintritt in den Krieg nur so lange hinausschieben wolle, bis es die Jahreszeit Rußland unmöglich mache, seine Truppen zusammenzuziehen. Franz Josef werde die Sache Frankreichs als seine eigene betrachten und innerhalb der ihm gebotenen Grenzen zu ihrem Siege nach Kräften beitragen. Dies konnte freilich ohne den Beistand Italiens nur schwer geschehen, und Beust bat deshalb Napoleon, seine Truppen aus Italien zurückzuziehen. Allein Napoleon wollte sich auf eine Räumung Roms nicht einlassen. Zudem war die italienische Linke eifrig bemüht, das Ministerium bei einer aufrichtigen, unbewaffneten Neutralität zu erhalten; ein Bündnis von Oesterreich und Italien mit Frankreich wäre indessen nicht ausgeblieben, wenn nicht die Ereignisse rasch auf die Stimmung eingewirkt hätten. Wien und Florenz schlossen sich einem Neutralitätsbund an, den Rußland und England anregten zu dem Zwecke, die Einmischung einer Großmacht von der Zustimmung der andern abhängig zu machen.

Den unterdessen gepflogenen diplomatischen Verhandlungen schenkte man so lange Aufmerksamkeit, als die Truppen noch im Aufmarsch begriffen waren. Das Verfahren, das man auf beiden Seiten einschlug, um seine Truppen zu versammeln, war auch hüben und drüben ein gänzlich verschiedenes. Im Winter 1869 hatte Moltke einen Mobilmachungsplan ausgearbeitet, der nun zu Grunde gelegt wurde; von den dreizehn norddeutschen Armeekorps sollten zunächst drei und ein halbes zurückbleiben, die andern sollten in der Heimat innerhalb 8 Tagen mobil gemacht werden, und dann auf den sechs vorhandenen Eisenbahnlinien an die Grenze geworfen werden. Sobald der König die Mobilmachung befohlen hatte, wurden diese Pläne, die bereits fertig dalagen, den Befehlshabern zugeschickt. Die ersten Abteilungen mußten am zehnten Tag an der französischen Grenze anlangen, am dreizehnten mußten zwei Armeekorps versammelt sein, am achtzehnten 300 000 Mann zur Verfügung stehen, und am zwanzigsten mußten sich auch alle Trains eingefunden haben. Ebenso genau war die Gliederung zu den drei Armeekorps bestimmt. Das rheinische und westfälische standen unter dem General von Steinmetz, sie mußten sich längs der Saar bis Saarlouis versammeln, und wurden am 10. August durch das preußische Korps auf etwa 85 000 Mann gebracht. Oestlich von dieser sollte sich die zweite Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl anschließen. Ihre Frontlinie ging von Saarlouis über Saarbrücken bis Saargemünd. Die Garde, die Brandenburger, die Thüringer und Hannoveraner bildeten dieses Heer, dem als Reserve noch das halbe schleswig-holsteinsche Korps und das königlich sächsische Korps beigegeben waren. Mit den später noch hinzukommenden Pommern bestand diese Armee aus 220 000 Mann. Die dritte Armee, die namentlich für den Schutz von Süddeutschland sorgen sollte, stand unter dem Oberbefehl des Kronprinzen, seine Truppen standen zu beiden Seiten des Rheines, um Landau und Karlsruhe; sie umfaßten die Posener, die Hessen-Nassauer, das zweite bayerische Korps, die Württemberger und Badenser, so daß ihre Gesamtstärke etwa 200000 Mann betrug. Die Verteidigung der Küsten unter General Vogel von Falkenstein hatte die zurückgebliebene schleswig-holsteinische Division, die Gardelandwehr, die erste und zweite Landwehrdivision mit anderen Ersatz- und Besatzungstruppen, etwa



Konſtantin v. Alvensleben, 3. Korps. Wilhelm v. Tümpling, 6. Korps. Hugo Ewald v. Kirchbach, 5. Korps.
Julius v. Boſe, 11. Korps. Guſtav v. Alvensleben, 4. Korps. Eduard Friedrich v. Franſecky, 2. Korps.
Auguſt v. Goeben, 8. Korps. Prinz Auguſt von Württemberg, Gardekorps. Albert, Kronprinz von Sachſen, 12. Korps. Edwin Freiherr v. Manteuffel, 1. Korps.
Heinrich Adolf v Zaſtrow, 7. Korps. Konſtantin Bernhard v. Voigts-Rhetz, 10. Korps. Guſtav v. Manſtein, 9. Korps.

90000 Mann, übernommen. Der größere Teil der Flotte war in der Nordsee, das Ostseegeschwader wurde von Kontreadmiral Heldt kommandiert; vier Schiffe befanden sich auf auswärtigen Stationen, sechs andere konnten wegen mangelnder Mannschaften oder notwendiger Reparaturen nicht in den Dienst gestellt werden. Eine defensive Haltung war somit hier geboten. Mit großer Sicherheit wurden auf deutscher Seite alle Vorbereitungen getroffen. Am 2. August rückte der König mit dem großen Hauptquartier in Mainz ein und der Vormarsch gegen Frankreich konnte nun jeden Tag beginnen.

Napoleons leitender Gedanke war, möglichst schnell eine ansehnliche Truppenmasse bereit zu stellen und Süddeutschland mit derselben zum Abfall von Preußen zu zwingen; Sammelpunkte waren Metz und Straßburg; dort wollte Napoleon 150000, hier 100000 Mann vereinigen, und dann beide Heere bei Maxau über den Rhein führen. Zudem sollte in Chalons eine Reserve von 50000 Mann bereit stehen, und an der norddeutschen Küste eine Landungsarmee von 30000 Mann bereit gehalten werden.

Aber alle diese Pläne wurden durch die mangelhafte Ausrüstung der Truppen gestört. Der Wirrwarr, in welchem dieselben an die Grenze kamen, war ein großer, die Regimenter, die zu einem Korps vereinigt werden sollten, machten auf der Bahn weite Irrfahrten, um ihren Bestimmungsort zu erreichen; der Kaiser, der seine Gemahlin zur Regentin eingesetzt hatte, und selbst den Oberbefehl übernahm, fand in Metz, wo er am 28. Juli eintraf, etwa 130000, in Straßburg nicht einmal 50000 Mann versammelt, es fehlte an Pferden, an Verpflegungskolonnen, an Aerzten und Verwaltungsbeamten; kein einziges Korps war in voller Stärke oder gar in kriegstüchtigem Zustande. Aehnliche traurige Verhältnisse herrschten bei der Flotte, an Bord der acht Schiffe, die von Cherbourg ausfuhren, befand sich keine Landungsarmee, die Ausrüstung war so mangelhaft, daß man an größere Unternehmungen gar nicht denken konnte.

Das zweite Armeekorps, Frossard, war noch am besten gerüstet für Eröffnung der Feindseligkeiten. Nachdem es am 18. Juli in St. Avold, etliche Meilen südlich von Saarlouis, eingetroffen war, schob es sich in den nächsten Tagen auf Forbach vor. In Saarbrücken stand ihm gegenüber nur ein hohenzollernsches Bataillon und einige Schwadronen Ulanen. Aber man wagte auch diese nicht anzugreifen, und so kam es nur zu kleinen und unbedeutenden Scharmützeln. Indessen waren auch das dritte, vierte und fünfte Korps eingerückt, Napoleon stellte alle unter den Befehl von Bazaine, der am 31. Juli gegen Saarbrücken vorgehen sollte. Allein er sowohl, wie die andern Korpsführer erklärten, daß dies bei der mangelhaften Ausrüstung unmöglich sei. Man hatte von der tatsächlichen Stärke der Preußen keine Ahnung, während deutscherseits kühne Streifritte die nötige Aufklärung über die Stellung und Stärke des Feindes verschafften. Am 2. August bestand endlich Napoleon darauf, daß Frossard eine gewaltige Rekognoszierung gegen Saarbrücken ausführen ließ. Von den Preußen wurde der Kampf mutig angenommen, natürlich mit dem festen Entschluß, im richtigen Augenblick den Rückzug anzutreten. Napoleon erschien mit seinem Sohne, der hier die Feuertaufe erhalten und die erste Mitrailleuse auf die Preußen abfeuern sollte, persönlich auf dem Schlachtfeld. Das ganze Gefecht war nur ein Scharmützel; allein die Pariser Blätter erhoben ein Jubelgeschrei über ihren ersten Sieg, die Kaltblütigkeit des jungen Prinzen, die Chassepots und Mitrailleusen wurden in allen Tonarten gepriesen, und man schwang sich sogar zu der Behauptung auf, daß vom 2. August ab eine neue Geschichtsperiode datieren werde.

Die Franzosen versuchten nicht über Saarbrücken vorzudringen. Nachdem Frossard einige Granaten hatte in die Stadt schicken lassen, schickte er eine Patrouille hinein und

Die Erstürmung des Gaisbergschlosses bei Weißenburg.

besuchte sie am andern Tag, ohne indessen auch jetzt über die Stellung und Stärke der Preußen näheres zu erfahren. Von diesen waren nur einige kleinere Armeeteile gegen Saarbrücken und Saarlouis vorgeschoben, erst am 3. August kam aus dem Hauptquartier

der Befehl an beide Armeen sich so weit zu nähern, um bei einer Schlacht zusammenwirken zu können; man beabsichtige eine allgemeine Offensive, am dritten Tage werde die dritte Armee in Frankreich einmarschieren.

Ihr gegenüber stand nur eine Division des ersten französischen Korps Mac Mahon, welche Weißenburg und den Gaisberg besetzt hielt. Am 4. August morgens $9^1/_2$ Uhr eröffnete nördlich von Weißenburg die vierte bayerische Division den Angriff, weiter östlich rückten die Posener und Hessen-Nassauer ein, überschritten den Fluß und wandten sich dann gegen Weißenburg und die nach Hagenau führende Straße, um Douays Rückzug abzuschneiden. Allein die Artillerie konnte auf dem durchweichten Wege nur langsam vorrücken, die Angriffe auf die Stadt waren deshalb auch lange vergebens, und ebenso stritt man in heißem Kampfe um den Besitz des Gaisberges. Der Tag war ein blutiger, aber der Erfolg auch ein vollständiger; helle Begeisterung herrschte auf deutscher Seite, mit Jubel empfing man daheim und mitten im Feindeslande die Kunde von diesen Siegen, denen schon am folgenden Tage, am 6. August, noch weitere gute Nachrichten folgen sollten. Die geschlagene französische Armee hatte sich südwestlich auf Mac Mahons Korps zurückgezogen; allein dieses war keineswegs dazu angetan, eine Schlacht zu schlagen, die kronprinzliche Armee, die ihm gegenüber stand, war doch weit stärker, Mac Mahon verfügte nur über 45000 Mann und sah sich deshalb veranlaßt, eine Defensiv-Stellung bei Wörth zu beziehen, wo es denn auch am 6. August zu einem blutigen Zusammenstoß kam. Lange schwankte die Schlacht hin und her, vom Morgen bis in den Abend hinein wurde von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung gekämpft, Posener, Bayern, Württemberger und Hessen mußten sich Schritt für Schritt das Terrain erobern; gegen halb 5 Uhr endlich befanden sich die Franzosen in wilder Flucht, der Sieg der Deutschen bei Wörth war ein glänzender, wie namentlich auch die 9000 Gefangenen bewiesen, obwohl auch die Deutschen einen Verlust von beinahe 10000 Mann zu beklagen hatten. Und derselbe Tag, an welchem die Truppen Mac Mahons auf diese Weise auseinander gesprengt wurden, brachte den Deutschen im Sturm auf die Spicherer Höhen einen wenn auch verlustreichen, so doch auch glänzenden Sieg, welcher mit der Zersprengung des Korps Frossard endigte.

Unendlicher Jubel herrschte in Deutschland über diesen Doppelsieg; die letzte Besorgnis vor der Möglichkeit eines feindlichen Einfalls schwand dahin, man sprach schon da und dort von der Möglichkeit eines baldigen Friedens. Wie kurze Zeit noch und der Thron der Napoleone stürzte zusammen. Dann kamen die Männer, die sich dem Krieg widersetzt hatten, ans Ruder. Schon jetzt sah man die Haltlosigkeit des Bonapartismus klar ein. In Paris selbst gärte es allenthalben. Falsche Siegesnachrichten hatten einen geradezu unheimlichen Jubel hervorgerufen, allein als man nun die Wahrheit erfuhr, brach auch die Wut um so mehr los. Die Proklamation, welche die Kaiserin-Regentin erließ, war darauf berechnet, die Franzosen von neuem in falsche Siegesgewißheit zu versetzen: „Franzosen, lautete dieselbe, der Beginn des Krieges ist für uns ungünstig gewesen. Unsere Waffen haben eine Niederlage erlitten. Seien wir diesem Unfall gegenüber fest und beeilen wir uns, ihn gut zu machen. Möge es unter uns nur eine Partei geben, der alle Franzosen angehören, nur eine Fahne — die unserer nationalen Ehre — möge uns voranwehen. Ich komme in Eure Mitte. Treu meiner Mission und meiner Pflicht werdet Ihr mich als die erste bei jeder Gefahr sehen, wo es gilt, die Fahne Frankreichs zu verteidigen. Ich beschwöre alle guten Bürger, die Ordnung aufrecht zu

erhalten. Dieselbe stören, wäre nichts anderes, als mit unseren Feinden konspirieren.“ Der Kaiser selbst versicherte in einer Depesche, der Rückzug vollziehe sich in vollkommener und ruhigster Ordnung. Die Kammern, die am 22. Juli auseinander gegangen waren, wurden auf den 11. August wieder einberufen, und über Paris verhängte man den Belagerungszustand.

Aber alles das war nur dazu angetan, die Aufregung noch zu steigern. Man schwankte von einem Entschluß zum andern, in einem neuen Dekret berief die Kaiserin die Kammern schon auf den 9. August ein, Olivier gab an diesem Tage unter furchtbarem Tumult einen kurzen Bericht über die Sachlage. Derselbe lautete noch immer so zuversichtlich wie nur irgend möglich, allein niemand wollte ihn hören, Duvernois stellte den Antrag, die Kammer werde nur ein Kabinett unterstützen, das fähig sei, die National-

Marschall Leboeuf.
Major-General der französischen Armee.

Mac Mahon, Herzog von Magenta.
Befehlshaber des 1. französischen Armeekorps.

verteidigung zu organisieren. Trotz der Drohung Oliviers, in diesem Falle sofort seine Entlassung einzugeben, wurde der Antrag angenommen, und man übertrug die Neubildung des Kabinetts dem Grafen Palikao.

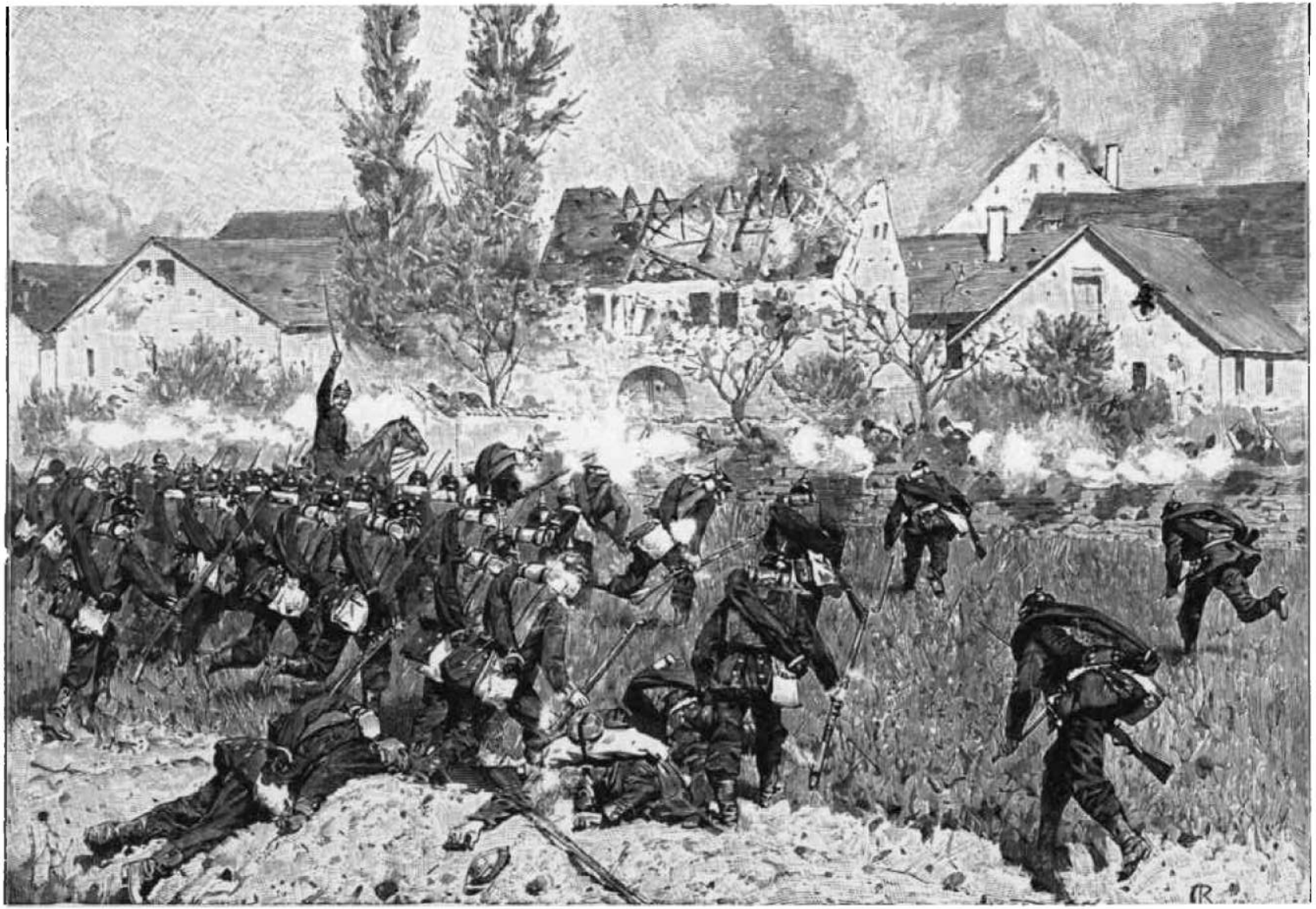
Die Männer, welche sich dieser zu seiner Hilfe herbeirief, nahmen die ihnen gewordene Aufgabe sehr ernst und energisch auf, ohne freilich in der Wahl ihrer Mittel sehr wählerisch zu sein. Man scheute nicht vor den unerhörtesten Fälschungen zurück, mehr als 60 000 Deutsche, die in Paris lebten, wurden ausgewiesen, der Kaiser mußte Leboeuf als Kriegsminister absetzen und den Oberbefehl an Bazaine abtreten; er sollte nicht nach Paris zurückkehren, sondern die Kaiserin in ihrer Stellung als Regentin belassen. Die Verteidigung der Hauptstadt wurde mit allem Eifer betrieben, das Drängen der Republikaner auf Absetzung des Kaisers wußte man wenigstens in den öffentlichen Sitzungen zum Verstummen zu bringen, die in den Vorstädten ausbrechenden Unruhen unterdrückte man mit aller Energie, für Sammlung und Ausrüstung neuer Truppenteile tat man, was man konnte, allein alle diese Anstrengungen kamen jetzt zu spät, und die Fehler, die in der Heeresleitung gemacht wurden, trugen noch dazu bei, die Verwirrung zu vermehren. Während man nun im französischen Lager mit allerlei Plänen und Ent-

würfen beschäftigt war, setzten die deutschen Armeen ihren Vormarsch gegen die Mosel in der Weise fort, daß der rechte Flügel sich nur langsam vorwärts bewegte, während das Zentrum und der linke Flügel in weit stärkeren Märschen vorwärts rücken sollten. Nirgends fand eine dieser drei Armeen ernsthaften Widerstand, es galt verschiedene kleine Festungen zu beschießen und einzunehmen, der Kronprinz erhielt, sobald er die Vogesen im Rücken hatte, den Befehl zum gemeinsamen Vorrücken aller drei Armeen.

Indessen hatte sich König Wilhelm selbst bei seinen preußischen Truppen eingefunden und rückte in Verbindung mit anderen deutschen Truppen nun in Lothringen ein, um von dort aus Besitz von Nanzig und dem ganzen offenen Land zu nehmen. In einer Proklamation an seine Truppen sagte er: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, eine vollkommene Sicherheit ihrer Person und ihres Eigentums zu genießen, und zwar so lange, als sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechts berauben werden, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen.“ Allein von französischer Seite nahm der Krieg mehr und mehr den Charakter eines Volkskriegs an, man ging in der härtesten Weise gegen jedes deutsche Element vor.

Nachdem der Kronprinz in Nanzig eingezogen war, konnte man Lothringen als ein erobertes Land ansehen, wenn sich auch Metz, Diedenhofen und einige kleinere Grenzfestungen noch in Feindeshand befanden. Schon jetzt hatte man von seiten Preußens die Zurückgewinnung dieses früher zu Deutschland gehörigen Gebietes beabsichtigt, in Elsaß und Lothringen wurden deutsche Verwaltungsbeamte eingesetzt, und mit Staunen und Bewunderung blickte die Welt auf diese Siege des deutschen Heeres.

Napoleon selbst mochte wohl ahnen, daß es mit seiner Herrschaft vorbei sei; ein Artikel seiner amtlichen Zeitung vom 8. August zeigte einen offenbaren Hilferuf an das Ausland. „Es gibt im Leben der Völker, heißt dieser bemerkenswerte Artikel, feierliche und entscheidende Stunden, in welchen Gott ihnen Gelegenheit gibt, zu zeigen, was sie sind, was sie vermögen. Dieser Augenblick ist für Frankreich gekommen; man behauptet manchmal, daß die große Nation, unerschrocken im Aufschwung und Erfolge, schwer Unglücksfälle ertrug. Was vor uns nun vorgeht, berichtigt diese Verleumdung. Die Haltung der Bevölkerung ist nicht die der Entmutigung, sie ist die der patriotischen Wut und erhaben. Gegen die Eindringlinge in Frankreich, wo sie ihr Grab finden sollen, werden alle Franzosen sich erheben wie ein Mann. Sie denken an ihre Vorfahren, und ihre Abkömmlinge haben Jahrhunderte des Ruhms hinter sich und eine Zukunft vor sich, die ihr Heroismus frei und mächtig machen soll. Niemals war das Vaterland für den Geist der Ergebenheit und Opferwilligkeit besser vorbereitet, niemals ließ es in imposanter und großartigerer Weise die Kraft und den Stolz des Nationalcharakters erblicken. Es schreit mit Enthusiasmus: Auf zu den Waffen! Siegen oder sterben ist seine Devise. Während unsere Soldaten den Boden des Vaterlandes heroisch verteidigen, beunruhigt sich Europa mit Recht über die Erfolge Preußens. Man weiß nicht, wie weit der Ehrgeiz dieser unersättlichen Macht gehen würde, wenn sie durch einen endgültigen Triumph überreizt würde. Es ist ein unveränderliches Gesetz der Geschichte, daß jedes Volk, das durch übertriebene Gelüste das allgemeine Gleichgewicht stört, einen Rückschlag gegen seine Siege hervorruft, und alle anderen Völker gegen sich kehrt. Es kann nicht fehlen, daß diese Wahrheit sich noch einmal durch Tatsachen bewähre. Wer ist demnach an der Wiedererstehung des Kaisertums in Deutschland interessiert, wer kann denn



Erſtürmung von Saint Privat durch die preußiſche Garde.

wünschen, daß die Nordsee und Ostsee preußische Seen werden. Sind es Schweden, Norwegen, Dänemark, die der Triumph Preußens vernichten würde? Ist es Rußland, das mehr als irgend eine andere Macht dabei interessiert ist, das Gleichgewicht im Norden gegen die germanischen Gelüste zu retten? Ist es England, das als große See- und Schutzmacht Dänemarks den Fortschritten der preußischen Marine widerstreitet? Ist es das durch die kühnen Intriguen Bismarcks bereits bedrohte Holland? Was Oesterreich betrifft, so würde die Wiederherstellung des germanischen Kaisertums zum Vorteile des Hauses Hohenzollern der verhängnisvollste Schlag nicht nur gegen die Dynastie Habsburg, sondern auch gegen den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie sein. Preußen wird sicherlich versuchen, dem Wiener Kabinett Versprechungen zu machen, aber man kennt den Glauben, den man den Worten Bismarcks schenken darf. Würde jedwede angebliche Garantie jemals stärker sein als die Bande, welche Preußen mit dem deutschen Bunde vereinigten, und die Preußen uns und seinen Pflichten und Verpflichtungen zum Trotze so gewalttätig zerreißen? Der endgültige Triumph Hohenzollerns würde für Italien nicht weniger unheilvoll als für Oesterreich sein. Ein germanisches Kaisertum würde um jeden Preis Küsten haben wollen; es müßte dieselben im Süden, ebenso wie im Norden, es würde Venedig und Triest ebenso wie Kiel und Amsterdam haben wollen. Italien wäre in seiner Regenerierung gefährdet. Wir apellieren mit Vertrauen an die Weisheit der Regierungen und Völker, um Europa dem preußischen Despotismus zu entreißen; um uns zu helfen, sei es durch Allianzen, sei es durch Sympathieen, um das europäische Gleichgewicht zu retten. Bereits sind günstige Anzeichen von England zu signalisieren, das durch unsere so kategorischen und so loyalen Erklärungen bezüglich der belgischen Neutralität, vollständig befriedigt unsre Nordgrenze deckt, indem es sich bereit zeigt, sie von der belgischen Seite zu verteidigen, wenn Preußen sie verletzen wolle. Schweden, Norwegen und Dänemark zeigen eine von Patriotismus gehobene Haltung. Der Kaiser von Rußland beehrt unsern Botschafter mit ganz besonderem Wohlwollen, und die hervorragensten Organe der russischen Presse führen eine ungünstige Sprache für die preußische Sache. Die Wiener Journale, welche anfänglich schüchtern gereifte Sympathieen für Bismarck zeigten, sind gezwungen, der öffentlichen Meinung nachzugeben und führen eine den wahrhaften Interessen Oesterreichs entsprechende Sprache. Der Kaiser von Oesterreich, der König von Italien und ihre Regierungen bezeugen uns mehr und mehr befriedigende Dispositionen, Oesterreich und Italien rüsten tätig. Die Ministerien von Wien und Pest gehorchen einem gemeinsamen Gedanken, und der Augenblick naht, wo Preußen von dieser Seite her den ernstesten und schwierigsten Verlegenheiten begegnen wird. Unsere Diplomatie wird nicht minder tätig sein als unsere Armee. Frankreich macht eine äußerste Anstrengung! Vertrauen! Vertrauen! Unser Patriotismus ist auf der Höhe aller Gefahren. Je schwieriger die Verhältnisse werden, desto energischer wird die Nation sein! Alle Spaltungen hören auf, die französische Größe drückt einmütig die praktischsten Gedanken aus, die edelste Mitwirkung des Senats und des gesetzgebenden Körpers wird unsern Truppen neue Stärke verleihen, und das Frankreich von 1870 wird den Völkern Europas zeigen, daß wir noch nicht entartet sind."

Es war die Mitte des August, als sich an der Mosel große Ereignisse vorbereiteten. Eben als der Kronprinz mit seiner dritten Armee gegen Nancy zog, nachdem er die Belagerung Straßburgs abgegeben und ein kleines Heer gegen die Festung Marsall entsendet hatte, rückte die erste Armee unter Steinmetz gerade gegen Metz vor, wo mehr

als 200 000 Mann französischer Soldaten vereinigt waren und alles aufboten, um die Stadt zu halten. Man faßte im französischen Kriegslager den Plan, von Metz nach Verdun abzumarschieren, und sich mit Mac-Mahon in Chalons zu vereinigen. Nur so viel Mannschaft, als nötig war, um die Festungen zu verteidigen, sollte zurückbleiben, und in den buschlosen Ebenen der Champagne sollte denn auch die Entscheidungsschlacht geliefert werden. Die Verbindung der beiden Armeen aber zu verhindern, das war der Zweck der Kämpfe um Metz, ein Zweck, der namentlich durch die geniale Strategie Moltkes vollständig erreicht wurde. Der beabsichtigte Abzug Bazaines aus Metz

Scene aus der Schlacht bei Wörth, nach der Skizze eines Augenzeugen.

mußte möglichst lange verzögert werden. So machten denn zwei Abteilungen des Steinmetzschen Heerkörpers auf der rechten Seite der Mosel einen Angriff auf die zum Abmarsch sich anschickenden feindlichen Divisionen und zwangen sie zu den Gefechten von Colombey und Borny, wo man auf beiden Seiten mit gleicher Hartnäckigkeit und Tapferkeit kämpfte. Der Erfolg dieses Treffens war freilich vorerst nur der, daß sich die Preußen auf dem Schlachtfeld festsetzten, und sich von Osten her den Festungswerken näherten. Bazaine freilich mit seinem Rückzug auf der Straße von Verdun, welcher um zwei Tage verzögert wurde, war nicht dazu angetan, die patriotische Stimmung in Paris und in Frankreich zu Gunsten der französischen Heerleitung zu bestimmen. Bazaine hatte nach militärischen Berechnungen einen großen Fehler begangen, entweder mußte er

das Treffen nicht annehmen, oder er mußte seine ganze Streitmacht nach Osten rüsten, und die Gegend zwischen Metz und Diedenhofen mußte zum Schlachtfeld gemacht werden.

Am folgenden Tage, dem Napoleonstag, den man als Einzugstag in Berlin bestimmt hatte, am 15. August, brachen die Franzosen mit ihrer ganzen Stärke von Metz auf, um auf den beiden südlichen Straßen über Rezonville, Vionville und Mars-la-Tour oder Doncourt, Jarny und Etoun gegen Verdun zu marschieren. Allein es gelang Bazaine nicht, sich so schnell zu bewegen, daß ihn nicht die Vortruppen der zweiten Armee am Abend bei Tronville, Mars-la-Tour und Vionville erreicht hätten. Man war von deutscher Seite entschlossen, die französische Armee zwischen Mosel und Maas zum Stehen zu bringen und zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen, und so mußten denn die Vortruppen am andern Morgen, am 16. August, ins Feld rücken. Sie hatten die Uebermacht so lange aufzuhalten, bis andere Teile der zweiten Armee dazu gekommen waren. Hier war es nun namentlich das dritte Armeekorps, Brandenburger Infanterie unter General von Alvensleben, eine Abteilung des zehnten Armeekorps, welche diese Aufgabe mit bewundernswerter Energie lösten. Beinahe sechs Stunden standen sie auf den Höhen von Tronville bis Rezonville den Feinden gegenüber, die Divisionsgenerale Krantz, Schwarzkoppen, Stülpnagel, Buddenbrock, Rheinbaben errangen blutige Lorbeeren, unter dem Feuer der französischen Geschütze sanken ganze Reiterschwadronen zusammen, einige Kavallerie-Regimenter der Garde wurden beinahe ganz vernichtet; der Heldenmut war ein beinahe übermenschlicher, allein durch ihn gelang es den nachrückenden Truppen, noch in das Gefecht einzugreifen, um den Abzug des Feindes zu verhindern. Am Abend behaupteten die Deutschen die Schlachtlinie von Mars-la-Tour-Vionville, Rezonville bis Gravelotte gegen die noch immer weit stärkere Kriegsmacht. Die Franzosen, die nun wohl einsahen, daß es dem Feinde nur darum zu tun war, sie in die Festungswerke zu bannen, kämpften mit dem Mute der Verzweiflung, Bazaine selbst entwickelte eine bewundernswerte persönliche Tapferkeit, allein der Sieg blieb trotzdem auf deutscher Seite. Bazaine ließ sich indessen dadurch nicht entmutigen. Seinem Berichte nach war bei Mars-la-Tour der Vorteil am Ende auf seiner Seite geblieben, und er habe sich nur deshalb näher an die Festung herangezogen, um frische Munition zu fassen, und dann von neuem den Kampf aufzunehmen. Zu einem Defensivkrieg, wie die Franzosen ihn nun vorzogen, war die hügelige Gegend von Metz denn auch besonders geeignet. Hier sollte nunmehr der Entscheidungskampf gesucht und dann der Rückzug nach Verdun angetreten werden. Namentlich war es der Kriegsminister Niel, der hierbei bestimmend war und dabei insonderheit auch auf die Wirkung der Chassepots-Gewehre und der Mitrailleusen rechnete. Die Truppen sollten Stellungen einnehmen, die ein weites Schußfeld und bedingte Zugänglichkeit hätten; dort sollten sie durch Schützengräben und Schanzen gedeckt den Feind erwarten, denselben durch ihr Feuer in Unordnung bringen und am Ende selbst zum Angriff übergehen. Für Bazaine lag alles vorteilhaft. Der Mut seiner Truppen war noch keineswegs gebrochen, die Mißerfolge hatten in ihnen eine wahre Kampfeswut erzeugt, seine Truppen standen den deutschen in der Zahl kaum nach, und waren zudem jetzt schon vereinigt, während auf deutscher Seite noch mehrere preußische Korps fehlten, die erst gegen Mittag ankommen konnten. Zudem mußte ihm seine Aufstellung als unüberwindlich erscheinen. Auf einem Höhenkamm, der sich westlich von Metz drei Stunden weit von Jussy bis St. Privat und Roncourt hinzieht, hatten die Franzosen mit 500 Geschützen und 150 Mitrailleusen Auf-

stellung genommen, und sich durch Verhaue, Verschanzungen und Verschläge gedeckt. Die einzelnen Armeekorps standen unter dem Oberbefehl der berühmtesten französischen Feldherren Ladmirault, Leboeuf, Frossard.

Das war die Schlacht bei Gravelotte und um St. Privat am 18. August, in welcher der König selbst den Oberbefehl führte. Die Franzosen mußten sich hinter die Festung Metz zurückziehen. „Der König," so beschreibt ein preußischer General diese Schlacht, formierte für den bevorstehenden Kampf seine Schlachtlinie vom rechten Flügel ab gerechnet, aus dem siebenten, achten, neunten Garde- und dem zwölften Korps, denen das dritte und zehnte, die leider am 16. stark gelitten hatten, als Reserve folgen sollten. Der Gefechtsposition nach sollte die ganze Armee eine Rechtsschwenkung machen, den rechten Flügel des Feindes umfassen, und ihn so nach Metz hineinwerfen. Zu dem Ende war den beiden ganz frischen Armeekorps der Garde und dem zwölften die schwere Aufgabe, die Ueberflügelung und eigentliche Entscheidung des Kampfes zugedacht, und da sie aus der Gegend von Mars-la-Tour bis an den Feind einen Marsch von fast vier Stunden Wegs hatten, ward befohlen, daß der rechte Flügel und die Mitte sich bis zu deren Eingreifen ins Gefecht nur auf vorbereitendes Artillerie-Feuer beschränken sollten. Es ist ein schönes Zeugnis ihrer Manövrierfähigkeit, daß sich die deutsche Armee an diesem Tage erworben hat, daß sie diese großartige Schwenkung ohne irgend welche Stockung, ohne auseinander zu kommen und in der kurzen Zeit von nicht ganz vier Stunden ausführte, und gegen Mittag auf der ganzen Linie gleichzeitig zum Angriff vorgehen konnte. Gegen 12 Uhr entbrannte an der französischen Vorlinie überall der Kampf; gegen 2 Uhr war sie überall in deutschen Händen und begann der Angriff der Hauptlinie in ihrer ganzen Ausdehnung. Vier Stunden lang rangen die beiden Heere mit einander, ohne irgend einen Vorteil zu erringen, zu Hunderten und Tausenden fielen die Tapferen auf beiden Seiten; alle Korps, mit Ausnahme des zwölften unter dem Kronprinzen von Sachsen, waren erschöpft; erst am Abend zwischen halb 8 und halb 9 Uhr gelang es, St. Privat zu erobern. Stundenlang waren dort die Garde-Infanterie-Regimenter dem weit zahlreicheren Feinde gegenüber gestanden. „Ein überaus heftiges und rasendes Feuer, meldet ein Bericht, aus Geschützen, Mitrailleusen und Chassepots wurde den vorrückenden drei Garde-Infanterie-Brigaden entgegengeschleudert, und führte gleich Anfangs große Verluste herbei, die sich mit jedem Schritte vorwärts auf der mit Geschossen aller Art überschütteten Todesbahn steigerten. Aber unaufhaltsam drangen die tapfern, schwer getroffenen Garde-Regimenter mit stolzer Todesverachtung vor. Sämtliche Generäle, Stabsoffiziere und Adjudanten waren zu Pferde geblieben, um das Gefecht besser leiten zu können; aber in kurzer Zeit wurde ihnen fast sämtlich das Pferd unter dem Leib erschossen, und

Marschall Bazaine,
Kommandant des 3. französischen Armeekorps.

viele von ihnen starben den Heldentod. Ueber das mit Blut getränkte Feld, über Leichen und Kameraden hinweg stürmten die Garden immer weiter vorwärts in den dichten Kugelregen hinein, von dem Wunsche beseelt, schnell an den Feind zu kommen, und am Ende zu siegen oder zu sterben." Und der Sieg entschied sich am Ende doch für die Deutschen. Bazaine benützte die Nacht, um seine Truppen hinter Metz zurückzuführen. Mehr als 40000 Tote und Verwundete hatte dieser Kampf gekostet, die Waffenbrüderschaft zwischen den Deutschen wurde auch hier wiederum mit ihrem Blute besiegelt, „sie taten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind," meldete der König nach Berlin.

Gott leitet unsere Fahnen von Sieg zu Sieg, meldete der Staatsanzeiger. Seine Hand richtet unser Volk auf und stärkt es in der schweren blutigen Zeit.

Drei Schlachten sind in der kurzen Spanne Zeit, vom 14. zum 18. August, um Metz geschlagen. Die Palme von Mars-la-Tour am 16. fiel dem brandenburgischen Armeekorps zu. Aber an dem entscheidenden Tage vor Metz, am 18. August, führte der königliche Feldherr seine Preußen fast aus allen Landesteilen, dazu unsere norddeutschen Bundesgenossen, zu großem glorreichen Sieg.

Die französische Hauptmacht mit ihren Kerntruppen, die Garden mit ihren stolzen Erinnerungen sind unter ihren bewährtesten Generälen in fester Stellung aufs Haupt geschlagen worden, angesichts des großen Waffenplatzes, der ihren Stützpunkt bildete, und unerschöpfliche Hilfsquellen an Kriegsmaterial zu bieten schien.

Legen wir den wohlverdienten Lorbeer und reiche Siegespalmen auf die erblaßten Heldensöhne und Heldenbrüder, welche für König und Vaterland siegten und starben, und um welche ihre Waffenbrüder und das ganze deutsche Volk in Trauer stehen.

Es sind Gottes Gerichte, die sie mit ihrem edlen Blut besiegeln; Gottes Gerichte gegen ein Volk, das in Ueberhebung und Verblendung ausharrt, und von dessen sittlicher Verkommenheit der Lügengeist Zeugnis gibt, welcher jetzt die wildesten Leidenschaften aufruft und entfesselt.

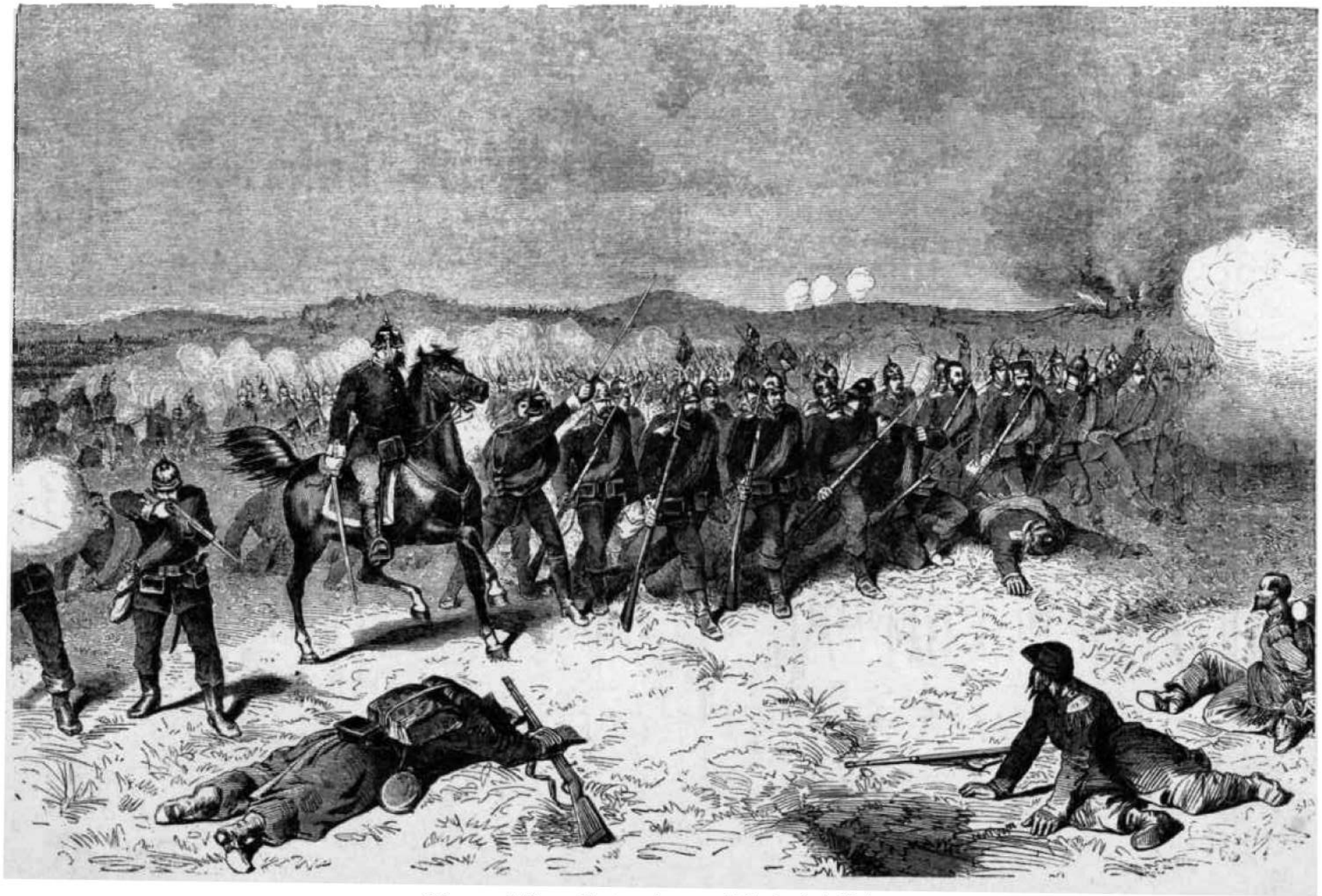
Widerwärtig sind die Szenen in der Hauptstadt Frankreichs während der nahenden Katastrophe in den oberen und unteren Volksschichten. Ein hohler Pathos appelliert vergeblich an den Patriotismus. Er hat mit der Erschütterung der sittlichen Grundlagen im öffentlichen Leben Frankreichs dort seinen edelsten Gehalt verloren.

Der Fanatismus der Parteien und der angefachte Rassenhaß vermögen den Patriotismus nicht zu ersetzen. Völkerrechtswidrige Handlungen gegen friedliche, deutsche Einwohner, Untaten, welche durch Entfesselung der Leidenschaften in der Kriegführung hervorgerufen werden, sind deren Folgen, und brandmarken Frankreich in den Augen aller Kulturvölker.

Wenden wir dagegen das Auge auf das eigene Vaterland und seine Söhne, wie wohltuend und erhebend ist dann der Blick. Deutsche Männer und deutsche Jünglinge gehen freudig und mit Siegeszuversicht in den Opfertod. Nicht einer wich vor dem Feinde, nicht einer von der schönen, sittlichen Manneszucht, deren Symbol die preußischen Fahnen stets waren, und die jeden unserer deutschen Krieger erfüllt.

Unser Volk daheim aber läßt die Banner und Fahnen nach den Siegen wehen mit stolzer Freude, aber zugleich mit Ernst und Würde und mit stummem Schmerz.

Wenn seine Edelsten fallen, hat es einen zuversichtlichen Trost. Vergebens wird dieser heilige Kampf nicht wieder gekämpft werden, wie von unseren Vätern gegen ein



Die preußiſchen Garden in der Schlacht bei Sedan.

Volk voll Herrschsucht und Uebermut, das Deutschland seine schönsten Gebiete geraubt, es Jahrhunderte lang anmaßlich bedroht und gefährdet und zu erniedrigen gesucht hat.

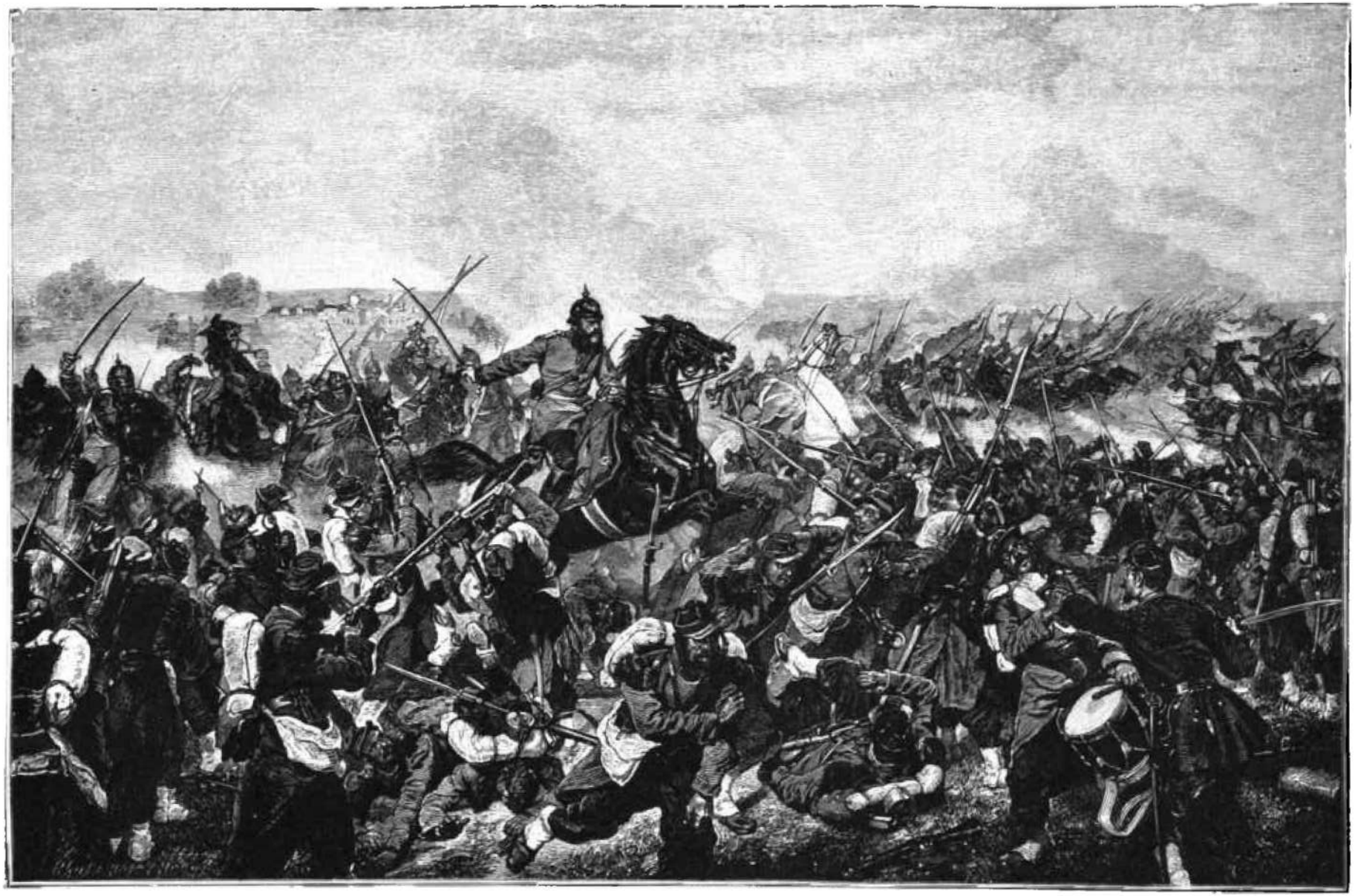
Der Herr, der unsere Heerscharen zum Sieg führt über Lüge und Unsitte, Er wird jetzt gnädiglich fürsorgen, daß unsere edlen Opfer nicht vergeblich fallen. Er wird unsern königlichen Kriegsherrn in Silberhaaren segnen, daß ihm vergönnt sei, einen dauernden Völkerfrieden herzustellen im Herzen Europas, durch ein großes, einiges, deutsches Vaterland, als Hort der Gottesfurcht, edler Sitte und wahrer Freiheit.

Das walte Gott.

Wenn man mit Weber von einer Periode kriegerischer Poesie in diesem Feldzug sprechen will, so war dieselbe mit dem 18. August zu Ende. Es begann nun die Periode der Prosa mit ihrem langen Warten, mit der ruhelosen Wachsamkeit vor dem Feinde. Die Deutschen hatten nun die schwierige Aufgabe, die Franzosen in Metz festzuhalten und ihre Kräfte zu binden, man mußte neben den Waffengängen im Felde auch noch einen Belagerungskrieg führen, und um dieser doppelten Aufgabe genügen zu können, gab der König von den vereinigten Korps drei ab, um damit unter der Führung des Kronprinzen von Sachsen eine neue Armee, die Maasarmee, zu bilden, die übrigen Teile wurden zu einer besonderen Belagerungsarmee vereinigt, die dem Prinzen Friedrich Karl unterstellt war. Auf beiden Seiten der Mosel wurde die Stadt von dem etwa 150000 Mann starken Belagerungsheer eingeschlossen, nur eine strenge Blockade bot die Möglichkeit, Metz zu erobern, die Deutschen hatten deswegen namentlich die Aufgabe, die Festung möglichst streng zu bewachen, während die Franzosen ihren Erfolg in wiederholten Ausfällen zu erreichen hofften. An Kriegsmaterial fehlte es den Franzosen nicht, mit den Mundvorräten war es dagegen weit weniger gut bestellt, und die Unordnung und Ratlosigkeit mag in den ersten Tagen eine große gewesen sein. Es ist nur ein gutes Zeichen für Bazaines Talent, daß er am 26. August, wo sich Mac Mahon von Rheims nach Rethel aufmachte, schon einen Ausfall vorbereiten konnte. Er wollte Diedenhofen, in welchem fast gar keine Besatzung saß, gewinnen, um dann einen Weg zu dem Heere nach Chalons zu finden suchen. Allein er mußte, weil von preußischer Seite energische Maßregeln dagegen getroffen waren, diesen Plan aufgeben, und erst, als er erfuhr, daß ein Teil des Belagerungsheeres der von Mac Mahon bedrängten Maas-Armee zu Hilfe gezogen sei, entschloß er sich, einen Ausfall zu machen, entweder um die Preußen zurückzuschlagen, oder sich wenigstens rasch seine Proviantvorräte zu vermehren. Es gelang ihm am 31. August denn auch wirklich, einen kleinen Vorteil zu erringen, allein ein nächtlicher Angriff unter Manteuffel warf den weit überlegenen Feind wiederum zurück, und die Uebergabe der Festung hing nun nur noch von der Zeit, in welcher die Proviantvorräte reichten, ab.

Es waren blutige und schwere Kämpfe, welche die deutschen Heere bis heute bestanden hatten, allein am Ende war ihnen doch noch immer der Sieg geblieben. Und nun standen sie mitten in einem Lande, das einst deutsch gewesen, vor Straßburg, dem Kleinod von Elsaß, das ihnen einst französischer Verrat genommen, lagen seine Heere, wer wollte es da der öffentlichen Meinung verübeln, wenn sie sich namentlich mit dem künftigen Geschick von Elsaß-Lothringen beschäftigte.

Der kriegerische Schauplatz des September war ein Terrain nördlich von **Chalons**, welches von der kaiserlichen Regierung angekauft und in ein Lager mit Baracken und Uebungsplätzen verwandelt worden war. Zwischen dem Lager von Chalons und dem



Attacke des 1. Garde-Dragoner-Regiments bei Mars-la-Tour. 16. August 1870. Von Emil Hünten.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von Fr. Hanfstängl in München.

Festungsgürtel von Metz liegt ein hügeliges Plateau mit einer Reihe von Festungen, die das Stromgebiet der Maas gegen Osten und Norden schützen. Im Lager von Chalons führte Mac Mahon den Oberbefehl über etwa 125 000 Mann, auch dann noch, als sich Napoleon von Verdun aus mit ihm verbunden hatte. Sobald dorthin die Nachricht von den Kämpfen um Metz gekommen war, erhielt Mac Mahon von der Regentschaft den Befehl, mit seinen Heeren den Entsatz von Bazaine zu betreiben. Mac Mahon selbst zweifelte an dem Gelingen dieses Unternehmens. Napoleon sollte mit einem Teil des Heeres nach Paris zurückkehren, allein dem wiederholten Befehl der Regentschaft in Paris folgend, gab er endlich nach und suchte eine Verbindung mit Metz herzustellen. Deutscherseits stellte man nun sofort den Zug nach Westen ein und schickte sich an, das Vorhaben des Feindes zu durchkreuzen. Napoleon und Mac Mahon hatten ihren Aufenthalt in Mouzon genommen, während sich der König von Preußen in Vernues befand. Hier erfuhren sie, daß die Bayern unter General von der Tann das Korps des General de Failly mit großen Verlusten zurückgeschlagen hatten, und setzten nun ihren Marsch eilig nach Cerignan und Sedan fort Der Kaiser hätte sich leicht nach Mezières retten können; in einer Proklamation an seine Soldaten gab er noch einmal die beruhigendsten Versicherungen, allein alle seine Pläne wurden durch die raschen Bewegungen der Deutschen zerstört. Die vierte Armee ging auf dem rechten Maasufer vor und nahm die Ostseite von Sedan in Besitz, die dritte aus Norddeutschen, Bayern und Württembergern zusammengesetzte Armee näherte sich der Festung auf der linken Seite. In der Nacht setzten die Bayern an zwei Stellen über die Maas, während das 11. norddeutsche Korps bei Donchery und die württembergische Division noch weiter abwärts den Fluß überschritten, und der Kronprinz von Sachsen namentlich die Höhen im Osten und Norden der Stadt zu besetzten suchte. Der Kronprinz von Preußen stand mit seinem Stabe auf einer Bergkuppe bei Chateau-Donchery, der König selbst nahm die Höhe von Frenois ein.

General Frossard,
Kommandant des 2. französischen Armeekorps.

Bald kam es dann auch zur Schlacht bei Sedan am 1. und 2. September. Nachdem sich die Bayern in mehrstündigem Kampfe des Dorfes Bazeille bemächtigt hatten, wobei Mac Mahon so schwer verwundet wurde, daß er den Oberbefehl abgeben mußte, und das preußisch-sächsische Heer den nordöstlichen Höhenzug von Villers-Carnay in seine Gewalt gebracht hatte, neigte sich das Glück der Schlacht bald auf die deutsche Seite. Im Nordwesten der Stadt wurden die Ausgänge von St. Menges und Fleigneux besetzt und ein furchtbares Artilleriefeuer auf die gegenüberstehenden Franzosen eröffnet. Nachmittags mußten die Truppen den Rückzug nach Sedan antreten, wo sich nun die ganze Armee Mac Mahons zusammendrängte.

Nun erteilte Napoleon dem General Wimpffen den Befehl zu kapitulieren. Eben als die Parlamentärflagge an dem Tore von Sedan wehte, traf Oberst Bronsart von Schellendorf aus Frenois ein, um im Namen des Königs von Preußen die Kapitulation zu verlangen. Von dem französischen General Reille begleitet, ging er zurück, und dieser überbrachte dem König von Preußen das bekannte Handschreiben Napoleons: „Da es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Armee zu sterben, so bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Ew. Majestät niederzulegen." Es war das freilich nur eine persönliche Unterwerfung, da die Abschließung der Kapitulation selbst von dem General Wimpffen und der Regentschaft in Paris abhing. Dieser trat nun in der Nacht vom 1. auf den 2. September mit Bismarck und Moltke in Unterhandlung, allein er bemühte sich vergebens, die preußischen Generäle zur Milde zu stimmen, sie müßten „ein materielles Pfand für die Befestigung der gewonnenen militärischen Resultate in der Hand haben", und Moltke bestand deswegen auf seiner Forderung der Waffenstreckung und der Uebergabe der Armee auf Gnade und Ungnade. Er gewährte nur eine kurze Bedenkzeit, sei diese verflossen, so werde die Beschießung der Festung von neuem beginnen. Um 6 Uhr morgens wurde die Kapitulation unterzeichnet und von dem König in Vendresse bestätigt. „Welch' eine Wendung durch Gottes Führung", hatte der König nach Berlin gemeldet, und es war in der Tat ein Schauspiel, wie es in Jahrhunderten nicht zu sehen gewesen. Außer den 25000 Gefangenen während der Schlacht ergab sich dem Sieger ein Heer von 83000 Mann, 1 Marschall, 40 Generäle, 230 Stabsoffiziere, 2600 Offiziere und Militärbeamte; 330 Feldgeschütze, 70 Mitrailleusen, 150 Festungsgeschütze und 10000 Pferde fielen in die Hände der Sieger. Den Offizieren, welche sich auf Ehrenwort verpflichteten, ihre Waffen nicht mehr gegen Deutschland zu tragen, wurden dieselben gelassen, die übrigen behielt man in Kriegsgefangenschaft und die Armee selbst wurde in den deutschen Festungen untergebracht.

„Vielleicht war die Versicherung Napoleons, daß er den Tod auf dem Schlachtfeld gesucht, aber nicht gefunden habe, keine Phrase, wenigstens war das Schicksal des von körperlichen Schmerzen und Seelenleiden schwer heimgesuchten Mannes so ernst und tragisch, daß zur Heuchelei kein Raum war, und daß er sich persönlichen Gefahren ausgesetzt, ward von verschiedenen Seiten behauptet. Erst in der Folge wurde ihm die Aeußerung in den Mund gelegt, „der Tod in der Schlacht sei schön — in der Poesie." Mit dem gespanntesten Interesse vernahm man in Deutschland die Berichte über den Hergang bei seiner Ergebung; wie er begleitet vom Grafen Bismarck zunächst in einem kleinen ärmlichen Arbeiterhause am Wege nach Donchery abstieg, wie er dann mit dem deutschen Staatsmann auf eine steinerne Bank vor der Türe sich setzend, demselben sagte, er selbst habe den Krieg nicht gewollt, sei aber durch den Druck der öffentlichen Meinung in Frankreich zu dem Waffengang gedrängt worden, wie dann beide nach dem Schlößchen Bellevue bei Frenois sich begaben, wo König Wilhelm und der Kronprinz sich einfanden, und jene Unterredung gehalten ward, von der ein Telegramm an die Königin Augusta berichtete: „Welch' ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon. Er war gebeugt, aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt gegeben. Unsere Begegnung fand in einem kleinen Schlößchen vor dem westlichen Glacis von Sedan statt." Die Besichtigung der deutschen Armee, welche der König darauf vornahm, die erhebenden Dankesworte, die er den vereinigten Truppen und Führern aussprach, und der begeisterte Empfang, den der greise

Kriegsherr überall fand, bildeten einen ergreifenden Kontrast zu den Szenen des Elends, des Jammers, der Unordnung, die sich dem Blicke in Sedan darboten, wo die Luft verpestet war, so daß es wochenlanger Reinigungsarbeiten bedurfte, um den Ort für die Menschen wieder bewohnbar zu machen, zu der Verwilderung, Zuchtlosigkeit und tierischen Versunkenheit, zu denen Hunger, Unbotmäßigkeit und Verzweiflung die französischen Soldaten in diesem Momente des Untergangs geführt. Noch niemals war einem Kriegsheer, das noch vor wenigen Tagen in rühmlichem Kampfe unter den Waffen gestanden, solche Schmach geboten worden.

In Paris selbst suchte man den wahren Sachverhalt noch immer zu verheimlichen. Am 2. September berichtete die Patrie: „Der Marschall Mac Mahon, in Ausführung der prachtvollen Bewegungen, deren Phasen wir Schritt für Schritt verfolgt haben, hat mit dem Feinde zahlreiche Zusammenstöße gehabt, welche für unsere Waffen immer ruhmreich endeten, er hat den Uebergang über die Maas in glänzender Weise ausgeführt, und zuletzt den Preußen bei Longwy, einer kleinen Grenzstadt im Mosel-Departement, ein vorteilhaftes Treffen geliefert. Die Preußen, nach sehr lebhafter Gegenwehr geschlagen, haben sich auf luxemburgisches Gebiet geflüchtet, wo sie entwaffnet und interniert worden." Die Art und Weise, wie man sich in Paris über die Tatsachen entweder mit faustdicken Lügen hinwegzuhelfen suchte, oder in ohnmächtiger und sinnloser Wut gegen den Feind sich ausließ, war geradezu unerhört, die Deutschen, die noch in Paris waren, wurden in rohester Weise gezwungen, die Stadt zu verlassen. Man schonte, da wo man Verdacht zu haben glaubte, vor einer feindseligen Stimmung kein Alter und kein Geschlecht, und als nun endlich die Wahrheit über Sedan bekannt wurde, da kannte die Aufregung keine Grenzen mehr. Noch ehe man im gesetzgebenden Körper den Antrag auf Absetzung Napoleons und seiner ganzen Dynastie hatte einbringen können, hatte die rasende Menge die Republik verlangt, und am 4. September verkündete man derselben: „Franzosen! Das Volk hat die Kammer überholt, welche zauderte. Um das Vaterland zu retten, das sich in Gefahr befindet, hat es die Republik verlangt. Es hat seine Vertreter nicht in die Regierungsgewalt, sondern in die Gefahr eingesetzt. Die Republik hat die Invasion im Jahre 1792 besiegt, die Republik ist proklamiert. Die Republik ist im Namen der Rechte und des öffentlichen Wohles vollzogen. Bürger! bewacht die Stadt, die euch anvertraut worden ist, morgen werdet ihr mit der Armee die Rächer des Vaterlandes sein." Unter Führung von Jules Favre und Gambetta wurde eine Regierung zur nationalen Verteidigung eingesetzt, an deren Spitze Trochu stand. „Paris retten," rief damals Victor Hugo aus, „heißt nicht Frankreich allein, sondern die Welt retten. Paris ist der Mittel-

General von der Tann.

punkt der Menschheit, Paris ist die heilige Stadt. Wer Paris angreift, greift das ganze Menschengeschlecht an. Paris ist die Hauptstadt der Zivilisation, die weder ein Kaiserreich noch ein Königreich, sondern das ganze Menschengeschlecht in seiner Vergangenheit und Gegenwart darstellt. Daß eine solche Stadt, eine solche Hauptstadt, ein solcher Herd des Lichts, ein solcher Mittelpunkt der Geister, Herzen und Seelen, ein solches Gehirn des allgemeinen Gedankens entweiht, zerschmettert, gestürmt werden könnte, und durch wen? Durch einen Einfall von Wilden, das ist nicht möglich!" Allein wenn auch neben diesem poetischen Phrasengeklingel Jules Favre erklärte: „Wir überlassen keinen Finger breit Erde, keinen Stein unserer Festungen," wenn er auch mehr als einmal erklärte: „Wir wollen nur den Frieden. Aber wenn man einen verderblichen Krieg, den wir verdammt haben, gegen uns fortsetzt, so werden wir unsere Pflicht bis zu Ende tun, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß unsere Sache, welche die des Rechtes und der Gerechtigkeit ist, schließlich den Sieg davontragen wird." In Deutschland glaubte man die Sache doch mit ganz anderen Augen ansehen zu müssen, und war seinerseits gerüstet, allen Zumutungen Frankreichs mit Entschiedenheit entgegenzutreten.

„Die Republikaner", sagte die Provinzial-Korrespondenz vom 14. September, „welche für den Augenblick die öffentliche Gewalt in Paris ausüben, haben den deutschen Heeren die wunderliche Zumutung gestellt, nach allen den blutigen Kämpfen und Siegen, welche uns vor die Hauptstadt Frankreichs geführt haben, nunmehr auf Grund der Gefangennahme des Kaisers Napoleon einfach über den Rhein zurückzukehren, ohne einen anderen Siegespreis als die Verzeihung der französischen Republik für das siegreiche Vordringen in Frankreich."

König Wilhelm selbst habe ja erklärt, daß er nicht gegen Frankreich, sondern gegen die Regierung des Kaisers Krieg führe; jetzt habe Frankreich eine Regierung, welche die Kriegspolitik des Kaisers verurteile. Wolle der König von Preußen den ruchlosen Krieg dennoch fortsetzen, so werde er allein die Verantwortung dafür zu tragen haben."

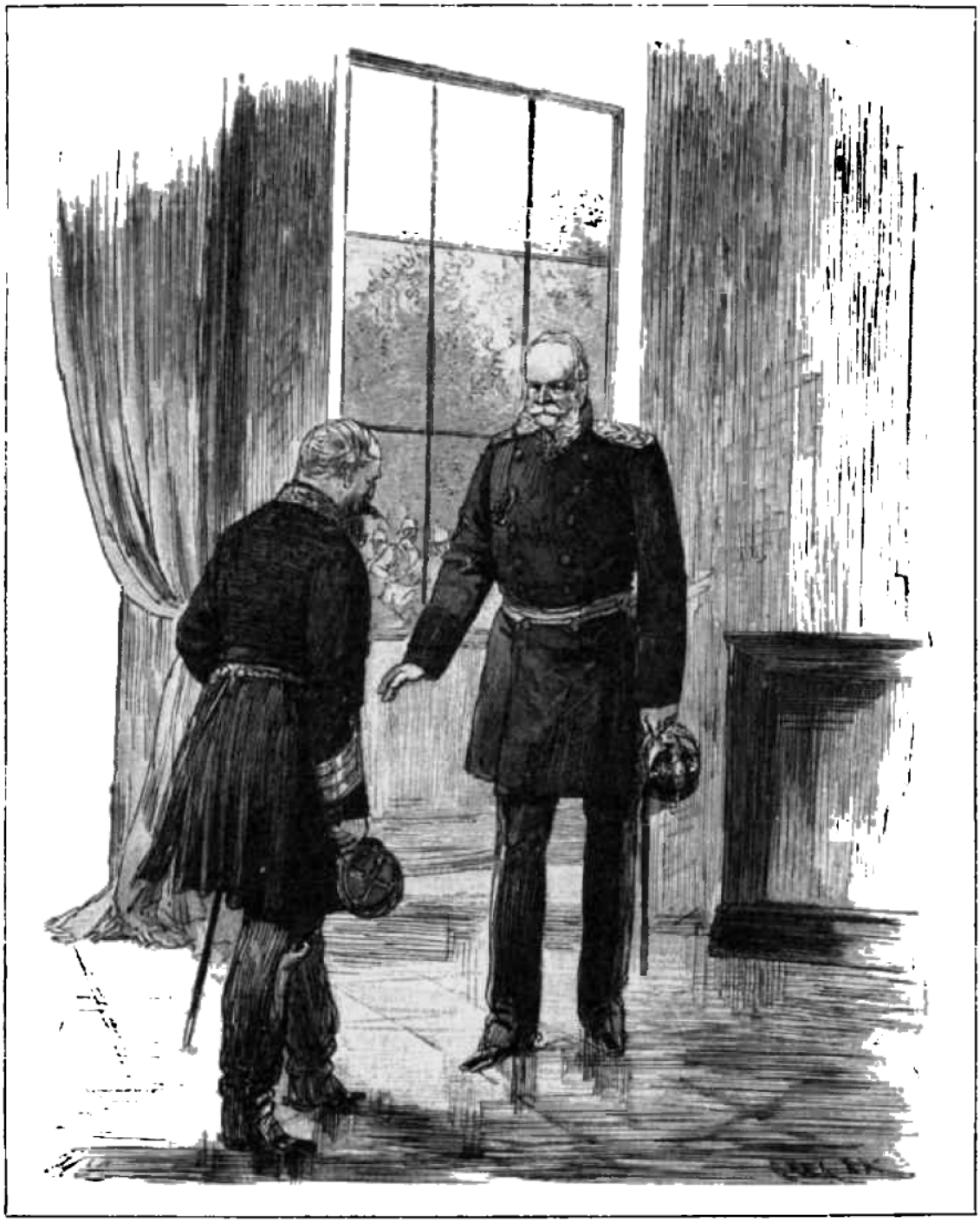
Es bedarf kaum eines Wortes, um diese einfältige Zumutung zurückzuweisen, nur die tatsächlichen Behauptungen, auf welche dieselbe begründet ist, erfordern eine nähere Beleuchtung.

Zunächst sind die angeblichen Aeußerungen unseres Königs gefälscht worden.

Wohl hatte König Wilhelm in seiner Thronrede vom 20. Juli darauf hingewiesen, daß das deutsche und das französische Volk zu einem heilsameren Wettkampf berufen seien, als zu dem blutigen der Waffen — wohl hatte er beklagt, daß die Machthaber Frankreichs es verstanden hätten, das wohlberechtigte, reizbare Selbstgefühl Frankreichs für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten — aber niemals hat der König der Meinung Ausdruck gegeben, daß das französische Volk etwa widerwillig in den Krieg gegangen sei, niemals angedeutet, daß er den Krieg nur gegen Napoleon, nicht gegen Frankreich führe. Beim Einrücken in Frankreich verkündigte der König allerdings, daß seine Armeen nur die Soldaten Frankreichs, nicht den friedlichen Bürger bekriegen; und das haben die deutschen Heere treulich beachtet und befolgt, soweit die Bürger Frankreichs es durch ihr Verhalten möglich gemacht haben.

Die Soldaten aber, welche wir zu bekriegen hatten, waren nicht Söldner des kaiserlichen Beherrschers, es waren die Soldaten Frankreichs. Als solche werden sie von der neuen Regierung selbst ob ihrer Haltung bewundert und gerühmt. Feierlich wird verkündet, das Heer stehe in seinen Niederlagen größer da, als in den glänzendsten Siegen.

Die Aeußerungen der jetzigen Regierung geben unumwunden Zeugnis dafür, daß wir in den französischen Soldaten eben Frankreich bekämpft haben, und das französische Volk, welches sich mit seiner Armee unbedingt eins weiß, wird auch die Folgen der glorreichen Niederlagen derselben tragen müssen.



Begegnung König Wilhelms und Napoleons im Schloß Bellevue bei Frenois.

Aber Frankreich selbst sei, wie die neue Regierung behauptet, mit der Gefangennahme Napoleons ein völlig anderes geworden; das Frankreich, das den Krieg verschuldet hat, existiert nicht mehr.

Wir haben laut den Krieg verdammt, ruft der neue Minister.

Er fälscht hier die offenkundigsten Tatsachen ebenso, wie er die Worte unseres Königs gefälscht hat.

Die Partei, welche sich der Regierung in Frankreich für einen Augenblick bemächtigt hat, ist an der Verirrung und Aufreizung des französischen Volkes Deutschland gegenüber ebenso schuldig, wie die kaiserliche Regierung. Gerade die Oppositionspartei in Frankreich hat sich seit vier Jahren Preußens und Deutschlands Erhebung fort und fort als eine Niederlage für Frankreich dargestellt, und als Vorwurf gegen die Regierung des Kaisers ausgebeutet. Es verging keine Session, in welcher nicht die radikalen Abgeordneten auf Preußens Sieg bei Sadowa, als auf eine noch zu sühnende Schuld der Regierung hinwiesen, und damit die Empfindlichkeit des Volks und der Armee aufstachelten. Als die kaiserliche Regierung schließlich den Krieg gegen Deutschland beschloß, fand sie auch bei der Mehrzahl der sonstigen Opposition Zustimmung und Unterstützung, und wenn einige sehr vereinzelte Abgeordnete Bedenken und Widerspruch erhoben, so geschah es nicht aus Gründen einer ehrlichen Friedenspolitik, sondern weil sie für den Augenblick an der genügenden Vorbereitung des Kriegs und deshalb an der Sicherheit des Erfolges zweifelten.

Die republikanische Partei hat den Krieg gegen Deutschland nicht verdammt, sie hat vielmehr seit Jahren zum Krieg gehetzt und gedrängt, und einer ihrer hervorragendsten Führer, der jetzige Minister des Innern, hat dem Kampfe gegen Deutschland zuerst jene gehässige Wendung gegeben, durch welche Tausende friedlicher Deutscher auf die unmenschlichste Weise aus ihren Verhältnissen in Frankreich herausgerissen und vertrieben worden sind; er hat den Eintritt in sein neues Amt noch durch eine Schärfung jener gewaltsamen Maßregel bezeichnet. In einem der jetzigen Regierung nahestehenden Blatt ist geradezu verkündet worden, daß die Deutschen außerhalb des Völkerrechts zu stellen seien, und bereits treten die Früchte dieser neuen republikanischen Lehre in dem nichtswürdigen Verhalten der französischen Bevölkerung hervor.

Und eine solche Partei wagt es, sich auf die hochherzigen Absichten unseres Königs zu berufen, und dem Siegeslauf unserer Armeen mit dem bloßen Hinweise auf ihre wohlwollende Gesinnung Halt zu gebieten.

Welche Bürgschaften könnte denn diese jetzige sogenannte Regierung überhaupt geben? Sie verdankt ihr augenblickliches Bestehen dem Gewaltakt eines wüsten Volkshaufens; der folgende Augenblick kann die Tat des 4. September rückgängig machen, oder durch weitere Excesse noch überbieten. Die jetzige Regierung entbehrt jeder wirklichen Zustimmung des französischen Volkes und wer wollte verbürgen, daß sie auch nur so lange bestehen wird, bis das Volk Gelegenheit findet, sich über die künftige Regierungsgewalt auszusprechen.

Die Art, wie Frankreich in Zukunft regiert sein soll und will, ist lediglich seine innere Angelegenheit, wir haben uns nicht darin gemischt und werden es nicht tun; wir haben einen Wechsel der Regierung als Siegespreis nicht gefordert, und können uns ihn als solchen nicht anrechnen lassen. Welche Bedeutung aber die Beseitigung Napoleons für Frankreich haben möchte, für uns und den Weltfrieden könnten wir darin um so weniger eine Bürgschaft finden, als schon die wenigen Tage seit dem Regierungswechsel gezeigt haben, daß die neue einstweilige Regierung von demselben Dünkel, von derselben Ueberhebung und Selbstüberschätzung erfüllt ist, welche das französische Volk von jeher verblendet haben. Wenn die republikanische Regierung inmitten der beispiellosen Niederlagen, welche das französische Heer und Volk Schlag auf Schlag getroffen, und jede ernste Widerstandskraft vernichtet haben, dennoch dem Sieger gegenüber eine solche Sprache

König Wilhelms Ritt durch die Biwaks um Sedan am 2. September 1870.

sich zu führen erdreistet, wie es in jenen ebenso törichten, als herausfordernden Kundgebungen geschieht, wie würde Regierung und Volk sich von neuem gebärden, wenn der Krieg von ihnen genommen würden, ohne daß die ganze Bedeutung der Niederlage ihnen vollends zum Bewußtsein gebracht wäre. Je mehr das politische Leben in Frankreich auch jetzt wieder von Paris aus beherrscht und bestimmt wird, desto mehr kommt es darauf an, den Uebermut Frankreichs vor allem noch an diesem, seinem Hauptsitze, zu beugen, und auch dort endlich das Bewußtsein zu wecken, daß die Ruhe Europas nicht ferner der Spielball der Launen und der Frivolität eines sittlich verkommenen Volkes sein darf. Das neu erstandene Deutschland wird seinen Siegeszug durch Frankreich nicht abbrechen, ohne diese Aufgabe erfüllt zu haben.

Generalleutnant von Blumenthal,
Generalstabschef der 5. deutschen Armee.

Republik, Kaisertum oder Königtum. Das ist für Gegenwart und Zukunft Frankreichs eigene Sache, unser Ziel ist ein Frieden, welcher unserer blutigen Opfer wert ist, und wahrhafte, feste Bürgschaften für eine friedliche und segensreiche Zukunft gibt.

Einen solchen Frieden werden wir, so Gott will, vor Paris erringen.

Das war nun freilich eine andere Sprache, als das französische Geflunker, dessen Gehaltlosigkeit trotz des fürchterlichen Ernstes der Lage doch gar manchesmal nur komisch wirken konnte. Hatten die Franzosen Gelüste nach dem Rhein gezeigt, so war nun dafür in Deutschland der Gegenruf nach den Vogesen erweckt worden. Bismarck hatte vollständig die öffentliche Stimmung für sich, als er mit der Besitzergreifung von Elsaß-Lothringen auch sofort Maßregeln verband, die auf eine dauernde Vereinigung dieser Länder mit Deutschland schließen ließen. Man untersagte die Aushebung für die französische Armee durch Conscription, stellte die besetzten Departements unter deutsche Verwaltung, und ohne das historische Anrecht, das man auf diese Länder hatte, nachdrücklich in den Vordergrund zu stellen, handelte man dabei namentlich nach politischen und strategischen Motiven. Frankreich mußte außer Stands gesetzt werden, Deutschland wieder zu überfallen, die Absichten, die dabei im Spiel waren, konnten natürlich auch in Paris nicht verborgen bleiben, immer wieder hob deswegen Jules Favre die friedlichen Absichten des Volkes hervor, allein er selbst mochte wohl kaum glauben, daß der königliche Feldherr seinen Friedensversicherungen Glauben schenken werde; trotzdem war man von der Unbesiegbarkeit der dritten französischen Republik so fest, wie von irgend etwas, überzeugt.

General Vinoy, der auf dem Weg von Chalons nach Mezières war, um sich mit Mac Mahon zu vereinigen, gab auf die Kunde von den Ereignissen in Sedan diesen

Plan auf und kehrte nach Paris zurück, wo indessen alle waffentüchtige Mannschaft von Frankreich einberufen worden war, so daß sich die ganze Besatzung von Paris auf etwa 400 000 Mann belief. Es stand ein großer Kampf bevor. Schon waren die Armeen unter den Kronprinzen von Sachsen und Preußen auf dem Marsch nach Paris, der König nahm mit dem Generalstab sein Hauptquartier in Meaux. Welche Erbitterung bei den Franzosen herrschte, das bewies der Vorgang von Laon, wo nach der Uebergabe an die Deutschen das Pulvermagazin in die Luft flog, und gegen hundert deutsche Soldaten und Offiziere tötete.

Als nun die deutschen Truppen allmählich Paris einschlossen, erreichte die Erbitterung dort ihren höchsten Grad. Die Armee des Kronprinzen von Sachsen stellte sich am rechten Ufer der Seine auf, während die Armee des Kronprinzen von Preußen das linke Ufer besetzte. Beide Armeen sollten sich auf der Halbinsel von Argenteuil vereinigen. In diesem Halbkreis nun waren die einzelnen, im ganzen etwa 250 000 Mann starken Korps, in der Weise verteilt, daß die Preußen namentlich den Norden und den Westen inne hatten, während im Süden die Bayern, Sachsen und Württemberger gemeinschaftlich die Festungslinie beobachteten. Für Paris war die Hoffnung auf Entsatz bis auf ein Minimum entschwunden. Gleichzeitig mit Paris standen auch Straßburg und Metz im Belagerungszustand, man wußte aber doch, daß Paris unter Louis Philipp und unter dem zweiten Kaisertum zu einer Festung ersten Ranges umgeschaffen, und daß alles getan worden war, um die Befestigung der Hauptstadt zu sichern. Allein trotz all dieser Befestigungen hatten sich die Deutschen doch bald das Terrain erobert; man suchte namentlich auch Paris zu isolieren und die Zufuhr abzuschneiden, so daß die Pariser Bevölkerung, auf sich selbst beschränkt, keinen anderen Ausweg, als den der Kapitulation hatte. Ein Sturm auf Paris schien ein zu gewagtes Unternehmen, dagegen suchte man durch allerlei Blockaden die Cernierungslinie undurchdringlich zu machen, und aus allem ging hervor, daß man entschlossen war, den Krieg bis aufs äußerste fortzusetzen. So begann an drei Hauptstellen und mehreren Nebenplätzen der Festungskrieg, dessen Strapazen und Leiden große waren. „Auf Vorposten den feindlichen Kugeln ausgesetzt, in den Laufgräben und Schanzwerken zu beschwerlichen Arbeiten angehalten, durch schlimme Witterung, durch Nässe und Kälte, durch dürftige Nahrung und Kleidung, durch mangelhafte Pflege und schlechtes Obdach in ihrer Gesundheit angegriffen, haben die deutschen Soldaten vor den Festungen unsägliche Drangsale, Leiden und Mühseligkeiten ertragen müssen und ertragen; und wie mancher ist bei den häufigen Ausfällen, die sie

Kronprinz Albert von Sachsen.

alle mit heldenmütiger Tapferkeit zurückschlugen, vor den Wällen oder unter den Händen der Militärärzte seinen Wunden erlegen, wie mancher in den Lazareten am Typhus, an der Ruhr, an anderen epidemischen Krankheiten gestorben, wie mancher mit verstümmeltem oder siechem Körper heimgekehrt. Die meisten Gefahren drohten vor Metz. Hier lagerte die Armee auf einem Leichenfeld, wie die Geschichte kaum ein zweites kennt, und in den aus demselben aufsteigenden Miasmen lag eine Gefahr, welche selbst den schließlichen Erfolg in Frage stellen konnte. Diese Gefahr wuchs, als vom 6. September an unaufhörliche Regengüsse den Boden durchweichten, die Erde von den mühsam aufgerichteten Grabhügeln wegschwemmten und die Biwakplätze der Truppen allmählich in wahre Moraste verwandelten. In der Tat begannen Ruhr und Typhus die Reihen zu lichten, die Krankenzahl stieg auf 15 Prozent. Allein die Truppen hielten standhaft aus und überwanden alle Schwierigkeiten ihrer Lage, unterstützt und ermutigt durch die Sorgfalt ihrer Vorgesetzten, wie durch die Teilnahme der ganzen Nation, welche hier reiche Gelegenheit fand und freudig ergriff, denen, die mutig fürs Vaterland stritten, den Tribut ihrer Liebe und Dankbarkeit darzubringen. Die bei Ausbruch des Krieges in allen Teilen Deutschlands gebildeten Vereine für freiwillige Krankenpflege entwickelten eine hilfreiche Tätigkeit. Nicht weniger schrecklich und leidensvoll war die Lage der Eingeschlossenen. Wenn die bewaffneten Mannschaften der Garnison auf dem Wachdienst, bei nächtlichen Angriffen, bei gewagten Ausfällen dem Tode stets ins Angesicht blicken mußten, oder in feuchten Kasematten und Festungsräumen voll Unreinlichkeit und ungesunder Luft ein trübseliges Dasein in ermüdendem Einerlei der Arbeit, der Entbehrung, der Not verbrachten, immerwährend den Tag vor Augen, wo der unvermeidliche Fall eintreten werde, und Entwaffnung und Gefangenschaft als Lohn alles Ringens und Mühens ihnen bevorstehe, so schwebten die Bürger der Stadt, schwebten Frauen und Kinder in der Gefahr, von den furchtbaren Geschossen zerschmettert, unter einbrechenden Mauern und Dächern begraben, in Kellerräumen verschüttet zu werden; sahen die Aermeren mit Todesangst die Lebensmittel dahinschwinden, oder einen für sie unerschwinglichen Preis ersteigen, so daß sie mit Pferdefleisch, mit widerlichen und ungesunden Speisen, oft ohne Salz, den Hunger stillen mußten. Wie mancher Mutter hatte es das Herz zugeschnürt, wenn sie die Kleinen aus Mangel an weicher Nahrung, an frischer Milch, an Eiern und Butter dahinschwinden sah. Und wie viele, wenn sie das Leben vor den feindlichen Kugeln, vor Krankheit und Hunger gerettet, hatten ihre Habe, ihre Häuser, die Mittel ihres Unterhalts durch Brand oder Verwüstung eingebüßt und waren an den Bettelstab gebracht. Ein solches Meer von Elend und Kummer, voll Leiden und Tod ist wohl noch nie über die Menschenwelt hereingebrochen. Und was war für den Franzosen das Ende dieser Qualen, die Frucht der blutigen Aussaat? Ein zusammengebrochenes Reich, das sich nur mühsam wieder aufzurichten vermochte, verlorene Schlachten, Einbuße an Macht, Ruhm und Wohlstand. Dagegen konnte der Deutsche mit gehobener Seele auf die durchlebten Tage des Kampfes und der Anstrengung blicken. Das Blut seiner Söhne ist nicht umsonst geflossen, die schwere Arbeit ist nicht umsonst verrichtet, das große Leid nicht umsonst getragen worden. Neben den Tränen der Wehmut für die Opfer flossen auch Tränen der Freude für die errungenen Früchte. Die idealen Güter, der Schatz des Ruhmes und der Ehre sind gewahrt worden und was lange getrennt war, hat sich in treuer Waffenbrüderschaft zusammengefunden. Auf den Schlachtfeldern von Wörth, Gravelotte und Sedan, in den Laufgräben vor Straßburg, Metz und Paris ist der Bund der deutschen Stämme geschlossen worden."

Die republikanische Regierung in Paris mußte die Entscheidung über das Schicksal der französischen Nation einer freigewählten Nationalversammlung überlassen, und diese sollte auf den 16. Oktober einberufen werden. Man wollte zuerst durch eine revolutionäre Diktatur die Republik befestigen und sobald wie möglich den Frieden herbeiführen. Man hatte noch vor Einschließung der Hauptstadt drei Mitglieder der Regierung nach Tours entsandt, um die Verbindung mit den Provinzen aufrecht zu erhalten, und zugleich versuchte man die nicht am Kriege beteiligten Großmächte zu einer Intervention und zur Anerkennung der französischen Republik zu bewegen. Hierzu wählte man den greisen Staatsmann Thiers, der denn auch sofort seine Reise nach London, Petersburg, Wien und Florenz antrat. Bismarck dachte nicht daran, sich in die inneren Angelegenheiten Frankreichs mischen zu wollen, bezeichnete aber in einem Rundschreiben an die diplomatischen Agenten im Ausland genau den Standpunkt, den man im Falle einer Einmischung der fremden Mächte einzunehmen gedenke.

General Uhrich,
Kommandant von Straßburg.

„An die ernstliche Absicht der jetzigen Pariser Regierung, dem Kriege ein Ende zu machen, können wir nicht glauben, so lange dieselbe im Innern fortfährt, durch ihre Sprache und ihre Akte die Volksleidenschaft aufzustacheln, den Haß und die Erbitterung der durch die Leiden des Krieges an sich gereizten Bevölkerung zu steigern und jede für Deutschland annehmbare Basis als für Frankreich unannehmbar im voraus zu verdammen. Sie macht sich dadurch selbst den Frieden unmöglich, auf den sie durch eine ruhige und dem Ernst der Situation Rechnung tragende Sprache das Volk vorbereiten mußte, wenn wir annehmen sollten, daß sie ehrliche Friedensverhandlungen mit uns beabsichtige. Die Zumutung, daß wir jetzt einen Waffenstillstand ohne jede Sicherheit für unsere Friedensbedingungen abschließen sollten, konnte nur dann ernsthaft gemeint sein, wenn man bei uns Mangel an militärischem und politischem Urteil oder Gleichgültigkeit gegen die Interessen Deutschlands voraussetzt.

Daneben besteht ein wesentliches Hindernis für die Franzosen, die Notwendigkeit des Friedens mit Deutschland ernstlich ins Auge zu fassen, in der von den jetzigen Machthabern genährten Hoffnung auf eine diplomatische oder materielle Intervention der neutralen Mächte zu Gunsten Frankreichs. Kommt die französische Nation zur Ueberzeugung, daß, wie sie allein den Krieg willkürlich heraufbeschworen hat, und wie Deutschland ihn allein hat auskämpfen müssen, so sie auch mit Deutschland allein ihre Rechnung abschließen muß, so wird sie dem jetzt sicher nutzlosen Widerstand bald ein Ende machen. Es ist eine Grausamkeit der Neutralen gegen die französische Nation, wenn sie zulassen,

daß die Pariser Regierung im Volk unerfüllbare Hoffnungen auf Intervention nähre und dadurch den Kampf verlängere.

Wir sind fern von jeder Neigung zur Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs. Was für eine Regierung die französische Nation haben will, ist für uns gleichgültig. Formell ist die Regierung des Kaisers Napoleon bisher die allein von uns anerkannte. Unsere Friedensbedingungen, mit welcher zur Sache legitimierten Regierung wir dieselben auch mögen zu verhandeln haben, sind ganz unabhängig von der Frage, wie und von wem die französische Nation regiert wird, sie sind uns durch die Natur der Dinge und der Gesetze der Notwehr gegen ein gewalttätiges und friedloses Nachbarvolk vorgeschrieben. Die einmütige Stimme der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde. So lange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Offensive strategisch stärker als unsere Defensive bezüglich des ganzen Südens und des linksrheinischen Nordens von Deutschland. Straßburg ist im Besitze Frankreichs eine stets offene Ausfallpforte gegen Süddeutschland. In deutschem Besitz dagegen gewinnen Straßburg und Metz einen defensiven Charakter, wir sind in mehr als zwanzig Kriegen niemals die Angreifer gegen Frankreich gewesen, und wir haben von letzterem nichts zu begehren, als unsere von ihm so oft gefährdete Sicherheit im eigenen Lande. Frankreich dagegen wird jeden jetzt zu schließenden Frieden nur als einen Waffenstillstand ansehen, und uns, um Rache für seine jetzige Niederlage zu nehmen, ebenso händelsüchtig und ruchlos wie in diesem Jahre wieder angreifen, so bald es sich durch eigene Kraft oder fremde Bündnisse stark genug dazu fühlt.

Indem wir Frankreich, von dessen Initiative allein jede bisherige Beunruhigung Europas ausgegangen ist, das Ergreifen der Offensive erschweren, handeln wir zugleich im europäischen Interesse, welches das des Friedens ist. Von Deutschland ist keine Störung des europäischen Friedens zu befürchten, nachdem uns der Krieg, den wir mit Sorgfalt und mit Ueberwindung unseres durch Frankreich ohne Unterlaß herausgeforderten nationalen Selbstgefühls vier Jahre lang aus dem Weg gegangen sind, trotz unserer Friedensliebe, aufgedrungen worden ist, wollen wir zukünftige Sicherheit als den Preis der gewaltigen Anstrengungen fordern, die wir zu unserer Verteidigung haben machen müssen. Niemand wird uns Mangel an Mäßigkeit vorwerfen können, wenn wir diese gerechte und billige Forderung festhalten."

Daß Bismarck damit nur im Sinne ganz Deutschlands gehandelt hatte, dessen durfte er sicher sein, und das bewiesen ihm auch die zahlreichen Adressen und Glückwünsche, die bei ihm einliefen. So ließ sich denn auch voraussehen, daß die Bemühungen Thiers nur wenig erfolgreich waren, und ebenso blieben die Verhandlungen, welche Jules Favre im Hauptquartier zu Ferrières mit Bismarck wegen eines Waffenstillstandes von drei Wochen führte, um während dieser Zeit eine Nationalversammlung einberufen zu können, von welcher dann die Friedensverhandlungen ausgehen sollten. Diese Unterredung der beiden Staatsmänner hat Jules Favre selbst in einem Bericht an seine Regierung geschildert, der interessant genug ist, um hier wiedergegeben zu werden. Nachdem Jules Favre Bismarck gegenüber betont hatte, daß mit dem Sturze Napoleons nun doch wohl jeder Grund zu weiterem Krieg beseitigt sei, und daß Frankreichs nichts, als den Frieden wolle, fährt er in seinem Berichte fort:

Herr von Bismarck antwortete mir, daß, wenn er die Ueberzeugung hätte, daß ein solcher Friede möglich wäre, er ihn sofort unterzeichnen würde. Er erkannte an, daß die Opposition den Krieg immer verdammt habe. Aber die Regierung, welche heute diese Opposition repräsentiere, sei mehr als prekär. Wenn in einigen Tagen Paris nicht genommen werde, so werde sie der Pöbel stürzen . . . Ich unterbrach ihn lebhaft, um ihm zu sagen, daß es in Paris keinen Pöbel gebe, sondern eine intelligente, ergebene Bevölkerung, welche unsere Absichten kenne, und die sich nicht zum Helfershelfer des

Graf Bismarck begleitet den Kaiser Napoleon nach Schloß Bellevue. Von W. Camphausen.

Feindes machen werde, indem sie unserer Aufgabe der Verteidigung Hindernisse in den Weg lege. Was unsere Gewalt anbelange, so seien wir bereit, sie in die Hände der bereits von uns zusammenberufenen Versammlung niederzulegen.

Diese Versammlung, erwiderte der Graf, wird Absichten haben, die nichts voraussehen läßt. Aber wenn sie dem französischen Gefühl Gehör schenkt, so wird sie den Krieg wollen. Sie werden ebenso wenig die Kapitulation von Sedan vergessen, wie Waterloo und Sadowa, welches letztere Sie nichts anging. Er ließ sich dann über den festen Willen der französischen Nation aus, Deutschland anzugreifen und ihm einen Teil seines Gebietes zu entreißen. Von Ludwig XII. an bis Napoleon III. hätten sich diese Tendenzen nicht geändert und als der Krieg angekündigt worden, hätte der gesetzgebende

Körper die Worte des Ministers mit Beifall überschüttet. Ich bemerkte ihm, daß die Majorität des gesetzgebenden Körpers einige Wochen vorher den Frieden acclamiert hätte, daß diese von dem Fürsten gewählte Majorität unglücklicherweise es für nötig erachtet hätte, ihm blindlings nachzugeben, daß die Nation jedoch zweimal konsultiert, bei den Wahlen von 1869 und bei der Abstimmung des Plebiscits der Friedens- und Freiheitspolitik energisch zugestimmt habe.

Die Unterredung über diesen Gegenstand verlängerte sich, denn der Graf hielt seine Meinung aufrecht und ich verteidigte die meinige; da ich betreffs seiner Bedingungen in ihn drang, so antwortete er mir klar und deutlich, daß die Mehrheit seines Landes ihm auferlege, das Gebiet zu behalten, welches dasselbe sicherstelle. Er wiederholte mir mehrere Male: „Straßburg ist der Schlüssel zum Hause, ich muß ihn haben". Ich forderte ihn mehrere Male auf, deutlicher zu sein. Es ist unnütz, entgegnete er, da wir uns nicht verständigen können, so ist es eine Sache, welche später geordnet werden muß. Ich bat ihn, es sofort zu tun, und er sagte mir alsdann, daß die beiden Departements des Ober- und Niederrheins, ein Teil des Mosel-Departements mit Metz, Chateau-Salins und Soissons ihm unumgänglich notwendig seien, und daß er nicht darauf verzichten könne.

Ich machte ihm bemerklich, daß die Zustimmung der Völker, über die er auf diese Weise verfüge, mehr als zweifelhaft sei. und das europäische Staatsrecht ihm nicht gestatte, diese zu umgehen. Doch antwortete er, ich weiß sehr wohl, daß sie von uns nichts wissen wollen. Es wird eine große Last für uns sein, aber wir können nicht umhin, sie zu nehmen. Ich bin sicher, daß wir in einer nahen Zeit einen neuen Krieg mit Ihnen haben werden, wir wollen ihn mit allen Vorteilen für uns führen.

Ich lehnte mich, wie ich mußte, gegen solche Lösungen auf. Ich sagte ihm, daß mir es schiene, daß er zwei wichtige Elemente der Diskussion vergesse. Zuerst Europa, welches diese Forderungen übertrieben finden und sich ins Mittel legen könnte; dann das neue Recht, der Fortschritt der Sitten, welche solchen Forderungen ganz antipathisch seien. Ich fügte hinzu, daß, was uns betreffe, wir sie niemals annehmen würden. Wir könnten als Nation untergehen, aber uns nicht entehren, übrigens sei das Land allein kompetent, um sich über die Abtretung von Gebiet auszusprechen. Wir zweifelten nicht an seiner Ansicht, aber wir wollten es konsultieren. Ihm gegenüber also befinde sich Preußen. Und um klar und deutlich zu sein, müsse man sagen, daß es, vom Siege berauscht, die Vernichtung Frankreichs wolle.

Der Graf protestierte, indem er immer die Verteidigung der nationalen Sicherheit vorschützte. Ich fuhr fort: Wenn es Ihrerseits kein Mißbrauch der Gewalt ist, der geheime Absichten verbirgt, so gestatten Sie mir, die Versammlung zusammentreten zu lassen, sie wird eine definitive Regierung ernennen, welche Ihre Bedingungen beurteilen wird.

Um dieses Projekt auszuführen, antwortete mir der Graf, bedürfe es eines Waffenstillstandes, und er wolle denselben um keinen Preis.

Die Unterredung nahm einen immer peinlicheren Verlauf. Der Abend kam heran. Ich verlangte von Herrn von Bismarck eine zweite Unterredung zu Ferrières, wo er die Nacht zubringen sollte, und jeder ging seiner Wege.

Da ich meine Mission bis zum Schluß erfüllen wollte, so mußte ich auf mehrere der Fragen, welche wir behandelt hatten, zurück und zu Ende kommen. Deshalb be-

merkte ich dem Grafen, als ich gegen $9^1/_2$ Uhr abends mit ihm wieder zusammentraf, daß, da die Auskunft, welche ich von ihm haben wollte, für meine Regierung und das Publikum bestimmt sei, ich zum Schluß unserer Unterredung resumieren werde, um nur das zu veröffentlichen, worüber wir übereingekommen seien. Geben Sie sich diese Mühe nicht, antwortete er mir, ich gebe sie Ihnen ganz preis, Ihrer Veröffentlichung steht nichts entgegen. Wir nahmen die Diskussion wieder auf, die bis Mitternacht dauerte. Ich hob besonders die Notwendigkeit hervor, eine Versammlung zu berufen. Der Graf ließ sich nach und nach überzeugen, und kam auf den Waffenstillstand zurück. Ich verlangte 14 Tage. Wir diskutierten die Bedingungen. Er erklärte sich auf sehr unvollständige Weise und behielt sich vor, den König zu konsultieren. Deshalb verabschiedete er mich auf den folgenden Tag um 11 Uhr. Ich habe nur noch ein Wort zu sagen, denn, indem ich diese peinliche Erzählung mitteile, wird mein Herz von allen Aufregungen zerrissen, welche es während der drei schrecklichen Tage gequält haben, und es drängt mich, zu Ende zu kommen. Ich war im Schlosse zu Ferrières um 11 Uhr morgens. Der Graf trat um $11^3/_4$ Uhr aus den Appartements des Königs und ich vernahm von ihm die Bedingungen, welche er an den Waffenstillstand knüpfe. Sie waren in einem in deutscher Sprache geschriebenen Text niedergelegt, von welchem er mir mündlich Mitteilung machte. Er verlangte als Pfand die Besetzung von Straßburg, Toul und Pfalzburg, und da ich am Tage vorher gesagt, daß die Versammlung in Paris zusammentreten solle, so wollte er in diesem Falle ein Fort, welches die Stadt beherrsche, z. B. das des Mont Valerien.

Ich unterbrach ihn, um ihm zu sagen: Es wäre viel einfacher, Paris von uns zu verlangen. Wie, wollen Sie, daß eine französische Versammlung unter Ihren Kanonen berate? Ich hatte die Ehre, Ihnen zu sagen, daß ich meiner Regierung unsere Unterhaltung mitteilen werde, ich weiß wahrlich nicht, ob ich wagen werde zu sagen, daß Sie mir eine solche Proposition gemacht haben.

Suchen wir eine andere Kombination, erwiderte er mir. Ich sprach ihm von dem Zusammentritt der Versammlung in Tours, ohne daß man nach der Seite von Paris ein Pfand nehme.

Er schlug mir vor, mit dem König darüber zu sprechen; und auf die Besatzung von Straßburg zurückkommend, fügte er hinzu: die Stadt wird in unsere Hände fallen, das ist nur noch Sache der Berechnung eines Ingenieurs. Deshalb verlange ich auch von Ihnen, daß die Garnison sich als kriegsgefangen ergebe.

Bei diesen Worten sprang ich vor Schmerzen in die Höhe und rief aus: Sie vergessen, daß Sie zu einem Franzosen sprechen, Herr Graf! Eine heldenmütige Besatzung opfern, welche der Gegenstand von unserer und aller Welt Bewunderung ist, wäre eine Feigheit und ich verspreche Ihnen nicht, zu sagen, daß Sie mir eine solche Bedingung gestellt haben.

Der Graf antwortete mir, daß er nicht die Absicht habe, mich zu verletzen, daß er sich nach den Gesetzen des Krieges richte, daß übrigens, wenn der König einwillige, dieser Artikel modifiziert werden könne.

Nach einer Viertelstunde kehrte er wieder zurück. Der König acceptierte die Kombination von Tours, aber er bestand darauf, daß sich die Besatzung von Straßburg als kriegsgefangen ergebe.

Meine Kräfte waren erschöpft und ich fürchtete, einen Augenblick zusammenzusinken. Ich wandte mich ab, um die Tränen zu verschlucken, die mich erstickten, und indem ich mich wegen dieser unfreiwilligen Schwäche entschuldigte, verabschiedete ich mich mit diesen einfachen Worten: Ich habe mich getäuscht, Herr Graf, indem ich hierher kam, ich bereue es nicht, ich habe genug gelitten, um mich vor mir selbst zu entschuldigen, übrigens habe ich nur dem Gefühle meiner Pflicht gehorcht. Ich werde alles, was Sie mir gesagt haben, meiner Regierung berichten, und wenn dieselbe für passend hält, mich abermals zu Ihnen zu schicken, so werde ich, so schmerzlich mir auch dieser Schritt sein möge, die Ehre haben, Sie wieder zu sehen. Ich weiß Ihnen Dank für Ihr Wohlwollen gegen mich, aber ich fürchte, daß wir den Ereignissen ihren Lauf lassen müssen. Die Bevölkerung von Paris ist mutig und zu allen Opfern bereit, ihr Heldenmut kann den Gang der Ereignisse ändern. Wenn Sie die Ehre haben, sie zu besiegen, unterwerfen werden Sie dieselbe nicht. Die ganze Nation ist von derselben Gesinnung. So lange wir in ihr ein Element des Widerstandes finden, werden wir Sie bekämpfen. Es ist dies ein endloser Kampf zwischen zwei Völkern, welche sich die Hände reichen sollen. Ich hatte eine andere Lösung gehofft. Ich entferne mich sehr unglücklich und dennoch voll Hoffnung.

Die Delegation in Tours verlangte, daß der Krieg in jedem Falle fortgesetzt werden müsse. Preußen wolle Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herunterdrücken, und dem gegenüber könne die Losung nur sein: „Weder einen Zoll unseres Territoriums noch einen Stein unserer Festungen.“ Es nützte nichts, daß Bismarck diesen Vorwurf mit dem Hinweis auf den Erwerb von Nizza und Savoyen und auf die Eroberungen in Algerien zurückwies, der Fanatismus in Paris gab nichts mehr auf irgend einen Vernunftgrund, es schien, als ob Frankreich vollständig die Fähigkeit, klar zu denken, verloren habe.

Indessen sollten die Ereignisse sie doch bald wieder ernüchtern. Am 24. September hatte Toul, welches schon längere Zeit von den Truppen des Großherzogs von Mecklenburg belagert war, kapitulieren müssen, und nach wenigen Tagen fiel Straßburg trotz seiner heldenmütigen Verteidigung durch General Uhrich in die Hände der Deutschen. Die Leiden, welche die Stadt während einer sechswöchentlichen Belagerung durchgemacht waren beinahe übermenschliche. Die Geschosse des Feindes, das Feuer, Hunger und Krankheit richteten in der volksreichen Stadt entsetzliche Verwüstungen an. Viele Kostbarkeiten wurden ein Raub der Flammen. Die von der Besatzung gemachten Ausfälle blieben ohne Erfolg. Die Errichtung der Republik in Frankreich belebte von neuem die Hoffnung in der bedrängten Stadt. Allein als der von Paris ernannte neue Präfekt Valentin nach Ueberwindung unzähliger Gefahren in Straßburg ankam, konnte sich General Uhrich kaum noch einige Tage lang halten. Am 27. September flatterte auf dem Münster die weiße Fahne, und nun schwiegen die Geschütze der Belagerer. Die Kapitulation kam ohne Schwierigkeiten zu stande. Die Offiziere erhielten auf Ehrenwort freien Abzug, die etwa 17 000 Mann starke Besatzung wurde in Kriegsgefangenschaft abgeführt, Waffen, Kriegsbestand und Militärkassen mußten abgeliefert werden. Am folgenden Tage erfolgte der Abmarsch der Truppen, es spielten sich bei dieser Gelegenheit Szenen ab, die deutlich die Verwilderung in der französischen Armee zeigten. Auf beiden Seiten war bis zur Erschöpfung gekämpft worden. Von allen Seiten her widmete man der unglücklichen Stadt die tatkräftigste Teilnahme. Allein auf deutscher Seite verstand man doch auch zugleich die Bedeutung dieses Sieges in seinem vollen Umfang zu würdigen.

Verſailles 18. Januar 1871. Nac

Mit Genehmigung der Ph

m Gemälde von Anton v. Werner.
aphischen Gesellschaft in Berlin.

Im ganzen wunderbaren Verlauf des jetzigen Krieges, heißt es in der „Provinzial-Korrespondenz“, hatte keine Siegesnachricht die deutschen Herzen mit solch inniger Freude erfüllt, wie die Kunde von der Einnahme Straßburgs.

„So groß der Triumph und der Siegesjubel über Sedan und des Kaisers Gefangennehmung waren, so mächtig das Bewußtsein des dort Errungenen alle Herzen ergriff, so ist doch die Befriedigung des deutschen Volkes über Straßburg noch tiefer und inniger; überall wird empfunden, daß in der Einnahme Straßburgs nicht bloß ein kriegerischer Erfolg, sondern vor allem ein hochbedeutsames nationales Ereignis vorliegt. Die Wiedergewinnung Straßburgs ist im deutschen Volksbewußtsein ein Wahrzeichen der Wiedergeburt Deutschlands, die Auferstehung des Volkes zu nationaler Kraft und Macht. Ebenso wie die Losreißung Straßburgs vom Deutschen Reiche durch französische List die Zeit des tiefsten Verfalls unseres Vaterlandes bezeichnet, so ist durch eine wunderbare Fügung Gottes die Wiedervereinigung der alten deutschen Stadt mit dem neuerstehenden Reiche die erste Betätigung der geeinigten Volkskraft Deutschlands geworden.

General von Werder.

Eine Fügung Gottes ist es in Wahrheit; denn niemand hätte vor wenigen Monaten geahnt, daß wir dahin kommen könnten, Straßburg mit Deutschland wieder zu vereinigen. So schmerzlich die Erinnerung an die frühere Schmach und Beraubung des deutschen Vaterlandes die patriotischen Herzen immerdar berührte, so galten doch jene Tatsachen, und die darauf begründeten Verhältnisse als traurige zwar, aber unwiderrufliche Ereignisse einer früheren Geschichte, nicht als mögliche Anlässe und Fragen einer Politik der Gegenwart. Bei allen nationalen Regungen und Bewegungen der letzten fünfzig Jahre konnte es doch den eifrigsten Patrioten auch in den hochfliegendsten Plänen nicht in den Sinn kommen, die Wiedergewinnung von Straßburg, die Wiedervereinigung von Elsaß und Lothringen mit Deutschland in das Bereich ihrer Hoffnungen oder Forderungen zu ziehen.

Der neuen Herausforderung und Bedrohung Deutschlands durch den alten Erbfeind war es vorbehalten, das Bewußtsein der Jahrhunderte alten Verschuldung Frankreichs im deutschen Volke wieder aufzufrischen; aber nur ein Siegeslauf von so beispiellos niederschmetternder Gewalt, nur eine Bewährung der einheitlichen, deutschen Macht, wie sie in diesem Feldzug hervorgetreten, konnten die unerwartete, welthistorische Wandelung der Auffassungen und Verhältnisse zuwege bringen, daß jene vor kurzem ungeahnte und unfaßbare Forderung für Deutschland jetzt als ganz naturgemäß, ja als selbstverständlich gilt, daß das deutsche Volk, welches vor wenigen Wochen keinem Fürsten, keinem Staatsmanne eine solche Aufgabe zugemutet oder zugetraut hätte, jetzt dagegen es nicht verstehen oder zulassen würde, daß auf die Erreichung dieses Ziels verzichtet würde. In dieser großen Wandlung der Gesamtauffassung und Stellung Deutschlands vor allem

tritt die erhabene Bedeutung der Einnahme Straßburgs hervor. So gewichtig die positiven tatsächlichen Gründe, namentlich die militärischen Gesichtspunkte der nationalen Verteidigung sind, um derentwillen die Festhaltung des eroberten Landes bis zur Vogesen- und Mosellinie geboten erscheint, in dem Jubel des deutschen Volks über Straßburg ist dies doch nicht die Hauptsache, die Festfreude entspringt vor allem dem unmittelbaren Bewußtsein des Volkes, daß in Straßburg Deutschland sich selber wieder gefunden und eine neue Zeit seiner Geschichte ruhmvoll begonnen hat.

In diesem Sinne enthält die jetzige große Freude zugleich ein ernstes Gelübde: „Das deutsche Volk, welches die Wiedergewinnung Straßburgs als ein Fest der Wiederherstellung Deutschlands feiert, muß entschlossen sein, die Grundlage der neuerwachten Kraft, die Einmütigkeit der Herzen und die Gemeinschaft des nationalen Strebens zu wahren und durch feste, politische Einrichtung zu sichern. Die Wiedervereinigung Straßburgs und der alten deutschen Gauen mit dem neuerstehenden Deutschen Reiche möge nicht bloß eine Probe und Bewährung des neuerwachten Geistes, sondern für alle Zeiten ein Unterpfand echter deutscher Einheit und nationaler Macht sein."

Gouverneur von Straßburg wurde nun Generalleutnant von Ollech, während General von Werder auszog, um Elsaß von Schlettstadt bis Belfort zu erobern. König Wilhelm hatte sein Hauptquartier nach Versailles verlegt, Gambetta aber verkündigte mit prahlerischen Worten sofort nach seiner Ankunft in Tours: „Paris, welches seit siebzehn Tagen belagert ist, bietet das Schauspiel dar, daß mehr als 2 000 000 Menschen, welche alle Zwistigkeit vergessen, um sich um die Fahne der Republik zu scharen, die Voraussicht des eindringenden Feindes zu nichte machen, welcher auf Zwietracht im Innern rechnet. Die Revolution hatte in Paris weder Waffen noch andere Geschütze gefunden. Jetzt sind in der Stadt 400 000 bewaffnete Nationalgarden, 100 000 Mobilgarden und 60 000 Mann reguläre Truppen. In den Werkstätten werden Geschütze gegossen, die Frauen fertigen täglich eine Million Patronen an. Jedes Bataillon der Nationalgarde hat zwei Mitrailleusen, auch wird sie mit Feldgeschützen versehen, um Ausfälle gegen die Belagerer machen zu können. Die Forts sind mit Marinetruppen besetzt und mit vortrefflichen Geschützen versehen, welche von den besten Artilleristen der Welt bedient werden. Bis jetzt hat ihr Feuer den Feind verhindert, auch nur das kleinste Erdwerk aufzurichten. Die Enceinte, welche am 4. September nur mit 500 Kanonen besetzt war, hat jetzt deren 3800 mit ausreichender Munition. Mit dem größten Eifer wird das Feuer fortgesetzt, jeder Mann befindet sich an dem für ihn bestimmten Posten. Die Enceinte ist fortwährend von der Nationalgarde besetzt, welche vom Morgen bis zum Abend das Werk des Krieges verrichtet. Die Festigkeit und die Erfahrung dieser improvisierten Soldaten wird von Tag zu Tag größer. Hinter der einen Enceinte existiert noch eine andere, von Barrikaden gebildete, deren Bau die Pariser zur Verteidigung der Republik wieder aufgenommen haben. Alles dieses ist mit Ruhe, Ordnung und Enthusiasmus in Szene gesetzt worden.

Es ist keine Illusion — Paris ist uneinnehmbar! Es kann weder durch Gewalt, noch durch Ueberraschung erobert werden. Zwei Mittel bleiben den Preußen. Der Aufstand und die Hungersnot; aber weder zu dem einen, noch dem andern wird es in Paris kommen. Da die Stadt mit dem Nötigen versehen ist, so ist sie im stande, dem Feinde lange Monate hindurch Trotz zu bieten. Die Lebensmittel sind in Masse aufgehäuft, und mit männiglicher Ausdauer wird die Stadt alle Bedrängnisse ertragen, um

ihren Brüdern in den Departements Zeit zu geben, ihr zu Hilfe kommen. Das ist ohne irgend welche Entstellung die Situation von Paris."

Allein trotz aller dieser prahlerischen Ankündigungen und Aufregungen wurde doch die Blockade von Paris vollständig durchgeführt. Die Belagerung zog sich freilich von Woche zu Woche, von Monat zu Monat hin, der Transport neuer Geschütze aus Deutschland war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, und vielleicht hatte man auch auf deutscher Seite eine gewisse Angst, Paris zu beschießen, um nicht so manche dort aufgespeicherten Schätze zu verletzen oder gar zu vernichten. Die Wut der Franzosen über den deutschen Vandalismus fand beim Ausland willig Gehör, man glaubte, in Paris werde man zur Einberufung einer Nationalversammlung schreiten, um dann Friedensverhandlungen anzuknüpfen, und Bismarck gab diesem Gedanken denn auch in einem Schreiben an den deutschen Gesandten Ausdruck. Allein man hielt sich in Paris mit eiserner Zähigkeit an dem Wort fest: „Kein Stein von unseren Festungen". Der Glaube von der Unüberwindlichkeit der Republik wurde von niemandem angezweifelt. Man beschloß denn auch, auf der revolutionären Bahn zu beharren, und um eine gesunde Volksbewegung in Szene zu setzen, wählte man Gambetta, den Advokaten aus Südfrankreich, der nun nach Tours übersiedelte, um von dort aus seine Tätigkeit zu lenken. Zuerst mußte natürlich Paris von den deutschen Barbaren befreit sein, und deswegen berief Gambetta alle Mann bis zum vierzigsten Lebensjahr zu den Waffen, um sie ins Feld nachrücken zu lassen. Von Zeit zu Zeit wurden denn auch energische Ausfälle gemacht, die indessen ohne irgend ein bemerkenswertes Resultat verliefen. In Le Bourget hielten sich die Franzosen nur zwei Tage auf, Gambetta setzte seine ganze Hoffnung auf die Mitwirkung Bazaines und die an Metz gebundenen Heereskräfte. Allein noch ehe man die Organisation der Loirearmee vollenden konnte, erfolgte die Kapitulation von Metz, derjenigen Festung, welche nicht weniger gelitten hatte als Straßburg am 27. Oktober. Ebenso wenig wie die von dort angeknüpften diplomatischen Unterhandlungen hatten die verschiedenen Ausfälle genützt. Der Feind stand wie eine Mauer, am Ende blieb dem Marschall nichts übrig, als die Kapitulation, die unter denselben Bedingungen wie bei Sedan vor sich ging. Die gesamte Armee, drei Marschälle, 6000 Offiziere und mehr als 150 000 Soldaten gerieten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Das war ein Schlag für Frankreich, wie er schwerer nicht gedacht werden konnte. Allein man glaubte sich in Paris auch jetzt noch mit allerhand Phrasen über die Tragik dieser Tatsache hinwegtäuschen zu können. „Soldaten", so lautete Gambettas Proklamation an die Armee, „Ihr wurdet verraten, aber nicht entehrt; jetzt, wo ihr eurer unwürdigen Führer entledigt seid, kämpfet für die Rettung des Vaterlandes, für euren heimatlichen Herd und eure Familien; für Frankreich, eure Mutter. Rächet eure Ehre, welche die Ehre des Landes ist. Eure Brüder von der Rheinarmee haben gegen jenes feige Attentat ihre Stimme erhoben und ihre Hände von jener fluchwürdigen Kapitulation zurückgehalten. Führet ihr den Sieg zu uns zurück. Euch sind die Geschicke des Landes anvertraut."

Während nun Gambetta aufs neue die Truppen in Paris zu verstärken suchte, bemühte sich Thiers in Versailles um einen Waffenstillstand. Jetzt erhob in Paris die rote Republik die Fahne der Empörung, um die Regierung der nationalen Verteidigung zu vertreiben. Allein die Waffenstillstandsverhandlungen, auf deren Resultat man in Deutschland nicht ohne Besorgnis sah, scheiterten wiederum, in Paris ergab die Volksabstimmung eine zehnfache Majorität zu gunsten der Regiernng und der Politik der

Abweisung. Man erwartete nun von manchen Seiten ein energisches Vorgehen gegen die belagerte Hauptstadt.

Wohl hatte sich nun die Hauptstärke der deutschen Armee, diesem Programm gemäß, auf Paris geworfen, das es mit eisernen Armen umklammert hielt. Allein auch die übrigen, dort nicht verwendeten Teile der deutschen Armee hatten noch manchen harten Strauß zu bestehen. Ein Teil der durch die Kapitulation von Metz zurückgebliebenen Mannschaft blieb als Besatzung dort zurück; ein anderer Teil, unter General von Manteuffel, suchte die Picardie und Normandie zu besetzen, die Verbindung mit dem Meere herzustellen und der Nordarmee, unter Bourbaki, den Weg nach Paris zu verlegen. Von den nördlichen Festungen wurde eine nach der andern zur Uebergabe gezwungen. Die Garnisonen derselben wanderten alle als Kriegsgefangene nach Deutschland, nur die Felsenfestung Bitsch blieb bis zum Friedensschluß in französischem Besitze.

Am meisten Schwierigkeiten hatte das 14. Korps unter General von Werder zu bestehen, welcher von Straßburg auszog, um Schlettstadt, Neu-Breisach und Belfort zu erobern und die Vogesen und den Jura zu besetzen. Gerade in diesen Berggegenden nahm der Bandenkrieg eine unheimliche Gestalt an, die den Deutschen gegenüber feindliche Gehässigkeit der dortigen Bevölkerung war ein unheimliches Element, dem man doch nirgends wirksam begegnen konnte. „Wenngleich die badischen Truppen unter General von Degenfeld in Verbindung mit einer preußischen Brigade bei St. Dié, Etinal, Rompatelize, Rambervillers und anderwärts die überlegenen Kriegsscharen mit großer Tapferkeit zurückschlugen und die Wahlstatt mit ihrem Blut behaupteten, wenngleich der preußische General von Schmerling die Festung Schlettstadt zur Uebergabe zwang und Neu-Breisach, von wo aus das gegenüber liegende Städtchen Alt-Breisach, auf dem rechten Rheinufer, beschossen, und selbst die Bahnzüge von Francireurs angefallen worden waren, in seine Gewalt brachte und durch Besatzung sicherte; die Ostarmee, die in der aufgeregten republikanischen Fabrikstadt Lyon anfangs unter dem bei Sedan verwundeten General Cambriels formiert ward, an die sich nicht bloß Garibaldi mit französischen Francireurs und Mobilgarden, und mit italienischen, spanischen, polnischen Freischaren unter seinen Söhnen Menotti und Ricciotti und seinem Schwiegersohn Canzio anschloß, bei der auch andere excentrische Demokratenführer wie Cluseret, ein französischer Abenteurer aus dem nordamerikanischen Krieg, wie Cremer, ein fanatischer Republikaner aus Lothringen, wie der Pole Bosak-Haucke und sein Landsmann Dombrowski, der wegen Teilnahme am polnischen Aufstande zur Deportation nach Sibirien verurteilt, auf abenteuerliche Weise entflohen war, und so viel andere „rote Elemente" einen Tummelplatz für ihren unruhigen Geist und ihre republikanischen Doktrinen suchten; diese Ostarmee sandte immer neue Züge aus, stellte immer neue Scharen aus der zuströmenden brotlosen Arbeiterbevölkerung der südlichen Städte ins Feld. Lyon mit dem Lager von Satonay und der nahen Fabrikstadt St. Etienne wurde ein Herd republikanischer Aufregung, wo die rote Fahne aufgepflanzt ward, und eine sozialistische Partei, welche das Regiment an sich riß, eine Zwingherrschaft mit Schrecken und Gewalt aufrichtete. Diese Erscheinungen und vor allem das Auftreten Garibaldis gaben ein klägliches Zeugnis von der Zerfahrenheit der romanischen Bevölkerung, von der Macht der Phrase und Doktrin, von den Widersprüchen und Gegensätzen, in welchen sich die phantastisch angelegten Vorkämpfer republikanischer Freiheit bewegten. Hat auch Garibaldi schon in den italienischen Kriegen bewiesen, daß er für politische Dinge ein schwaches Urteil besitze, daß er ein tapferer Haudegen und

Kampf des Grenadier-Regiments Königin Olga im Park von Cocnilly. Von Otto Faber du Faur.
Nach einer Photographie von C. F. Autenrieth, Hofkunsthandlung in Stuttgart.

mutiger Volkskämpfer sei, aber für die Entwickelung und Gestaltung eines Staatswesens mit realen Grundlagen und Möglichkeiten kein Verständnis habe, daß er über idealistischen Träumen und Zielen den Boden der Wirklichkeit verkenne und eine faserige Vielgeschäftigkeit, ein Hang zu Abenteuern seiner Natur tief eingeprägt sei, so traten diese Züge jetzt in auffallendster Weise zu Tage. Hatte schon vor Jahren die Welt mit Erstaunen auf die Rolle geblickt, die er bei dem wunderlichen Kongreß der internationalen Freiheits- und Friedensliga in Bern spielte, so forschte man nun nach den leitenden Gedanken, die sein gegenwärtiges Auftreten zu erklären vermochten, nach einem verbindenden Zusammenhange zwischen Sonst und Jetzt, nach einem lichten Ausweg aus dem Labyrinth der Gegensätze. Derselbe Mann, welcher der französischen Nation es nie vergeben konnte, daß sie seine Vaterstadt Nizza an sich gerissen, trat nun als Kämpfer für dieselbe Nation ins Feld gegen den preußischen Staat, dem Italien die Erwerbung von Venetien, die Vollendung seiner nationalen Einheit verdankte; derselbe Mann, der erst vor zwei Jahren durch die französischen Chassepots von der römischen Campagna verjagt worden war, dessen treue Gefährten im ungleichen Kampfe auf dem Waffenfeld dahinsanken, oder in römischer Gefangenschaft schmachten mußten, beteiligte sich jetzt an einem Krieg, dem Italien die Befreiung Roms von der Hierarchie und ihren französischen Wächtern verdankte; welcher allein die Erreichung des Zieles ermöglichte, dem er sein Leben lang nachgejagt. Gelockt durch die klingende Schelle von Republik und Demokratie, welche durch das Gebahren Gambettas und der Pariser Regierung zum Spott der Welt, zum heuchlerischen Spiel ward, schlug er Nationalgefühl und Vaterlandsliebe in die Schanzen, um einem Phantom nachzurennen, trat er in den Dienst einer Regierung, von der sich gerade damals seine Vaterstadt Nizza losreißen wollte. Von Bordone, seinem alten Freund und Waffengefährten, auf Caprera auf einem französischen Schiff abgeholt, begab er sich über Marseille nach Tours und erhielt dort das Oberkommando über alle zu einer „Vogesenarmee" vereinigten Freikorps. Am 14. Oktober traf er in Dôle ein. Die Geschichte Frankreichs bewies, daß die auswärtige Politik unter allen Regierungen denselben Charakter trug, Republik wie Monarchie dieselben Herrschaftspläne verfolgten; es war daher eine kurzsichtige Theorie, wenn man zwischen dem bonapartistischen und republikanischen Frankreich unterscheiden wollte. Auch darin gab sich die Zerfahrenheit der Nation in Kontrasten und Widersprüchen kund, daß die republikanische Regierung durch die Verwendung Garibaldis und seines priesterfeindlichen Generalstabschef Bordone, eines Manns von sehr zweideutiger Vergangenheit, der strengkirchlichen Partei vor den Kopf stieß, deren Mitwirkung und Unterstützung sie doch wieder bei dem Volke nicht entbehren konnten.

In dem Haß gegen Deutsche und deutsches Wesen fanden sich alle einig, deswegen tobte auch in den Wintertagen des November und Dezember in dem alten Burgunderlande ein Kampf so gefahrvoll wie nur irgend einer. Man hatte hier nicht nur einen im Feld weit überlegenen Feind zu bestehen, das Land selbst gewährte nur spärliche Nahrungsmittel, und die Zufuhr und die Verbindung mit der Heimat war aufs äußerste beschränkt.

Hier war es namentlich die badische Division, die sich unter General von Ohlumed ihren Ehrenplatz erkämpfte. Schon Ende Oktober war Dijon von den Deutschen genommen worden, nur Belfort hielt sich in französischem Besitz; die ganze Gegend, vom Jura bis zu dem Plateau von Langres war nun der Schauplatz kleinerer Gefechte, die

dem Werderschen Armeekorps manchen schweren Tag bereiteten. Wäre nicht Frankreich durch allerhand Zwistigkeiten im Innern verhindert gewesen, so wäre den deutschen Heerhaufen ein empfindlicher Schaden zugefügt worden, das linke Rheinufer wäre am Ende wieder in die Hände der Franzosen gekommen, Dijon mußte wiederholt geräumt werden, allein die revolutionären Bewegungen der unruhigen Arbeiterbevölkerung des Südens nötigten die Nationalgarden am Ende, sich gegen den Feind im Innern zu wehren, und wenn man es auch allmählich erreichte, daß die kommunistischen und föderalistischen Bestrebungen sich bis zur Vertreibung der „Invasion" der Regierung der Nationalverteidigung fügten, so war dadurch der Geist des Aufruhrs und des Widerstandes doch nicht erstickt. In Lyon wurde der Kommandant eines Bataillons der Nationalgarde von einer Bande Sozialdemokraten erschossen. Solchen Bewegungen gegenüber war am Ende selbst Gambetta machtlos; seine revolutionäre Diktatur hatte das ganze französische Volk in den Kampf hineingerissen, dem Kriege dadurch einen wilden und grausamen Charakter gegeben, der allen Anschauungen des 19. Jahrhunderts widersprach. Strenge bestrafte man von deutscher Seite jede Beteiligung von Bürgern und Bauern am Kampfe. Eine Zirkulardepesche des Grafen Bismarck kennzeichnet am besten die deutsche und französische Art der Kriegführung. Nachdem namentlich auch das Mißachten der Genfer Konvention von französischer Seite gebührend gekennzeichnet ist, fährt die Depesche fort: „Es kann nicht befremden, daß Machthaber, welche für Gesetz und Vertrag so wenig Achtung haben, noch weniger Anstand nehmen, sich von der Sitte der heutigen Völker loszusagen, um zu Verfahrungsweisen längst vergangener Kulturperioden zurückzukehren, ja Dinge billigen, die in alten Zeiten und bei allen Völkern, welche irgend einen, wenn auch noch so eigentümlichen Begriff von Ehre hatten, für besonders schimpflich gehalten worden sind."

Wie die französischen Gefangenen, deren wir eine beispiellose Menge unterzubringen haben, die verwundeten und kranken wie die gesunden in Deutschland behandelt werden, darüber haben Krankenpfleger aus neutralen Staaten aus eigener Anschauung öffentlich und mit Nennung ihrer Namen unaufgefordert Zeugnis abgelegt. Die deutschen Gefangenen in Frankreich, obwohl sie nicht den zehnten Teil dieser Zahl erreichen, sind an manchen Orten mit unmenschlicher Härte und Vernachlässigung behandelt worden. Ein Transport von ungefähr 300 in den Lazaretten von Orleans gefangenen bayerischen Kranken, die meisten entweder von Typhus und Dysenterie befallen, oder verwundet, wurden in Pau, in den Zellen und Gängen des Gefängnisses, zusammengepfercht, mit einem Strohbund als Lager, und erhielten sechs Tage lang keine andere Nahrung als Brot und Wasser, bis deutsche und englische Damen sich ihrer annahmen, mit eigenen Mitteln zutraten und die widerstrebenden Behörden zu einiger Fürsorge bewogen. An anderen Orten, insbesondere bei der Armee des General Faidherbe, wurden die Gefangenen bei einer Kälte von 16 Grad in unheizbaren Bodenräumen gehalten, und nicht mit Decken, nicht einmal mit warmer und ausreichender Nahrung versehen, während in Deutschland alle zur Aufnahme von Kriegsgefangenen bestimmten Gelasse beim Eintritt des Winters mit Oefen versehen worden sind. Die Mannschaften deutscher Kauffahrer wurden nicht allein als Kriegsgefangene festgehalten, sondern wurden zu Anfang wie Verbrecher behandelt, zwei und zwei mit Ketten zusammengeschlossen, von Ort zu Ort transportiert und erhielten eine Nahrung, die nach Beschaffenheit und Menge zu der Ernährung eines Menschen unzureichend war. Einem rechtswidrig zum Gefangenen

gemachten Zivilisten wurde auf seine Beschwerde über Zurückhaltung des für ihn eingesandten Geldes schriftlich der amtliche Bescheid, es höre jede Rücksicht gegen die Gefangenen auf. Gegen empörende Mißhandlungen der durch Städte transportierten Gefangenen durch die Bevölkerung wurden letztere außerhalb Paris nicht geschützt. In Deutschland dürfte kein Fall vorgekommen sein, daß die Bevölkerung auch nur mit einem kränkenden Worte die Achtung verletzt hätte, welche das Unglück bei gebildeten Völkern findet. Ungeachtet der von Turkos begangenen Barbareien ist keiner derselben in Deutschland beleidigt oder gar mißhandelt worden.

Die von den Turkos und Arabern an Verwundeten verübten Grausamkeiten sind ihnen selbst nach dem Grade ihrer Bestialität weniger anzurechnen, als einer europäischen Regierung, welche diese afrikanischen Horden mit aller Kenntnis ihrer Gewohnheiten auf einen europäischen Kriegsschauplatz führt. Das Journal des Débats hat sich so viel menschliches Gefühl und Scham bewahrt, um Entrüstung darüber zu äußern, daß Turkos den Verwundeten oder Gefangenen mit dem Daumen die Augen aus dem Kopfe drücken. Aber die Indépendance Algérienne und nach ihr andere französische Blätter richten an die neuerdings gebildeten afrikanischen Soldtruppen, die Gums, indem sie ihnen einen Einfall in Deutschland empfehlen, folgende Ansprache: Wir kennen Euch, wir schätzen Euren Mut, wir wissen, daß Ihr energisch seid, geht und schneidet Köpfe ab, je mehr, desto höher wird unsere Achtung vor Euch steigen. Fort mit dem Erbarmen, fort mit dem Gefühl der Menschlichkeit! Die Gums werden Ehre einlegen, wenn wir ihnen die Losung geben: Tod, Plünderung, Brand!"

Man mag es auf Rechnung der Turkos schreiben, daß nicht nur Leichen, sondern auch Verwundete in dem Dorfe Coulours bei Villeneuve le Roi die Köpfe, und in dem Dorfe Auxon bei Troyes und anderwärts Nasen und Ohren abgeschnitten worden sind.

Vielleicht ist es der langjährigen Beziehung zu Algier und den Nachkommen der Berberesken zuzuschreiben, daß französische Behörden ihren Mitbürgern Handlungen gestatteten und sogar Vorschriften gaben, in denen alle Kriegssitte christlicher Völker und jedes militärische Ehrgefühl verleugnet ist. Während bei den übrigen europäischen Völkern der Soldat eine Ehre darein setzt, sich als das, was er ist, als Feind dem Feinde kenntlich zu machen, hat zum Beispiel der Präfekt des Departements Cote d'Or Luce-Villard am 21. November an die Unterpräfekten und Maires ein Zirkular erlassen, in welchem der Meuchelmord durch Nichtuniformierte empfohlen und als Heldenmut gefeiert wird.

„Das Vaterland, heißt es darin, verlangt von euch nicht, daß ihr euch in Massen versammelt und euch dem Feinde offen entgegenstellt; es erwartet von euch, daß drei oder vier entschlossene Männer jeden Morgen von ihren Kommunen ausgehen und sich an einem durch die Natur selbst bezeichneten Ort etablieren, von wo sie ohne Gefahr auf die Preußen schießen können. Vor allem müssen sie auf feindliche Reiter schießen, deren Pferde sie an den Hauptort des Arrondissements abzuliefern haben. Ich werde ihnen eine Prämie erteilen und ihre heldenmütige Tat in allen Departemental-Zeitungen und im Journal officiel bekannt machen lassen."

Eine Verleugnung nicht nur des militärischen Ehrenpunktes, sondern auch der gewöhnlichsten Rechtlichkeit ist an den gegenwärtigen Machthabern wahrzunehmen in bezug auf den Ehrenwortsbruch französischer Offiziere . . . Es kommt weniger darauf an, eine geringe Anzahl von Individuen des französischen Offizierstandes zu beurteilen, welche

ihr Ehrenwort brachen, nachdem sie sich durch Verpfändung desselben die Freiheit der Bewegung innerhalb einer deutschen Stadt erschlichen haben, sondern es kommt hauptsächlich darauf an, das Verfahren einer Regierung zu würdigen, welche einen Ehrenwortsbruch durch Aufnahme des Wortbrüchigen in die Armee tatsächlich gutheißt, ihn durch Agenten und Prämien fördert. In den letzten Tagen haben wir den Beweis erhalten, daß der gegenwärtige Kriegsminister den Wortbruch ausdrücklich gutheißt, ihn ermuntert und ihn durch Barzahlung zu belohnen verheißt. Ein in die Hände unserer Truppen gefallener Erlaß des Kriegsministers vom 13. November: désirant encourager les officiers à s'échapper du mains de l'ennemie, verheißt jedem aus Deutschland Entflohenen, abgesehen von der nach älteren Bestimmungen zulässigen Entschädigung für erlittene Verluste eine Gratifikation von 750 Francs. Eine Regierung, welche darauf rechnete, unter regelmäßigen Zuständen an der Spitze des Landes zu bleiben, würde solche Maßregeln im Interesse der Zukunft ihres Vaterlandes verschmähen. Die Diktatur aber, welche sich in Frankreich der Gewalt durch einen Handstreich bemächtigt hat und welche weder von den europäischen Mächten, noch von dem französischen Volke anerkannt ist, rechnet mit der Zukunft des Landes nur nach Maßgabe ihrer eigenen Interessen und Leidenschaften. Die Machthaber in Paris und Bordeaux unterdrücken das im Volke laut gewordene Verlangen nach der Möglichkeit einer Willenserklärung ebenso gewaltsam, wie jede freie Meinungsäußerung in Wort und Schrift; durch eine Schreckensherrschaft, wie sie so willkürlich in keinem anderen Lande möglich wäre, zwingen sie das Volk zur Hergabe seiner Geld- und Streitmittel und zur Verlängerung des Kriegs, weil sie voraussehen, daß dessen Beendigung auch ihrer Usurpation ein Ende machen würde. Eine solche Regierung bedarf, um zu bestehen, der fortdauernden Erregung der Leidenschaften und der gegenseitigen Verbitterung der beiden kämpfenden Nationen, weil sie der Fortdauer des Krieges bedarf, um sich die Herrschaft über ihre Mitbürger zu erhalten. Diesem Zwecke dient eine Art der Kriegsführung, welche den sittlichen Begriffen des Jahrhunderts widerstrebt, und für welche, abgesehen von den eingeborenen afrikanischen Elementen des französischen Heeres, wesentliche Bestandteile desselben nur durch die Entwöhnung von europäischer Kriegssitte in überseeischen Kämpfen so weit verbreitet werden konnten, daß sie in den militärischen Traditionen Frankreichs keine allgemeine Verurteilung mehr findet. Wenn es in der Absicht der Machthaber in Frankreich läge, nicht den Haß der beiden kämpfenden Nationen zu steigern, sondern ihnen die Herstellung des Friedens zu ermöglichen, so würden sie dem französischen Volk die Möglichkeit gewähren, auf dem unfehlbaren Wege freier Presse die Wahrheit zu erfahren und seine Meinung zu äußern, und sie würden sich beeilen, die auf ihnen lastende Verantwortlichkeit mit den Vertretern der Nation zu teilen. Statt dessen sehen wir, daß die Presse in Frankreich als Monopol einer gewalttätigen Regierung und zur Entstellung der Ereignisse, zur Fälschung der Situation und zur Ausbeutung der Vorurteile benützt wird, welche die französische Staatserziehung den Franzosen bezüglich ihrer Ueberlegenheit und ihres Anspruchs auf Herrschaft über andere Völker systematisch anerzogen hat.

Die Regierung der nationalen Verteidigung regt die Volksleidenschaften auf, ohne irgend welches Bestreben, ihre Wirkungen in den Schranken der Gesittung und des Völkerrechts zu halten; sie will den Frieden nicht, denn sie beraubt sich durch ihre Sprache und ihre Haltung der Möglichkeit, ihn, selbst wenn sie wollte, der von ihr erzeugten Stimmung der Massen gegenüber zur Annahme zu bringen. Sie hat Kräfte entfesselt, welche

sie nicht zu beherrschen und nicht innerhalb der Schranken des Völkerrechts und der europäischen Kriegssitte zu halten vermag. Wenn wir dieser Erscheinung gegenüber zur Handhabung des Kriegsrechtes in einer Strenge genötigt sind, welche wir bedauern, und welche weder in dem deutschen Volkscharakter noch nach Ausweis der Kriege von 1864 und 1866 in unserer Tradition liegt, so fällt die Verantwortung dafür auf die Personen, welche ohne Beruf und ohne Berechtigung die Fortsetzung des napoleonischen Krieges gegen Deutschland unter Lossagung von den Traditionen europäischer Kriegführung übernommen und der französischen Nation aufgezwungen haben.

Französische Truppen, der Vortrab der zum Entsatz von Paris herbeieilenden Loirearmee, wurden von dem auf Befehl des Kronprinzen gegen sie ausgesandten bayrischen General von der Tann bei Artenay erreicht und in die „Forsten von Orleans" zurückgedrängt. Motterouge, der bisherige General dieser Truppen, wurde daraufhin von Gambetta abgesetzt, und ihm zum Nachfolger Aurelles de Paladine ernannt. Nach dem blutigen Gefechte bei Coulmiers trat von der Tann einen geordneten Rückzug an, nachdem seine Bayern am 10. November von morgens 7 Uhr bis abends 5 Uhr sich wacker geschlagen hatten. Der Rückzug machte freilich im Hauptquartier einen peinlichen Eindruck, zumal Gambetta sich natürlich beeilte, denselben zu einem französischen Sieg aufzubauschen. Allein die blutige Schlacht bei Beaune le Rolande am 28. November unter dem Prinzen Friedrich Karl machte diesen scheinbaren Schaden bald wieder gut, das dreimal so starke französische Heer wurde verhindert, über Fontainebleau nach Paris vorzudringen.

König Ludwig II. von Bayern.

Ebenso wurde bei Loigny ein Versuch, durchzudringen, unter dem Großherzog von Mecklenburg vereitelt, der Kampf kostete auf beiden Seiten viele Opfer; allein es gelang nun dem Großherzog von Mecklenburg sich mit dem Prinzen Friedrich Karl zu vereinigen, in viertägigem Kampfe wurde die französische Armee vernichtet und zur Flucht nach dem Süden gezwungen, worauf die Deutschen am 4. Dezember in Orleans einzogen. Nun freilich tat auch den Truppen dieser beiden Heerführer die Ruhe sehr not, man bezog die Winterquartiere und gönnte den Ermüdeten eine Zeitlang Ruhe. Die Loire- und Westarmee war in Paris ein großer Hoffnungshalt gewesen. Auf dem Mont Cleron hatte man Batterien mit schwerem Belagerungsgeschütz errichtet, um von dort aus die von Sachsen und Württembergern besetzten Dörfer beschießen zu können. Hier glaubte nun General Ducrot am erfolgreichsten einen Ausfall machen zu können, allerhand Scheinangriffe sollten die Aufmerksamkeit des Feindes vom Südosten ablenken, man schlug unter einem furchtbaren Granatfeuer acht Brücken über die Marne und drang in bedeutender

Ueberzahl in die Dörfer Brie, Champigny, Villiers, Noisy ein. Allein Sachsen und Württemberger verteidigten heldenmütig einen ganzen Tag lang ihre Position, erst mit Einbruch der Dunkelheit mußten sie Brie und Champigny räumen. Am andern Tage wurde von deutscher Seite der Angriff erneuert und die verlorene Position zurückerobert. So schwand für Paris die Hoffnung auf Entsatz immer mehr, obgleich auch die Deutschen da und dort einen gar schweren Standpunkt hatten. Amiens wurde besetzt und von da aus zogen die Deutschen in die Normandie, Rouen mußte ihnen seine Tore öffnen und drei Tage später fiel Dieppe mit seinem trefflichen Hafen ihnen gleichfalls in die Hände. Ein Ausfall bei Le Bourget am 21. Dezember mißlang, da und dort gelang es freilich nicht, eine Entscheidung herbeizuführen, bei St. Quentin gelang es dem preußischen General von Goeben, General Faidherbe mit schweren Verlusten zurückzudrängen, die Festung wurde erstürmt und Tausende von Gefangenen fielen in deutsche Hände.

Während man seine ganze Aufmerksamkeit den kriegerischen Vorgängen an der Seine und Loire, an der Somme und im Ostlande Frankreichs zugewendet hielt, bereitete sich ganz im stillen der Ausbau des Deutschen Reiches vor. Jetzt endlich, wo Nord, und Süd im Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind sich gefunden hatten, schien es auch an der Zeit, diesem Bündnis eine dauernde Gestalt zu geben; jetzt endlich glaubte man die Hoffnungen und Wünsche, die in so manchem deutschen Herzen lebten, erfüllen zu können, und die Regierungen selbst, namentlich Baden, boten nun die Hand zu einer vertragsmäßigen Einigung. Im letzten Monat des Jahres 1870 wurden die Vertreter der verschiedenen Regierungen nach Versailles berufen, um dort mit Bismarck die Verträge zu vereinbaren und die Modifikationen festzustellen, unter denen die norddeutsche Bundesverfassung auch auf Süddeutschland ausgedehnt werden sollte. In Baden, Hessen und Württemberg fand es gar keinen Anstand, während die Verhandlungen mit Bayern schon schwieriger waren und dann erst zu einem Ziele führten, als der Bundeskanzler sich mit Bezug auf das Heerwesen und andere staatliche Einrichtungen zu bedeutenden Zugeständnissen verstand. Schon hatte aber auch der jugendliche König von Bayern an den König von Preußen Folgendes geschrieben: „Nach dem Beitritt Süddeutschlands zu dem deutschen Verfassungsbündnis werden die Em. Majestät übertragenen Präsidialrechte über alle deutschen Staaten sich erstrecken. Ich habe mich zu deren Vereinigung in einer Hand von der Ueberzeugung bereit erklärt, daß dadurch den Gesamtinteressen des deutschen Vaterlandes und seiner verbündeten Fürsten entsprochen werde, zugleich aber in dem Vertrauen, daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines deutschen Reichs und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Ew. Majestät im Namen des gesamten deutschen Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben.

Ich habe mich daher an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet, gemeinschaftlich mit mir bei Ew. Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde."

Indessen hatte der Reichstag beschlossen, eine Deputation an den König zu senden, die diesem zu dem vereinigten Beschluß der deutschen Fürsten Glück wünschen und ihn zugleich bitten sollte, die Kaiserkrone anzunehmen. „Auf den Ruf Ew. Majestät hat das Volk um seine Führer sich geschart", so lautete dieselbe, „und auf fremdem Boden verteidigt es mit Heldenkraft das frevelhaft herausgeforderte Vaterland. Ungemessene Opfer

fordert der Krieg, aber der tiefe Schmerz über den Verlust der tapferen Söhne erschüttert nicht den entschlossenen Willen der Nation, welche nicht eher die Waffen ablegen wird, bis der Friede durch gesicherte Grenzen besser verbürgt ist, gegen wiederkehrende Angriffe des eifersüchtigen Nachbarn.

Dank den Siegen, zu denen Ew. Majestät die Heere Deutschlands in treuer Waffengenossenschaft geführt hat, sieht die Nation der dauernden Einigung entgegen.

Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen.

Die deutsche Krone auf dem Haupt Ew. Majestät wird dem wieder aufgerichteten Reiche deutscher Nation Tage der Macht, des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutz der Gesetze gesicherten Freiheit eröffnen.

Das Vaterland dankt dem Führer und dem ruhmreichen Heere, an dessen Spitze Ew. Majestät heute noch auf dem erkämpften Siegesfeld weilt. Unvergessen für immer werden der Nation die Hingebung und die Taten ihrer Söhne bleiben. Möge dem Volke bald vergönnt sein, daß der ruhmgekrönte Kaiser der Nation den Frieden wieder gibt. Mächtig und siegreich hat sich das vereinte Deutschland im Kriege bewährt unter seinem höchsten Feldherrn, mächtig und friedliebend wird das geeinigte Deutsche Reich unter seinem Kaiser sein."

Ueber den Empfang dieser Kaiserdeputation in Versailles selbst meldet der „Staats-Anzeiger":

„Die Deputation, welche unserem Könige die Adresse des norddeutschen Reichstages überreichen sollte, war am 16. abends in Versailles eingetroffen. Für den Empfang bei Sr. Majestät dem Könige war der Sonntag, 18. Dezember, bestimmt. In einfacherer und ergreifenderer Weise ist wohl nie ein Staatsakt von höchster welthistorischer Bedeutung vollzogen worden. Die Umstände der Zeit und die äußere Umgebung, in welcher das königliche Versprechen der Annahme des Kaisertitels vor den Vertretern der Nation abgelegt wurde, konnten nicht ohne Einfluß auf den Charakter der feierlichen Handlung bleiben. Inmitten eines deutschen Heereslagers, das seine siegreichen Waffen mitten in Feindesland hineingetragen hat, drängt sich noch einmal der Gedanke auf an die schweren Opfer, mit welchen das deutsche Volk in blutigen Kämpfen gegen die herrschsüchtige Politik einer benachbarten Nation das lang erstrebte und nun endlich erreichte Ziel seiner inneren Einigung erkaufen mußte. Gleichzeitig aber gelangte an dieser Stelle zum reinsten Ausdruck die Ueberzeugung, daß die Würde, welche heute der einstimmige Wunsch des Volkes dem Könige von Preußen entgegen trägt, nicht das Werk persönlichen Ehrgeizes ist, sondern daß die Nation, fern von jeder Ueberhebung, ein heiliges Recht und die Pflicht hat, für das, durch ihre Waffentaten geeinte Deutsche Reich einen Namen anzunehmen, dem durch Jahrhunderte hindurch in allen Landen die höchste Ehrfurcht gezollt ward. Ein Blick auf die Versammlung, die in der Stunde eines hochwichtigen Entschlusses Se. Majestät den König umstand — die Fürsten des deutschen Reiches, die ihre Hand zu einem machtvollen Bunde reichen, die Führer der deutschen Armeen, welche die Schlachten von 1870 geschlagen haben, die Vertreter des deutschen Volkes, die durch ihre Beschlüsse die begeisterte Erhebung einer beleidigten Nation mit vaterländischer Opferwilligkeit unterstützten, — ein Blick auf die Versammlung sagte jedem Anwesenden, daß das künftige deutsche Kaisertum auf einen felsenfesten Unterbau gegründet sein wird, der nicht verfehlen kann, dem deutschen Namen Achtung durch alle Welt zu verschaffen.

Es war des Königs Wunsch gewesen, daß der Empfang der Reichstags-Deputation nach beendigtem Gottesdienst stattfinden solle.

Gegen 10 Uhr versammelte sich vor der Schloßkapelle auf der „Place d'Armes", um das Denkmal Ludwig XIV., der Kronprinz mit seinem Stabe, die Prinzen des königlichen Hauses, die deutschen Fürsten, die Generäle und Offiziere, um Se. Majestät zu erwarten. Der König betrat, dem glänzenden Gefolge um wenige Schritte voran, die Kirche, nach allen Seiten den Gruß der versammelten Soldaten erwidernd, und nahm Platz zur Rechten des Altars, an seiner Seite die Prinzen und Fürsten. Die vordersten Reihen der linken Seite waren von den Abgeordneten eingenommen. Nach dem Gesang eines Militärchors: „Ehre sei Gott in der Höhe", und einem von der Militärmusik begleiteten Choral hielt Hof- und Divisionsprediger Rogge aus Potsdam die Predigt, die auf die Bedeutung des Tages Bezug nahm.

Die Ueberreichung der Adresse fand um 2 Uhr in dem großen Empfangssaale der Präfektur statt. Auf den Korridoren, welche die Eintretenden passieren mußten, versahen Mannschaften von der Stabswache des großen Hauptquartiers die Ehrenposten. Eingeladen waren die Fürsten mit den höchsten Chargen ihrer persönlichen Umgebung, der Bundeskanzler, die Generäle, die höheren Beamten des königlichen Hofstaates.

Se. Majestät nahm am Ende des Saales Platz. Zur Rechten standen Se. Königliche Hoheit der Kronprinz, die Prinzen Karl und Adalbert von Preußen, die Großherzöge von Baden, Sachsen und Oldenburg, die Herzöge von Koburg und Meiningen, der Prinz Wilhelm von Württemberg, die Erbgroßherzöge von Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburg-Strelitz und Oldenburg, der Herzog Eugen von Württemberg, der Erbprinz von Hohenzollern. Es folgten die Generäle von Roon, von Podbielski, von Blumenthal, von Hindersin, von Kirchbach u. a. General Graf von Moltke hatte sich den Deputierten angeschlossen, die in der Mitte des Saales vor Sr. Majestät Aufstellung genommen hatten. Zur Linken Sr. Majestät des Königs standen der Bundeskanzler, die Herren vom Civil- und Militär-Kabinet, die Flügeladjutanten, der Hofstaat.

Tiefe Stille herrschte, als der Präsident Dr. Simson die Feierlichkeit mit der folgenden Ansprache an Se. Majestät eröffnet:

„Allerdurchlauchtigster König, allergnädigster König und Herr! Ew. Königliche Majestät haben huldreich gestattet, daß die von dem Reichstage des Norddeutschen Bundes am 10. d. Mts. beschlossene Adresse Allerhöchstdenselben in Ihrem Hauptquartier zu Versailles überreicht wird.

Dem Beschluß der Adresse war die Zustimmung zu den Verträgen mit den deutschen Südstaaten und zwei Verfassungsänderungen voraufgegangen, mittelst deren dem künftigen deutschen Staat und seinem höchsten Oberhaupt Benennungen gesichert werden, auf denen die Ehrfurcht langer Jahrhunderte geruht, auf deren Herstellung das Verlangen des deutschen Volkes sich zu richten niemals aufgehört hat.

Ew. Majestät empfangen die Abgeordneten des Reichstages in einer Stadt, in welcher mehr als ein verderblicher Heereszug gegen unser Vaterland ersonnen und ins Werk gesetzt worden ist. Nahe bei derselben sind — unter dem Druck fremder Gewalt — die Verträge geschlossen, in deren unmittelbarer Folge das Reich zusammenbrach.

Und heute darf die Nation von eben dieser Stelle her sich der Zusicherung getrösten, daß Kaiser und Reich im Geist einer neuen lebensvollen Gegenwart wieder auf-

gerichtet und ihr, wenn Gott ferner hilft und Segen gibt, in Beidem die Gewißheit von Einheit und Macht, von Recht und Gesetz, von Freiheit und Frieden zu teil werden.

Ew. Majestät wollen geruhen, den Befehl zu erteilen, daß der Wortlaut der Adresse verlesen und die Urkunde in Ew. Majestät Hände gelegt werde."

Nachdem Se. Majestät Allerhöchstihre Zustimmung gegeben, verlas der Präsident Dr. Simson die Adresse, welche auf Pergament geschrieben, in rotem Einband eingeschlossen, Sr. Majestät überreicht und von Allerhöchstdemselben dem Flügel-Adjutanten Grafen Lehndorff eingehändigt wurde. Se. Majestät der König verlasen darauf die folgende Allerhöchste Erwiderung an die Deputation des Reichstages:

„Geehrte Herren! Indem ich Sie hier auf fremdem Boden, fern von der deutschen Grenze, empfange, ist es Mir das erste Bedürfnis, Meiner Dankbarkeit gegen die göttliche Vorsehung Ausdruck zu geben, deren wunderbare Fügung uns hier in der alten französischen Königsstadt zusammengeführt.

Gott hat uns Sieg verliehen in einem Maße, wie Ich es kaum zu hoffen und zu bitten wagte, als ich im Sommer dieses Jahres zuerst Ihre Unterstützung für diesen schweren Krieg in Anspruch nahm.

Die Unterstützung ist Mir in vollem Maße zu teil geworden und Ich spreche Ihnen den Dank dafür aus in Meinem Namen, im Namen des Heeres, im Namen des Vaterlandes. Die siegreichen deutschen Heere, in deren Mitte sie Mich aufgesucht haben, fanden in der Opferwilligkeit des Vaterlandes, in der treuen Teilnahme und Fürsorge des Volkes in der Heimat, in der Einmütigkeit des Volkes und des Heeres ihre Ermutigung in schweren Kämpfen und Entbehrungen.

Die Gewährung der Mittel, welche die Regierungen des Norddeutschen Bundes noch in der eben geschlossenen Session des Reichstages für die Fortsetzung des Krieges verlangten, hat Mir einen neuen Beweis gegeben, daß die Nation entschlossen ist, ihre volle Kraft dafür einzusetzen, daß die großen und schmerzlichen Opfer, welche Mein Herz wie das ihrige tief bewegen, nicht umsonst gebracht sein sollen, und die Waffen nicht aus der Hand zu legen, bis Deutschlands Grenze gegen künftige Angriffe sicher gestellt ist.

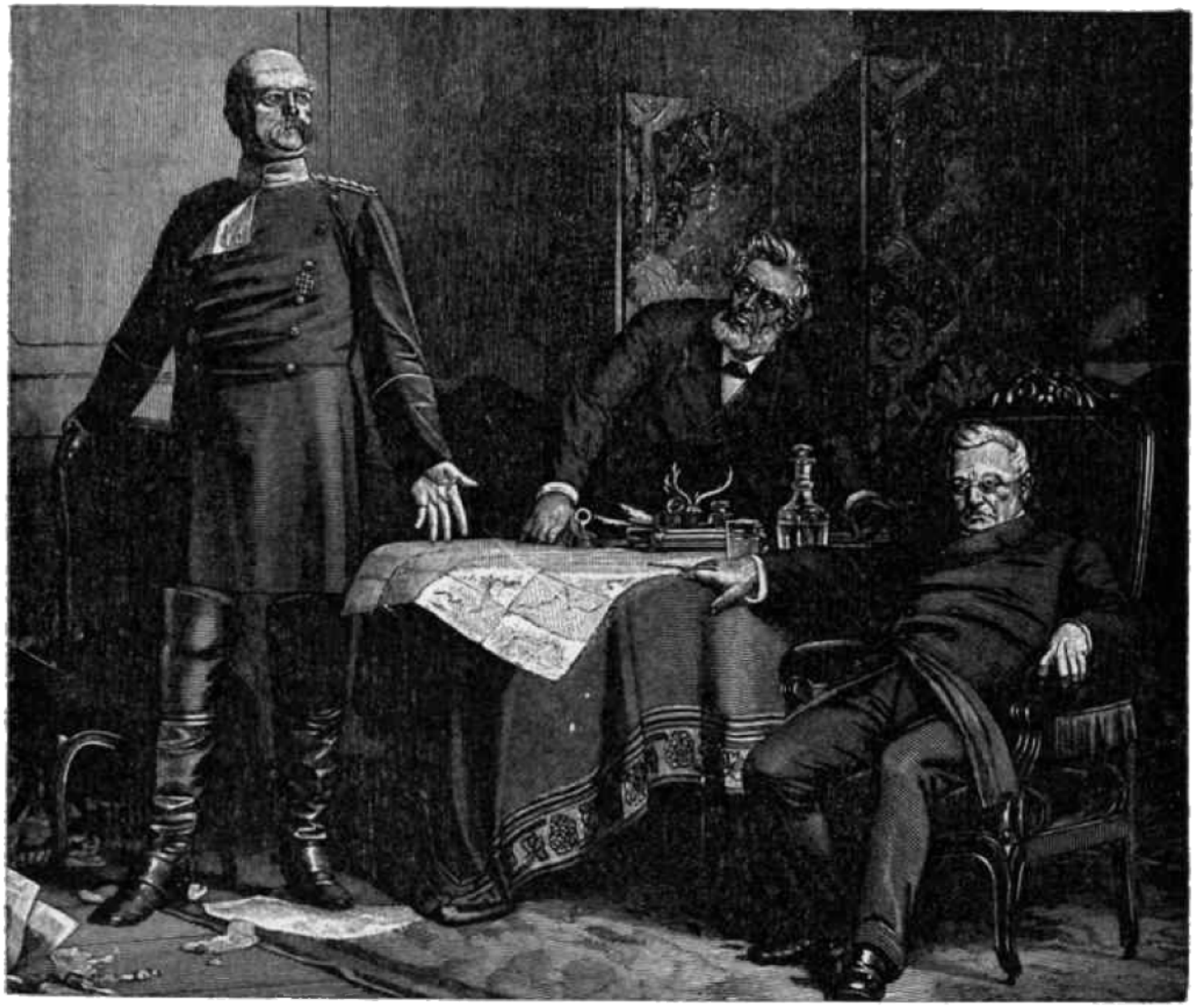
Der Norddeutsche Reichstag, dessen Grüße und Glückwünsche sie Mir überbringen, ist berufen gewesen, noch vor seinem Schluß zu dem Werke der Einigung Deutschlands entscheidend mitzuwirken. Ich bin demselben dankbar für die Bereitwilligkeit, mit welcher er fast einmütig seine Zustimmung zu den Verträgen ausgesprochen hat, welche der Einheit der Nation einen organischen Ausdruck geben werden.

Der Reichstag hat, gleich den verbündeten Regierungen, diesen Verträgen in der Ueberzeugung zugestimmt, daß das gemeinsame staatliche Leben der Deutschen sich um so segensreicher entwickeln werde, als die für dasselbe gewonnenen Grundlagen von unsern süddeutschen Bundesgenossen aus freier Entschließung, nach Maßgabe ihrer eigenen Würdigung des nationalen Bedürfnisses, bemessen und dargeboten worden sind. Ich hoffe, daß die Vertretungen der Staaten, denen Verträge noch vorzulegen sind, ihren Regierungen auf dem betretenen Wege folgen werden.

Mit tiefer Bewegung hat Mich die durch Se. Majestät den König von Bayern an Mich gelangte Aufforderung zur Herstellung der Kaiserwürde des alten Deutschen Reichs erfüllt. Sie, meine Herren, bringen Mir im Namen des Norddeutschen Reichstages die Bitte, daß ich Mich dem an Mich ergehenden Rufe nicht entziehen möge.

Ich nehme gern aus ihren Worten den Ausdruck des Vertrauens und der Wünsche des Norddeutschen Reichstages entgegen. Aber Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage nicht Mein eigenes Gefühl, auch nicht Mein eigenes Urteil Meinen Entschluß bestimmen kann.

Nur in der einmütigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde Ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem Ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf.



Friedensverhandlungen zwischen Bismarck, Thiers und Favre in Versailles.

Es wird Ihnen wie Mir zur Genugtuung gereichen, daß Ich durch Se. Majestät den König von Bayern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverständnis aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht."

Nach beendeter Rede schritt Se. Majestät auf den Präsidenten Dr. Simson zu, begrüßte ihn auf das Huldvollste und kündete ihm die Verleihung des Sterns zum Roten Adlerorden zweiter Klasse an. Se. Majestät reichte dann allen Mitgliedern die Hand,

und sprach mit jedem einige Worte. Ein Hoch des Präsidenten auf Se. Majestät den König Wilhelm, den obersten Feldherrn des deutschen Heeres, schloß die Feier.

Die Kaiserwürde sollte vom 1. Januar ab in Kraft treten. Die feierliche Uebernahme derselben erfolgte aber erst am 18. Januar 1871, als an dem Tage, an welchem vor 170 Jahren Friedrich I. sich in Königsberg die preußische Königskrone aufs Haupt gesetzt hatte. In einer Proklamation an das deutsche Volk und einem Armeebefehl des Kaisers und Königs wurde dieser feierliche Akt kundgegeben.

„An das deutsche Volk! Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die Deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten Deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die Deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, daß es der Deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem Deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Gegeben Hauptquartier Versailles, den 18. Januar 1871. Wilhelm."

Armeebefehl des Kaisers und Königs. „Mit dem heutigen für Mich und Mein Haus denkwürdigen Tage nehme ich im Einverständnis mit allen deutschen Fürsten und unter Zustimmung aller deutschen Völker neben der von Mir durch Gottes Gnade ererbten Stellung des Königs von Preußen auch die eines Deutschen Kaisers an.

Eure Tapferkeit und Ausdauer in diesem Kriege, für welche Ich Euch wiederholt Meine vollste Anerkennung aussprach, hat das Werk der inneren Einigung Deutschlands beschleunigt, ein Erfolg, den Ihr mit Einsetzung Eures Blutes und Eures Lebens erkämpft habt.

Seid stets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradschaft, Tapferkeit und Gehorsam eine Armee groß und siegreich macht; erhaltet Euch diesen Sinn, dann wird das Vaterland immer, wie heute, mit Stolz auf Euch blicken und Ihr werdet immer sein starker Arm sein. Hauptquartier Versailles, 18. Januar 1871. Wilhelm."

Die Feier selbst schildert der „Staatsanzeiger": „In dem Schlosse Ludwigs XIV., in dem Sitze einer feindlichen Macht, die Jahrhunderte hindurch Erniedrigung und Zersplitterung Deutschlands auf ihre Fahnen geschrieben hatte, fand am 18. Januar, dem 170jährigen Gedenktage des preußischen Königtums, die feierliche Proklamation des

Deutschen Kaiserreichs statt. Wenn auch die Verhältnisse der Zeit es bedingten, daß bei dieser für ewig denkwürdigen Feier die Armee das Deutsche Volk zu vertreten hatte, so waren doch die Augen der ganzen Nation, erfüllt vom Dank für das erreichte Ziel der Einigung, auf die Stelle gerichtet, wo im Kreise der Fürsten, der Heerführer und der Truppen König Wilhelm verkündete, daß Er für Sich und Seine Erben an der Krone Preußens den altehrwürdigen Titel des Deutschen Kaisers in neuem Glanze wiederherstellen wolle.

Die unabweislichen Pflichten des Kriegsdienstes verhinderten, daß alle Teile des um Paris lagernden Deutschen Heeres sich in gleichmäßiger Stärke an der Kaiserfeier beteiligten. Von den entfernter liegenden Truppen, wie von denen der Maas-Armee, hatten nur einzelne Deputationen entsandt werden können. Die obersten Führer aber und mit ihnen Abgesandte der Offizierkorps waren zur Stelle erschienen. Auch für das Bereich der dritten Armee hat die Ordre des Kronprinzen bestimmt, daß von jedem Regiment 3—4 Vertreter in Begleitung der Fahnen und außerdem von den höheren Offizieren nur diejenigen nach Versailles sich begeben sollten, denen die dienstlichen Interessen eine kurze Abwesenheit von ihrem Kommando erlaubten. Den beiden bayerischen Korps war freigestellt worden, ob sie an der Festlichkeit teilnehmen wollten. Sie entsprachen dieser Aufforderung, indem sie den größten Teil ihrer Fahnen nach Versailles abschickten und außerdem sich durch die sämtlichen Prinzen des bayerischen Königshauses, die im Felde vor Paris stehen, sowie durch zahlreiche Deputationen der Offiziere und mehrere Detachements Königlich bayerischer Soldaten vertreten ließen.

Am Morgen des 18. begab sich der Kronprinz nach dem Schloß, um hier Seinen Erlauchten Vater zu empfangen. Auf dem Schloßhof stand, ebenso wie vor der Hauptwache, als Ehrenwache eine Kompagnie des (7.) Königs-Grenadier-Regiments mit der Fahne.

Se. Majestät verließen Allerhöchst Ihr Hauptquartier Schlag 12 Uhr. Vor dem Schlosse angekommen, ließen Allerhöchstdieselben es auch heute Sich nicht nehmen, die Truppen der Ehrenwache zu inspizieren.

Während Se. Majestät, umgeben von den Prinzen, den Fürsten, Generälen und Ministern, noch einige Augenblicke in den Vorzimmern der Festräume verweilten, hatte sich in dem Saale, wo die Feierlichkeit stattfinden sollte, der Galerie des Glaces, die Versammlung geordnet. An der Südseite, die nach dem Park geht, rechts und links von dem mit einer roten Decke bekleideten Altar, welche als Symbol das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug, standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten. Die Fahnen selbst, von den Fahnenträgern gehalten, hatten ihren Platz auf einer Estrade an der Ostseite des Festraumes. Die Zahl der anwesenden Offiziere betrug zwischen fünf- bis sechshundert.

Bald nach 12¼ Uhr traten Se. Majestät in den Festsaal ein, während ein Sängerchor, zusammengesetzt aus Mannschaften des 7., 47. und 58. Regiments, das „Jauchzet dem Herrn alle Welt", anstimmte. Der König nahm in der Mitte vor dem Altar Aufstellung, im Halbkreise um Se. Majestät die Prinzen und Fürsten; der Kronprinz, Prinz Karl und Adalbert von Preußen, der Kronprinz und Prinz Georg von Sachsen, die Großherzöge von Baden, Sachsen und Oldenburg, die Herzöge von Koburg, Meiningen und Altenburg, die Prinzen Otto, Luitpold und Leopold von Bayern, die Prinzen Wilhelm und August, sowie die Herzöge Eugen der Aeltere und Eugen der Jüngere von

Württemberg, die Erbgroßherzöge von Sachsen, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, die Erbprinzen von Meiningen, Anhalt, die Fürsten von Schaumburg-Lippe und Schwarzburg-Rudolstadt, der Erbprinz von Hohenzollern, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Augustenburg, die Fürsten von Wied, Putbus, Lynar, Pleß, die Prinzen von Reuß, Croy, Biron von Kurland. Hinter den Fürsten und ihnen zur Seite standen die Generäle und Minister. An der Spitze des linken Flügels der Bundeskanzler und der Hausminister Freiherr von Schleinitz, rechts Staatsminister Delbrück.

Nach dem Chorgesang sang die Gemeinde einen Vers des Chorals: „Sei Lob und Ehr'". Dann folgte die Liturgie und darauf die Festrede. Nachdem der Gesang: „Nun danket Alle Gott" und der Segen die kirchliche Feierlichkeit beendet hatten, schritten Se. Majestät durch die Reihen der Versammlung auf die Estrade zu, verlasen vor den Fahnen die Urkunde der Verkündigung des Kaiserreichs und gaben dann dem Bundeskanzler den Befehl zur Verlesung der „Proklamation an das Deutsche Volk". Mit lauter Stimme rief darauf der Großherzog von Baden: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!"

Unter den Klängen der Volkshymne stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein.

Se. Kaiserliche Majestät umarmten dann den Kronprinzen, den Prinzen Karl und die ihm persönlich verwandten Fürsten. Dann ließ der Kaiser die Deputationen der Offiziere an sich vorüber passieren und ging an den Reihen der im Saale aufgestellten Truppen entlang. Die Musikkorps hatten sich inzwischen in dem an die Galerie östlich anstoßenden „Friedenssaal" aufgestellt. Sie begrüßten Se. Majestät, als Allerhöchstdieselben von den Prinzen, Fürsten und Generälen begleitet, den Festraum verließen, mit dem Hohenfriedberger Marsch. Die Offiziere folgten Sr. Majestät; die Fahnen wurden von den begleitenden Mannschaften in Empfang genommen."

Und die „Provinzial-Korrespondenz" widmete diesem gewaltigen, historischen Ereignis die folgenden Worte: „So ist denn das Deutsche Kaisertum wieder erstanden und unter dem begeisterten Zurufe des deutschen Volkes feierlich verkündet worden.

Es war Gottes Fügung, daß die stille Arbeit des deutschen Geistes, durch welche das Werk der Einigung seit Jahrzehnten vorbereitet war, ihre endliche Erfüllung erst auf den Schlachtfeldern finden sollte.

Die Prophezeihung, daß unser Volk durch „Blut und Eisen" zur ersehnten Einheit kommen werde, ist rascher und vollständiger, als man es ahnen konnte, zur Wahrheit geworden. In der einmütigen Erhebung und im glorreichen Kampfe aller deutschen Stämme gegen den alten Erbfeind deutscher Nation hat das Bewußtsein der inneren Einheit mit unerwarteter Kraft alle Hüllen und Hemmnisse zersprengt und abgestreift, und ist mit einem gewaltigen Schlage zur Geltung und Herrschaft gelangt.

Die deutsche Einheit war innerlich fertig, schon als der nationale Krieg unter Führung unseres Heldenkönigs begann, sie war vollends im Geiste des Volkes bestätigt und besiegelt, nachdem die geeinigte Kraft des Volkes sich in wunderbaren Siegen und Erfolgen bewährt hatte.

Deutschland war bereits in der Tat und Wahrheit ein mächtiges Reich geworden, unser König war bereits der Kaiser und Herzog der Deutschen mit einer Machtfülle und Größe, wie kein Kaiser zuvor, unser Volk war erfüllt und gehoben von dem freudigen Bewußtsein der wiedererstandenen Herrlichkeit des Deutschen Reiches; — so mußte denn,

was in gewaltigen Tatsachen und in allen Herzen schon Leben gewonnen hatte, auch in der Gestaltung des neuen deutschen Staatswesens zum wirklichen vollen Ausdruck gelangen.

Nicht von unserm Könige, nicht vom Norddeutschen Bunde war der Anstoß ausgegangen, um inmitten des Krieges die Einheit Deutschlands in einem gemeinsamen Deutschen Bunde zu vollenden, — die süddeutschen Staaten selber folgten dem erhebenden Drange des allgemeinen Bewußtseins, indem sie den unverzüglichen Eintritt in die engere Gemeinschaft erstrebten.

König Wilhelm hätte nimmer die Erneuerung der Kaiserwürde erstrebt oder beantragt: das Königtum der Hohenzollern war an Ehren reich genug, um auch das Deutsche Reich nach allen Seiten hin würdig zu vertreten. Aber es lag in dem Wesen der unwiderstehlich eingetretenen nationalen Entwicklung, daß die Fürsten, wie das Volk mit der Wiederherstellung des Reiches auch das Wahrzeichen der alten Herrlichkeit desselben, das Kaisertum wieder aufgerichtet wissen wollten; — in den neu hinzugekommenen süddeutschen Volkskreisen zumal würde man das Deutsche Reich ohne das Kaisertum kaum recht verstanden und in voller Bedeutung anerkannt haben.

General Bourbaki.

So war es denn in Wahrheit die Erfüllung einer „Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland", daß unser König dem Rufe der deutschen Fürsten und freien Städte und den übereinstimmenden Beschlüssen aller deutschen Volksvertretungen seine Zustimmung gab und mit der Herstellung des Deutschen Reiches auch die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Deutsche Kaiserwürde erneuerte.

Mit dem 1. Januar bereits war die Verfassung des neuen Deutschen Bundes amtlich verkündet und in Kraft getreten, mit ihr die Bestimmungen, nach welchen der Bund den Namen „Deutsches Reich", das Oberhaupt des Bundes den Namen „Deutscher Kaiser" führt.

Kaiser und Reich waren seit dem 1. Januar staatsrechtlich festgestellte und anerkannte Einrichtungen des neuen Deutschland: jeder Akt, welcher vom Präsidium des Bundes ausgeht, mußte fortan unter dem Namen des „Deutschen Kaisers" erfolgen.

Wenn die feierliche Weihe der großen geschichtlichen Wendung noch um eine kurze Weile hinausgeschoben war, so geschah es, weil unser König die Krone des Reiches erst dann in förmlicher Weise zu erfassen gedachte, wenn sie alle Glieder umfaßte. Die bedeutungsvolle Feier wurde auf den 18. Januar, den Gedenktag der Gründung des preußischen Königtums, festgesetzt in der Hoffnung, daß bis dahin eben alle Glieder, auch Bayern ihren Beitritt zum neuen Deutschen Reiche endgültig besiegelt haben würden.

Obwohl diese Hoffnung bis zu dem in Aussicht genommenen Tage noch nicht erfüllt war, so ist doch die Erfüllung unmittelbar darauf erfolgt, und heute schon feiert Bayern mit dem gesamten Deutschland seine Zugehörigkeit zu dem wiedererstandenen Reiche.

In wenigen Wochen wird ganz Deutschland die Wahlen zu dem ersten gemeinsamen Reichstage vollziehen, der, so Gott will, den Deutschen Kaiser bei der Heimkehr von seiner Siegesbahn begrüßen wird.

Die Tatsachen geben lautes Zeugnis dafür, daß diese ganze deutsche Entwickelung, wie sie sich in den letzten Monaten vollzogen hat, aus dem Geist des deutschen Volkes unter dem sichtlichen Walten Gottes hervorgegangen ist."

Indessen hatte der Krieg seinen ungestörten Fortgang genommen. Es war Moltke nach und nach gelungen, unermeßliche Kriegsvorräte herbeizuschaffen, und es sollte nun mit dem lange verschobenen Bombardement von Paris begonnen werden. In den ersten Tagen des Jahres 1871 begann die Beschießung mit solchem Erfolg, daß ein Fort nach dem andern in die Hände der Deutschen fiel. Die Proklamationen Trochus, in welchen er versicherte, daß sich Paris niemals zu einer Kapitulation herablassen werde, waren umsonst, es wurde ihm eine Kommission von vier Ministern und vier Generälen zur Seite gesetzt, die Angst in der Stadt wuchs mit jedem Tage, die Verheerung, welche die deutschen Geschosse dort anrichteten, war eine unerwartete, allein trotz aller Beschwerden von seiten der Pariser wurde das Bombardement regelrecht fortgesetzt. Verstärkte Artillerieangriffe im Osten und im Norden sollten dasselbe unterstützen, allein auch in Paris bereitete man sich nun zu einem letzten Ausfall vor. Ein Riesenausfall sollte den Gürtel der Belagerer durchbrechen; die drohende Hungersnot, die gärende Stimmung in der Bevölkerung drängte zu einem entscheidenden Schritt. Früh am Morgen des 19. Januar 1871 zogen über 100 000 Mann von allen Waffengattungen aus, allein am Abend kehrten sie geschlagen mit einem Verlust von 7000 Toten in fluchtähnlichem Rückzug in die Stadt zurück. In Paris griff auf die Nachricht von dieser Niederlage eine dumpfe Verzweiflung Platz, die Kapitulation schien mehr und mehr zur Notwendigkeit zu werden, man entschloß sich endlich, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten. Jules Favre war es, der dieses schwierige Werk übernehmen mußte. Sein Vorschlag einer Konvention, nach welcher es der Besatzung von Paris gestattet sein sollte, mit allen kriegerischen Ehren von Paris abzuziehen gegen das Versprechen, einige Monate lang den Kampf nicht mehr aufzunehmen, fand im Hauptquartier von Versailles keine Billigung. Endlich kam man zu einem dreiwöchentlichen Waffenstillstand überein, während dessen die Nationalversammlung zur Beratung des Friedens einberufen werden sollte.

Damit war freilich das Blutvergießen noch nicht zu Ende. Auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz sollten die Franzosen noch Leiden durchmachen, die schwer waren. Man hatte deutscherseits die Bedingung gestellt, daß der Waffenstillstand sich nicht über Belfort ausdehnen solle, da man wußte, daß diese Festung dem Falle nahe war. Gegen die Bedingung, daß dann auch die Armee Bourbakis in ihren kriegerischen Bewegungen ungehindert sein solle, hatte man sich darüber geeinigt. Bei Nuits, das die Franzosen besetzt hielten, entspann sich zwischen ihnen und den badischen Truppen ein erbitterter Kampf, der mit dem Rückzug der Franzosen endigte. Indessen hatte sich Gambetta zu einer letzten kühnen Bewegung entschlossen. Bourbaki sollte ostwärts vorrücken, und sich auf die Deutschen werfend, Belfort und den Oberrhein befreien, und dann in das badische Oberland und in den Schwarzwald vorrücken. Zugleich sollte man vom Norden und Süden her alles aufbieten, um Paris zu entsetzen. Allein alle seine Pläne scheiterten an der Widerstandskraft der Deutschen. General von Werder gelang es nach einem scharfen Gefecht bei Villersexel bei Héricourt den Marsch Bourbakis aufzuhalten, und in drei-

tägigem Kampfe standen die badischen Truppen unter Werder da, wie einst Leonidas mit seinen Spartanern in den Thermopylen. Das Werdersche Korps, so schreibt J. Benedey, das so eigentlich kein besonderes Korps, sondern nach und nach zu einem kleinen Heere von Heeres-Abteilungen aus allen Gauen Deutschlands, Baden, Württemberg, Westfalen, Holstein zusammengelesen war, hat ein sehr einfaches, aber wunderbar großartiges Schauspiel von festem Mut und unerschütterlicher Standhaftigkeit der Massen dieses kleinen Heeres, des gemeinen Mannes, des Volkes, das in ihm vertreten war, gegeben. Drei Tage haben die deutschen Krieger hier nicht nur wie die Helden gekämpft — das hätten auch andere Völker gekonnt, die Franzosen vor allen vielleicht auch — ja nicht nur gekämpft, sondern auch gewacht, gehungert, gefroren, gedürstet, gelitten und überstanden, was je irgend einem Heere geboten worden ist. Wer darüber von den Mitkämpfenden sprechen, die Einzelheiten erzählen hört, dem wird es heiß und kalt im Herzen, der staunt und bewundert diese eisenfesten Männer. Es ist das Volk, es ist die deutsche Volkskraft, der deutsche Volksgeist, der so zu leiden, zu dulden, zu darben, zu hungern, zu frieren vermochte, und dann wieder Tag um Tag unerschüttert und unerschütterlich dem tapferen, doppelt und dreifach starken Feinde festen Fußes Widerstand leistete. Es überlief uns ein Schauer, als ein Verwundeter dieser Heldenschar schlicht und einfach erzählte: „Wir sagten uns: „Hier kommt niemand durch! Und es ist niemand durchgekommen.“ Es war das Volk, das kämpfte, es war das deutsche Volksbewußtsein, zum Heldenmute erwacht, das sich den ganzen Feldzug hindurch bewährt hat, das vom ersten bis zum letzten Schluß sich sagte: „Hier kommt niemand durch!“

Die Bourbakische Armee mußte sich nach Besançon zurückziehen. Der General wollte von da südwärts nach Lyon marschieren. Allein es war hierzu zu spät. Während Garibaldi bei Dijon von General Kettler im Schach gehalten wurde, sah sich Bourbaki von Werder, Zastrow und Fransecky in einem Halbkreis umstellt, und es blieb ihm nichts übrig, als Kapitulation oder der Uebergang auf das neutrale Gebiet der Schweiz. Wohl gelang es Garibaldi, bei Dijon eine preußische Fahne zu erobern, allein er selbst legte bald den Oberbefehl nieder, räumte Dijon und kehrte in seine Heimat zurück. In den Tagen vom 27. und 29. Januar wurde Bourbakis Armee von den vereinigten Deutschen angegriffen und an die Schweizer Grenze gedrängt; die Zahl der Gefangenen, im Anfang 4000, stieg allmählich auf 15000. Bourbakis Versuch, sich selbst das Leben zu nehmen, mißlang; General Clusant, der an seine Stelle trat, sah in dem Uebertritt in die Schweiz den einzigen Weg der Rettung. Eine Armee von 85000 Mann, halb verhungert, in zerfetzter Kleidung, suchte dort ihr Asyl.

Damit war nun der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland wohl in der Hauptsache beendigt. In Paris selbst steuerte man nun auf den Frieden zu. Aber um denselben herbeiführen zu können, bedurfte man einer Verlängerung des Waffenstillstandes, und diese konnte nur dann erreicht werden, wenn die bis dahin tapfer verteidigte Festung Belfort fiel. So wurde denn der Kommandant derselben angewiesen, Belfort vertragsweise zu übergeben. Allein man bewilligte nur eine kurze Verlängerung, um gegebenen Falles den Krieg fortsetzen zu können. Denn noch gab es in Paris eine Partei, die den Krieg wollte, eine andere war mehr für einen „ehrenvollen Frieden“. Die Abtretung von Elsaß und Lothringen gab noch zu manchen heftigen Erörterungen Anlaß, allein Bismarck blieb auf derselben bestehen.

Wie die Kunde von der Kapitulation von Paris und dem daran sich knüpfenden

Frieden auf beiden Seiten aufgenommen wurde, das zeigt einerseits die „Provinzial-Korrespondenz“ vom 1. Februar: „Mit dem Fall von Paris stehen wir unerwartet vor dem gänzlichen Ende des Krieges und vor dem wirklichen Friedensschlusse.

Das ist Mehr und Höheres, als die Zuversichtlichsten noch vor kurzem zu hoffen wagten.

Es sind erst wenige Wochen her, da war noch überall, und bei den Kundigen nicht minder als in weiteren Kreisen, die Ueberzeugung geltend, daß nach dem Falle von Paris erst noch die volle Entfaltung unserer militärischen Macht in den Provinzen Frankreichs nötig sein würde, um die neu aufgerufenen Kräfte des Widerstandes zu brechen, — und man wünschte mit einiger Ungeduld besonders deshalb die Ueberwindung von Paris beschleunigt zu sehen, damit unsere Armeen volle Freiheit gewinnen möchten, ihre weiteren Aufgaben in Frankreich zu erfüllen.

Noch in der ersten Woche des Januar war dies die allgemeine Auffassung der militärischen Lage, und die deutsche Heeresleitung, ebenso wie unser Volk, mußte sich darauf gefaßt machen, die endliche Niederlage Frankreichs erst noch mit dem Aufwand weiterer Kräfte und mit längeren Opfern zu erkaufen.

Da brachten zuerst die gewaltigen Siege des Feldmarschalls Prinzen Friedrich Karl über die französische Westarmee und des Generals von Göben über die Nordarmee, sowie die Vereitelung der Pläne Bourbakis durch den heldenmütigen Widerstand des Werderschen Korps — eine hoch erfreuliche Wendung der Aussichten herbei; aber so zuversichtlich man nun auch hoffen konnte, daß die Niederwerfung Frankreichs nach dem Falle von Paris keine erheblichen militärischen Schwierigkeiten mehr bereiten würde, so galt es doch als gewiß, daß die Fortsetzung des Widerstands, zu welcher namentlich Gambetta mit diktatorischer Gewalt immer aufs neue antrieb, ernstlich versucht werden und noch eine langwierige und lästige, wenn auch nicht mehr gefahrvolle Kriegführung nötig machen würde.

Aber wäre selbst der Krieg tatsächlich beendigt gewesen, so war es doch nicht abzusehen, *wie* und *mit wem* es zum Friedensschlusse kommen sollte; denn die Regierung der nationalen Verteidigung entbehrte einerseits noch aller staatsrechtlichen Anerkennung auch im eigenen Volke, sie erschien andererseits in sich selbst zwiespältig und zerfallen, und es war kaum zu hoffen, daß die Ergebung von Paris und ein Abkommen mit der dortigen Regierung einen entscheidenden Einfluß auf das Verhalten Gambettas und der Regierung in Bordeaux zu üben vermöchten.

Die Unterwerfung von Paris war daher nur als ein gewichtiger Schritt zum glücklichen Ende, aber nicht als das Ende selbst in Aussicht genommen.

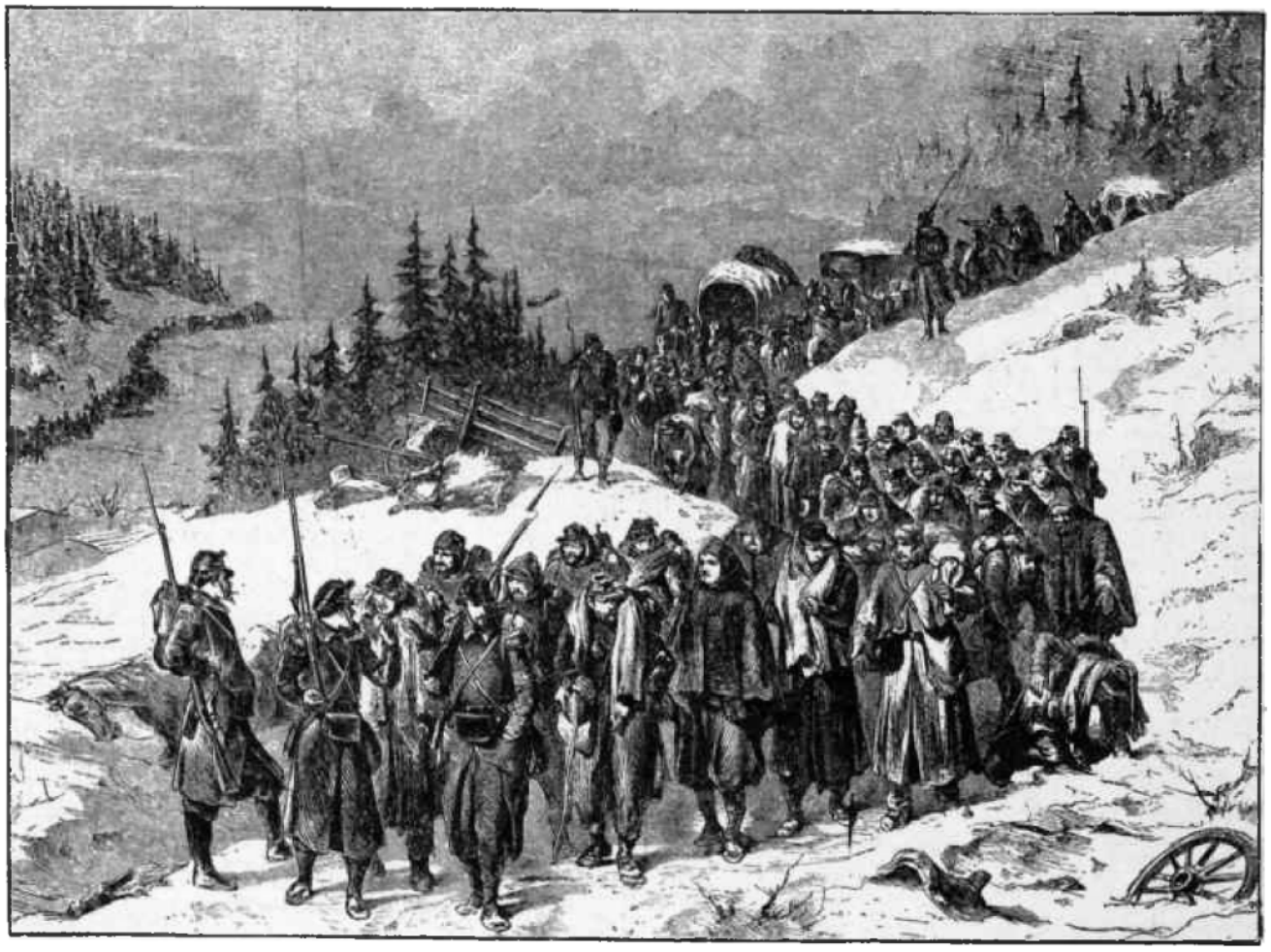
Es galt als unvermeidlich, daß unsere Heere noch auf lange Zeit hinaus in Frankreich festgehalten werden würden.

Dank der Umsicht und Energie unserer Staatsleitung scheint es anders zu kommen; wir dürfen jetzt in dem Falle von Paris zugleich den Schluß des Krieges und einen nahen, glorreichen Frieden begrüßen.

Wenn es, wie zu hoffen ist, gelingt, durch den Pariser Kapitulationsvertrag gleichzeitig die Unterwerfung ganz Frankreichs und einen Frieden, wie Deutschland ihn haben muß, von der Regierung der nationalen Verteidigung zu erreichen, so wird damit eine der größten und schwierigsten Aufgaben der Politik in ebenso glänzender und über-

raschender Weise erfüllt sein, wie seither alle militärischen Aufgaben während des Feldzuges gelöst worden sind."

Dagegen verkündigte die Pariser Regierung die Ursachen der Kapitulation in folgender Proklamation: „Mitbürger, wir wollen Frankreich sagen, in welcher Lage und nach welchen Anstrengungen Paris unterlegen ist. Die Einschließung hat vom 16. September bis zum 26. Januar gedauert. Während dieser ganzen Zeit haben wir, abgesehen von einigen Depeschen, von der übrigen Welt abgesperrt gelebt. Die ganze männliche Bevölkerung war in Waffen, bei Tage zu den Uebungen und nachts auf den Wällen und



Transport französischer Soldaten durch schweizerisches Militär.

Vorposten. Das Gas ging uns zuerst aus und die Stadt war abends in Dunkelheit gehüllt; dann kam der Mangel an Holz und Kohlen. Seit dem Monat Oktober mußte zum Metzgerfleisch Pferdefleisch zur Speise hinzugefügt werden; vom 15. Dezember an mußten wir noch zu letzterem ganz unsere Zuflucht nehmen. Sechs Wochen hindurch bekamen die Pariser täglich nur 30 Gramm Pferdefleisch; seit dem 18. Januar wurde das Brot, worin Roggen nur noch den dritten Teil bildete, zu 300 Gramm für den Tag angesetzt, was auf einen gesunden Menschen im ganzen 330 Gramm Nahrung ausmachte. Die Sterblichkeit, welche sonst 1500 betrug, überstieg 5000 unter dem Einflusse der hartnäckigen Pocken und der Entbehrungen aller Art. Alle Stände haben gelitten, alle Familien hatten Trauer. Das Bombardement hat einen Monat gedauert

und die Stadt St. Denis, sowie fast die ganzen Stadtteile auf dem linken Seineufer niedergeschmettert.

In dem Augenblicke, wo der Widerstand aufhörte, wußten wir, daß unsere Armeen an der Grenze zurückgetrieben und außer stande waren, uns zu helfen. Unterstützt von der Nationalgarde, welche sich tapfer geschlagen und eine große Anzahl von Leuten verloren hat, hat die Armee am 19. Januar ein Unternehmen versucht, das allgemein als ein Akt der Verzweiflung bezeichnet wurde. Dieser Versuch, dessen Zweck die Durchbrechung der feindlichen Linien war, scheiterte, wie jeder Versuch des Feindes, die unsrigen zu durchbrechen, gescheitert sein würde.

Trotz alles Feuers unserer Nationalgarden, welche nur ihren Mut zu Rate zogen und sich bereit erklärten, in den Kampf zurückzukehren, blieb uns keine Aussicht, Paris zu deblokieren oder es zu verlassen, um nur die Armee nach außen zu werfen und sie in eine Entsatz-Armee umzugestalten. Alle Generäle erklärten, es würde eine Torheit sein, wenn dieses Unternehmen versucht würde; die Werke der Deutschen, ihre Anzahl, ihre Artillerie machten ihre Linien undurchdringlich; wir würden, wenn wir das Unmögliche leisteten und ihnen über den Leib hinwegschritten, darüber hinaus nur eine Einöde von dreißig Wegstunden finden; dort würden wir vor Hunger vergehen, denn man dürfte nicht daran denken, Lebensmittel mitzunehmen, weil wir bereits am Ende unserer Hilfsquellen seien. Die Divisionäre wurden bei den Chefs der Armee zu Rate gezogen und erteilten Bescheid wie sie. In Anwesenheit der Minister und Maires von Paris wurden diejenigen Obersten und Bataillons-Chefs berufen, welche für die tapfersten galten. Die nämliche Antwort. Man konnte sich töten lassen, aber man konnte nicht mehr siegen. In diesem Augenblicke, als jede Hoffnung auf Hilfe und jede Aussicht auf Erfolg geschwunden, blieb uns nach sicherer Schätzung noch Brot auf acht Tage und Pferdefleisch auf vierzehn Tage, wenn alle Pferde geschlachtet wurden. Bei den zerstörten Eisenbahnen, den verdorbenen Wegen, der abgesperrten Seine fehlte viel an der Gewißheit, bis zur Stunde der Wiederverproviantierung auszureichen. Selbst heute noch leben wir in der Besorgnis, das Brot und die übrigen Vorräte könnten uns ausgehen, ehe die ersten Zusendungen eintreffen. Wir haben daher über die Möglichkeit hinaus ausgeharrt und scheuen selbst die Möglichkeit nicht, die uns noch bedroht, uns der furchtbaren Gefahr der Hungersnot einer Bevölkerung von zwei Millionen Seelen auszusetzen.

Wir sagen es laut, daß Paris durchaus und ohne Rückhalt alles tat, was eine belagerte Stadt tun konnte. Wir erteilen der Bevölkerung, die dem Waffenstillstande ihre Rettung verdankt, dieses Zeugnis, daß sie bis ans Ende heldenmütigen Mut und Ausdauer bewiesen hat. Frankreich, das Paris nach fünf Monaten wiederfindet, kann auf die Hauptstadt stolz sein.

Wir haben den Widerstand aufgegeben, die Forts übergeben, die Enceinte abgerüstet, unsere Besatzung ist kriegsgefangen, wir zahlen eine Kriegsentschädigung von zweihundert Millionen.

Aber der Feind rückt nicht in Paris ein; er erkennt das Prinzip der Volkssouveränität an, er läßt unserer Nationalgarde ihre Waffen und ihre Organisation, er läßt eine Division der Armee von Paris bestehen. Unsere Regimenter behalten ihre Fahnen, unsere Offiziere behalten ihre Degen; niemand wird als Kriegsgefangener aus der Umwallung herausgeführt: Niemals hat sich ein belagerter Platz unter so ehrenvollen

Bedingungen ergeben, und diese Bedingungen wurden erreicht, als Hilfe unmöglich und das Brot ausgegangen war.

Endlich hat der abgeschlossene Waffenstillstand zur unmittelbaren Folge die von seiten der Regierung erlassene Einberufung einer Assemblée, welche souverän über Krieg und Frieden zu entscheiden haben wird.

Das Kaisertum unter seinen verschiedenen Formen bot dem Feinde die Anknüpfung von Verhandlungen an. Die Assemblée wird rechtzeitig zusammentreten, um diese Umtriebe zu vernichten und den Grundsatz der Nationalsouveränität zu wahren. Frankreich allein wird über Frankreichs Geschicke entscheiden. Eile war nötig, der Verzug war bei dem Zustande, in welchem wir uns befanden, die größte Gefahr. In acht Tagen wird Frankreich seine Vertreter gewählt haben. Möge es die ergebensten, uneigennützigsten, unbestechlichsten wählen.

Das größte Interesse für uns ist, wieder aufzuleben und die blutenden Wunden des Vaterlandes zu heilen. Wir sind überzeugt, daß dieses blutbedeckte, ausgeraubte Land wieder Ernten und Menschen hervorbringen, daß der Wohlstand nach so harten Prüfungen wiederkehren wird, wenn wir unverzüglich die wenigen Tage recht benutzen, die uns noch zur Erholung und Beratung bleiben.

An dem Tage der Assemblée wird die Regierung die Gewalt in deren Hände legen. An diesem Tage wird Frankreich, wenn es die Augen auf sich lenkt, sich tief unglücklich finden; aber wenn es sich zugleich durch das Unglück wieder gestählt und im vollen Besitze seiner Energie und seiner Souveränität findet, so wird es wieder Vertrauen auf seine Größe und auf seine Zukunft fassen."

Und von Wilhelmshöhe her ließ sich noch einmal Napoleon vernehmen: „Franzosen! Vom Glücke verlassen, habe ich seit meiner Gefangennahme jenes tiefe Stillschweigen beobachtet, welches die Trauer des Unglücks ist. So lange sich die Armeen gegenüber gestanden, habe ich mich eines jeden Schrittes, eines jeden Wortes enthalten, welches Zwiespalt hätte hervorrufen können. Heute, bei dem tiefen Unglück des Landes, kann ich mich nicht länger im Schweigen halten, ohne gefühllos für seine Leiden zu erscheinen.

In jenem Augenblick, als ich gezwungen war, mich gefangen zu geben, konnte ich in keine Verhandlungen über den Frieden eintreten; da ich nicht frei war, so hätte es den Anschein gewonnen, als seien meine Entschließungen durch persönliche Rücksichtsnahmen diktiert. Ich überließ der Regierung der Regentschaft, welche ihren Sitz in Paris inmitten der Kammern hatte, die Pflicht darüber zu entscheiden, ob das Interesse der Nation die Fortsetzung des Kampfes erheische.

Trotz unerhörter Unglücksfälle war Frankreich nicht besiegt; unsere festen Plätze standen noch aufrecht, Paris war im Zustande der Verteidigung, einer weiteren Ausdehnung unserer Unglücksfälle konnte noch Einhalt getan werden. Aber, während alle Blicke gegen den Feind gerichtet waren, brach in Paris eine Insurrektion aus; die Volksvertretung wurde vergewaltigt, die Kaiserin bedroht, eine Regierung installierte sich durch Ueberraschung auf dem Stadthause und das Kaiserreich, welchem die gesamte Nation soeben zum dritten Male ihre Zustimmung gegeben hatte, wurde durch diejenigen gestürzt, welche berufen waren, es zu verteidigen. Meinen gerechten Unmut unterdrückend, rief ich mir zu: „Was liegt an der Dynastie, wenn das Vaterland gerettet werden kann", und anstatt gegen die Verletzung des Rechtes zu protestieren, richtete ich meine heißesten

Wünsche auf den Erfolg der nationalen Verteidigung, und die patriotische Hingebung, welche alle Klassen der Bevölkerung und alle Parteien bewiesen, hat mich mit Bewunderung erfüllt.

Aber jetzt, wo der Kampf unterbrochen und die Hauptstadt nach heldenmütigem Widerstande gefallen ist, jetzt, wo jede vernünftige Aussicht auf den Sieg verschwunden ist, jetzt ist es Zeit, von jenen, welche die Gewalt usurpiert haben, Rechenschaft zu verlangen für das unnötiger Weise vergossene Blut, für die ohne Grund aufgehäuften Trümmer, für die ohne Kontrolle verschleuderten Hilfsquellen des Landes.

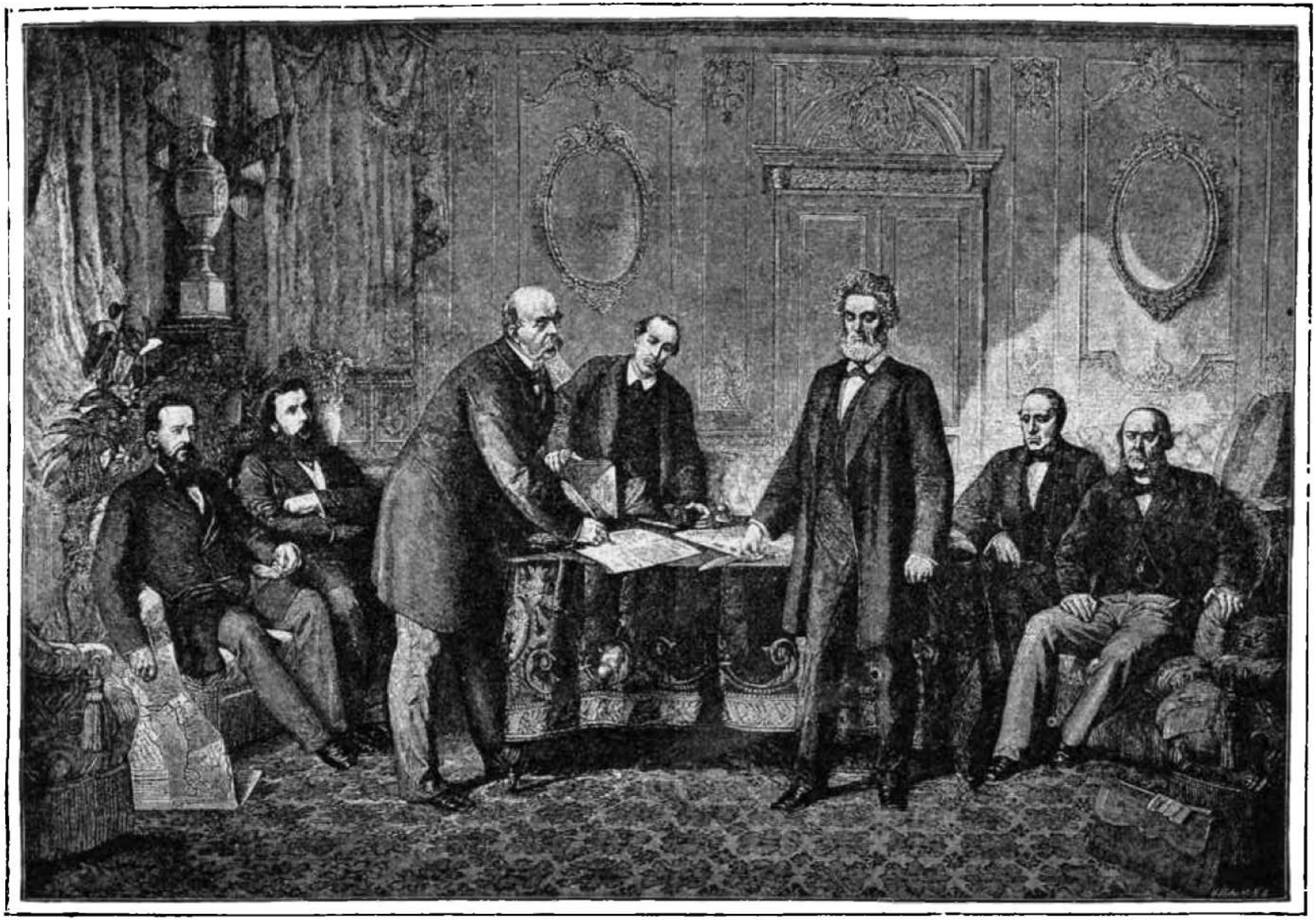
Das Schicksal Frankreichs kann nicht einer Regierung ohne Mandat überlassen werden, welche, indem sie die Verwaltung desorganisierte, nicht eine einzige jener Autoritäten bestehen ließ, welche ihren Ursprung dem allgemeinen Stimmrecht verdankten. Eine Nation kann einer Regierung nicht lange Gehorsam schenken, welche kein Recht hat, zu befehlen. Ordnung, Vertrauen, ein sicherer Friede wird nur dann erzielt werden, wenn das Volk zu Rate gezogen worden ist über jene Regierung, welche am meisten befähigt ist, das Vaterland von seinen Leiden zu befreien. Unter den feierlichen Umständen, in welchen wir uns angesichts der Invasion und des aufmerksamen Europas befinden, ist es nötig, daß Frankreich eins sei in seinen Bestrebungen, in seinen Wünschen, in seinen Entschließungen. Dies ist das Ziel, welches alle guten Bürger bestrebt sein müssen zu erreichen. Was mich anbelangt, gebeugt durch so viele Ungerechtigkeiten und bittere Enttäuschungen, will ich heute nicht jene Rechte in Anspruch nehmen, welche ihr vier Mal in zwanzig Jahren mir freiwillig übertragen habt.

Angesichts des Unglücks, welches uns umringt, ist kein Raum vorhanden für persönlichen Ehrgeiz; aber, so lange nicht das Volk in regelmäßiger Weise in seinen Komitien versammelt, seinen Willen wird kundgegeben haben, wird es meine Pflicht sein, als wahrhafter Repräsentant der Nation, mich an dieselbe zu wenden und ihr zu sagen: Alles was ohne eure direkte Beteiligung geschieht, ist ungesetzlich. Nur eine aus der Volkssouveränität entsprungene Regierung, welche sich über den Egoismus der Parteien zu erheben vermag, wird im stande sein, eure Wunden zu heilen, eure Herzen der Hoffnung, und die entweihten Kirchen euren Gebeten wieder zu eröffnen und die Arbeit, die Einigkeit und den Frieden in den Schoß des Vaterlandes zurückzuführen." Napoleon.

Die Friedensverhandlungen selbst schildert die „Provinzial-Korrespondenz": „Die Friedenshoffnungen haben sich im Laufe der jüngst verflossenen Woche befestigt, und wir dürfen jetzt mit einiger Zuversicht der nahen Erfüllung derselben entgegensehen.

Die Versammlung in Bordeaux hat durch ihre ersten Schritte die Erwartungen bestätigt, welche sich an den Ausfall der Wahlen knüpften: der Geist patriotischer Ergebung in die unabwendbaren Folgen der gewaltigen Niederlage Frankreichs und vor allem die Einsicht in die absolute Notwendigkeit eines schleunigen Friedenschlusses scheint ihr ganzes Verfahren zu leiten.

Die Berufung auf Frankreichs Ehre, wie sie in den Aeußerungen aus Bordeaux öfter wiederkehrt, hat im Zusammenhange der sonstigen Schritte und Kundgebungen der Nationalversammlung und der neuen Regierung augenscheinlich nicht mehr denselben Sinn, in welchem die Ehre Frankreichs bei den früheren Verhandlungen als ein absolutes Hindernis jeder Abtretung französischen Gebiets bezeichnet wurde. Vielmehr scheint die vom Grafen Bismarck früher geltend gemachte Auffassung, daß die Ehre Frankreichs nicht von anderer Beschaffenheit sei, als diejenige anderer Länder, und daß die Bedin-



Die Friedensunterzeichnung in Frankfurt a. M. Nach dem Gemälde von O. Donner von Richter.

gungen, welche Frankreich ganz zweifellos uns auferlegt haben würde, wenn wir besiegt worden wären, und welche das Ergebnis fast jeden Krieges auch der neuesten Zeit gewesen sind, für ein nach tapferer Gegenwehr besiegtes Land an sich nichts Entehrendes haben können, — diese Auffassung scheint jetzt auch bei der französischen Regierung zur tatsächlichen Anerkennung zu gelangen.

Hierauf, sowie auf der Erkenntnis der absoluten Unmöglichkeit einer erfolgreichen Wiederaufnahme des Kampfes seitens Frankreichs beruht die Zuversicht, daß die Friedensverhandlungen zu einem baldigen erwünschten Ergebnisse führen werden.

Eine Verlängerung des Waffenstillstandes konnte unter den obwaltenden Verhältnissen seitens unserer Regierung umsomehr bewilligt werden, als durch die Uebergabe von Belfort inzwischen auch ein neues tatsächliches Unterpfand für die Sicherung der unerläßlichen Friedensbedingungen gewonnen war.

Die Verlängerung ist jedoch nicht, wie von französischer Seite gewünscht wurde auf eine geräumigere Frist, sondern mit Rücksicht auf die im Süden Frankreichs fortdauernden Rüstungen, nur auf fünf Tage, bis zum Freitag (24.) mittags erfolgt, um der französischen Regierung und Nationalversammlung die unverweilte feste Entschließung über Krieg und Frieden unbedingt nahe zu legen.

Thiers hat in dem von ihm ernannten Ministerium die fernere Leitung der auswärtigen Angelegenheiten dem bisherigen Minister Jules Favre, welcher sämtliche Einleitungen für die Friedensverhandlungen getroffen hatte, übertragen. Beide haben sich bereits am 21. nach Paris und von da nach Versailles begeben, um die Verhandlungen mit Graf Bismarck dort wieder aufzunehmen.

Die Regierung des Deutschen Reiches hat die Forderungen, welche sie im Interesse der gerechten Entschädigung Deutschlands, sowie seiner zukünftigen Sicherheit stellen muß, zugleich so bestimmt auf das Maß des Unerläßlichen beschränkt, daß es sich für die französischen Unterhändler in der Hauptsache nur um einen raschen und festen Entschluß handeln kann.

Nur in dem Falle, daß beim Ablaufe des Waffenstillstandes am 24. die Forderungen Deutschlands im wesentlichen bereits angenommen sind, wird möglicherweise iene nochmalige Frist von einigen Tagen zum definitiven Abschlusse gewährt werden.

Unsere Regierung hat in der Zuversicht auf das Gelingen der Friedensverhandlungen die Vertreter süddeutscher Regierungen zu denselben zugezogen.

Die nächste Woche wird uns, wenn die bisherigen Anzeichen nicht trügen, mit Gottes Hilfe die Grundlagen des wiederhergestellten Friedens bringen."

Uebersicht der „Provinzial-Korrespondenz" vom 1. März.

„Herr Thiers hatte es übernommen, in Gemeinschaft mit den Ministern Jules Favre und Picard, sowie unter dem Beirate einer Kommission von 15 Abgeordneten mit dem deutschen Hauptquartiere über den Frieden zu verhandeln.

Die Verhandlungen begannen am 21. Februar. Herr Thiers war an diesem Tage in Paris eingetroffen und hatte noch für denselben Tag eine Zusammenkunft mit dem Bundeskanzler Grafen Bismarck in Versailles erbeten, zu welcher er in Begleitung von Jules Favre dort eintraf.

Die erste Unterredung bestätigte durch ihren Verlauf die Aussicht auf eine Verständigung und führte demzufolge alsbald zu einer Verlängerung des Waffenstillstandes, welcher am Freitag (24.) zu Ende gehen sollte, zunächst bis zum Sonntag (26.).

Am Mittwoch (22.) kam Herr Thiers wiederum aus Paris nach Versailles und hatte nicht nur eine längere Konferenz mit dem Grafen Bismarck, sondern wurde auf seinen Wunsch auch von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser empfangen. Auch dem Kronprinzen hatte er seine Aufwartung gemacht und in einer Unterredung, welche fast eine Stunde währte, sich über die Verhältnisse Frankreichs sehr eingehend ausgesprochen.

Die Grundlagen der deutschen Friedensbedingungen, insbesondere die Forderung einer Gebietsabtretung, scheinen bei den gegenwärtigen Verhandlungen von vornherein jenem grundsätzlichen Widerspruche, an welchem die früheren Verhandlungen gescheitert waren, nicht mehr begegnet zu sein.

Freilich war das Streben des Herrn von Thiers darauf gerichtet, die Gebietsabtretungen auf das geringste Maß zu beschränken, und es scheint, daß in dieser Beziehung die berechtigten deutschen Ansprüche nur Schritt für Schritt durchgesetzt werden konnten.

Während aber die Abtretung des wesentlich deutschen Elsaß mit Straßburg, wenn auch mit Widerstreben, zugestanden werden mußte, scheint dagegen die Abtretung eines größeren Teils von Lothringen und namentlich der Festung Metz auf den heftigsten und hartnäckigsten Widerstand gestoßen zu sein.

Die französischen Unterhändler scheinen sich hierbei, abgesehen von ihren eigenen Auffassungen, zugleich auf gewisse Kundgebungen der öffentlichen Meinung in England gestützt zu haben, ohne zu erwägen, wie wenig praktische Bedeutung derartigen Aeußerungen beizumessen ist.

Auch die Forderung, daß deutsche Truppen noch in Paris einmarschieren, begegnete dem lebhaftesten Widerstreben der französischen Unterhändler, welche darin eine neue, tiefe Demütigung für die Hauptstadt erkennen wollten und zugleich vermöge der Erregung der Bevölkerung die größten Gefahren für die einrückenden Deutschen verkünden zu müssen glaubten.

Einen Augenblick schien es, als sollten die unter den besten Anzeichen begonnenen Verhandlungen schließlich scheitern, indem Herr Thiers namentlich die Verantwortung für die Abtretung von Metz nicht übernehmen zu können meinte. Er machte den Versuch, einen Verzicht Deutschlands auf Metz unter der Bedingung zu erreichen, daß Frankreich sich verpflichte, die Festungswerke zu schleifen; — er soll endlich ein Arrangement vorgeschlagen haben, durch welches Deutschland einen anderweitigen Ersatz für Metz erhalten hätte; — Graf Bismarck aber bestand unbedingt auf der Erwerbung von Metz, welches für Deutschland in militärischer Beziehung noch bei weitem wichtiger ist als Straßburg, und in diesem Betracht durch kein anderes Zugeständnis aufgewogen werden könnte.

Um den Franzosen dagegen den Beweis zu liefern, daß die deutsche Politik in der Tat nur auf dem bestehe, was sie aus überwiegenden Gründen des nationalen Interesses festhalten muß, willigte Graf Bismarck schließlich darein, daß Belfort an Frankreich zurückgegeben werde. Auch diese Festung, welche jüngst mit blutigen Opfern von uns errungen wurde, ist zur Verteidigung des südlichen Elsaß von einiger Wichtigkeit, — doch nicht von so unmittelbarer und durchgreifender, wie Straßburg und Metz. Wenn es gelang, durch den Verzicht auf Belfort ohne Erneuerung des Krieges einen Friedensschluß zu sichern, der uns diese Hauptbollwerke in die Hand gab, so war dieser Erfolg gewiß eines solchen Opfers wert, und die tapferen Krieger, welche um Belfort gerungen,

haben sich auch bei solchem Ausgange ein großes Verdienst um den glorreichen Erfolg des Krieges errungen.

Der Verzicht Deutschlands auf Belfort scheint in der Tat die stockenden Verhandlungen wieder belebt und den Entschluß der französischen Unterhändler, sich in die Abtretung von Metz zu fügen, ermöglicht zu haben.

Auch der Widerspruch gegen den Einmarsch deutscher Truppen in Paris konnte nicht aufrecht erhalten werden, da es für unsere siegreichen Truppen jedenfalls verletzender wäre, auf den Eintritt in die bezwungene Hauptstadt verzichten zu müssen, als für die Pariser, die Feinde, welche von den **Forts** aus bereits die Stadt beherrschen, auch innerhalb der Tore derselben zu sehen.

In Betreff der Kriegsentschädigung fanden die deutschen Ansprüche zunächst gleichfalls lebhaften Widerspruch; es erfolgte schließlich eine Verständigung über eine Zahlung von 5 Milliarden Francs."

Auf Grund dieser Bedingungen kam am 26. Februar 1871 der Präliminarfriede von Versailles zu stande: „Zwischen dem Kanzler des Deutschen Reichs, Herrn Grafen Otto von Bismarck-Schönhausen, der mit Vollmacht seitens Sr. Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen versehen ist,

dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Majestät des Königs von Bayern, dem Herrn Grafen Otto von Bray-Steinburg,

dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Majestät des Königs von Württemberg, dem Herrn Freiherrn August von Wächter,

dem Staatsminister und Ministerrats-Präsidenten Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden, Herrn Julius Jolly, welche das deutsche Reich vertreten, einerseits

und dem Chef der Executivgewalt der französischen Republik, Herrn Thiers, und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Jules Favre, welche Frankreich vertreten, andererseits

ist, nachdem die Vollmachten der beiden kontrahierenden Teile in guter und regelrechter Form befunden worden, nachstehende Vereinbarung getroffen worden, die als Präliminar-Grundlage für den später abzuschließenden Frieden dienen soll.

Artikel I. Frankreich verzichtet zu Gunsten des Deutschen Reiches auf alle seine Rechte und Ansprüche auf diejenigen Gebiete, welche östlich von der nachstehend verzeichneten Grenze belegen sind.

Die Demarkationslinie beginnt an der nordwestlichen Grenze des Kantons Cattenom nach dem Großherzogtum Luxemburg zu, folgt südwärts den westlichen Grenzen der Kantons Cattenom und Thionville, durchschneidet den Kanton Briey, indem sie längs der westlichen Grenzen der Gemeinden Montois-la-Montagne und Roncourt, sowie der östlichen Grenzen der Gemeinden Marie-aux-Chênes, Saint Ail, Hadouville hinläuft, berührt die Grenze des Kantons Gorze, welche sie längs der Grenzen der Gemeinden Vionville, Bouxières und Onville durchschneidet, folgt der Südwest- bezw. Südgrenze des Arrondissements Metz, der Westgrenze des Arrondissements Chateau-Salins bis zur Gemeinde Pettoncourt, von der sie die West- und Südgrenze einschließt, und folgt dann dem Kamme der zwischen der Seille und Moncel gelegenen Berge bis zur Grenze des Arrondissements Saarburg südlich von Garde. Sodann fällt die Demarkationslinie mit der Grenze dieses Arrondissements bis zur Gemeinde Tanconville zusammen, deren Nordgrenze sie berührt. Von dort folgt sie dem Kamme der zwischen den Quellen der Saare

blanche und der Bezouze befindlichen Bergzüge bis zur Grenze des Kantons Schirmeck, geht entlang der westlichen Grenze dieses Kantons, schließt die Gemeinde Saales, Bourg-Bruche, Colroy-la-Roche, Plaine, Ranrupt, Saulxures und St. Blaise-la-Roche, im Kanton Saales ein und fällt dann mit der westlichen Grenze der Departements Nieder- und Ober-Rhein bis zum Kanton Belfort zusammen. Sie verläßt dessen Südgrenze unweit von Bourvenans, durchschneidet den Kanton Delle bei der Südgrenze der Gemeinden Bourogne und Froide-Fontaine und erreicht die Schweizergrenze, indem sie längs der Ostgrenzen der Gemeinden Jonchery und Delle hinläuft.

Das Deutsche Reich wird diese Gebiete für immer mit vollem Souveränitäts- und Eigentumsrecht besitzen.

Eine internationale Kommission, die beiderseits aus der gleichen Zahl von Vertretern der hohen kontrahierenden Teile gebildet wird, soll unmittelbar nach dem Austausche der Ratifikationen des gegenwärtigen Vertrages beauftragt werden, an Ort und Stelle die neue Grenzlinie in Gemäßheit der vorstehenden Stipulationen festzustellen. Diese Kommission wird die Verteilung des Grund und Bodens, sowie der Kapitalien leiten, welche bis jetzt gemeinschaftlich Distrikten oder Gemeinden angehört haben, die durch die neue Grenze getrennt werden; im Falle einer Meinungsverschiedenheit über die Grenze und die Ausführungs-Bestimmungen werden die Kommissionsmitglieder die Entscheidung ihrer respektiven Regierungen einholen. Die Grenze ist, sowie sie vorstehend festgesetzt ist, mit grüner Farbe auf zwei gleichen Exemplaren der Karte von den „Gebietsteilen, welche das General-Gouvernement des Elsaßes bilden" vermerkt, die im September 1870 in Berlin durch die geopraphische und statistische Abteilung des großen Generalstabs veröffentlicht worden ist. Ein Exemplar derselben wird jeder der beiden Ausfertigungen des gegenwärtigen Vertrages angefügt. Die angegebene Grenzlinie hat indessen mit Uebereinstimmung beider kontrahierenden Teile folgende Abänderungen erfahren: Im ehemaligen Mosel-Departement werden die Dörfer Marie aux Chênes bei St. Privat la Montagne und Bionville, westlich von Rezonville, an Deutschland abgetreten.

Dagegen werden die Stadt und die Festungswerke von Belfort mit einem später festzusetzenden Rayon bei Frankreich verbleiben.

Artikel II. Frankreich wird Sr. Majestät dem deutschen Kaiser die Summe von 5 Milliarden Francs zahlen. Mindestens eine Milliarde Francs wird im Laufe des Jahres 1871 gezahlt und der ganze Rest im Lauf dreier Jahre von der Ratifikation des gegenwärtigen Vertrages ab.

Artikel III. Die Räumung der französischen, durch die deutschen Truppen besetzten, Gebiete wird nach der Ratifikation des gegenwärtigen Vertrages seitens der in Bordeaux tagenden Nationalversammlung, beginnen.

Unmittelbar nach der Ratifikation werden die deutschen Truppen das Innere der Stadt Paris, sowie die am linken Ufer der Seine belegenen Forts verlassen. Sie werden in möglichst kurzer Frist, die durch ein Einvernehmen zwischen den Militärbehörden beider Länder festgestellt wird, die Departements Calvados, Orne, Sarthe, Eure et Loir, Loiret, Loir et Cher, Indre et Loire, Yonne gänzlich und weiter die Departements Seine inférieure, Eure, Seine et Oise, Seine et Marne, Aube, Cote d'or bis zum linken Ufer der Seine räumen.

Die französischen Truppen werden sich gleichzeitig hinter die Loire zurückziehen, die sie vor Unterzeichnung des definitiven Friedensvertrages nicht werden überschreiten dürfen. Ausgenommen von dieser Bestimmung sind die Garnison von Paris, deren Stärke die Zahl von 40 000 Mann nicht überschreiten darf, und die zur Sicherheit der festen Plätze unerläßlich erforderlichen Garnisonen.

Die Räumung der zwischen dem rechten Ufer der Seine und der Ostgrenze gelegenen Departements wird seitens der deutschen Truppen schrittweise nach der Ratifikation des definitiven Friedensvertrages und der Zahlung der ersten halben Milliarde der Kontribution erfolgen, die im Artikel II stipuliert ist. Die Räumung wird beginnen bei den Paris am nächsten gelegenen Departements und wird, je nachdem die Zahlungen der Kontribution bewirkt sein werden, fortgesetzt. Nach der ersten Zahlung einer halben Milliarde wird die Räumung folgender Departements stattfinden: Somme, Oise und der Teile der Departements Seine inférieure, Seine et Oise, Seine et Marne, die auf dem rechten Seineufer gelegen sind, sowie des Teiles des Departements Seine und der Forts auf dem rechten Seineufer. Nach der Zahlung von zwei Milliarden wird die deutsche Occupation nur noch die Departements Marne, Ardennes, Haute Marne, Meuse, Vosges, Meurthe, sowie die Festung Belfort mit ihrem Gebiete umfassen, die als Pfand für die rückständigen drei Milliarden dienen sollen.

Die Zahl der in denselben befindlichen deutschen Truppen wird 50 000 Mann nicht überschreiten. Es wird Sr. Majestät dem Kaiser überlassen, an die Stelle der Territorialgarantie, welche in der teilweisen Besetzung des französischen Gebietes besteht, eine finanzielle Garantie treten zu lassen, wenn dieselbe durch die französische Regierung unter Bedingungen offeriert wird, welche von Sr. Majestät dem Kaiser und König als für die Interessen Deutschlands ausreichend anerkannt werden. Für die drei Milliarden, deren Zahlung verschoben sein wird, werden 5 pCt. Zinsen vom Tage der Ratifikation der gegenwärtigen Vereinbarung abgezahlt.

Artikel IV. Die deutschen Truppen werden sich in den besetzten Departements der Requisitionen, sei es in Geld, sei es in Naturalien enthalten. Dagegen wird der Unterhalt der deutschen Truppen, welche in Frankreich zurückbleiben, auf Kosten der französischen Regierung erfolgen und zwar nach Maßgabe, wie sie durch ein Einvernehmen mit der deutschen Militär-Intendantur vereinbart ist.

Artikel V. Die Interessen der Einwohner in dem von Frankreich abgetretenen Gebiete werden in allem, was ihren Handel und ihre Privatrechte angeht, so günstig als möglich geregelt werden, sobald die Bedingungen des definitiven Friedens werden festgestellt sein. Zu diesem Zwecke wird ein Zeitraum festgesetzt werden, innerhalb dessen diese Bewohner besondere Erleichterungen bezüglich der Zirkulation ihrer Handelserzeugnisse genießen sollen. Die deutsche Regierung wird der ungehinderten Auswanderung der Einwohner der abgetretenen Gebietsteile nichts in den Weg stellen, auch wird dieselbe den Einwohnern gegenüber keine Maßregel ergreifen dürfen, welche Person oder Eigentum derselben antastet.

Artikel VI. Die Kriegsgefangenen, welche nicht bereits auf dem Wege der Auswechselung in Freiheit gesetzt worden sind, werden unverzüglich nach der Ratifikation der vorliegenden Präliminarien zurückgegeben werden. Um den Transport der französischen Gefangenen zu beschleunigen, wird die französische Regierung zur Disposition der deutschen Behörden einen Teil des Fahrmaterials ihrer Eisenbahnen im Innern Deutschlands

stellen, und zwar in einer durch besondere Verabredung festzustellenden Ausdehnung, sowie zu denjenigen Preisen, welche in Frankreich von der französischen Regierung für Militärtransporte gezahlt werden.

Artikel VII. Die Eröffnung der Verhandlungen, betreffend den definitiven Frieden, welcher auf Grundlage der gegenwärtigen Präliminarien abzuschließen ist, wird in Brüssel unverzüglich nach Ratifikation der letzteren durch die Nationalversammlung und Se. Majestät den deutschen Kaiser stattfinden.

Artikel VIII. Nach Abschluß der Ratifikation des definitiven Friedensvertrages wird die Administration der Departements, welche noch von deutschen Truppen besetzt bleiben sollen, den französischen Behörden wieder übergeben werden. Doch sollen diese letzteren gehalten sein, den Befehlen, welche die Kommandanten der deutschen Truppen im Interesse der Sicherheit, des Unterhaltes und der Verteilung ihrer Truppen erlassen zu müssen glauben, Folge zu leisten. In den occupierten Departements wird die Erhebung der Steuern nach Ratifikation des gegenwärtigen Vertrages für Rechnung der französischen Regierung und mittels der Beamten derselben bewirkt werden.

Artikel IX. Es ist ausgemacht, daß die gegenwärtigen Vertragsbestimmungen der deutschen Militärbehörde keinerlei Recht auf die Teile des Gebietes, welches von Deutschen gegenwärtig nicht besetzt ist, geben können.

Artikel X. Die gegenwärtigen Präliminarien werden der Ratifikation Sr. Majestät des deutschen Kaisers, sowie der französischen National-Versammlung, welche ihren Sitz in Bordeaux hat, unverzüglich unterbreitet werden.

(gez.) v. Bismarck. A. Thiers. Jules Favre."

Wohl suchte die republikanische Oppositionspartei noch einmal ihren Widerstand geltend zu machen, allein die Mehrheit anerkannte die Notwendigkeit des Friedens und am 2. März konnte Kaiser Wilhelm nach Berlin melden: „Soeben habe ich den Friedensschluß ratificiert, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der National-Versammlung angenommen worden. So weit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde, dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr der Heerscharen hat überall unsere Unternehmungen sichtbar gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen, ihm sei die Ehre, der Armee und dem Vaterland mit tief erregtem Herzen mein Dank."

Noch erfolgte nun die Besetzung von Paris.

„Die Besetzung von Paris," meldet die Provinzial-Korrespondenz, „seitens der deutschen Truppen war beim Abschluß des Waffenstillstandes vom 28. Januar für die Dauer desselben ausdrücklich ausgeschlossen worden. Auch bei der ersten Verlängerung des Waffenstillstandes am 15. Februar wurde dieser Vorbehalt aufrecht erhalten.

Als der Waffenstillstand sodann am 26. Februar wiederum zu Ende ging, zur Bestätigung des Friedensvertrages seitens der National-Versammlung aber eine nochmalige Frist erforderlich wurde, willigte unsere Regierung in die weitere Verlängerung des Waffenstillstandes mit Ausnahme der Bestimmung inbetreff der Besetzung von Paris.

In dieser Beziehung wurde vielmehr festgesetzt, daß vom Mittwoch, 1. März, ab der westlichste Teil der Stadt Paris zwischen der Seine und der St. Honoré-Vorstadt

(vom Triumphbogen durch die elyseeischen Felder und den Concordienplatz bis zum Tuileriengarten) von deutschen Truppen bis zu 30000 Mann besetzt werden sollte.

Die Kunde von dieser Vereinbarung rief in Paris eine bei weitem größere Erregung hervor, als die Bedingungen des Friedensvertrages selbst. Der Verlust von Elsaß und Lothringen und die Auflegung von 5 Milliarden schienen den Parisern minder drückend als der Gedanke, daß ihre vermeintlich „heilige" und „unbesiegliche" Stadt von dem Feinde betreten werden solle. So lange dies nicht geschehen durfte, wiegten sie ihre Eitelkeit weiter in dem Wahne, daß Paris von den Deutschen nicht bezwungen sei. Ihr unüberwindlicher Uebermut bäumte sich gegen die Forderung, daß nunmehr auch Paris dem Gesetze des Siegers verfallen solle.

Die große Erregung, welche sich darüber in der Bevölkerung kundgab, veranlaßte die Mitglieder der Regierung Thiers, Favre und Picard zum Erlaß folgenden dringenden Aufrufs:

„Einwohner von Paris! Die Regierung wendet sich an euren Patriotismus und an eure Klugheit; ihr habt das Schicksal von Paris, von ganz Frankreich in eurer Hand, von euch hängt es ab, Hauptstadt und Vaterland zu retten oder zu verderben! Nachdem ihr durch Hunger bezwungen, nach heroischem Widerstande dem siegreichen Feinde die Forts überliefert hattet, und die Feldarmeen sich jenseits der Loire hatten zurückziehen müssen, war die National-Versammlung genötigt, die Verhandlungen einzuleiten. Während des Verlaufs von 6 Tagen haben die Unterhändler alles aufgeboten, sie haben alles getan, was menschenmöglich war, um weniger nachteilige Bedingungen zu erlangen; sie haben schließlich die Friedenspräliminarien unterzeichnet, welche der National-Versammlung unterbreitet werden. Während der Erörterung der Friedenspräliminarien würden die Feindseligkeiten wieder begonnen haben, würde unnütz Blut vergossen sein, wenn nicht der Waffenstillstand verlängert worden wäre. Die Verlängerung desselben konnte nur erlangt werden durch Einwilligung in die teilweise und vorübergehende Besetzung bestimmter Pariser Stadtteile. Wenn die abgeschlossene Konvention nicht respektiert und der Waffenstillstand gebrochen wird, so würde der Feind, der schon Herr der Forts ist, mit Gewalt die ganze Hauptstadt besetzen. Das Unglück würde ganz Frankreich erreichen; die schrecklichen Drangsale des Krieges, welche bisher die Loire nicht überschritten haben, würden sich bis zu den Pyrenäen ausbreiten. Es ist also die strenge Wahrheit, daß es sich um die Wohlfahrt von Paris und ganz Frankreich handelt. Verfallt nicht in den Fehler derjenigen, welche uns vor 8 Monaten nicht haben Glauben schenken wollen, als wir sie beschworen, von diesem Kriege abzulassen, der uns so verderblich werden sollte. Die Linientruppen, welche Paris so mutvoll verteidigt haben, werden das linke Seineufer besetzen und die loyale Ausführung des neuen Waffenstillstandes sicher stellen. Die Nationalgarde wird sich mit ihnen vereinigen, um die Ordnung in den übrigen Teilen der Hauptstadt aufrecht zu erhalten. Dasselbe werden alle guten Bürger tun, welche sich ausgezeichnet haben durch Tapferkeit vor dem Feinde. Diese schreckliche Situation wird ein Ende finden durch den Frieden und durch die Rückkehr des öffentlichen Wohlergehens."

Dieser Aufruf fand anscheinend bei dem größten Teile der Bevölkerung die gebührende Beachtung; doch dauerte eine gewisse Erregung fort, es kam zu Ausschreitungen roher Leidenschaft und zu einzelnen Schritten, welche eine Auflehnung gegen die Besetzung der Hauptstadt befürchten ließen

Bei dieser Stimmung der Bevölkerung von Paris lag der französischen Regierung dringend daran, daß die Bestätigung des Friedensvertrages in Bordeaux rasch genug erfolge, um dem Einzug der deutschen Truppen womöglich noch zuvorzukommen.

Der Minister Picard bat in der dringendsten Weise in Bordeaux, man möge durch raschen Beschluß Paris vor dem Einzuge bewahren und Thiers mahnte die Versammlung zur Beschleunigung der Beratung, „um Paris einen großen Schmerz zu ersparen".

Nach den Friedenspräliminarien hätte nämlich nach erfolgter Bestätigung derselben eine Besetzung der inneren Stadt nicht mehr eintreten können.

Der „große Schmerz" sollte jedoch Paris nicht erspart werden. Die National-Versammlung faßte erst spät am 1. März ihren Beschluß, und am Morgen des 1. hatte bereits der Einzug unserer Truppen stattgefunden.

Unser Hauptquartier hätte, bei der jetzigen Lage der Dinge, möglicherweise auf die Besetzung von Paris überhaupt keinen Wert mehr gelegt, wenn nicht die Kundgebungen aus der Hauptstadt den Einzug zu einer Notwendigkeit gemacht hätten.

Tatsächlich konnte die Besetzung von Paris unseren Erfolgen und unserem Waffenruhm nichts mehr hinzufügen; nachdem die Forts von unseren Truppen besetzt und dadurch die Stadt vollständig in unsere Gewalt gegeben war, konnte es uns in militärischer Beziehung völlig gleichgültig sein, ob wir die Stadt selbst besetzt hatten oder nicht.

Bei den tief zerrütteten und völlig haltlosen inneren Zuständen aber konnte eine eigentliche und dauernde Besetzung der Stadt wenig Reiz für unsere Armee haben, welche leicht hätte in die Lage kommen können, an Stelle der ohnmächtigen französischen Regierungsgewalten den Pöbel der Hauptstadt zu zügeln.

Unsere braven Truppen hatten Besseres verdient, als daß sie am Schlusse eines beispiellos ruhmreichen Feldzuges in die inneren Kämpfe der Hauptstadt verwickelt oder zum Polizeidienst gegenüber gewissen Schichten der Pariser Bevölkerung hätten gebraucht werden sollen.

Im Interesse unseres Heeres selber war daher eine längere Besetzung von Paris keineswegs wünschenswert. Wäre sie als wünschenswert erkannt worden, so würde sie auch begehrt und gewiß ebenso wenig verweigert worden sein, wie uns Straßburg und Metz verweigert werden konnten.

Nachdem jedoch die jüngsten übermütigen und herausfordernden Kundgebungen seitens der Pariser den Beweis geliefert hatten, daß sie die Beweggründe unserer Zurückhaltung nicht zu würdigen verstanden, daß sie unsere Mäßigung nur mit Hohn und Trotz erwiderten, und sich für die Zukunft den Wahn in Betreff der Unverletzlichkeit ihrer Stadt von neuem zurecht machten, da kam es unserem Hauptquartier darauf an, diese Einbildung tatsächlich zu widerlegen und wenigstens durch einen vorübergehenden Eintritt unserer Truppen in die Hauptstadt festzustellen, daß die Macht hierzu uns nimmermehr bestritten werden konnte, und daß es nur unser freier Wille war, wenn wir davon so mäßigen und kurzen Gebrauch gemacht haben.

Die Kriegsgeschichte wird die Tatsache richtig würdigen, daß die deutschen Truppen alle Forts um Paris besetzt und die Armee der Stadt entwaffnet hatten, und daß der deutsche Kaiser eine Heerschau seiner Krieger im Boulogner Wäldchen an den Toren vor Paris hielt; ebenso wird aber die Geschichte auch die politischen und sittlichen Gründe wür-

digen, aus welchen der Kaiser auf einer längeren Besetzung der Hauptstadt seitens seiner braven Truppen nicht bestand."

Parade vor Paris. „Vor dem Einzuge der ersten für die Besetzung von Paris bestimmten Truppen fand eine Revue derselben vor Sr. Majestät dem Kaiser und König bei Longchamps vor Paris statt. Am Mittwoch (1.) vormittags verließ der Kaiser zu Wagen Versailles, um sich über St. Cloud nach Longchamps zu begeben, wohin ihm der Kronprinz, der das Kommando über die Parade führte, vorausgeeilt war, und wo ein großer Teil der deutschen Fürsten sich versammelt hatte, darunter der König von Württemberg, die Prinzen Karl, Albrecht, Adalbert von Preußen, die Großherzöge von Baden, Weimar, Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin, der Herzog von Koburg, die Prinzen Luitpold und Otto von Bayern, die Herzöge von Altenburg, Meiningen. Die Truppen gehörten unserem 6. und 11. Armee-Korps und dem 2. bayerischen Korps an. Da nicht mehr als 30000 Mann auf einmal in Paris einrücken sollten, so war von jedem Regiment der drei genannten Armee-Korps ein Bataillon zugezogen worden.

Gegen 10½ Uhr traten die Truppen an, und von Bataillon zu Bataillon wälzte sich ein tiefes Hurrah, als ein Trupp Offiziere, der Kronprinz voran, vorbeitritt. Um 10 Minuten vor 11 erhob sich dann der Ruf: „der König!" und von Vorreitern begleitet, kam die Equipage des Kaisers, von vier Rappen gezogen. Um 11 Uhr, der für die Heerschau angesetzten Stunde, stieg der Kaiser zu Pferde und ritt in scharfem Trab, von seinen Generälen und Heerführern begleitet, die Allee hinauf nach der Stelle, wo ihn der Kronprinz mit seinem Stabe erwartete und ihm salutierend entgegenritt. Fast im nämlichen Augenblick stimmten die Musikkorps längs der ganzen Linie das „Heil Dir im Siegerkranz" an, und der Kaiser — seinen Sohn dicht an seiner Seite und etwa 5—600 Offiziere hinter ihm — galoppierte von rechts nach links die Front entlang. Der Enthusiasmus war ungeheuer, sagt ein englischer Berichterstatter, es war nicht das „Vive l'empereur" der französischen Truppen mit dem Schwenken von Säbeln und dem unordentlichen Marschieren. Das „Hurrah" der Deutschen war tief und dem Donner ähnlich, aber nicht ein Bajonett zitterte in den Reihen. Die Scene war groß und würdevoll.

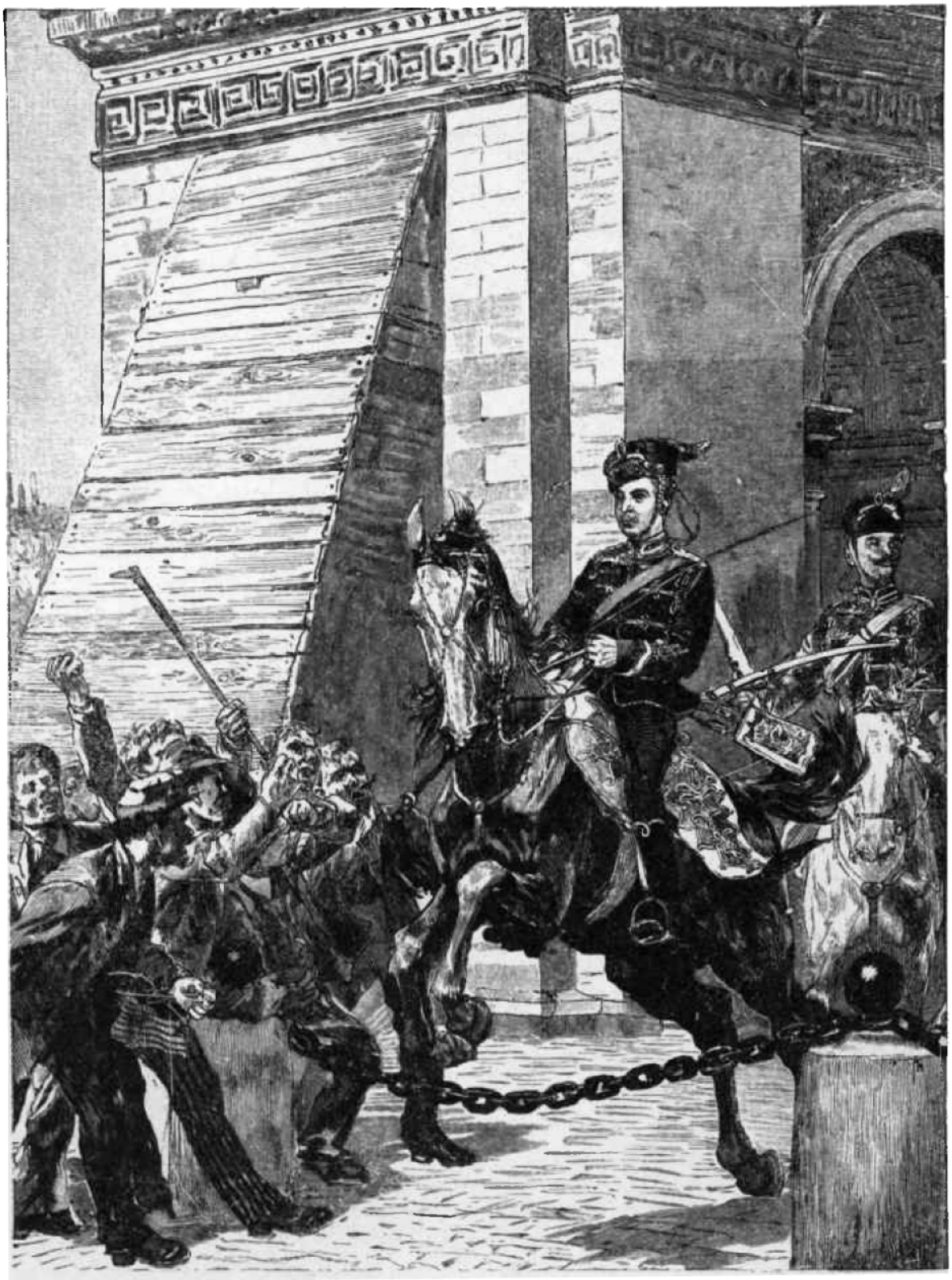
Es folgte dann der Vorbeimarsch der Truppen, welche der Kronprinz anführte. Zuletzt stellte sich der Prinz an die Spitze seiner (8.) Dragoner und führte dieselben seinem erlauchten Vater vorüber.

Die letzten von den 30000 Mann waren kurz vor 1 Uhr vorbeimarschiert und auf dem Wege nach Paris, während sich der Kaiser nach Versailles zurückbegab.

Der Einmarsch in Paris war durch einen Vortrab von einem Bataillon Infanterie, einer Schwadron Husaren und 16 Geschützen am Morgen eingeleitet worden. Die Truppen, die bei der Revue gewesen, rückten mittags von Longchamps auf drei Wegen durch das Boulogner Gehölz auf Paris zu. Vor dem Siegestor (Arc de triomphe), dessen pomphafte Reliefs die Siege der Revolutionszeit und des Kaiserreichs verherrlichen, trafen die anrückenden deutschen Truppen zusammen und machten einige Augenblicke Halt, um sich zum Einmarsch zu ordnen.

Als die Spitzen der Truppen sich dem Triumphbogen näherten, versuchte ein Haufen von 2 bis 300 Menschen denselben durch einen Wagen zu sperren; derselbe wurde jedoch mit großer Ruhe von unsern Soldaten weggeschafft, ein Zug Kavallerie ging mitten durch das Tor und im übrigen vollzog sich nun der Einmarsch ohne jede Störung.

In den Champs Elysées wartete eine außerordentlich zahlreiche Menschenmenge der ankommenden Truppen. Sie hatte längs des großen, mehr als 1200 Schritt langen



Einmarsch in Paris.

Fahrweges bis zum Concordienplatz ein ununterbrochenes Spalier gebildet. In den Nebenalleen zirkulierten Spaziergänger zu vielen Tausenden aus allen Klassen der Gesell-

schaft. Die Läden waren infolge eines Polizeibefehls geschlossen. Die Menge verhielt sich durchschnittlich ruhig und gemessen. Wenn Kavallerie vorbeigeritten kam und die Musikkorps ihre klangvollen Märsche spielten, teilte sich der Menge eine lebhafte Bewegung mit. Nur auf dem Concordienplatz trieben Banden von Gassenjungen und Blusenmänner ihr Wesen. Sie zogen umher und riefen noch immer: à Berlin, à Berlin!

Diese und ähnliche Kundgebungen hatten jedoch einen mehr kindischen als gefährlichen Charakter. Dagegen wandte sich die Volkswut gegen jeden, der es wagte, sich mit den Truppen irgendwie in freundlichere Beziehungen zu setzen oder ihnen irgend eine Auskunft zu geben.

Auch waren einzelne Deutsche, welche sich aus dem Gebiete der Truppen entfernten, der rohesten Mißhandlung und Lebensgefahr preisgegeben.

Am zweiten Tage sollte eine zweite Abteilung der vor Paris lagernden Truppen in die Stadt geführt werden, und zwar das Gardekorps, die Garde-Landwehr und das Königs-Grenadier-Regiment. Der Kaiser hielt über diese Truppen am 2., vormittags, wiederum bei Longchamps Revue ab.

Inzwischen war jedoch die Mitteilung über die Bestätigung des Friedensvertrages im Hauptquartier eingetroffen und es erging demzufolge am Nachmittage des 2. Befehl an die Truppen, die Hauptstadt am anderen Morgen bis 11 Uhr wieder zu verlassen.

Gleichzeitig aber war von Versailles Vorsorge getroffen, daß sämtlichen Truppen vor Paris noch Gelegenheit gegeben werden solle, Paris zu sehen, indem die Soldaten truppweise ohne Schußwaffen in die Stadt geführt wurden.

Vom frühen Morgen an entwickelte sich auf den elysäischen Feldern das regste militärische Leben. Militärs jeden Ranges, Beamte, die Feldpost 2c. kamen von Versailles, um einige Stunden in Paris zuzubringen. An allen Ecken fanden den Tag hindurch Konzerte statt; vor dem Industriepalaste standen Hunderte von Parisern, die den Leistungen von zwei bayerischen Musikkorps zuhörten. Im Laufe des Vormittags kamen die vier Garde-Regimenter, die Garde-Landwehr und zahlreiche Abteilungen Kavallerie hier an, die in ihrer Gesamtheit und den bunten Uniformen ein herrliches militärisches Bild boten. Das größte Aufsehen erregten die hünenhaften Gestalten unserer Garde-Landwehr, die das Arndt'sche „Vaterland" und die „Wacht am Rhein" sangen.

Immer neue Züge von Truppen trafen am Nachmittage ein, es bewegten sich wohl 50 000 Mann in den elysäischen Feldern. Auch der Kronprinz machte am Nachmittage nur in Begleitung eines Adjutanten eine Fahrt nach Paris und durch die von unseren Truppen besetzten Stadtteile und wurde überall mit freudigen Zurufen begrüßt.

Der Ausmarsch der Truppen aus Paris erfolgte am 3. März. Das ganze deutsche Korps zog bei seinem Abmarsch durch den Triumphbogen der Champs Elysées.

Und über die Friedensbedingungen selbst und ihre Beurteilung von seiten Deutschlands lesen wir eben dort: „Die Friedensbedingungen von Versailles werden von den Freunden Frankreichs, namentlich in England, als allzu hart bezeichnet, — und an den Vorwurf der Härte werden zugleich trübe Vorhersagungen über die Folge derselben für die gemeinsame Zukunft geknüpft; solche Bedingungen, sagt man, können nur Rachegedanken und dadurch neue Kriege erzeugen.

Was die Härte der Bedingungen betrifft, so ist es richtig; die Bedingungen sind hart; aber sie mußten hart sein. Die Frage ist eben nur, ob sie gerecht sind, ob

Frankreich solche Bedingungen verwirkt hatte und ob die Auferlegung derselben für das Heil und den Frieden Deutschlands und Europas notwendig war.

Wohl mag es den Franzosen vorweg schon hart angekommen sein, nachdem ihre Politik seit Jahrhunderten und noch jüngst auf den inneren Zwiespalt Deutschlands gegründet war, jetzt den Frieden mit dem Kaiser des geeinigten Deutschlands schließen und sich vor der vollendeten Tatsache des Deutschen Reiches stillschweigend beugen zu müssen.

Wohl ist es hart für Frankreich, nachdem es sein Streben und Trachten von jeher auf den deutschen Rhein gerichtet hatte, jetzt Deutschlands Grenze bis an die Vogesen und über die Mosel vorgerückt zu sehen, etwa 20 Meilen näher an die französische Hauptstadt, und nunmehr auf unserer Seite geschützt durch die starken Bollwerke, welche gegen uns errichtet waren.

Hart, sehr hart ist endlich die Auferlegung einer Kriegsentschädigung von fünf Milliarden Francs oder 13000 Millionen Talern, eine Summe, wie sie mit einem Male oder in kurzer Zeit noch niemals von einem Volke zu zahlen war.

Aber so hart und schwer die Bedingungen sein mögen, so sind sie doch nicht zu hart; sie entsprechen vielmehr der Gerechtigkeit und der unerläßlichen Notwehr.

Es ist gerecht und notwendig, das der Frevel ohne Gleichen, welcher in der Heraufbeschwörung des Krieges lag, in vollem Maße geahndet werde. Das jetzige Oberhaupt Frankreichs, Herr Thiers, der in seiner ganzen früheren politischen Laufbahn den Gegensatz gegen Deutschland genährt hat, sah sich genötigt, laut anzuerkennen, daß der jüngste Krieg ohne jeden Grund erklärt worden sei. Man hat in Frankreich seit Jahren eben kein Geheimnis daraus gemacht, daß man uns den im Jahre 1866 gewonnenen Waffenruhm, obwohl er nicht gegen Frankreich errungen war, nicht gönne und nicht verzeihe. Ein hochgestellter Franzose hatte schon im Jahre 1867 hier versichert: die französische Armee und das französische Volk könnten den Gedanken nicht ertragen, daß die Preußen im böhmischen Feldzuge leichter und vollständiger gesiegt hätten, als Frankreich im italienischen Feldzuge, und deshalb müsse es zum Kriege kommen. Solche Stimmungen des Uebermutes waren es offenbar, durch welche die Regierung Frankreichs sich zu dem unerhörten Frevel des jüngsten Friedenbruches treiben ließ. Es ist gerecht, daß das französische Volk mit der Verantwortung für einen solchen Friedensbruch auch die ganze Schwere und die bitteren Folgen des Krieges empfinde.

Die Gerechtigkeit der jetzigen Buße tritt aber vollends in das rechte Licht, wenn man erwägt, daß Frankreich nicht zum ersten Male, sondern in zwei Jahrhunderten zum zwanzigsten Male Deutschland mit ungerechten, willkürlichen Kriegen überfallen hat.

Frankreich hat unter allen seinen Regierungen, unter der alten Monarchie, wie unter der Republik und unter dem Kaisertum eine Politik willkürlicher Einmischung und gewaltsamer Eroberung getrieben, und seine Erfolge stets mit einer rücksichtslosen Härte ausgebeutet, wie kein anderer Staat in Europa. Die Art, wie Frankreich Frieden geschlossen vom westfälischen bis zum Tilsiter Frieden, sowie die Ankündigungen, die wir in den letzten Monaten aus Frankreich vernommen haben, lassen keinen Zweifel über das, was wir auch jetzt zu erwarten gehabt hätten, wenn das Geschick der Schlachten gegen uns entschieden hätte; und gewiß, keine unter den neutralen Mächten hätte uns dagegen geschützt. So hart die jetzigen Bedingungen sein mögen, sie reichen nicht entfernt an die Härte dessen heran, was Preußen z. B. im Tilsiter Frieden nicht bloß an Länderverlust, sondern auch an Opfern und Lasten auferlegt worden ist.

Mit Recht sagt ein hiesiges Blatt: „Es haben jetzt nur noch wenige eine Vorstellung davon, was Deutschland in den Franzosenkriegen gelitten hat; mit jeder Vergleichung von einst und jetzt würde man die Lebenden in das größte Erstaunen versetzen. Deutschland hat seiner würdig den Krieg der jüngsten Tage geführt; es hat nicht mit dem Maße gemessen, mit dem es selber einst gemessen worden war, und auch nicht mit dem, welches der Feind angewendet haben würde, wenn es ihm geglückt wäre, unsere Fluren im vorigen Jahre zu überfallen."

Unsere Regierung wie dem deutschen Volke liegt jeder Gedanke an bloße Rachsucht fern; — aber politische Großmut zu üben wäre eine Versündigung an unsern eigenen höchsten Volksinteressen und an unserer Zukunft gewesen; die Großmut wäre um so weniger angebracht, als Frankreich, wie die Vergangenheit und die Gegenwart gleichmäßig lehren, für jede Großmut unempfindlich ist und jeden Schritt der Milde oder hochherziger Rücksichtnahme nur als Schwäche deutet.

Alle Stimmen aus Frankreich verkünden, daß man sich jetzt zwar dem Unvermeidlichen füge, daß aber der Friede nur als ein Waffenstillstand zu betrachten sei und daß Frankreich sich sowohl für seine Niederlagen, wie für die Friedensbedingungen Revanche holen werde, sobald es dazu im stande sei. Daran würde die höchste Großmut von unserer Seite nichts ändern; denn alle Großmut, die in den Jahren 1814 und 1815 zu Gunsten Frankreichs und auf Kosten Deutschlands geübt worden, hat nicht verhindert, daß dennoch die Rache für Waterloo seitdem das populärste Feldgeschrei aller Parteien in Frankreich war

Graf Bismarck hatte deshalb von vornherein erkannt und angekündigt, daß gegen die Wiederkehr solcher Angriffe, wie wir sie wiederholt von Frankreich erfahren haben, nur die ausgiebigsten materiellen Bürgschaften uns schützen könnten, daß eben, weil die Franzosen gleich nach dem Friedensschlusse nur auf die Gelegenheit sinnen würden, uns mit einem neuen glücklicheren Kriege zu überziehen, die einzige richtige Politik sei, Frankreich auf lange Zeit hinaus zur erfolgreichen Kriegsführung unfähig zu machen.

Die Kriegsentschädigung von fünf Milliarden erfüllt den doppelten Zweck, einerseits Deutschland für die unmittelbaren und mittelbaren Schäden, die es an seiner nationalen Wohlfahrt durch den Krieg erlitten hat soweit möglich schadlos zu halten, andererseits Frankreich auf Jahre hinaus in einem Maße zu belasten, daß eine übermütige Kriegspolitik darin ein entscheidendes Hemmnis finde. So groß die Kriegsentschädigung ist, so kann dieselbe doch nimmer den vollen Ersatz für alle Opfer und Verluste, die der Krieg verursacht hat, gewähren, namentlich nicht für die tiefe Störung und Gefährdung des gewerblichen Lebens und Aufschwunges. Erst eine längere Dauer und Sicherheit des Friedens wird diese Schäden gut machen können, und dazu wird die Höhe der Kriegsentschädigung insofern helfen, als sie Frankreich jedenfalls auf längere Zeit hinaus nötigt, Frieden zu halten.

Daß die geforderte Summe für Frankreich nicht unerschwinglich sei, ist von der dortigen Regierung, wie von der National-Versammlung entschieden bezeugt worden. Herr Thiers hat in demselben Augenblicke, wo er die Notwendigkeit des Friedensschlusses verkündete, mit vollster Zuversicht und mit Stolz von Frankreichs ewiger Jugend und unerschöpflicher Kraft gesprochen, und der Berichterstatter der National-Versammlung hat die Annahme der Friedensbedingungen mit der ausdrücklichen Versicherung empfohlen, daß die Friedensunterhändler die Zahlung der hohen Kontribution nicht zugesagt hätten,

wenn sie nicht gewußt, daß Frankreich dieselbe zu tragen vermöge. Frankreichs Hilfsquellen, sagte er, seien groß genug, um auch solchen Anforderungen zu genügen, vorausgesetzt, daß Frankreich Entschließungen für die Zukunft fasse, wie sie sich aus der jetzigen harten Prüfung ergeben, Entschließungen, durch welche Frankreich ebenso vor Revolutionen wie vor despotischer Herrschaft bewahrt bleibe und eine Aera ernster Arbeit, wahrhafter Ordnung und Freiheit gesichert werde.

Je mehr diese Hoffnung sich erfüllt, desto mehr wird die Auferlegung der Kontribution in der Tat eine Quelle des Segens für Frankreich selbst und eine Bürgschaft dauernden Friedens für Europa werden, — desto mehr werden die Vorhersagungen von einer künftigen Politik der Rache seitens Frankreichs an Bedeutung verlieren.

So stark und mächtig die Stimmungen sein mögen, welche das französische Volk jetzt bewegen; — die Zeit wird einen mildernden und heilenden Einfluß auf dieselben üben: je ernster und je länger das französische Volk durch eine absolute Notwendigkeit darauf hingewiesen sein wird, statt den Eingebungen der Leidenschaft vielmehr einer Politik der Besonnenheit und Mäßigung zu huldigen, desto mehr ist zu hoffen, daß die jetzigen Rachegedanken allmählich friedlichen Gesinnungen und dem gemeinsamen Streben nach wahrer Volkswohlfahrt weichen, welche zu fördern das neue Deutsche Reich in Uebereinstimmung aller seiner Glieder als seine höchste Aufgabe erkennt."

Am 15. März verließ der deutsche Kaiser Frankreich. „Soldaten der deutschen Armee," lautete dabei sein Armeebefehl, „ich verlasse an dem heutigen Tage den Boden Frankreichs, auf welchem dem deutschen Namen so viel neue kriegerische Ehre erwachsen, auf dem aber auch so viel teures Blut geflossen ist. Ein ehrenvoller Friede ist jetzt gesichert und der Rückmarsch der Truppen in die Heimat hat zum Teil begonnen. Ich sage euch Lebewohl und ich danke euch nochmals mit warmem, erhobenem Herzen für alles, was ihr in diesem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtsein in die Heimat zurück, daß ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, daß das teure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist, und daß dem Deutschen Reiche jetzt Länder wieder erobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschland dessen stets eingedenk sein, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann, dann können wir der Zukunft getrost entgegensehen."

So war einer der gewaltigsten Kriege, welche die Weltgeschichte jemals gesehen, beendigt, und nun galt es den gemeinsamen Ausbau und die Vollendung des Begonnenen. Am 10. Mai wurde in Frankfurt der definitive Friede unterzeichnet.

„Fürst Otto von Bismarck-Schönhausen, Kanzler des Deutschen Reiches;

Graf Harry von Arnim, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Deutschen Kaisers beim Heiligen Stuhle,

namens Sr. Majestät des Deutschen Kaisers einerseits und andererseits

Herr Jules Favre, Minister der auswärtigen Angelegenheiten der französischen Republik;

Herr Augustin Thomas Joseph Pouyer-Quertier, Finanzminister der französischen Republik und

Herr Marcus Thomas Eugen von Goulard, Mitglied der National-Versammlung,

namens der französischen Republik,

in der Absicht, den Präliminar-Friedensvertrag vom 26. Februar d. J. mit den nachstehenden Veränderungen in einen definitiven Friedensvertrag umzuwandeln, haben folgendes festgesetzt:

Artikel 1. Die Entfernung von der Stadt Belfort bis zur Grenzlinie, wie diese ursprünglich bei den Unterhandlungen von Versailles vorgeschlagen worden und auf der dem ratifizierten Instrumente der Präliminarien vom 26. Februar beigefügten Karte bezeichnet ist, soll als Ausdehnung des Rayons gelten, der, gemäß der darauf bezüglichen Klausel des ersten Artikels der Präliminarien, mit der Stadt und den Befestigungen von Belfort bei Frankreich verbleiben soll.

Die deutsche Regierung ist willens, diesen Rayon solcher Weise zu vergrößern, daß er die Kantons von Belfort, Delle und Giromagny umfaßt, sowie den westlichen Teil des Kantons von Fontaine, westlich einer Linie von dem Punkte, wo der Kanal von der Rhone nach dem Rhein aus dem Kanton von Delle austritt, im Süden von Montreux Chateau bis zur Nordgrenze des Kantons zwischen Bourg und Felon, wo diese Linie die Ostgrenze des Kantons von Giromagny erreicht. Die deutsche Regierung wird indessen die oben bezeichneten Territorien nur unter der Bedingung abtreten, daß die französische Republik ihrerseits in eine Grenzrektifikation einwillige längs den westlichen Grenzen der Kantone von Katenom und Thionville, welche an Deutschland das Gebiet überläßt im Osten einer Linie, die von der Grenze von Luxemburg zwischen Hussigny und Redingen ausgeht, die Dörfer Thil und Villerupt an Frankreich lassend, sich zwischen Erronville und Aumetz, zwischen Beuvillers und Boulange, zwischen Trieux und Lomeringen hinzieht und die alte Grenzlinie zwischen Avril und Moyeuvre erreicht. Die internationale Kommission, deren im Art. 1 der Präliminarien erwähnt ist, wird sich sogleich nach der Auswechselung der Ratifikationen des gegenwärtigen Vertrages an Ort und Stelle begeben, um die ihr obliegenden Arbeiten auszuführen und die Linie der neuen Grenze gemäß der vorstehenden Disposition zu ziehen.

Artikel 2. Die den abgetretenen Gebieten angehörigen, gegenwärtig auf diesem Gebiete domizilierten französischen Untertanen, welche beabsichtigen, die französische Nationalität zu behalten, sollen bis zum 1. Oktober 1872 und mittels einer vorausgehenden Erklärung an die kompetente Behörde die Befugnis haben, ihr Domizil nach Frankreich zu verlegen und sich dort niederzulassen, ohne daß dieses Recht alteriert werden könne durch die Gesetze über den Militärdienst, — in welchem Falle ihnen die Eigenschaft als französische Bürger erhalten bleiben wird. Es steht ihnen frei, ihre auf den mit Deutschland verbundenen Territorien gelegenen Immobilien zu behalten. Kein Bewohner der abgetretenen Territorien darf in seiner Person oder in seinen Gütern auf Grund seiner politischen oder militärischen Handlungen während des Krieges verfolgt, gestört oder zur Untersuchung gezogen werden.

Artikel 3. Die französische Regierung wird der deutschen Regierung die Archive, Dokumente und Register übergeben, welche die zivile, militärische oder gerichtliche Verwaltung der abgetretenen Territorien betreffen. Sollten einige dieser Aktenstücke weggeschafft worden sein, so wird die französische Regierung dieselben auf Anforderung der deutschen Regierung wieder herbeischaffen.

Artikel 4. Die französische Regierung wird der Regierung des Deutschen Reiches innerhalb einer Frist von sechs Monaten, von der Auswechselung der Ratifikation dieses Vertrages an gerechnet, übergeben:

1. den Betrag der seitens der Departements, Gemeinden und öffentlichen Anstalten der abgetretenen Territorien deponierten Summen;

2. den Betrag der Anwerbungs- und Stellenvertretungs-Prämien, welche den aus den abgetretenen Territorien gebürtigen Soldaten und Seeleuten gehören, die sich für die deutsche Nationalität entschieden haben;

Generalfeldmarschall Graf von Moltke.

3. den Betrag der Kautionen der Rechnungs-Beamten des Staates;

4. den Betrag der für gerichtliche Konsignationen infolge von Maßregeln der Verwaltungs- oder Justizbehörden in den abgetretenen Territorien eingezahlten Geldsummen.

Artikel 5. Beide Nationen werden gleiche Behandlung genießen in Bezug auf die Schiffahrt auf der Mosel, dem Kanal von der Marne nach dem Rhein, dem Kanal von

der Rhone nach dem Rhein, dem Kanal der Saar und den mit diesen Wasserwegen in Verbindung stehenden schiffbaren Gewässern. Das Flößrecht wird beibehalten.

Artikel 6. Da die hohen kontrahierenden Parteien der Meinung sind, daß die Diöcesangrenzen der an das Deutsche Reich abgetretenen Territorien mit der neuen durch obenstehenden Art. 1 bestimmten Grenze zusammenfallen müssen, so werden sie sich nach der Ratifikation des gegenwärtigen Vertrages unverzüglich über die zu diesem Zwecke zu ergreifenden gemeinsamen Maßregeln verständigen.

Die der reformierten Kirche oder der Augsburger Konfession angehörigen, auf den von Frankreich abgetretenen Territorien ansässigen Gemeinden werden aufhören, von der französischen geistlichen Behörde abhängig zu sein.

Artikel 7. Die Zahlung von 500 Millionen wird erfolgen innerhalb der dreißig Tage, welche der Herstellung der Autorität der französischen Regierung in der Stadt Paris folgen werden. Eine Milliarde wird bezahlt werden im Laufe des Jahres und eine halbe Milliarde am 1. Mai 1872. Die letzten drei Milliarden bleiben zahlbar am 2. März 1874, so wie es durch den präliminarischen Friedensvertrag stipuliert worden ist. Vom 2. März des laufenden Jahres an werden die Zinsen dieser drei Milliarden Francs jedes Jahr am 3. März mit 5 pCt. per Jahr bezahlt werden.

Jede im voraus auf die drei Milliarden abgezahlte Summe wird vom Tage der geleisteten Zahlung an aufhören, Zinsen zu tragen.

Alle Zahlungen können nur in den hauptsächlichsten Handelsstätten Deutschlands gemacht werden und werden in Metall, Gold oder Silber, in Billets der Bank von England, in Billets der Bank von Preußen, in Billets der königlichen Bank der Niederlande, in Billets der Nationalbank von Belgien, in Anweisungen auf Ordre oder diskontierbare Wechsel ersten Ranges zum vollen Werte geleistet werden. Da die deutsche Regierung in Frankreich den Wert des preußischen Talers auf 3 Frcs. 75 Cts. festgestellt hat, so nimmt die französische Regierung die Umwechslung der Münzen beider Länder zu oben bezeichnetem Kurse an. Die französische Regierung wird die deutsche Regierung drei Monate zuvor von jeder Zahlung benachrichtigen, welche sie den Kassen des Deutschen Reiches zu leisten beabsichtigt.

Nach Zahlung der ersten halben Milliarde und der Ratifikation des definitiven Friedensvertrages werden die Departements der Seine Inférieure und der Eure geräumt, in soweit sie noch von deutschen Truppen besetzt sind. Die Räumung der Departements der Oise, der Seine-et-Oise, der Seine-et-Marne und der Seine, sowie der Forts von Paris wird stattfinden, sobald die deutsche Regierung die Herstellung der Ordnung sowohl in Frankreich als in Paris für genügend erachtet, um die Ausführung der durch Frankreich übernommenen Verpflichtungen sicher zu stellen. In allen Fällen wird diese Räumung bei Zahlung der dritten halben Milliarde stattfinden.

Die deutschen Truppen behalten im Interesse ihrer Sicherheit die Verfügung über die neutrale Strecke zwischen der deutschen Demarkationslinie und der Umwallung von Paris auf dem rechten Ufer der Seine.

Die Stipulationen des Vertrages vom 26. Februar, bezüglich auf die Okkupation des französischen Gebietes nach Zahlung der beiden Milliarden bleiben in Kraft. Von der Zahlung der ersten fünfhundert Millionen können keine Abzüge, wozu die französische Regierung berechtigt sein könnte, gemacht werden.

Artikel 8. Die deutschen Truppen werden fortfahren, sich der Requisitionen in natura oder Geld in den besetzten Territorien zu enthalten; da diese Verpflichtung ihrerseits in gegenseitiger Beziehung steht zu der von der französischen Regierung übernommenen Verpflichtung, sie zu unterhalten, so werden im Falle, daß trotz wiederholter Anforderungen der deutschen Regierung die französische Regierung in Ausführung besagter Verpflichtung zurückbleiben sollte, die deutschen Truppen das Recht haben, sich das Nötige für ihre Bedürfnisse durch Erhebung von Steuern und Requisitionen in den besetzten Departements zu verschaffen, und selbst außerhalb derselben, wenn deren Hilfsmittel nicht hinreichen sollten.

Bezüglich auf die Verpflegung der deutschen Truppen werden die gegenwärtig in Kraft stehenden Anordnungen beibehalten bis zur Räumung der Forts von Paris.

Kraft des Vertrages von Ferrieres vom 11. März 1871 werden die durch diesen Vertrag angegebenen Reduktionen zur Ausführung kommen nach Räumung der Forts.

Sobald der Effektivstand der deutschen Armee unter die Zahl von 500000 Mann herabgesunken sein wird, werden die unter diese Zahl gemachten Reduktionen angerechnet werden, um eine verhältnismäßige Verminderung der von der französischen Regierung bezahlten Unterhaltungskosten für die Truppen herzustellen.

Artikel 9. Die gegenwärtig den Erzeugnissen der Industrie in den abgetretenen Gebieten zur Einfuhr nach Frankreich gestattete Ausnahmebehandlung wird für einen Zeitraum von sechs Monaten, vom 1. März an gerechnet, unter den mit den Delegierten des Elsasses vereinbarten Bedingungen aufrecht erhalten.

Artikel 10. Die deutsche Regierung wird fortfahren, die Kriegsgefangenen zurückkehren zu lassen, indem sie sich mit der französischen Regierung in Einvernehmen setzt. Die französische Regierung wird diejenigen der Gefangenen, welche verabschiedet werden können, in ihre Heimat zurücksenden. Diejenigen, welche ihre Dienstzeit noch nicht zurückgelegt, haben sich hinter die Loire zurückzuziehen. Es ist vereinbart, daß die Armee von Paris und von Versailles, nach Herstellung der Autorität der französischen Regierung in Paris und bis zur Räumung der Forts von seiten der deutschen Truppen, 80000 Mann nicht übersteigen soll. Bis zu dieser Räumung kann die französische Regierung keine Truppenzusammenziehung auf dem rechten Ufer der Loire vornehmen, jedoch wird sie die regelmäßigen Besatzungen der in dieser Zone gelegenen Städte, gemäß den Bedürfnissen der Aufrechterhaltung der Ordnung und der öffentlichen Ruhe, stellen.

Nach Maßstab des Fortschritts der Räumung werden sich die Kommandanten der Truppen über eine neutrale Zone zwischen den Armeen der beiden Nationen verständigen.

Zwanzigtausend Gefangene sollen ohne Verzug nach Lyon dirigiert werden, unter der Bedingung, daß sie nach ihrer Organisierung sofort nach Algerien geschickt werden, um in dieser Kolonie zur Verwendung zu kommen.

Artikel 11. Da die Handelsverträge mit den verschiedenen Staaten Deutschlands durch den Krieg aufgehoben sind, werden die französische und die deutsche Regierung zur Grundlage ihrer Handelsbeziehungen den Grundsatz der gegenseitigen Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nationen nehmen.

In dieser Regel sind einbegriffen die Eingangs- und Ausgangsrechte, der durchgehende Verkehr, die Zollformalitäten, die Zulassung und Behandlung der Untertanen beider Nationen und der Vertreter derselben.

Sind jedoch ausgenommen von obiger Regel die Begünstigungen, welche eine der vertragschließenden Parteien durch Handelsverträge anderen Ländern, als den folgenden, gewährt hat: England, Belgien, Niederlande, Schweiz, Oesterreich, Rußland.

Die Schiffahrtsverträge und die auf den internationalen Eisenbahnverkehr bezügliche Uebereinkunft in ihren Beziehungen auf die Verzollung, sowie die Konvention für den wechselseitigen Schutz des Eigentums an geistigen und künstlerischen Werken werden wieder in Kraft gesetzt werden.

Indessen behält sich die französische Regierung das Recht vor, von den deutschen Schiffen und deren Ladung Tonnen- und Flaggengebühren zu erheben, unter der Bedingung, daß diese Gebühren die von den Schiffen und Ladungen der vorerwähnten Nationen erhobenen nicht übersteigen.

Artikel 12. Alle vertriebenen Deutschen bleiben in vollem Genusse aller Rechte, welche sie in Frankreich erworben haben.

Diejenigen Deutschen, welche die von den französischen Gesetzen verlangte Ermächtigung erhalten haben, ihren Wohnsitz in Frankreich aufzuschlagen, werden in alle ihre Rechte wieder eingesetzt und können infolgedessen auf französischem Gebiete ihren Wohnsitz nehmen.

Die durch die französischen Gesetze bedungene Frist zur Erlangung der Naturalisation wird als durch den Kriegszustand nicht unterbrochen betrachtet für die Personen, welche von der vorerwähnten Erlaubnis, nach Frankreich zurückzukehren, binnen sechs Monaten nach Austausch der Ratifikationen dieses Vertrages Gebrauch machen, und die zwischen ihrer Vertreibung und ihrer Rückkehr auf französischem Boden verflossene Zeit soll angesehen werden, als ob sie nie aufgehört hätten, in Frankreich zu wohnen.

Obige Bedingungen sind in voller Gerechtigkeit auf die in Deutschland wohnenden oder zu wohnen wünschenden französischen Untertanen anwendbar.

Artikel 13. Die deutschen Schiffe, welche durch Prisengerichte vor dem 2. März 1871 verurteilt waren, sollen als endgültig verurteilt angesehen werden.

Diejenigen, welche am besagten Tage nicht verurteilt waren, sollen mit der Ladung, soweit sie noch besteht, zurückerstattet werden. Wenn die Rückerstattung der Fahrzeuge und Ladungen nicht mehr möglich ist, so soll ihr Wert, nach dem Verkaufspreise angesetzt, ihren Eigentümern vergütet werden.

Artikel 14. Jede der vertragschließenden Parteien wird auf ihrem Gebiete die zur Kanalisierung der Mosel unternommenen Arbeiten fortführen. Die gemeinsamen Interessen der getrennten Teile der beiden Departements Meurthe und Mosel sollen liquidiert werden.

Artikel 15. Die hohen vertragschließenden Parteien verpflichten sich gegenseitig, auf die gegenseitigen Untertanen die Maßnahmen auszudehnen, welche sie zu Gunsten derjenigen ihrer Staatsangehörigen für nützlich erachten würden, die infolge der Kriegsereignisse in die Unmöglichkeit versetzt worden waren, zu richtiger Zeit für die Wahrnehmung oder Aufrechterhaltung ihrer Rechte einzutreten.

Artikel 16. Die französische und die deutsche Regierung verpflichten sich gegenseitig, die Gräber der auf ihren Gebieten beerdigten Soldaten zu respektieren und unterhalten zu lassen.

Artikel 17. Die Regulierung der nebensächlichen Punkte, über welche eine Verständigung erzielt werden muß infolge dieses Vertrages und des Präliminarvertrages, wird der Gegenstand weiterer Verhandlungen sein, welche in Frankfurt stattfinden werden.

Artikel 18. Die Ratifikationen des gegenwärtigen Vertrages durch die National-Versammlung und durch das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt der französischen Republik einerseits

und durch Se. Majestät den Kaiser von Deutschland

andererseits

werden in Frankfurt binnen zehn Tagen oder womöglich früher ausgetauscht werden.

Zur Beglaubigung dieses haben die beiderseitigen Bevollmächtigten ihre Unterschrift und ihr Siegel beigefügt.

Frankfurt, den 10. Mai 1871.

(gez.) von Bismarck.
(gez.) von Arnim.
(gez.) Jules Favre.
(gez.) Pouyer-Quertier.
(gez.) E. de Goulard.

Der Frieden war geschlossen. „Die Friedenstaube, schrieb damals ein süddeutsches Blatt, „welche aus der deutschen Arche ausgesandt war, ist endlich mit dem frischen Oelblatt zurückgekehrt. Kanonen und Glocken rufen nicht mehr zum blutigen Kampf, sie sind zu Friedensherolden geworden, und auch sie sind jetzt verstummt. Wir stehen nun vor einer neuen Welt. Die Sündflut des Krieges hat viele unserer Lieben in ihren Abgrund gerissen. Aber unser Land und Volk stehen wie vom Morgentau erfrischt, empfänglich für die Arbeit unserer Hände und für geistigen Samen. Wir fühlen uns nicht ernüchtert, wie nach so manchem schönen Feste, welches einer fernen Vergangenheit und unbestimmten Hoffnungen geweiht war. Das Grundgefühl der ungeheuren Mehrzahl unseres Volkes ist: Gott Lob und Dank, daß wir den Frieden nach außen und nach innen, die Einheit und die Kraft eines großen Vaterlandes und die Grundlagen der Bürgerfreiheit festgestellt haben. Wir wissen, daß unser Volk sich in diesem Riesenkampf die Sporen der rechten Ritterschaft, die Ebenbürtigkeit mit den ersten Nationen errungen hat. Dieser höchste Adel legt aber uns allen Verpflichtungen auf. Gedenken wir zuerst der Pflichten gegen die Toten, derer, die im heiligen Krieg gefallen auf dem Siegesfeld; damit, wenn ihre Geister herniedersteigen, sie nicht euch zürnend das Urteil sprechen: „Doch sah ich manches Auge flammen und klopfen hört ich manches Herz." Als in den Befreiungskriegen von 1813, 1814 und 1815 der große Eroberer, dem die Franzosen nachrühmten, daß er sie in alle Hauptstädte des europäischen Festlandes geführt habe, niedergeworfen war, da war ein großer Teil, namentlich Norddeutschlands verwüstet, auch unser Süden erschöpft und wie blutlos weiß vom Dienst der Fremden. Heute aber stehen unsere Städte und Dörfer in der Blüte eines langen Friedens. Wohlhabenheit macht Mut und Freudigkeit, sie giebt Kraft zum Werke. Wenn wir aber das Werk jetzt nicht fest anfassen, so würden wir in Trägheit versinken. Von den Zeiten des Bundestags und seiner peinlichen Kleinwirtschaft her hat sich die unsere Arbeitsfrische lähmende Gewohnheit fortgeerbt, daß ein freisinniger, strebender Mann Mißvergnügen zeigen mußte. Und so sitzt denn auch noch mancher in der Ecke, weil es nicht so gegangen ist, wie er es gemeint und vorausgesagt hatte. Allein die Bewegung, die uns

alle in den vierziger Jahren ergriffen hat, ist zum Ziele gelangt auf Umwegen, bergauf und bergab, welche keiner, auch die gewaltigsten, erleuchtetsten Führer nicht vorzeichnen konnten. Nicht eine Partei hat es gewonnen, wir alle, vor allem Deutschland hat es gewonnen, es hat das größte, es hat sich selbst gewonnen. Jene heiße Frage der vierziger Jahre, ob nicht die Republik überall die vollkommenste Staatsform sei, ist veraltet, seit die Fürsten im Felde und im Rate große Opfer gebracht und bewiesen haben, daß auch mit ihnen die Freiheit, die dem Volke Segen bringt, möglich ist, wenn nur jeder seine Pflicht tut. Die Söhne des Adels, des Bürgers, des Bauern, des Taglöhners fielen brüderlich nebeneinander auf den französischen Wahlstätten. Was Gott so zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden. Und im Wahlkampf haben Fürsten mit dem Landmann gerungen, um die hohe Ehre, im deutschen Reichstag für das Wohl des ganzen Volkes zu raten und zu taten, Recht und Freiheit zu fördern. Und auch wir wollen von heute an mit erneuter Freudigkeit dabei mitwirken, jeder an seiner Stelle. Wenn der Landmann sein Sichelfest gefeiert hat, schickt er sich sofort an zur Bepflügung und Bestellung seines Ackers. So wollen auch wir als die Glieder eines starken Volkskörpers unser Friedensgeschäft angreifen zunächst für unsere Familien, aber stets ausschauend auf den Ausbau des Vaterlandes, das uns geschirmet hat, das uns alle braucht und das auf jeden von uns rechnet. Also an die gemeinsame Arbeit."

Das neue deutsche Reich.

Kaiser Wilhelm I. 1871–1888.

Die Erneuerung der deutschen Kaiserwürde, von der wir schon kurz gesprochen, war ein Werk längerer diplomatischer Verhandlungen, in denen namentlich Bayern eine Reihe von Zugeständnissen verlangte. Sein Heer sollte in Friedenszeiten unter der obersten Kriegsherrlichkeit des Landesherrn stehen, während Württemberg aus seinen Truppen ein eigenes Korps formieren durfte. Diese Verträge wurden vom Reichstag des norddeutschen Bundes und von den süddeutschen Landtagen angenommen, in der bayerischen Kammer allerdings nur mit 102 gegen 48 Stimmen, und erst nachdem die Kaiserwürde bereits erneuert war.

Das war namentlich ein Werk des Kronprinzen von Preußen gewesen. König Wilhelm selbst betrachtete die Annahme der Kaiserkrone mehr als eine unabweisbare Pflicht, für Bismarck hatte die Form, in welcher der König von Preußen die Kaiserrechte in Deutschland ausübte, nie großen Wert, nur die Tatsache, daß er sie übte, wollte er mit Aufbietung all seines Strebens erreichen. Nachdem erst König Ludwig von Bayern sein bekanntes Schreiben an König Wilhelm gerichtet hatte, überreichte eine Abordnung des norddeutschen Bundes unter Führung von Simson eine mit 191 gegen 6 Stimmen angenommene Adresse, in der gebeten wurde, der König möge dem Werke durch Annahme der Kaiserwürde den weihevollen Schluß geben. Begeistert stimmte das deutsche Volk diesem Wunsche bei, und mit der Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871 ging ein Traum in Erfüllung, den die Besten unseres Volkes seit Jahrzehnten herbeigesehnt hatten: es war wieder ein Deutsches Reich errichtet. „Wir übernehmen," so lautete der Schluß der Kaiserproklamation an das deutsche Volk, „die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem

Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Wahrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern

Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck.

an den Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Am 21. März 1871 eröffnete Kaiser Wilhelm den ersten deutschen Reichstag, der nun zunächst die Reichsverfassung festzulegen hatte. Diese wurde am 14. April fast

Relief „Heimkehr der Krieger“ am Sockel des Nationaldenkmals.

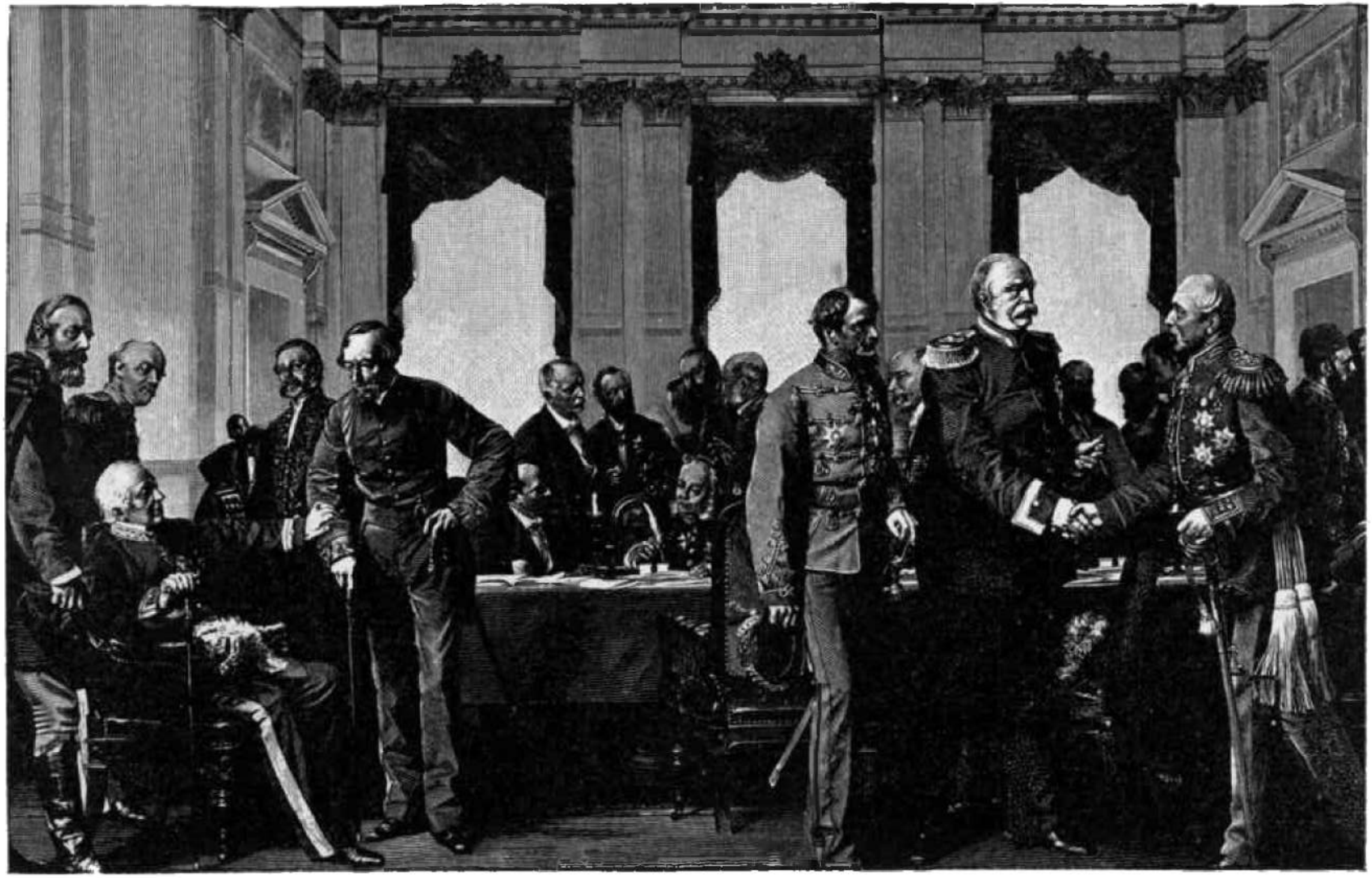
einstimmig angenommen und erlangte am 4. Mai Gesetzeskraft. An der Spitze des 26 Staaten umfassenden Bundesstaates steht als erbliches Oberhaupt der jeweilige König von Preußen, mit dem Titel „Deutscher Kaiser" und hat das Reich dem Ausland gegenüber völkerrechtlich zu vertreten, den Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht zu führen und im Namen des Reichs Krieg zu erklären und Bündnisse und Frieden zu schließen. Zur Seite steht ihm für alle Reichsangelegenheiten ein Reichskanzler. Von den Organen des Reichs stellt am reinsten den Gedanken der Einheit der Reichstag dar. Hervorgegangen aus allgemeinen gleichen direkten und geheimen Wahlen, vertritt er die gesamte Reichsbevölkerung, nicht die der Einzelstaaten. Der Bundesrat dagegen besteht aus den Vertretern der 25 Bundesregierungen. Das Reichsland Elsaß-Lothringen ist unmittelbar vertreten, und gibt der Souveränität der letzteren den unbestrittenen Ausdruck. Jeder Bundesstaat stimmt einheitlich, und zwar hat Preußen 17 (fast $^1/_3$), Bayern 6, Württemberg und Sachsen je 4, Baden und Hessen je 3, Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig je 2, die übrigen je 1 Stimme. Die Befugnisse des Bundesrats sind zugleich gesetzgebende, richterliche und verwaltende. Er beschließt über die dem Reichstag zu machenden Vorlagen, und die von demselben gefaßten Beschlüsse. Also durch Bundesrat und Reichstag gemeinsam wird die Reichsgesetzgebung geübt, dem Kaiser als solchem steht nur die Ausfertigung und Verkündigung der Reichsgesetze und die Ueberwachung der Ausführung derselben zu.

So waren also die beiden politischen Ziele, auf welche das Streben der Nation schon lange gerichtet war, erreicht, nationale Einheit und eine gesetzlich gesicherte Anteilnahme des Volks an der Regierung. Freilich die Verschärfung der sozialen Gegensätze wie sie nun zu Tage trat, ließ sich auch dadurch nicht hindern.

Es folgt eine Zeit wirtschaftlicher Gährung, in der so all die Leidenschaften ausbrachen; die aus politischen Gründen schließlich überstürzten Milliardenzahlungen Frankreichs, die den Geldmarkt ganz unvorbereitet trafen, trugen das ihrige dazu bei, und als nun im Jahre 1873 der große Krach erfolgte, verschärften sich die sozialen Gegensätze nur noch mehr.

Die Folge all dieser Bewegungen war nun ein völliger Umschwung in der inneren Politik des Deutschen Reiches, der zunächst seinen Ausdruck in dem Erlasse des Sozialistengesetzes fand, allein wie wenig nachhaltigen Eindruck derselbe machte, bewies das aus Anlaß der Einweihung des Niederwalddenkmals geplante Attentat. Am 28. September 1883 vollzog der 86jährige Kaiser die Einweihung des herrlichen Denkmals „den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung." Ganz Deutschland jubelte dieser vaterländischen Feier zu. Allein die Anarchisten wollten sie zur Ausübung eines Vorhabens benutzen, das in einen Abgrund von Niederträchtigkeit blicken ließ. Die ganze Versammlung sollte in die Luft gesprengt werden. Die durchnäßte Zündschnur versagte, der Anschlag wurde entdeckt und die zwei Hauptanführer des ruchlosen Attentats hingerichtet.

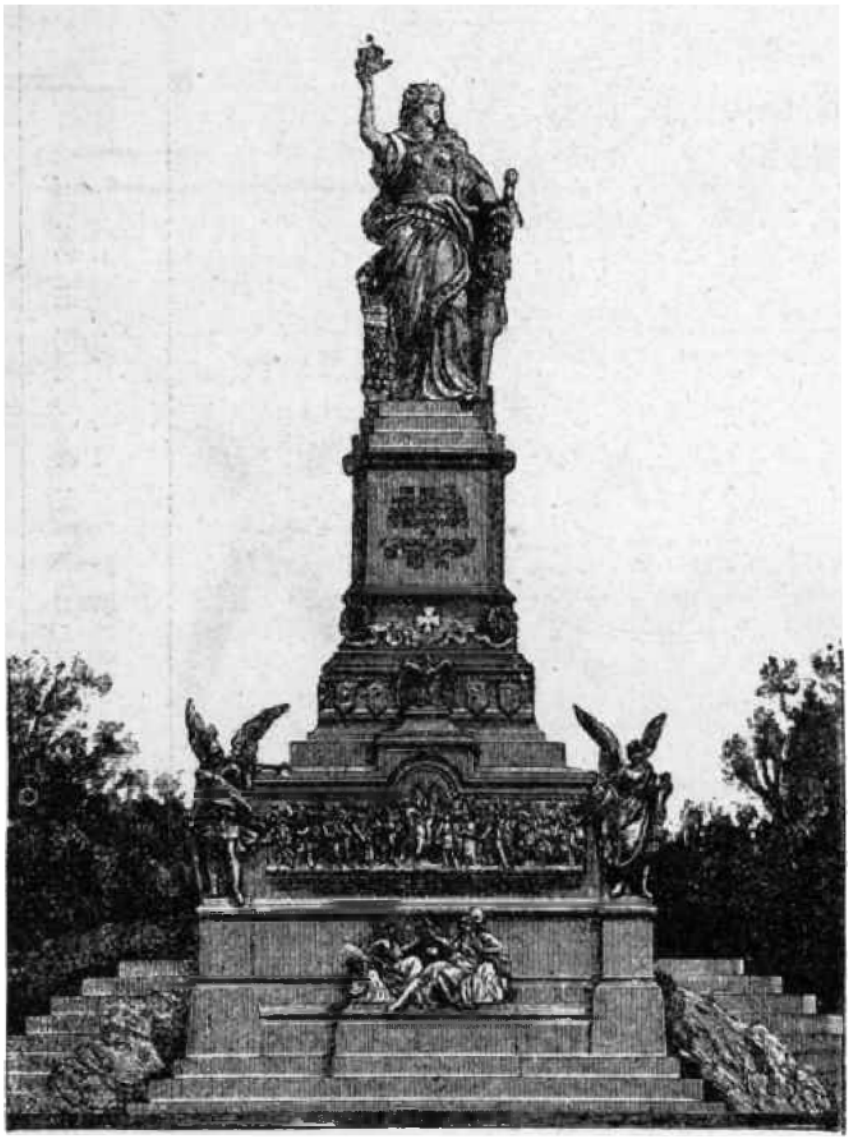
„Durch positive Förderung des Wohles der Arbeiter" die Gegensätze zu mildern, darauf zeigte sich die Regierung schon frühzeitig bedacht. Eine kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 leitete eine Sozialgesetzgebung ein, durch die der Staat „die Arbeitgeber und dann auch in weiterer Folge die übrigen Massen oder vielmehr die Gesamtheit zu Opfern zwingt, welche der Arbeiterklasse zu gute kommen sollen." Nach langen Beratungen kam 1883 und 1884 ein Arbeiter-Kranken- und Arbeiter-



Der Berliner Kongreß 1878. Von A. v. Werner.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Unfallversicherungsgesetz zustande, und Kaiser Wilhelm durfte noch die Vorlage eines Gesetzes über Alters- und Invaliditätsversicherung erleben.

Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche mußte ebenfalls erst durch langwierige und manchmal ziemlich scharfe Verhandlungen geregelt werden. Das 1870 vom Konzil unter Papst Pius IX. anerkannte Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes war der Ausgangspunkt der Streitigkeiten. Fürst Bismarck rief den Widerstand der katholischen Bevölkerung durch scharfe Verordnungen, die sogenannten Maigesetze, hervor, welche der Kultusminister Falck zu vertreten hatte. Nach schweren und unseligen Streitigkeiten entschloß sich die Regierung, Frieden mit der Kirche zu schließen. Als der neue Papst Leo XIII., der 1878 auf Pius IX. folgte, sich zu Unterhandlungen bereit erklärte, schritten diese zwar nur langsam vorwärts, allein sie führten am Ende doch zum Frieden.

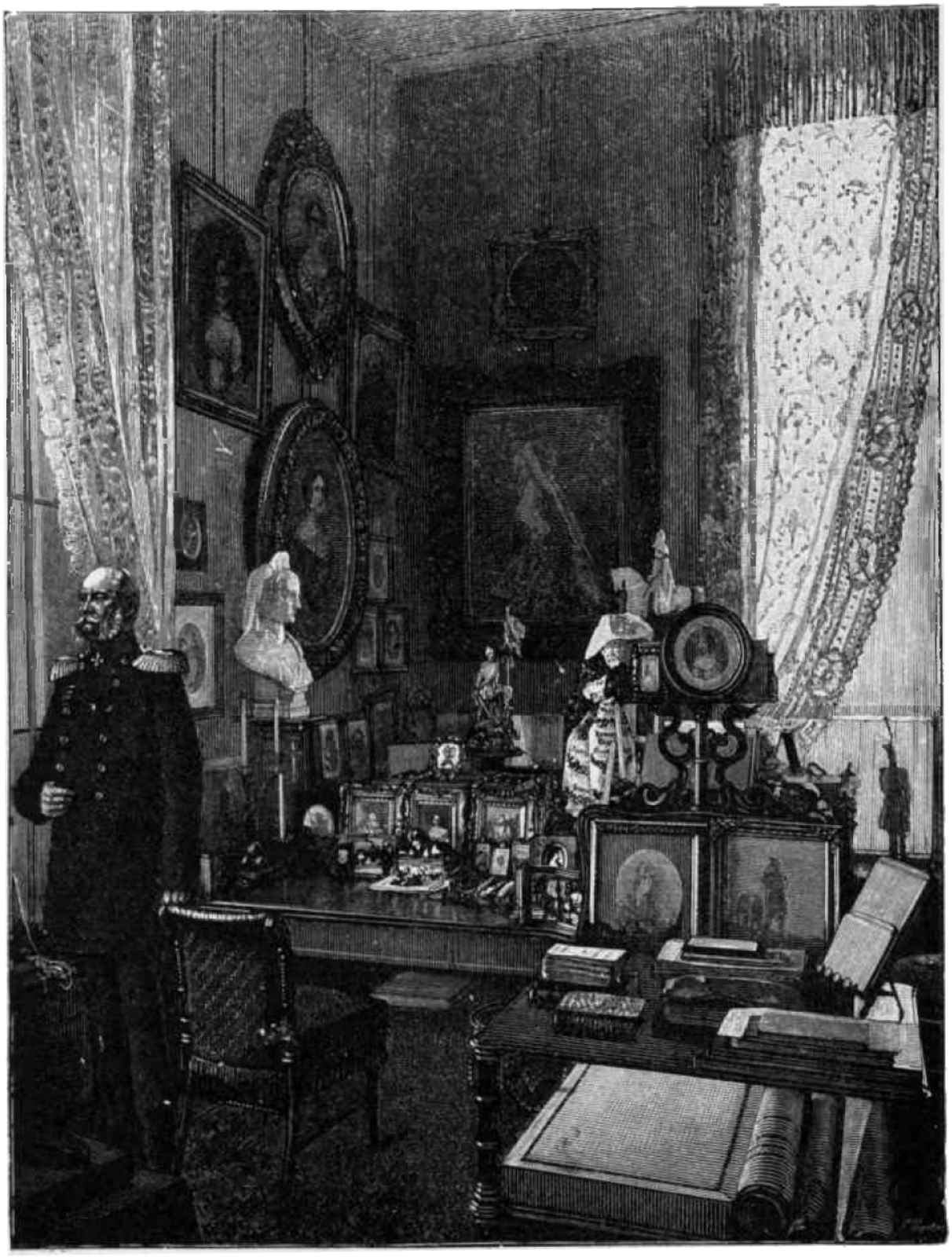


Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

Seit 1878 trat auf wirtschaftlichem Gebiete durch den Uebergang vom Freihandel zu dem bis 1862 vom Zollverein befolgten Schutzzollsystem eine einschneidende Aenderung ein. Dabei war Bismarcks Gedanke, durch den Ertrag der Zölle das Reich instand zu setzen, nicht nur die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten zu entbehren, sondern vielmehr diesen selbst Erträgnisse zufließen zu lassen. Von größter Bedeutung war es, daß 1882 Hamburg und 1885 Bremen in die gemeinsame Reichszollgrenze einbezogen wurden.

Bei alledem gestalteten sich Deutschlands Beziehungen nach außen durchaus günstig. Wohl blieb Frankreich auch jetzt noch der bittere Gegner Deutschlands, allein dafür gelang es Bismarck eine Aussöhnung mit Oesterreich zu Stande zu bringen, und ebenso wurde ein friedlicher Ausgleich der beiden Nebenbuhler in der orientalischen Frage, Rußlands und Oesterreichs angebahnt, so daß anfangs Frankreich gänzlich isoliert dastand. Ein europäischer Kongreß im Jahre 1878 in Berlin regelte die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, und wenn auch Rußland, da nicht alle seine Forderungen erfüllt werden konnten, gegen Deutschland verstimmt blieb, so gelang es dafür 1879 Bismarck ein

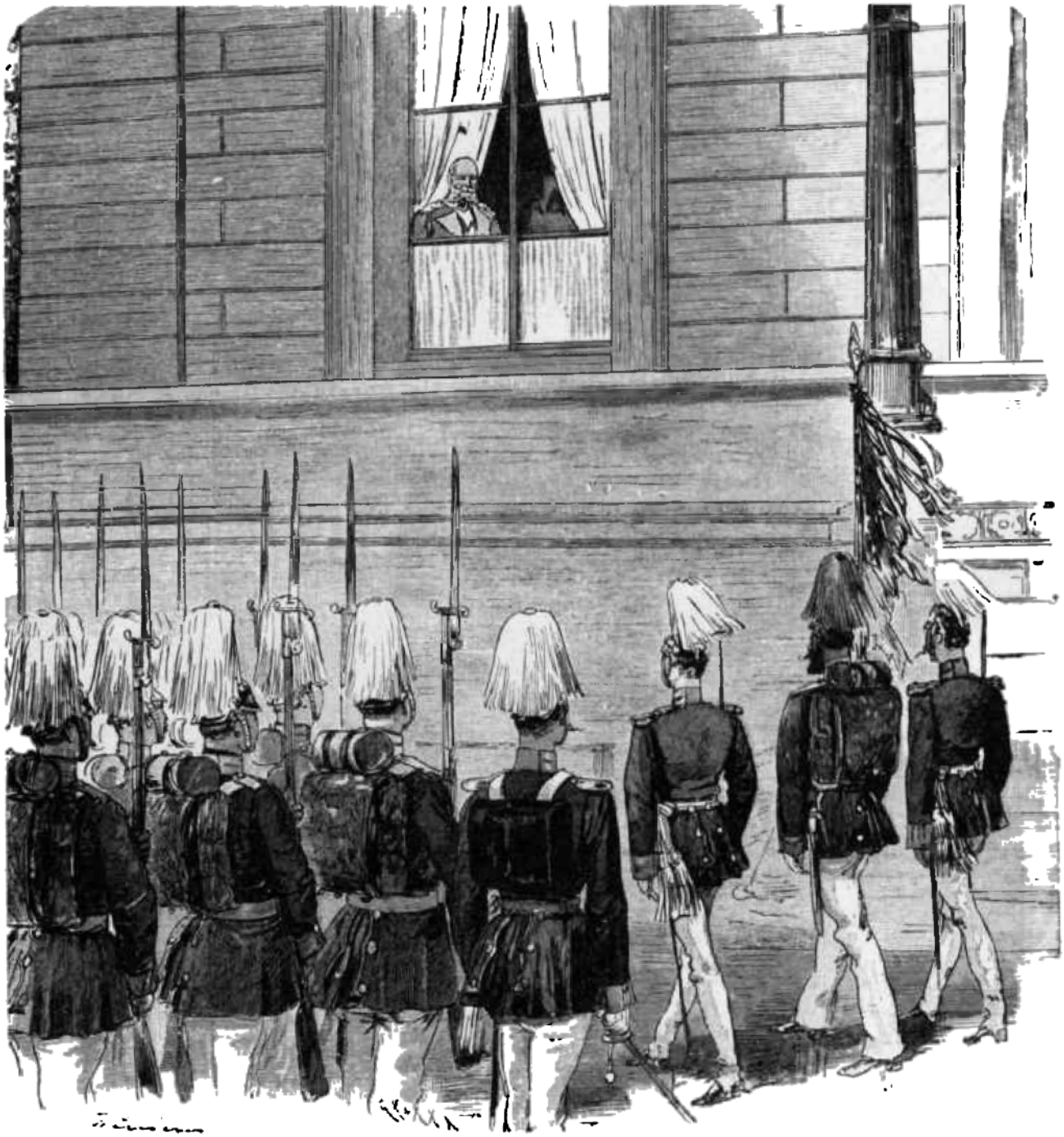
Schutzbündnis mit Oesterreich zu schließen. Im Jahre 1887 freilich drohte infolge der ehrgeizigen Pläne des französischen Kriegsministers Boulanger Kriegsgefahr, und als der



Kaiser Wilhelm in seinem Arbeitszimmer.

Reichstag die von der Regierung als notwendig bezeichnete Verstärkung des Heeres ablehnte, mußte ein neuer Reichstag gewählt werden, von welchem die Regierungsvorlage,

auch eine Friedenspräsenzstärke mit 468406 Mann bis zum Jahre 1895 mit 237 gegen 31 Stimmen angenommen wurde. Zum Schutz gegen das drohende Verhalten Rußlands wurde im Jahre 1888 der deutsch-österreichische Vertrag von 1879 veröffentlicht, und ein neues Wehrgesetz, das für die Landwehr ein zweites Aufgebot herstellte und die Dienst-



Das Abbringen der Fahnen in das Königliche Palais.

pflicht bis zum 39. Lebensjahre verlängerte, wurde nach einer gewaltigen, mit dem bekannten Ausspruch Bismarcks „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt" endigenden Rede ohne jede Verhandlung einstimmig angenommen. Ebenso sicherte Italiens schon 1883 erfolgter, 1887 erneuter Beitritt zum deutsch-österreichischen Bündnis den Frieden nur noch mehr, und der Dreibund war nun die feste Bürgschaft für die Ruhe Europas.

Ein neues Element kam in die deutsche Politik durch die Kolonialbestrebungen. Im Jahre 1882 wurde ein deutscher Kolonialverein gegründet, und im folgenden Jahre ein umfangreiches Gebiet an der Westküste Afrikas in Angra-Pequena durch ein Bremer Haus erworben. Auch in Ostafrika, wie in der Südsee erwarb man sich bedeutende Strecken, und im Jahre 1884 wurde die sogenannte Kongokonferenz nach Berlin berufen, welche die Freiheit des Handels in dem Becken des Kongo, seinen Mündungen und den angrenzenden Ländern feststellte.

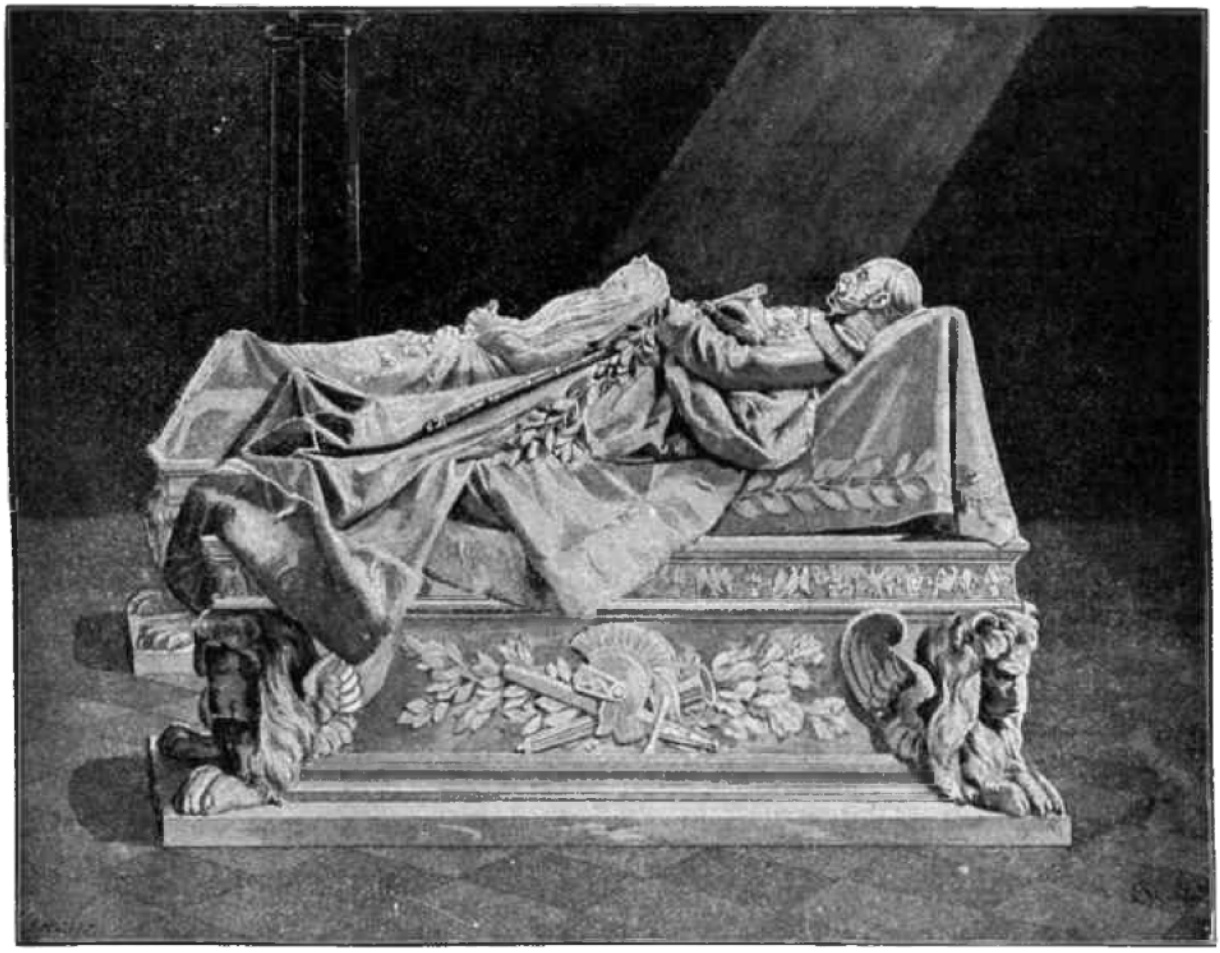
So hatten sich auf allen Gebieten des nationalen Lebens unter Kaiser Wilhelm I. neue Bahnen eröffnet. Daß aber unter ihm auch das Herrschertum im Glauben und Vertrauen der Völker wieder aufgerichtet war, und daß die Deutschen trotz der realistischen und materialistischen Strömung der Zeit doch sich den Sinn für die idealen Güter bewahrten, das offenbarte sich vor allen Dingen bei den herrlichen Festen, die Deutschland in diesen Jahren feiern durfte. Am 11. Juni 1879 feierte das Kaiserpaar seine goldene Hochzeit, und im Oktober 1880 die Vollendung des Kölner Doms. Im Jahre 1883 fand das schon erwähnte Niederwalddenkmalsfest und die vierhundertjährige Geburtstagsfeier Luthers statt. 1885 beging Fürst Bismarck seinen 70. Geburtstag. 1886 fand das 25jährige Regierungs-Jubiläum des Königs Wilhelm sowie das 400jährige Jubiläum der Heidelberger Universität statt. Als am 22. März 1887 Kaiser Wilhelm seinen 90. Geburtstag feierte, waren ihm freilich schon manche Fürsten und Feldherrn im Tode vorausgegangen; der unglückliche Bayernkönig Ludwig II. im Jahre 1886, der ruhmgekrönte Prinz Friedrich Karl im Jahre 1885 und im Jahre 1886 der tapfere Großherzog von Mecklenburg. Die schwere Erkrankung seines Sohnes schuf dem greisen Kaiser, der keine Zeit hatte müde zu sein, schweren Herzenskummer, und dieser zehrte rasch seine Lebenskraft auf. Am 9. März 1888, morgens um 8¼ Uhr schlief Kaiser Wilhelm ruhig ein, geleitet von den Gebeten der Seinigen, tief betrauert von ganz Deutschland, von der ganzen Welt.

Kaiser Wilhelms I. letzte Unterschrift.

Um die Mittagsstunde versammelte sich der deutsche Reichstag. Bald darauf erschien Fürst Bismarck. „Der Herr Reichskanzler hat das Wort." Tiefe Stille herrschte bei den Worten, mit denen Fürst Bismarck mit thränenerstickter Stimme die Todesnachricht überbrachte. „Mir liegt die traurige Pflicht ob, begann er, Ihnen die amtliche Mitteilung von dem zu machen, was Sie bereits tatsächlich wissen werden, daß Se. Majestät der Kaiser Wilhelm heute Vormittag 8¼ Uhr zu seinen Vätern versammelt worden ist. Die Folge dieses Ereignisses ist, daß die preußische Krone und damit nach Artikel 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde auf Se. Majestät Friedrich III.

König von Preußen übergegangen ist. Nach den mir zugegangenen telegraphischen Nachrichten darf ich annehmen, daß Se. Majestät der regierende Kaiser und König morgen von San Remo abreisen und in der gegebenen Zeit hier eintreffen wird.

Ich hatte von dem hochseligen Herrn in seinen letzten Tagen der Betätigung der Arbeitskraft die ihn mit dem Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, welche vor uns liegt, und welche mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung seiner Geschäfte, d. h. also etwa heute oder morgen zu schließen. Ich hatte die Bitte an Se. Majestät gerichtet, nur den Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen. Se. Majestät haben darauf erwidert, daß Sie glaubten, den vollen Namen



Sarkophag Kaiser Wilhelms und Kaiserin Augusta.

noch hinschreiben zu können. Infolgedessen liegt dieses historische Aktenstück vor mir. Unter den obwaltenden Umständen nahm ich an, daß es den Wünschen der Mitglieder des Reichstags ebenso wie denen der verbündeten Regierungen entsprechen wird, daß der Reichstag noch nicht auseinander geht, sondern zusammen bleibt bis nach dem Eintreffen Sr. Majestät des Kaisers, und ich mache deshalb von dieser allerhöchsten Ermächtigung weiter keinen Gebrauch, als daß ich dieselbe als historisches Dokument zu den Akten gebe, und den Herrn Präsidenten bitte, die Entschlüsse, welche den Stimmungen und Ueberzeugungen des Reichstags entsprechen, in dieser Sitzung herbeizuführen. Es steht mir nicht zu, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt. Diese Gefühle bei dem Aus-

scheiden des ersten deutschen Kaisers aus unserer Mitte, die mich tief bewegen, leben im Herzen eines jeden Deutschen. Es ist deshalb nicht nötig denselben hier Ausdruck zu geben. Aber eines glaube ich Ihnen dennoch nicht vorenthalten zu dürfen; nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen, die Tatsache, daß inmitten der schweren Schickungen, welche der von uns geschiedene Herr in seinem Hause noch erlebt hat, es zwei Tatsachen waren, welche ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war diejenige, daß die Leiden seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unseres jetzigen regierenden Herrn, in der ganzen Welt Teilnahme erregten. Ich habe noch heute ein Telegramm aus New-York erhalten, das von der Teilnahme erfüllt war, und welches das Vertrauen beweist, das sich die Dynastie des deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat. Das ist ein Erbteil, kann ich wohl sagen, was des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterläßt. Das Vertrauen, das sich die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen. Die zweite Richtung, in der Se. Majestät einen Trost gefunden hat, bei den schweren Schickungen war diejenige, daß der Kaiser auf die Entwicklung seiner Hauptlebensaufgabe, die Herstellung und Konsolidirung der Nationalität des Volkes, dem er als deutscher Fürst enge angehörte, daß der Kaiser auf die Entwicklung, welche die Lösung dieser Aufgabe inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, die den Abend seines Lebens verschönte und erleuchtete. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Tatsache bei, daß mit seltener Einstimmigkeit aller Dynastien, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abteilungen des Reichstages, dasjenige beschlossen wurde, was für die Sicherstellung der Zukunft des deutschen Reiches auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen könnte als Bedürfnis von den verbündeten Regierungen empfunden wurde. Diese Wahrnehmung hat Se. Majestät mit großem Trost erfüllt, und noch in den letzten Unterredungen, die ich mit meinem dahingeschiedenen Herrn gehabt habe, es war gestern — hat er darauf Bezug genommen, wie ihn dieser Beweis der Einheit der gesamten deutschen Nation, wie es durch die Volksvertretung hier verkündet worden ist, gestärkt und erfreut hat. Ich glaube meine Herren — es wird für Sie alle erwünscht sein, das Zeugnis, das ich aus eigener Wahrnehmung aus den letzten Aeußerungen unseres dahingeschiedenen Herrn ablegen kann, mit in ihre Heimat zu nehmen, da jeder einzelne von Ihnen einen Anteil an diesem Verdienste hat. Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale Ehrgefühl, die treue arbeitsame Pflichterfüllung und die Liebe zum Vaterland, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil in unserer Nation sein, das uns der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser hinterlassen hat. Das hoffe ich zu Gott, daß dies Erbteil von allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, im Krieg und Frieden, in Heldenmut und Hingebung, Arbeitsamkeit und Pflichttreue bewahrt bleibe."

Kaiser Friedrich III., 9. März bis 15. Juni 1888.

Am 11. März 1888 kehrte Kaiser Friedrich todkrank aus Italien heim. Ihn rief die Pflicht auf den Thron, und diesem Ruf folgte er mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte. Ein Bild stolzer und unerschütterlicher Manneskraft, so lebte er in der Liebe

des Volkes, das große Hoffnung auf seine Regierung setzte, eine Beute des unerbittlichen Todes, so betrat er den heimatlichen Boden. Drei Monate schweren Leidens waren ihm noch beschieden. Große Taten nach außen konnte Kaiser Friedrich ja nicht sein eigen nennen, die größte und ruhmreichste Tat aber, den Mut des Leidens, ohne zu klagen, nannte er sein. Noch einmal überwand des Kaisers kräftige Natur einen Ansturm der

Kaiser Friedrich III.

Krankheit, die ihn schon im April dem Tode nahe brachte. Er konnte noch der Hochzeit seines Sohnes Heinrich mit der Prinzessin Irene von Hessen beiwohnen; dann aber wurde er matter und matter. Von Charlottenburg, wo er seit seiner Ankunft residiert hatte, siedelte er nach Potsdam über, und hier, wo er geboren war, ging er am 15. Juni 1888 zur ewigen Ruhe ein.

Kaiser Wilhelm II. seit 1888.

In schwerer und ernster Zeit übernahm Kaiser Wilhelm II. die Regierung. Jung, und wie deutsche Reichskritiker und Reichsnörgler sagten noch unerfahren in der Politik, aber, wie sich bald erwies, eine kraftvolle und eigenartige Persönlichkeit von ausgeprägter Individualität trat er die Herrschaft über Deutschland an. In seiner kaiserlichen Botschaft klang nun freilich das Wort von der Erbschaft seines kaiserlichen Großvaters, wie ein Ruf der Erlösung von manchem Zweifel und mancher Sorge durch das Land. Denn auch in ihm lebt, veredelt durch seine treffliche Erziehung und den eigenen Schwung idealen Strebens der Gedanke seiner kaiserlichen Hoheit, jener erhabenen Souveränität, die sich mit Stolz und Demut zugleich „von Gottes Gnaden" nennt.

Am 27. Januar 1859 in Berlin als ältester Sohn des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen geboren, hatte er nach seiner wissenschaftlichen und militärischen Ausbildung sich eifrig mit seiner zukünftigen Herrscheraufgabe vertraut gemacht. In seiner Thronrede vom 25. Juni 1888 hatte er ausgesprochen, daß er entgegen einer vielfach verbreiteten Meinung, die ihm Kriegsgelüste nachsagte, seine ganze Arbeit an die Erhaltung des Friedens setzen werde. „In der auswärtigen Politik hieß es, bin Ich entschlossen Frieden zu halten mit jedermann, soviel an Mir liegt. Meine Liebe zum deutschen Heer und Meine Stellung zu demselben werden mich niemals in Versuchung führen, dem Lande die Wohltaten des Friedens zu verkümmern, wenn der Krieg nicht eine, durch den Angriff auf das Reich oder dessen Verbündete uns aufgedrungene Notwendigkeit ist. Die Stärke unseres Heeres zu Angriffskriegen zu benutzen, liegt meinem Herzen fern. Deutschland bedarf weder neuen Kriegsruhmes, noch irgend welcher Eroberungen, nachdem es sich die Berechtigung, als einige und unabhängige Nation zu bestehen, endgültig erkämpft hat." Schnell beseitigte der Kaiser auch die Befürchtung, daß er den Bestrebungen der streng konservativen Richtung unter Hofprediger Stöcker sein Ohr leihen würde, durch die Berufung des nationalliberalen Parteiführers v. Bennigsen zum Oberpräsidenten der Provinz Hannover im August und des liberalen Theologen Professor Harnack an die Berliner Universität im September 1888. In einer scharfen Kundgebung des „Reichsanzeigers" gegen die „Kreuzzeitung" im Oktober 1889 wurde bestätigt, daß er in Fortsetzung der seitherigen Kartellpolitik, vor allem eine Verständigung und gegenseitige Schonung aller staatserhaltenden Parteien anstreben wolle. Alle diese Kundgebungen gingen hervor aus vollständiger Uebereinstimmung mit dem Fürsten Bismarck, als dessen begeisterter Verehrer er sich auch jetzt noch wiederholt zeigte.

Auch in der auswärtigen Politik hielt Kaiser Wilhelm zunächst noch die seitherigen Bahnen ein. Aber eigenartig und eindrucksvoll waren die Mittel, mit denen er seine Absicht kundgab, den Dreibund mit Italien und Oesterreich aufrecht zu erhalten, und doch dabei auch die Freundschaft mit Rußland zu pflegen. An der Spitze eines stolzen Geschwaders suchte er vom 19. bis 24. Juli 1889 den Zaren in Kronstadt und Petersburg auf; auf der Rückreise besuchte er auch die Höfe von Stockholm und Aalesund und noch im Herbst dieses Jahres suchte er auch den Hof von Italien auf, um gleichzeitig dem Papste einen Besuch abzustatten. Die Vermählung seiner Schwester, der Prinzessin Sofie mit dem Kronprinzen von Griechenland in Athen am 27. Oktober 1889 war die

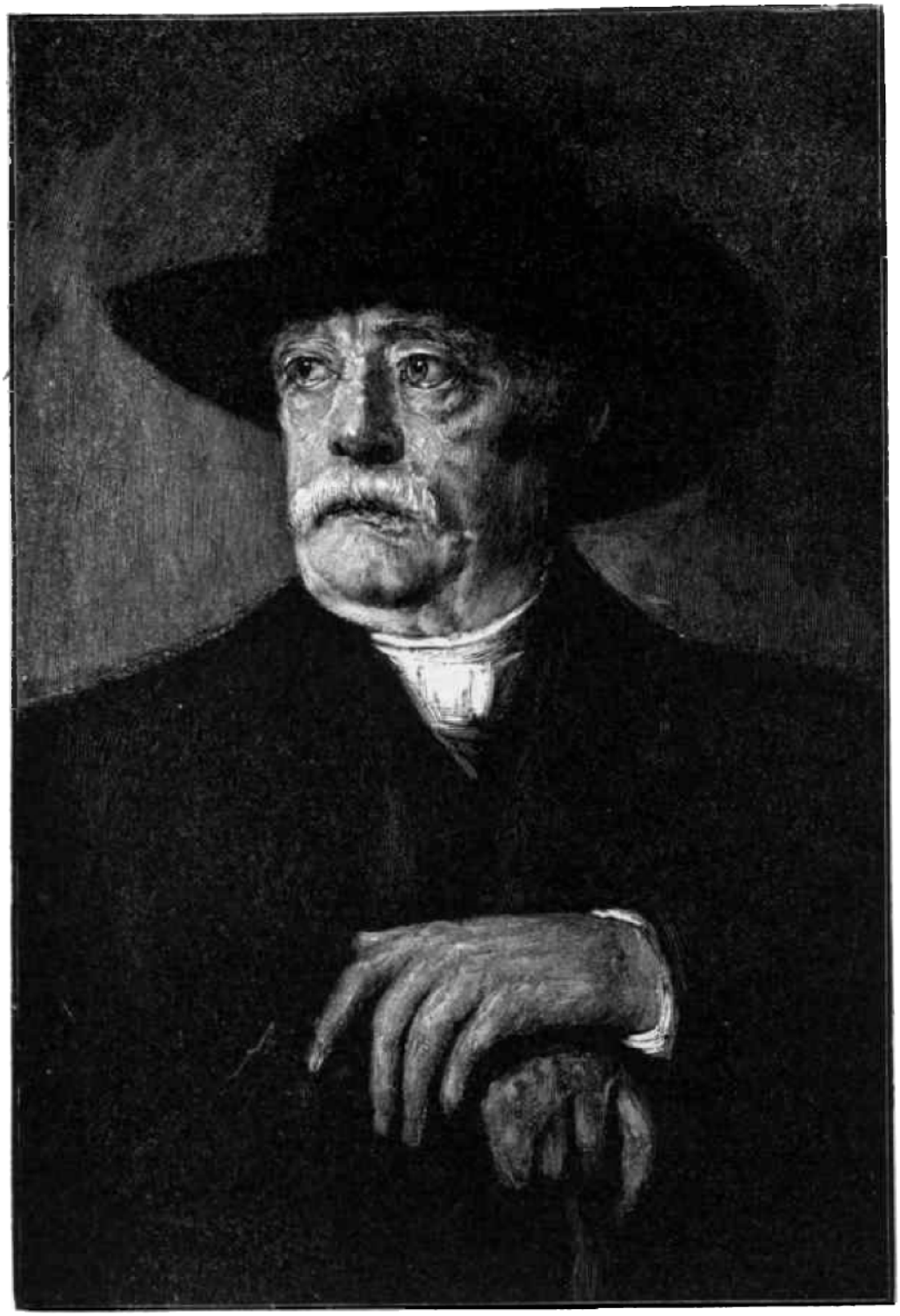
Veranlassung zu einer Reise des Kaisers nach Griechenland und auf dem Rückweg von dort zu einem Besuche des Sultans in Konstantinopel.

Im Heerwesen wurde das Offizierkorps sehr bald durch zahlreiche Verabschiedungen älterer Generäle und Stabsoffiziere verjüngt und neue Exerzierreglements für verschiedene Waffengattungen eingeführt. Der greise Feldmarschall Graf Moltke starb, herzlich betrauert von dem Kaiser und dem ganzen deutschen Volk am 24. April 1891, nachdem er

Reichskanzler Leo von Caprivi.

schon 1888 seine Stellung als Chef des Generalstabs niedergelegt hatte. Die Teilnahme des Kaisers an den Herbstmanövern des Heeres und der Marine zeigte seinen Entschluß die Feldherrnkunst durch eigene Uebung zu erlernen. Eine Kabinettsordre vom 29. März 1890 über die Besetzung der Offiziersstellen wirkte dem Luxus entgegen, und eröffnete weiteren bürgerlichen Kreisen den Zutritt zur Offizierslaufbahn. Eifrige Förderung fand auch von Anfang an das Marinewesen beim Kaiser. Die obersten Behörden derselben wurden 1888 neu organisiert, und eine Vermehrung der Flotte zu dem Zwecke, sie auch zur Offensive zu befähigen, 1891 eingeleitet und in den folgenden Jahren gefördert.

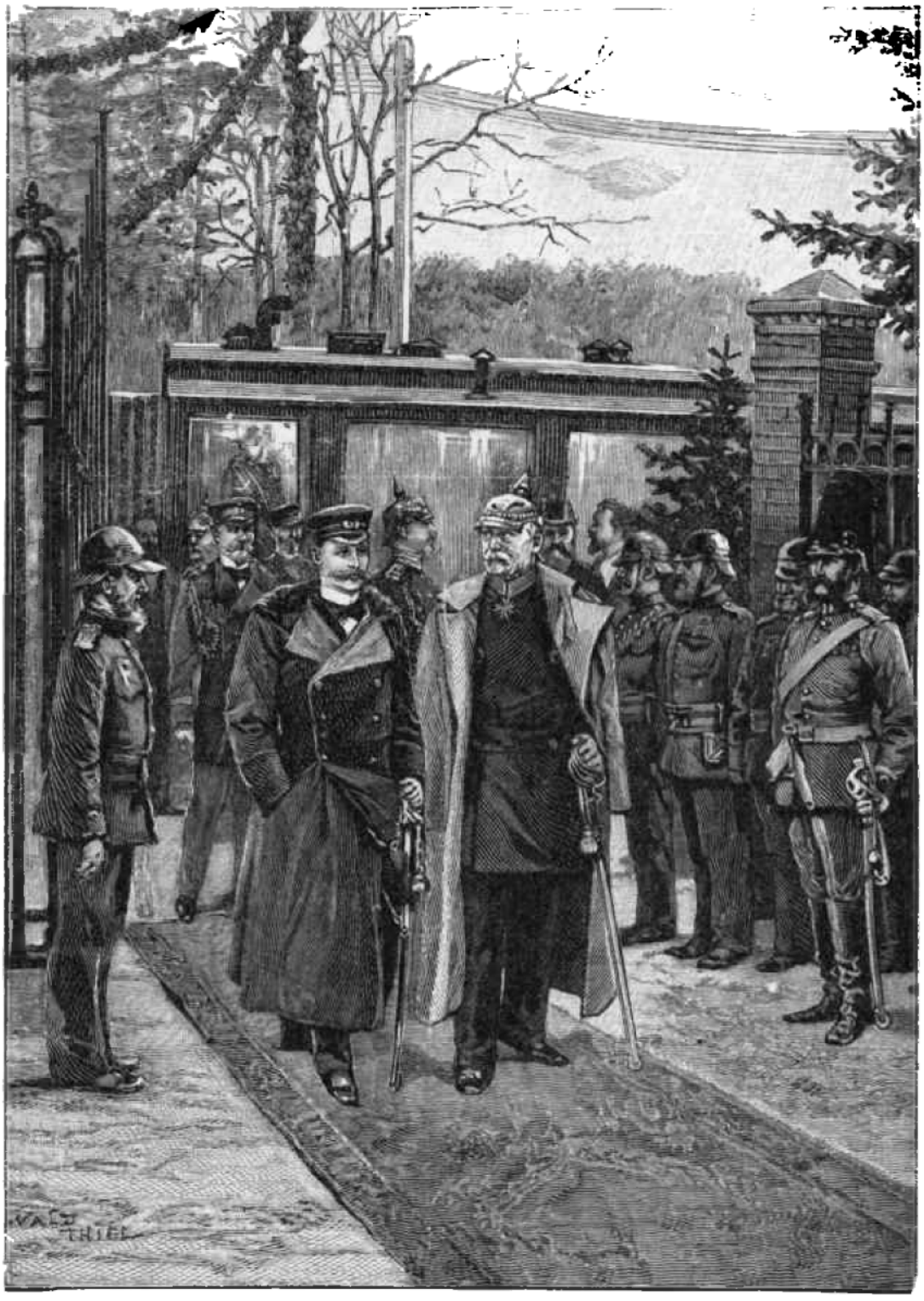
Den Mittelpunkt seiner Regierungssorgen bildete aber für den Kaiser die soziale Frage. Schon durch Eindrücke während seiner Erziehung auf die Lage der arbeitenden Klassen aufmerksam gemacht, nahm er anläßlich eines großen Arbeiter-Ausstandes der



O. von Bismarck. Nach einem Gemälde von F. von Lenbach.

Bergarbeiter in Rheinland und Westfalen im Frühjahr 1889 Veranlassung zu einer großen sozialpolitischen Aktion. Am 4. Februar 1890 ergingen zwei kaiserliche Erlasse an den Reichskanzler und die beteiligten Minister, welche der Sozialreform ganz neue

Bahnen zu eröffnen schienen. Auch persönlich beteiligte sich der Kaiser an den Beratungen des Staatsrats, 11. bis 28. Februar 1890, der die neuen Gesetzentwürfe vorbereiten sollte.



Kaiser Wilhelm beim Fürsten Bismarck in Friedrichsruh.

Während dann vom 15. bis 29. März die internationale Arbeiterschutzkonferenz tagte, vollzog sich am 20. März der Rücktritt des Reichskanzlers Fürst Bismarck, der die sozialen Reformpläne des Kaisers nicht billigte, und die Ernennung des Generals

Kaiser Wilhelm II.

von Caprivi zu seinem Nachfolger. Der Verzicht auf die Erneuerung des 1. Oktober 1890 ablaufenden Sozialistengesetzes ging bei dem Kaiser Hand in Hand mit dem Entschluß, etwaige revolutionäre Erhebungen der Sozialdemokratie mit eiserner Faust niederzudrücken.

Mit der Entlassung Bismarcks hatte eine große Zeit ihr Ende gefunden; es begann nun die Aera Kaiser Wilhelms II. der sein eigener Reichskanzler sein wollte. An Bismarcks Stelle trat, wie schon erwähnt, dem Namen nach Caprivi und als Staatssekretär des Aeußeren wurde Graf Herbert Bismarck durch Freiherrn von Marschall ersetzt, keinen zünftigen Diplomaten. Caprivis erste Aufgabe war die Vertretung einer neuen Militärvorlage, durch welche die Friedenspräsenzstärke bis zum Ende des Septennats um 18 574 Mann erhöht wurden. Die Vorlage wurde angenommen, aber mit einem Antrag Windhorsts, der unter anderem die zweijährige Dienstzeit forderte. Zwei Jahre lang dauerte der Kampf der Meinungen und dann erst erklärte sich die Regierung für einen Versuch bei der Infanterie, verlangte aber für die Zeit vom 1. Oktober 1893 bis 31. März 1899 eine Jahresdurchschnittsstärke von 492 068 Mann mit einem einmaligen Aufwande von 66 und einer laufenden Mehrausgabe von 64 Millionen. Da hierüber keine Einigung zustande kam, wurde der Reichstag im Mai 1883 aufgelöst. Der neugewählte Reichstag nahm die Vorlage mit Abstrich eines Sechstels an Mannschaft und Geld an.

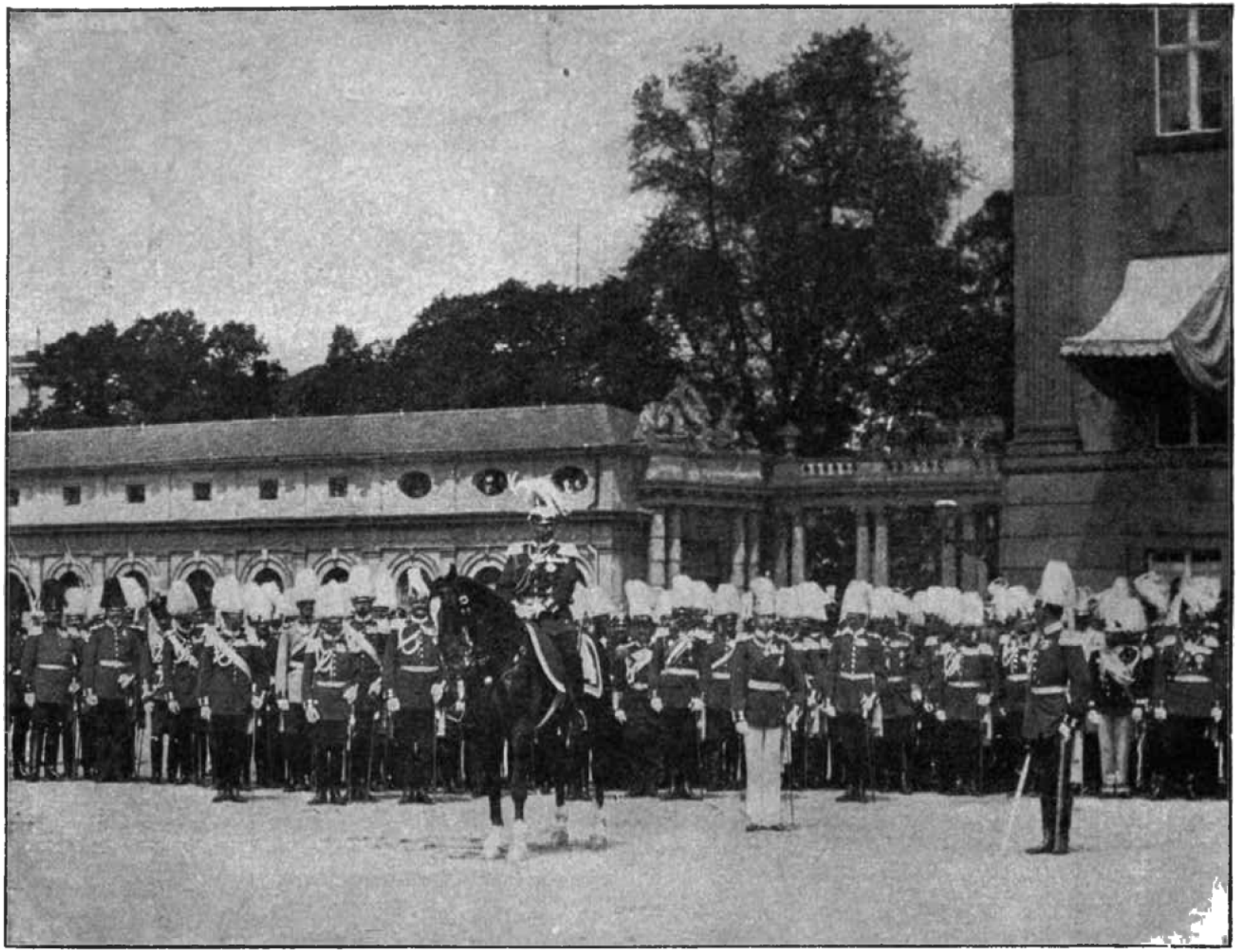
Reichskanzler Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst.

Zu solchen wiederholten Erhöhungen wurde man durch die fortschreitenden Rüstungen Frankreichs und Rußlands veranlaßt. Noch immer lebten die Revanchegelüste Frankreichs fort, und waren neuerdings durch ein russisch-französisches Einverständnis neu geweckt worden. Schärfer denn je traten sich Dreibund und Zweibund gegenüber; und erst nach dem Tode Alexander III. trat eine Besserung ein, so daß sowohl im griechisch-türkischen Krieg eine Annäherung Deutschlands und Rußlands stattfand, ohne daß dadurch die guten Beziehungen Frankreichs und Rußlands gestört worden wären. Dagegen gestaltete sich das Verhältnis zu England sehr schwankend, da dieses in der gewaltigen Konkurrenz der deutschen Industrie und des deutschen Handels eine Gefahr für seine Weltstellung erblickte, und dessen Regierung dadurch zu einer unfreundlichen Haltung Deutschland gegenüber gedrängt wurde. Dazu kam die Kolonialfrage in Ost- und Westafrika, und als Kaiser Wilhelm dem Präsidenten Krüger von Transvaal zur Zurückweisung einer englischen Räuberbande, die das Land annektieren wollte, telegraphisch seinen Glückwunsch aussprach, da brach sich die englische Empörung in hellen Flammen Bahn. Deutschlands Haltung im chinesisch-japanischen und im griechisch-türkischen Krieg, sowie im kretischen Aufstand steigerte die Erbitterung, da ein gutes Verhältnis zur Türkei und die Erwerbung der Bucht von Kiautschou (1898) in China im Gefolge jener Ereignisse sich vollzogen. So kehrte denn die äußere Politik inbezug auf Rußland wieder zu den Traditionen

Bismarcks zurück, und die öffentliche Meinung stand dieser Wandlung durchaus sympathisch gegenüber. Nirgends als in Deutschland konnten am Ende des Jahres die Friedens- und Abrüstungsvorschläge des Zaren Nikolaus II. willkommener sein, da dessen ganze Kraft durch seine innere Politik in Anspruch genommen wurde.

Hier hatten sich allmählich die wirtschaftlichen Gegensätze mehr und mehr zugespitzt, und da in diesen Kampf auch der Name Bismarcks, der auch jetzt aus seinem Herzen keine Mördergrube machte, hereingezogen wurde, gestaltete sich für den Kaiser und seine Regierung die Lage immer unerquicklicher. Ein geradezu unverständlicher Mißgriff Caprivis goß Oel in das Feuer. Als Bismarck 1892 zur Hochzeit seines Sohnes nach Wien fuhr und überall demonstrative Begeisterung ihn begrüßte, verbot der Reichskanzler dem deutschen Botschafter in Wien an der Hochzeit teilzunehmen, und gestattete ihm nur den koventionellen Verkehr mit dem Fürsten. Im folgenden Jahre erst kam eine Aussöhnung zwischen diesem und dem Kaiser zustande. Schon dadurch war Caprivis Stellung sehr erschüttert, und die Abschwächung einer sehr reaktionären Umsturzvorlage des Grafen Eulenburg gab ihm den Rest. Am 26. Oktober 1894 erhielt er seine Entlassung, und an seine Stelle trat Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, dem freilich schon vermöge seines hohen Alters (er starb im Juli 1901) eine Initiative in irgend einer Art nicht mehr möglich war. Die Führung der preußischen Regierung ging mehr und mehr in die Hände des klugen Finanzministers Miquel über, der freilich infolge seiner gar zu großen Klugheit sich bei allen Parteien unbeliebt machte, und mit seiner Sparsamkeitspolitik neue wirtschaftliche Konflikte aller Art hervorrief. Ein erfreuliches Moment in diesen Wirrnissen bildete die Annahme des bürgerlichen Gesetzbuches am 1. Juni 1896, denn es bildete den Schlußstein der errungenen Rechtseinheit. In demselben Jahre ging eine Militärvorlage durch, welche die Zahl der Bataillone erhöhte, und eine bessere Ausbildung der Armee möglich machte; während eine Reform des Militärstrafprozesses mit mündlichem Verfahren und Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung nach bayrischem Muster erst im Jahre 1900 zustande kam. Eine Marinevorlage, die 70 Millionen Mark für neue Schiffe, zum Schutze des auswärtigen Handels und der Deutschen im Auslande forderte, stieß auf lebhaftem Widerspruch im Reichstag, der nichts von „uferlosen Flottenplänen“ und „Weltpolitik“ wissen wollte. Allein infolge einer lebhaften Flottenagitation wurde die neue Vorlage, die bis zum Jahre 1904 eine Flotte von 19 Linienschiffen, 8 Küstenpanzern und 42 Kreuzern in Aussicht nahm, schließlich am 10. April 1898 genehmigt. Am 20. Juni 1895 konnte der Nordostseekanal eröffnet werden, während dagegen der große Plan eines Rhein-Elbe-Kanals von den Konservativen zu Fall gebracht wurde.

Zu einem ausgedehnten Kolonialbesitz war bereits der Grund gelegt. Am 1. Januar 1891 wurde die deutsche Herrschaft an der ostafrikanischen Küste proklamiert, und v. Soden wurde der erste Gouverneur von Ost-Afrika. Infolge einiger kriegerischer Verwicklungen mit den Eingeborenen erhielt Oberstleutnannt von Scheele die Leitung der Kolonie; die wirtschaftliche Entwicklung derselben kam freilich auch jetzt nicht recht vorwärts. Nun übernahm 1895 der bekannte Afrikareisende Major von Wißmann das Gouvernement, allein die Kämpfe dauerten fort und schon im Jahre 1896 wurde Wißmann durch Oberst Liebert ersetzt. Allein die Kämpfe in den Kolonien dauerten fort; zudem stieß man da und dort mit den Interessen der Engländer oder Franzosen zusammen, und einen eigentlichen Erfolg hatte man nur durch einen am 6. März 1898 abgeschlossenen Vertrag, durch welchen die, wie schon kurz erwähnt, Verpachtung der



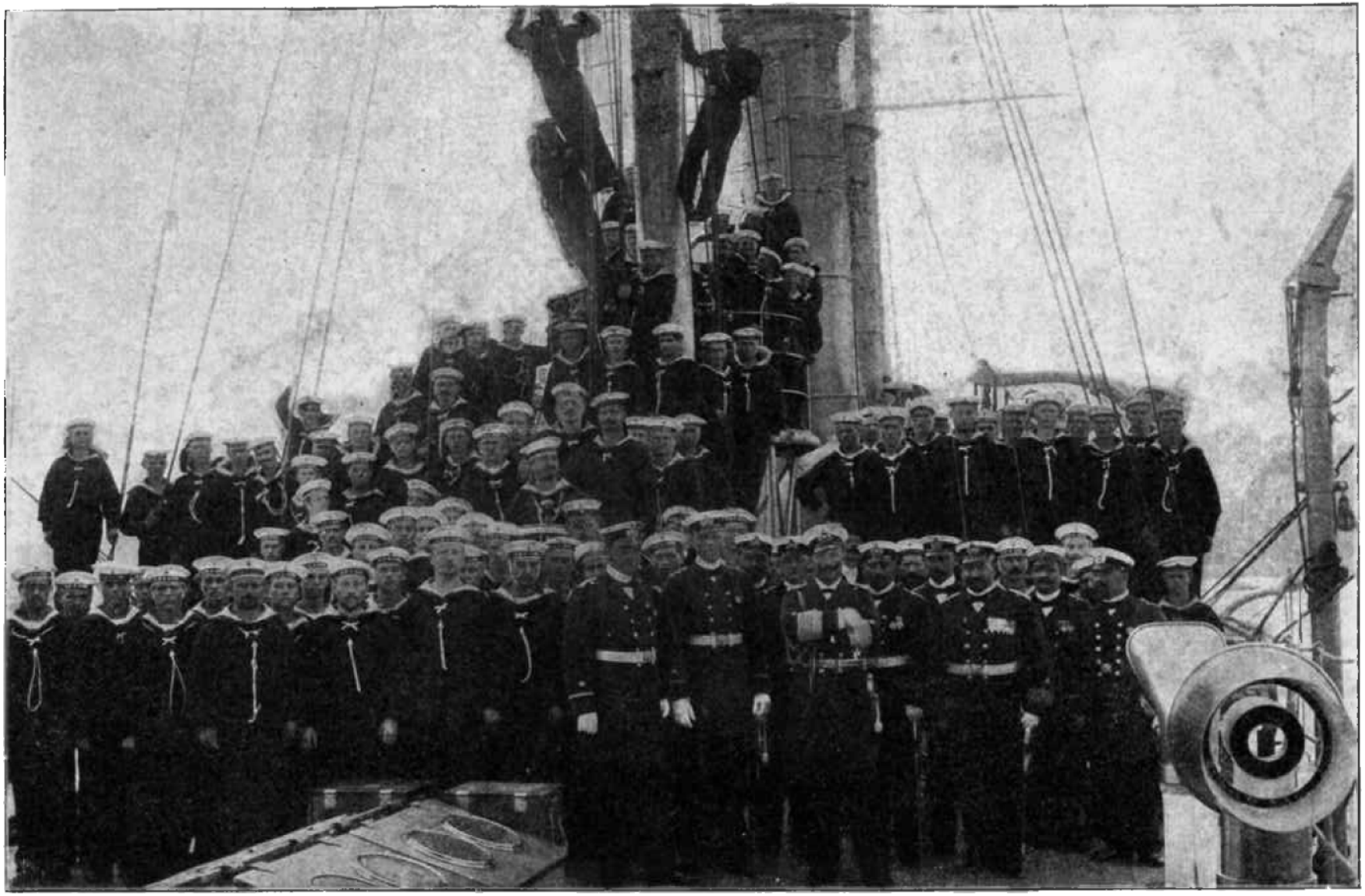
Eintritt des Kronprinzen in das 1. Garde-Regiment zu Fuß.

Bucht von Kiautschou und der Nachbargebiete auf 99 Jahre von China erlangt und dadurch dem Handel neue Bahnen eröffnet wurden.

Am 30. Juli 1898 starb in Friedrichsruhe Fürst Bismarck. Deutschlands Kaiser und Volk trauerte um ihn, den treuen Diener seines kaiserlichen Herrn, um den Vertreter einer ruhmreichen Vergangenheit, dem man es um seines großen Lebenswerkes willen gerne nachsah, daß er sich in die neue Zeit nicht mehr so recht finden wollte. Im Oktober trat Kaiser Wilhelm mit der Kaiserin und großem Gefolge eine Reise nach dem Orient an, besuchte den Sultan in Konstantinopel und sodann die heiligen Stätten

Prinz Heinrich von Preußen.

in Palästina, in denen er die Ansprüche Frankreichs auf das Protektorat über die katholischen Christen im Orient mit Entschiedenheit zurückwies. Durch die während des südafrikanischen Krieges im deutschen Volke vorherrschende Mißstimmung gegen England ließ sich Kaiser Wilhelm in dem Ausdruck freundschaftlicher Gefühle gegen den ihm nahe verwandten englischen Hof nicht beirren, und zeigte überhaupt ein weitgehendes Entgegenkommen gegen die europäischen Staaten und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, was bei verschiedenen Konflikten mit dem Ausland einen raschen und friedlichen Abschluß derselben ermöglichte. Die Bewohner Elsaß-Lothringens suchte er durch wiederholte Besuche der Reichslande, wie andere Gunstbeweise immer mehr dem Reiche zu ge-



Kaiſer Wilhelm II. unter ſeinen blauen Jungen vor ihrer Ausreiſe nach China.

winnen, wozu besonders auch die plötzlich verfügte Aufhebung des Diktaturparagraphen (3. Mai 1902) wesentlich beitrug.

In den Reichstagssessionen von 1899 kamen ein Bankgesetz, eine Novelle zum Postgesetz, wodurch auch die Ablösung der Privatpostanstalten ausgesprochen wurde, in dritter Lesung zur Annahme. Das Gesetz zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses (die sogenannte Zuchthausvorlage) wurde dagegen abgelehnt. Ein vom Reichskanzler im Jahre 1896 gegebenes Versprechen, betreffend Aufhebung des Verbots von Verbindung politischer Vereine fand durch eine Erklärung desselben am 6. Dezember 1899 im Reichstag Erfüllung.

Generalfeldmarschall Graf von Waldersee.

Im gleichen Jahre noch stellte die Regierung die Einbringung einer Novelle zur jüngsten Flottenvorlage in Aussicht, die eine wesentliche Erhöhung des Sollbestandes der Flotte bezweckte. Die Vorlage fand endlich nach langen Beratungen am 11. Juni 1900 die Zustimmung des Reichstags. Daneben führte namentlich die sogenannte lex Heinze zu erregten Erörterungen, und am 26. Mai wurden auch die neuen Unfallversicherungsgesetze nach langer Debatte in dritter Lesung mit unbedeutenden Aenderungen erledigt.

Schon im Frühjahr 1900 waren Gerüchte über gewalttätige Aufstände der Boxer in China bekannt geworden, die sich besonders heftig gegen die fremden Niederlassungen und Missionsstationen daselbst richteten, und die dabei interessierten europäischen Staaten zur Entsendung von Truppenkommandos veranlaßten. Als nun im Juni sogar die fremden Gesandtschaften von den Boxern bedroht, und der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler dabei meuchlings ermordet wurde, befahl Kaiser Wilhelm Anfangs Juli sofort in höchster Erregung die Ausrüstung eines Geschwaders nach Ostasien, das später noch durch weitere Truppensendungen verstärkt wurde, und ernannte, im Einverständnis mit den übrigen gegen China vorgehenden Mächten, den Generalfeldmarschall Grafen Waldersee zum Höchstkommandierenden sämtlicher in Ostasien befindlicher Streitmächte. Wiederholt hatten die deutschen Truppen ruhmvollen Anteil an der Niederwerfung der Boxer und konnten auch die deutsche Flagge auf den Mauern von Peking hissen. In einem Mitte Oktober mit England geschlossenen Abkommen erklärten beide Staaten, die chinesischen Wirren nicht zur Erlangung territorialer Vorteile benutzen zu wollen, wenn andere Mächte dies nicht tun. Am 26. Oktober wurden in Peking die Friedensverhandlungen zwischen China und den Mächten begonnen, und Mitte Januar 1901 ein Friedensvertrag unterzeichnet. Nach weiteren Verhandlungen und neuen Kämpfen, an denen sich auch die

Deutschen wiederum wesentlich beteiligten, konnte endlich anfang Juni der Krieg als beendigt angesehen werden und die Truppen wurden zurückgezogen. Graf Waldersee legte nun den Oberbefehl nieder und kehrte nach Deutschland zurück; nur eine vertragsmäßig ausbedungene Besatzungsbrigade blieb zunächst noch im Lande stehen. Der Kaiser von China sprach in einem Schreiben, das sein Bruder, Prinz Tschun im September am Berliner Hof überbrachte, förmlich sein Bedauern über das Geschehene aus.

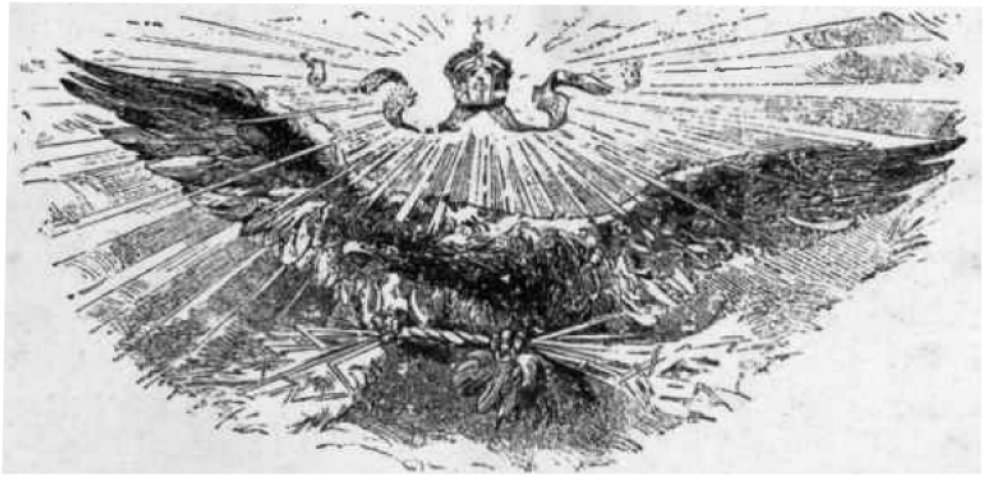
Inzwischen hatte am 16. Oktober 1900 der Reichskanzler Fürst Hohenlohe wegen hohen Alters seine Entlassung erbeten und erhalten; zu seinen Nachfolger wurde der bisherige Staatssekretär des Auswärtigen **Graf von Bülow** ernannt, dem am 23. Oktober der bisherige Unterstaatssekretär Freiherr von Richthofen im Amte folgte. Da die Reichsregierung die Unternehmungen in China ohne Befragen des Reichstags ausgeführt hatte, erbat sie nach Wiedereröffnung desselben im Dezember 1900 bei Vorlegung eines Nachtragsetats, betreffend die Kosten der Expedition Indemnität für ihr Vorgehen, die auch von den meisten Parteien, wenngleich mit scharfem Tadel, gegeben wurde. Im Juli 1901 veröffentlichte die Regierung den Entwurf eines neuen Zolltarifs, der von den liberalen Parteien namentlich wegen Erhöhung der Getreidezölle heftig bekämpft wurde. Während der Flottenmanöver bei Danzig fand im September auch eine Begegnung des Kaisers mit den Zaren statt, bei der das fortdauernde gute Einvernehmen zwischen beiden Staaten ausdrücklich betont wurde.

Reichskanzler Graf von Bülow.

Das Jahr 1902 ist hauptsächlich bedeutsam durch die **Erneuerung des Dreibundes** am 28. Juni deren Bedeutung in erster Linie darauf beruht, daß dadurch das mitteleuropäische Friedensbündnis in unveränderter Gestalt verlängert wurde. Nicht weniger bedeutungsvoll erschien die Reise des Prinzen Heinrich nach Amerika, wo derselbe einen begeisterten Empfang fand. Vom 22. bis 28. Februar weilte Prinz Heinrich in New-York und Washington, machte dann vom 1. bis 10. März eine Reise durch eine Reihe amerikanischer Städte, und kehrte am 11. März in die Heimat zurück, wobei der Kaiser Anlaß nahm an den amerikanischen Präsidenten warme Worte des Dankes für die Aufnahme seines Bruders in der neuen Welt zu richten. Unermüdlich war der Kaiser auch in diesem Jahre bald da und dort. Sein Besuch in Posen, eine seiner ernsten Reden dort und vorher auf der Marienburg veranlaßt durch das herausfordernde Benehmen der Polen war von nachhaltigem Eindruck, König Georg von Sachsen, der seinem am 19. Juni verstorbenen Bruder Albert in der Regierung nachfolgte, traf am 13. September zum Besuch in Potsdam ein, und ihm folgte im Oktober der Besuch des **Kronprinzen von Dänemark**, durch den eine lang herrschende Verstimmung zwischen Deutschland und Dänemark nun endlich beseitigt erschien. Kaiser Wilhelm selbst weilte im November mehrere Wochen in England.

Der lange umstrittene Zolltarif kam endlich am 13. Dezember in einer bis morgens 4¾ Uhr dauernden Schlußsitzung seiner dritten Lesung zur Verabschiedung. Die Vorlage wurde in einer Gesamtabstimmung mit 202 gegen 100 Stimmen angenommen. Die venezolanischen Wirren hatten am Anfang dieses Jahres auch für Deutschland diplomatische Maßnahmen erfordert, der Tod des Papstes Leo XIII. am 21. Juli, dem Kaiser Wilhelm in Begleitung des Kronprinzen kurz zuvor noch einen Besuch abgestattet hatte. Die Reise des Kronprinzen zu Beginn des Jahres 1903 an den russischen Hof, sind die bemerkenswertesten Ereignisse dieses Jahres, und ihnen folgte im Anfang des Jahres 1904 am 8. März die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes, sowie die Entstehung von Unruhen in Deutsch-Südwestafrika, wo die deutschen Kolonialtruppen unter Major von Leutwein und nach ihm unter dem General von Trotha scharfe Kämpfe gegen die Hereros zu bestehen hatten. Mit der Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem König Eduard VII. während der Kieler Woche Ende Juni sei geschlossen.

* * *

Andeuten nur wollten wir die bedeutendsten Ereignisse der letzten Monate und Jahre. Sie gehören noch nicht der Geschichte an und die Logik der Weltgeschichte ist eine so strenge und gesetzmäßige, daß es vermessen wäre, heute schon ein Urteil über das fällen zu wollen, was uns die letzten Jahre gebracht haben. Aber einen Blick rückwärts zu werfen auf die Geschichte unseres Volkes sei uns noch einmal gestattet, nur um hinzuweisen auf die Kraft, die sich bei uns immer wieder da geltend macht, wo die Not und die Bedrängnis am höchsten waren. Das ist das edle Pflichtgefühl und jene Liebe zum Vaterland, die über dem Kleinen das Große nicht vergißt, das ist das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das sich nicht zerstören läßt und die deutschen Völker immer wieder zusammenführt zu gemeinsamem Tun. Durch Blut und Not hindurch ist unser deutsches Vaterland gegangen; heute ist es trotz aller Wirrnisse und Stürme herrlich und groß; mahnen will seine Geschichte, kräftigen und stärken will sie in dem Vertrauen, daß das was uns hält und festigt, die Liebe zur deutschen Heimat, niemals vergeht. Haben auch wir mit unserem bescheidenen Teil dazu beigetragen, dann ist es uns Lohns genug:

Gott schütze und erhalte den Kaiser und das deutsche Vaterland.